15.8.806

Geschichte

der

Deutschen Literatur

seit Lessing's Tod.

Von

Julian Schmidt.

Fünfte, durchweg umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Erster Band: Das classische Zeitalter.

1781 – 1797.

Leipzig.

Friedr. Wilh. Grunow.

1866.

Geſchichte

der deutſchen Literatur

ſeit Leſſing's Tod.

Ueberſetzung ins Engliſche und Franzöſiſche vorbehalten.

Geſchichte

der

Deutſchen Literatur

ſeit Leſſing's Tod.

Von

Julian Schmidt.

Fünfte, durchweg umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Erſter Band: Das claſſiſche Zeitalter.

1781—1797.

Leipzig.

Friedr. Wilh. Grunow.

1866.

Vorrede.

Ueber die Grundſätze, welche dieſe neue Umarbeitung geleitet, habe ich mich in der Vorrede zu meiner „Geſchichte des geiſtigen Lebens in Deutſchland von Leibnitz bis auf Leſſing's Tod“ ausgeſprochen. Das gegenwärtige Werk ſchließt ſich unmittelbar an daſſelbe an und bildet ein Ganzes, da es aber auch für ſich fortbeſtehn ſoll, und ich nicht vorausſetzen darf, daß die Beſitzer des einen das andere haben, ſo ſei mir verſtattet, ſie hier zu wiederholen.

— Jede geiſtige Thätigkeit des Volks hat ihre Zeit: bald tritt die Dichtkunſt, bald die Philoſophie, bald das Rechtsweſen, bald die Politik, bald die religiöſe Stimmung in den Vordergrund, und beeinträchtigt die andern Momente, oder wenigſtens die Theilnahme des Volks und die Wirkung auf daſſelbe. Die Geſchichte des geiſtigen Lebens hat die Aufgabe, für jede Periode das Uebergewicht des einen geiſtigen Moments über die andern in der Darſtellung ebenſo deutlich hervortreten zu laſſen, wie es in der Wirklichkeit ſtattfand.

Zum richtigen Verſtändniß der Schriften gehört Einſicht in das Publicum und die Perſönlichkeit der Schriftſteller; man verſteht jene nur halb, wenn man nicht weiß, aus welchen Motiven ſie hervorgegangen, in welchem Geiſt ſie geſchrieben und wie ſie aufgenommen ſind.

Nicht immer geben die Schriftſteller ihr Beſtes in ihren Werken aus. Goethe's Dichtungen ſind Illuſtrationen ſeines Lebens, Männer wie Jacobi, Hamann, Lavater, zum Theil auch Herder, würde man ganz ſchief beurtheilen, wenn man ihre perſönlichen Mittheilungen unberückſichtigt ließe. Es giebt Perioden, wo der vertrauliche individuelle Verkehr für das Verſtändniß des herrſchenden Geiſtes wichtiger iſt als der öffentliche; Perioden, wo das Gemüth eine allgemeine Macht wird, wo Liebes- und Freundſchaftsbriefe eine geſchichtliche Wichtigkeit haben.

Die Kraft der Zeit drängt ſich auf allen Gebieten in verhältnißmäßig wenig Individuen zuſammen, die ihr den Ausdruck geben; kennt man dieſe vollſtändig, ſo kennt man auch die Zeit, die ihnen als Baſis dient. In der Geſchichte des geiſtigen Lebens iſt es nicht anders als in der politiſchen Geſchichte: auch in jener läßt ſich die gegenſeitige Beziehung und Wechſelwirkung der Helden in Form von Grund und Folge entwickeln. Wenigſtens habe ich ſo empfunden, als ich die geiſtige Bewegung von den erſten Kämpfen des geſunden Menſchenverſtandes und des Gefühls gegen den kirchlichen Zunftzwang bis auf unſere Tage in ihrem innern Zuſammenhang zu erforſchen mich bemühte. Es ſchien mir, als ob dieſe geiſtigen Kämpfe Deutſchlands ein ebenſo zuſammenhängendes und einheitliches Gemälde bilden als irgend ein geiſtiger Kampf; mit andern Worten, daß ſie ſich vollkommen für die Form der Erzählung qualificiren. Freilich darf der Erzähler nie vergeſſen, daß er

den Zuſammenhang nicht nach einem wiſſenſchaftlichen Geſetz, ſondern nur durch Anſchauung findet: je reiner es ihm gelingt, die Thatſachen zur Anſchauung zu bringen, deſto nützlicher wird ſein Bemühen ſein; ohnehin iſt das Spiel mit geprägten Urtheilen bei uns viel geläufiger als eindringende Kenntniß.

Die Form der Erzählung bedingt mit Nothwendigkeit die chronologiſche Folge: die Urſache muß vorher erzählt werden, ehe die Wirkung erzählt wird. Die Schwierigkeiten dieſes Unternehmens verkenne ich keineswegs. Die Aufmerkſamkeit wird nach verſchiedenen Seiten hin zerſplittert, und es iſt nicht leicht, die Gruppirung der Maſſen nach Licht und Schatten ſo deutlich hervortreten zu laſſen, daß keine Unruhe entſteht. Aber dieſe bei weitem ſchwierigere Methode der andern beliebten vorzuziehn, nach welcher zuerſt ein Schriftſteller oder eine Richtung ganz abgefertigt wird, bevor man den andern vornimmt, dazu beſtimmte mich noch ein in der Sache liegender Grund. Man macht ſich von jedem Schriftſteller, den man aus ſeinen Geſammtwerken kennt, unwillkürlich ein einheitliches Bild, das man auf alle Perioden ſeines Lebens überträgt. Dadurch wird man bald gegen ihn ungerecht, bald gegen die Zeit, auf die er wirkte. Das richtige Verhältniß zwiſchen beiden wird nur dadurch hergeſtellt, daß man ihn in jeder Phaſe ſeiner Entwickelung, thätig und leidend, gebend und empfangend, mit ſeinen Zeitgenoſſen zuſammenhält. —

Ich habe nur noch wenig hinzuzufügen.

Was „Geſchichte des geiſtigen Lebens“ im höchſten Sinn des Worts ſagen will, zeigt für die Jahre 1764—1774 Goethe's „Wahrheit und Dichtung“. Er ſchildert einfach, was er empfunden, gelernt, gelebt, geſchaffen und in ſeinem Leben kryſtalliſirt ſich das geiſtige Leben der Nation. Er hätte ſein Werk noch vielleicht über ein Menſchenalter fortſetzen können; weiter hinaus in der Weiſe nicht mehr, denn ſeitdem traten viele ernſte und große Regungen über ſeinen geiſtigen Kreis hinaus.

Für einen weitern Zeitraum würde das Ideal der Geſchichte ſein, wenn ein Mann in ſich noch einmal die geiſtige Arbeit der Früheren durchlebte, durchdächte, durchempfände, ſelbſtändig weiter förderte. Ein ſolcher Mann, der nach allen Richtungen eigen und gründlich exiſtirte, würde aber ſchwerlich darauf kommen, eine Literaturgeſchichte zu ſchreiben.

Ein jeder Verſuch der Art leidet an den Grenzen des geiſtigen Horizonts, den der Verfaſſer beherrſcht; über dieſe Grenzen kann er nicht hinaus. Aber eine Verpflichtung hat er: die Grenzen zu kennen, nichts zu ſagen, was er nicht weiß und lebendig verſteht. Ich habe mich ernſtlich beſtrebt, dieſe Pflicht im Auge zu behalten, freilich mit dem Bewußtſein, daß ihre Erfüllung gerade ſo ſchwer iſt, als die Erfüllung des allerunbedingteſten Gebots in der moraliſchen Welt, der Wahrheit.

Berlin, d. 20. Auguſt 1865.

Inhalt.

Seite

Erſtes Buch. Die neue Philoſophie 1781—1787. 1

Erſter Abſchnitt. Die Phyſik und das Chriſtenthum 1781—1784 . 1

Weimar 1781 — Goethe und das Staatsleben — Frau v. Stein — Wieland und Merck 1

Geſchichte und Politik — Joſephiniſche Reformen 1781 — Juſtus Möſer — Joh. Müller bis 1781 (Forſter) 19

Religiöſe Regungen: Lavater und Goethe 1782 — Freimaurer und Wunderthäter — Herder und Jacobi — J. Müller's „Reiſen der Päpſte" 1782*) 42

Berlin und die Aufklärer 1783 — Mendelsſohns „Jeruſalem" — Moritz und die Pſychologie 58

Kampf um Spinoza — Jacobi, Hamann und die Galizin — Der norddeutſche Kreis: Klopſtock, Voß, Stolberg, Claudius — Naturwiſſenſchaft: Herder's Ideen; Goethe's Geheimniſſe — Jacobi in Weimar 1784 72

Zweiter Abſchnitt. Kant 1781—1785 98

Kritik der reinen Vernunft 1781**) 100

Der hiſtoriſche Standpunkt 124

Der moraliſche Standpunkt 131

Dritter Abſchnitt. Wechſelwirkung zwiſchen der Philoſophie und dem Leben 1785—1787 141

Die Glaubensphiloſophie über Moral und Politik (Jacobi, Lavater, Hamann, Forſter, die Galazin) — J. Müller's Schweizergeſchichte 141

Mendelsſohn's Tod 1786; ſeine Anhänger gegen Jacobi und Hamann — Lavater in Weimar — Goethe's Flucht nach Italien 154

Friedrich des Großen Tod 1787; Das neue Regiment; Der Fürſtenbund 1787 (J. Müller) — Die Kantiſche Philoſophie populär (Reinhold) — Jacobi's „Hume" und Herder's „Gott" 1787 162

Zweites Buch. Kampf und Verſöhnung zwiſchen Philoſophie und Dichtkunſt 1787—1795 180

Erſter Abſchnitt. Schiller bis 1788. 180

Schiller's Jugend: Räuber, Anthologie, Fiesco, Kabale und Liebe — Iffland und das Theater — Charlotte v. Kalb — Leipzig und Dresden — Lyriſche Gedichte — Don Carlos 1787 180

Schiller in Weimar 1787: Charlotte v Kalb, Wieland, Herder, Reinhold, Forſter — Lottchen — Götter Griechenlands 1788 — Kantiſche Einflüſſe — Briefe über D. Carlos; Goethe's Egmont; Niederländiſche Rebellion***) . 215

Goethe's Rückkehr aus Italien 1788: Herder, Chriſtiane, Merck — Goethe und Schiller in Rudolſtadt 241

*) S. 25 lies „Landfrieden von 1495" ſt. 1795. — S. 37 lies „Landgraf von Heſſen" ſt. Kurfürſt. — S. 49 lies „Weisheitsdurſt" ſt. „Weisheitsdienſt".

**) S. 118, Z. 18. v. o. lies „von einem Verſtande" ſt. „von meinem Verſtande".

***) S. 228 Z. 10 v. u. lies Rührung ſt. Richtung. S. 265 Z. 10 v. u. lies „zum Ziel" ſt. „zum Theil".

Seite

Zweiter Abſchnitt. — Fortſetzung der theologiſch-politiſchen Fehden 1788. — Hamann's Tod — Jacobi und J. Müller — Berliner Religionsedict — Deutſchlands Erwartungen vom Fürſtenbunde — Erſte pariſer Eindrücke — Forſter, Huber, W. v. Humboldt in Mainz 255

Dritter Abſchnitt. Die Idealiſten 1789—1795 266

Höhere Auffaſſung der Kunſt: Moritz, Bürger bis zu ſeinem Ausgang, A. W. Schlegel, Reinhardt — Schiller's Künſtler 1789; hiſtoriſche Arbeiten; Heirath 1790 (W. v. Humboldt) — Goethe und Frau v. Stein: Taſſo; römiſche Elegien; Metamorphoſe der Pflanzen; Epigramme; geſammelte Werke und ihre Kritiker — Kant's Kritik der Urtheilskraft 1790; Einfluß auf Jacobi, Goethe und Schiller 266

Deutſchland und die Revolution 1790—1793. — Forſter am Niederrhein 1790 — Klopſtock und das Freiheitsfeſt — K. Joſeph's Tod — Stolberg nach Italien 1791 — Humboldt's Ideen — Campagne in Frankreich 1792 (Goethe, Jacobi, Herder) — Revolution in Mainz (Forſter, Huber, Müller) — Weimar 1793 — Umſtimmung der Deutſchen: Klopſtock, Stolberg, Claudius — Reinecke Fuchs 316

Kant und ſeine Schule 1791—1794 — Reinhold und Schiller (Krankheit 1791; Hardenberg*) — Fichte's Jugend; „Kritik aller Offenbarung" 1792 — Kant's „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" 1793 — Paulus' Jeſaias 1793 — Schiller's „Anmuth und Würde" 1793 — Lavater, Reinhold und Fichte; Fichte über die Revolution 1793; nach Jena 1794 — Jacobi und die Holſteiner 343

Das claſſiſche Ideal 1794—1795 — Geſammtausgaben — F. A. Wolf und Voß — Humboldt, Fichte und Schiller in Jena; Ausſöhnung mit Goethe 1794 — Fichte's „Beſtimmung des Gelehrten" — Die Horen — Schiller's „äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts" 1795; Hölderlin; Geſellſchaft freier Männer — Schiller's „Reich der Schatten" und Goethe's Märchen — Gegenſätze des Antiken und Modernen, der Idealiſten und Realiſten — Die beiden Schlegel — Friede zu Baſel 1795 386

Drittes Buch. Oppoſition des Idealismus gegen das Herkommen 442

Tagesliteratur. — Das Theater: Iffland; Kotzebue — B. Weber, Große, Meißner, Spieß, Cramer, Vulpius — Thümmel, Schulz, Huber — Hippel, Klinger, Feßler, Heinſe, Bouterwek, Engel, Voß, Lafontaine — Jean Paul bis 1796 442

Wilhelm Meiſter 1796. — Fr. Schlegel's Diotima — Die ſchöne Seele — Rahel und die berliner Jüdinnen — W. v. Humboldt, Gentz, v. Burgsdorf, v. Brinckmann 471

Xenien 1796 — Jean Paul in Weimar (Charlotte v. Kalb) — Voß, Reichardt und die Schlegel — Kampf gegen die Glaubensphiloſophen und gegen die Populären — Innere Zerwürfniſſe der Idealiſten 502

Productive Thätigkeit 1797 — Elegien und Balladen — Arbeit an Wallenſtein Hermann und Dorothea — Schlegel's Shakeſpeare — Ariſtoteles — Schwankungen im Princip 531

Romantiſche Anfänge 1797 — Fr. Schlegel's Paradoxien; Bruch mit Schiller — Abreiſe der Humboldt's; Goethe nach der Schweiz: Hardenberg und Sophie; Hölderlin und Diotima 550

Schluß. Reſultate 570

*) S. 345 Z. 6 v. o. lies entſchadigen ſt. entſchuldigen. S. 302 Z. 5 v. u. lies „mit Cotta" ſt. „mit Lotte".

Erſtes Buch.

Als Leſſing ſtarb — 15. Febr. 1781 — ging es wie ein ernſter Schauer durch die ganze Nation. Der Faden einer im entſchiedenſten Aufſteigen begriffenen Lebenskraft war plötzlich abgeſchnitten; ja es war als ob das Gewiſſen der deutſchen Literatur verſtummt und jeder Ungebühr freier Spielraum geöffnet wäre. In haſtigen Schöpfungen hatte bisher der Genius ſich ausgegeben, es ſtockte nun eine Zeit lang, und das Bedürfniß trat ein, in ſich zu gehn, ſich zu orientiren; auf die Zeit des Schaffens folgt eine Periode der Reflexion.

Das Menſchenalter, welches Leſſings Thätigkeit umfaßt, hatte in der deutſchen Bildung eine Wiedergeburt ohne gleichen bewirkt. Das Volk, zu welchem die Dichter von 1781 zu reden hatten, war himmelweit von ſeinen Vätern verſchieden; es hatte eine Welt von Empfindungen und Ideen durchlebt, die eigne Vergangenheit war ihm fremd geworden.

Die Poeſie hatte ein Werk der Freiheit vollbracht; ſie hatte die Schranken geſprengt, welche den Einzelnen an Herkommen und Vorurtheile banden, durch Abſperrung zufälliger Gruppen das Gemeingefühl beeinträchtigten. Nicht mehr im Dienſt der Gelegenheit, nicht mehr ein Spiel müſſiger Stunden, war ſie Herzensſache geworden, und vermehrte das Wiſſen vom Leben und von der Welt. Durch Klopſtock von dem Recht und der Würde des Gefühls überzeugt, hatte ſie durch Goethe die Vollkraft und den Reichthum des Gefühls überkommen; die eigene Erfahrung eines ſchönen und guten Lebens hatte den Gehalt des allgemeinen Lebens ins Unendliche geſteigert. Die Liebe, vom Bann der Alltäglichkeit gelöſt, hatte das Wort gefunden; die Phantaſie wagte nach dem Höchſten zu greifen, und jeder Jüngling bemühte ſich um eine eigene

Welt des Herzens. Der Zauber der Liebe und Poesie ergoß sich über die ganze Natur, die Welt war voll Farbe und Leben. Die steifen Formen, die man dem Hof von Versailles kümmerlich nachgebildet, galten als veraltet; Dichter und Schauspieler gingen auf Wahrheit und Naturtreue aus; man sah Leidenschaften, starke Gemüthsconflicte, man sah deutsche Naturen und deutsche Sitten, oft scheu und unbeholfen, aber ehrlich strebsam und voll Eifer nach dem Besten.

Das Alterthum hatte aufgehört, eine akademische Schablone für unreife Schulübungen zu sein; es war nicht mehr ein Aggregat todter Namen. Winckelmann hatte zuerst die Sachen gewiesen, das Auge für die Fremde geöffnet; Lessing war ihm mit dem Richtmaß gefolgt, Herder hatte mit feinem Spürsinn die historische Perspective entdeckt. Die Griechen, die man sonst als Weltschulmeister gefürchtet, leuchteten in ungeahnten frischen Farben; im Homer wie in der Bibel sah man den Ausdruck individueller Natur. Bald folgte die Gelehrsamkeit diesen Spuren; das freie Studium hatte die verstockte Zunft bezwungen, die Männer der Katheder traten mit saurem Gesicht in die Fußtapfen Winckelmanns, Lessings und Herders. Voß lud das gesammte Volk zur Theilnahme ein, und es folgte willig und mit Freuden.

Noch übler war den Facultäten in der Theologie mitgespielt. Wer kümmerte sich noch um den Streit der Kanzeln und Conventikel! Mit Geißel und Schwert hatte Lessing die Verkäufer aus dem Heiligthum getrieben, die Schriftgelehrten waren stumm vor Schreck, das Herz hatte sich klar gemacht, was es in der Religion suchte, der Verstand hatte sein scholastisches Gängelband abgeworfen, überall wollte man Sachen statt der Namen. Man hatte fragen gelernt; daß die Antwort auf sich warten ließ, stachelte nur den Forschungstrieb. Poesie, Wissenschaft und Religion; Phantasie, Verstand und Gefühl: — ging es auch etwas bunt durch einander, der Geist hatte doch seine Einheit begriffen.

Eine gleiche Umwälzung in der Sittlichkeit. Der Spießbürger, sonst regierender Herr in der Zunft und am Heerd, war zum Kinderspott geworden. Im eignen Herzen suchte jeder Einzelne den Quell des Rechts und der Sitte. Wer jetzt die Deutschen noch ein Bedientenvolk schalt, that Unrecht: sie hatten die Livree abgeworfen und fühlten sich als Kinder Gottes. Daß man über Herzensangelegenheiten zu redselig war, und daß zuweilen an Stelle der Verknöcherung Verschwommenheit eintrat, mochte man beim Uebergang in den Kauf nehmen.

Menschen wollten sie vor allem sein, an der Idee des Bürgers klebte noch immer etwas vom Philister und Bedienten. Das deutsche Vaterland dagegen wollten sie nicht aufgeben: die Vaterlandsliebe und ihren Werth kannte man

ſchon aus der Schule, aus Tacitus, Nepos, Plutarch; man feierte die teutoburger Schlacht und bemühte ſich, für Wodan zu empfinden; man forderte Franzoſen und Engländer zum literariſchen Wettſtreit heraus. Aber wo war das deutſche Vaterland?

„Die Liebe zum Vaterlande iſt groß in mir geworden!" ſchrieb Schiller 1793: er meinte Würtemburg; ſolche lapsus calami kamen noch lange vor, der Pfahlbürger ſteckte noch zu tief in dem Kosmopoliten. Wie gern hätte man auch in Deutſchland gefühlt, was in Nordamerika, auch ſchon in Paris in ſo gährender Wildheit ſich regte. Als Roßbach geſchlagen war, blickte man ſehnſüchtig nach Berlin, der „Grenadier" fand ſelbſt in Süddeutſchland Wiederhall: aber Friedrich wußte nichts von dieſen Liedern, Quintus Icilius verbarg ihm, was in ſeinem Volk vorging. Dann kam Joſeph, und aller Augen wandten ſich nach Wien. Klopſtock verkündete eine große ſittliche Leitung der Kunſt und Wiſſenſchaft, auch Wieland und Leſſing gehörten zu den Gläubigen. Aber der Kaiſer vergaß morgen, was er geſtern gewollt, und das luſtige Wien erbaute ſich an der traveſtirten Aeneide.

Die Reichsſtädte, früher ſtarke Sammelpunkte, verſpießbürgerten immer mehr, je gewaltiger die großen Militärmächte ſich entfalteten. Zuletzt blieb der Vaterlandsliebe der deutſchen Literatur nichts übrig, als hinzugehen, wo man ſie aufnahm. Die kleinen Höfe bemächtigten ſich der Dichtkunſt, wie vor zwei Jahrhunderten der Reformation: etwas mußten ſie für ſich haben, da in der großen Action für ſie kein Spielraum war. Pfalz, Braunſchweig hatten ſchwache Verſuche gemacht, in Weimar gelang es: Wieland und Knebel legten den Grund; es folgte Goethe, dann Herder. Zuſammenhang war mit faſt allen literariſchen Größen Deutſchlands, wie in einem Taubenſchlage flogen Genies ein und aus. Mit ſchmalen Mitteln, aber mit gutem Willen und einem lebhaften Bildungstrieb, der ſcheinbar die Kraft erſetzte, gelang es Weimar, faſt für ein Menſchenalter Reſidenz der deutſchen Literatur zu werden. Dieſer Umſtand war entſcheidend für den literariſchen Charakter des nächſten Geſchlechts.

Es iſt nicht bloße Neugier, wenn man ſich nach den Umgebungen unſerer claſſiſchen Dichter aufmerkſamer umſieht. Ihre Leiſtungen richtig zu würdigen, muß man ſich ihr Verhältniß zur allgemeinen Bildung des Zeitalters verſinnlichen; man muß wiſſen, was ſie von ihren Zeitgenoſſen empfingen, was ſie ihnen gaben und was ſie ihnen waren. Bei Griechen und Römern, bei Spaniern und Franzoſen, ſelbſt bei Italienern und Briten iſt das nicht ſchwer: ſociale und geiſtige Ariſtokratie, Publicum und Nation fiel zuſammen, das ganze Culturleben hatte ſich in einen mächtigen Mittelpunkt zuſammengedrängt, und die Dichter hatten keine andere Aufgabe, als dem Gemeinſinn

den idealen Ausdruck zu finden: sie sprachen unmittelbar zur Nation. Ihre classische Periode war entweder Ausfluß des in voller Blüthe stehenden nationalen Lebens, oder die letzte reife Frucht einer im Absterben begriffenen Bildung. Deutschlands classische Periode dagegen geht dem Aufschwung des nationalen Lebens voraus: sie konnte die Wirklichkeit nicht idealisiren, sie mußte der Wirklichkeit Ideale entgegenbringen. Die Dichter gaben, was sie in sich selbst erlebt, in der Fremde geträumt, oder den Sagen der Vorzeit entnommen: sie brauchten ein gleichgestimmtes Medium, durch welches sie das Volk verstanden und dem Volk verständlich wurden. „Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht," sagt Goethe im Tasso, „verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre." Die Freunde sind die kleine Welt, nach der sie Stimmungen und Perspectiven abmessen.

32 J. war Goethe alt, als sein Geburtstag, 28. August 1781, vom Weimarer Hof in Tiefurt als einer der glücklichsten und segensreichsten gefeiert wurde, welche das Schicksal der neuen Zeit gegönnt. Die Herzogin Mutter Amalie (42 J.), die jetzt noch bei Wieland Griechisch, bei Oeser Zeichnen lernte, lebenslustig wie in ihren jüngern Tagen, hatte das Fest arrangirt, Herzog Karl August (24 J.) spielte mit, Corona Schröter (31 J.) als Minerva bekränzte die Büste des Dichters. Goethes Treiben in Weimar war bisher ein sehr buntes gewesen: er hatte das Liebhabertheater dirigirt, für Maskenspiele gesorgt, Parkanlagen entworfen, in allen Vergnügungen und Staatsgeschäften des Fürsten Rath geleistet und hilfreiche Hand geboten. Er war Vertrauter ohne bestimmte Pflichten. Von seinem Volk war er vorläufig geschieden; er hatte die Iphigenie und eine Reihe der schönsten Lieder gedichtet, aber nur die nächsten Freunde wußten davon. In diesem Kreise bewegte sich sein ganzes Sein. Der junge Herzog, trotz der Unbändigkeit und Unruhe in seinem Wesen, war unter Goethes Freunden, das ganze Leben gerechnet, derjenige, der ihn am vielseitigsten verstand, ihn am freisten gewähren ließ; klug und gut, um ganz in seine Ideen und Träume einzugehn; freilich dabei immer der Herr, der zu bestimmen hatte, was geschehn sollte. Ihm in nächster Nähe Wieland und Knebel, wohlgesinnt; die Herzogin Louise (21 J.), edler und größer als die kleinen Verhältnisse, früher unglücklich über das studentische Treiben, jetzt milder auch gegen Goethe, seitdem die Schweizerfahrt von 1779 die Gemüther etwas in Ruhe gebracht. Herder als Generalsuperintendent, unzufrieden wie immer, von Goethe bald mächtig angezogen bald beleidigt: diese geistreich aristokratische Gesellschaft ganz abgesondert vom Spießbürgerthum der kleinen Stadt, die kein eignes Leben hatte.

Wie Goethe selbst über seine Lage urtheilte, zeigt ein Brief an seine

Mutter, 11. Aug. 1781. „Sie hat ungeachtet großer Beſchwerniſſe auch ſehr viel Erwünſchtes für mich; wovon der beſte Beweis iſt, daß ich mir keine andere möglich denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehn möchte. Merck u. ſ. w. beurtheilen meinen Zuſtand ganz falſch: ſie ſehen nur was ich aufopfere, nicht was ich gewinne; und ſie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich ſoviel hingebe. Sie erinnern Sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen zubrachte; unter ſolchen fortwährenden Umſtänden würde ich zu Grunde gegangen ſein. Das Unverhältniß des engen und langſam bewegten bürgerlichen Kreiſes zu der Weite und Geſchwindigkeit meines Weſens hätte mich raſend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menſchlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meiſt durch Eigendünkel ſich und Andern unerträglich wird. Wieviel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß geſetzt zu ſehn, dem ich von keiner Seite gewachſen war; wo ich durch manche Fehler des Uebergriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich, mir ſelbſt und dem Schickſal überlaſſen, durch ſoviel Prüfungen ging, die ſoviel hundert Menſchen nicht nöthig ſein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerſt bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir nach meiner Art zu ſein einen glücklichern Zuſtand wünſchen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat? Denn wenn ſich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe ſich immer aufhellten, meine Kraft ſich vermehrte, meine Unterſcheidung ſich berichtigte und mein Muth lebhafter würde, ſo finde ich doch täglich Gelegenheit, alle dieſe Eigenſchaften bald im Großen bald im Kleinen anzuwenden. — Sie ſehen, wie entfernt ich von der hypochondriſchen Unruhe bin, die ſoviel Menſchen mit ihrer Lage entzweit, und daß nur die wichtigſten Betrachtungen oder ganz ſonderbare mir unerwartete Fälle mich bewegen könnten, meinen Poſten zu verlaſſen. Und unverantwortlich wäre es auch gegen mich ſelbſt, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachſen anfangen, und da man hoffen kann bei der Ernte das Unkraut vom Weizen zu ſondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davon ginge und mich ſelbſt um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte. Indeß quillt ein großer Theil des guten Muthes, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken, daß alle dieſe Aufopferungen freiwillig ſind, und daß ich nur dürfte Poſtpferde aufſpannen laſſen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bei Ihnen wieder zu finden; denn ohne dieſe Ausſicht, und wenn ich mich in Stunden des Verdruſſes als Leibeigener und Tagelöhner um der Bedürfniſſe willen anſehn müßte, würde mir manches ſehr ſauer werden."

„Mein Leben," klagte er im höhern Alter gegen Eckermann, „war das

ewige Wälzen eines Steins, der immer von Neuem gehoben ſein wollte. Der Anſprüche an meine Thätigkeit waren zuviel. Mein eigentliches Glück war mein poetiſches Sinnen und Schaffen. Allein wie ſehr war dies durch meine äußere Stellung geſtört, beſchränkt, gehindert. Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geſchäftlichen Treiben zurückgehalten und mehr in der Einſamkeit leben können, ich wäre glücklicher geweſen und würde als Dichter mehr gemacht haben."

Wohl kann man ſich vorſtellen, daß es dem Dichter mitunter peinlich war, mit ſteifen Amtsgenoſſen ſich an den Aktentiſch zu ſetzen, und was leicht zu entſcheiden war, in wechſelnden Geſprächen zu überlegen. Aber das war nicht die Hauptſache. Es lebte in Goethe der leidenſchaftliche Trieb, die Welt in ihren Tiefen kennen zu lernen, und nur dem gelingt es, der in ihr wirkt und ſchafft. Auch ohne äußere Nöthigung hätte Goethe verſucht, ſich am wirklichen Leben zu betheiligen, und bequemer als in Weimar konnte es ihm nirgend geboten werden. Aber leiſtete ihm ſeine Thätigkeit, was er heimlich ſuchte? gab ſie ihm den Schlüſſel für den Weltlauf und das Weltgeſetz?

„Daß es doch ein faſt nie befriedigter Wunſch iſt, Menſchen zu nützen! Das Meiſte, deſſen ich perſönlich fähig bin, hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht oder ſehe vor mir, es wird werden. Für Andre arbeit' ich mich ab und erlange nichts. Die Welt iſt eng, und nicht jeder Boden taugt jedem Baum; der Menſchen Weſen iſt kümmerlich, und man iſt beſchämt, wie man vor ſoviel Tauſenden begünſtigt iſt. Die Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen. — Es freut mich, daß ich gegen die Unbequemlichkeiten völlig gleichgültig bin, ſobald es ſein muß und das Unternehmen einen Zweck hat: das Zweckloſe macht mich raſend, und ich hab' ihm eine ewige Feindſchaft geſchworen." (2. April 1782.)

Dies iſt der Punkt. Noch deutlicher ſpricht er ſich 14 J. ſpäter gegen ſeinen jungen Freund Fritz v. Stein aus, als er denſelben in dem Vorſatz beſtärkt, in preußiſche Dienſte zu treten: „Wer gern leben mag und ein entſchiednes Streben in ſich fühlt, einen freien Blick über die Welt hat, dem muß vor einem kleinen Dienſt wie vor dem Grabe ſchaudern. Solche enge Verhältniſſe können nur durch die höchſte Conſequenz, wodurch ſie die Geſtalt einer großen Haushaltung annehmen, intereſſant werden." *)

*) Als Gegenſatz fiel ihm bei einem Beſuch in Leipzig Dec 1782 das Treiben einer großen Stadt auf: „es ſteckt unglaublich viel hier zuſammen. Die Leipziger ſind als eine kleine moraliſche Republik anzuſehn. Jeder ſteht für ſich, hat einige Freunde und geht in ſeinem Weſen fort; kein Oberer giebt einen allgemeinen Ton an, und Jeder producirt ſein kleines Orginal, er ſei nun verſtändig, gelehrt, albern oder abgeſchmackt, thätig, gutherzig, trocken oder eigenſinnig."

Auf dieſen Punkt drängte er beſtändig den fürſtlichen Freund, zu leben wie ein großer Grundbeſitzer und in der nächſten kleinen Welt den Kreis ſeiner Pflichten und Wünſche zu ſuchen. Es liegt aber im Weſen der Kleinſtaaten, daß gerade die beſten Naturen ſchwer reſigniren. Des Herzogs Ehrgeiz ging weiter: er wollte für Deutſchland wirken, im großen Bezirk die Kraft ſeines Willens erproben. Wenn Goethe richtig erkannte, daß dergleichen zuletzt in Militärſpielerei ausartet, ſo war es ebenſo begreiflich, daß der Herzog ſich dieſer Erkenntniß entzog. In dem Zwitterweſen zwiſchen einem Ariſtokraten, dem doch das ſtärkende und bändigende Gefühl der Genoſſenſchaft abgeht, der ſich weder als Glied eines Standes noch eines Staats fühlt, und einem Monarchen, der kein ſtolzes ſittliches Ganze vertritt, der mit wenig Schritten an die Grenze ſeines Machtbezirks gelangt, liegt für ſtark angelegte Naturen die Quelle ewigen Unmuths, der ſich dann den Umgebungen mittheilt.

In Stunden des Verdruſſes klagte Goethe wohl die Perſönlichkeit des Freundes an. Wie edel, rein und frei er ſeine Stellung auffaßte, wie edel, rein und frei er ſie auffaſſen durfte, zeigt unzweideutig das ſchöne Gedicht „in Ilmenau“ (3. Sept. 1783). Aber die Verhältniſſe waren ſtärker als der gute Wille, und oft grollte er dem Herzog, daß „die Knoten in dem Strange ſeines Weſens eine ruhige Aufwickelung des Fadens hinderten.“ (März 1781.) „Mich wundert nun gar nicht mehr, daß die Fürſten ſo toll, dumm und albern ſind. Nicht leicht hat einer ſoviel gute Anlagen als der Herzog, nicht leicht hat einer ſoviel verſtändige und gute Menſchen um ſich und zu Freunden als er, und doch wills nicht nach Proportion vom Fleck, und das Kind und der Fiſchſchwanz gucken, ehe man ſich's verſieht, wieder hervor. So paſſionirt er fürs Gute und Rechte iſt, ſo wird's ihm doch weniger darin wohl als im Unſchicklichen. Es iſt ganz' wunderbar, wie verſtändig er ſein kann, wieviel er einſieht, wieviel kennt, und doch, wenn er ſich etwas zu Gute thun will, ſo muß er etwas Albernes vornehmen.“ Und bald darauf (12. Nov.): „Der Herzog hat doch im Grunde eine enge Vorſtellungsart, und was er Kühnes unternimmt, iſt nur im Taumel; einen langen Plan durchzuſetzen, der in ſeiner Länge und Breite verwegen wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit.“ Auch das war nicht perſönliche Schwäche, ſondern der Fluch der Kleinſtaaterei.

Das Zweckloſe konnte Goethe nicht ertragen, und doch wurde er ſelbſt genöthigt, ſich am Zweckloſen zu betheiligen. In ſeiner eigenen Stellung war ein Widerſpruch. „Staatsſachen,“ ſagt er einmal, „ſollte ſich der Menſch, der darein verſetzt iſt, ganz widmen, und ich möchte doch ſoviel anderes auch nicht fallen laſſen.“ Indem ihn verdroß, daß die allgemeinen Angelegenheiten den Fürſten zu ſehr in Anſpruch nahmen und den Frieden des engen Bezirks

ſtörten, begegnete ihm wohl, das Recht des Allgemeinen zu verkennen, und im Groll ſich falſche Perſpective zu bilden, die auch dem Dichter die Weite des Blicks verkümmerten.

Es iſt der größte Segen für den Menſchen, wenn er Arbeit und Spiel, Traum und Wachen rein zu halten vermag. In Goethes Beruf wogte beides durch einander; er war in einem unruhigen Maskenſpiel, wo der Schein die Wirklichkeit durchkreuzte und den Maßſtab unſicher machte. Die erſten Männer Deutſchlands waren wie ihre ſpätern Statuen zu groß für den Ort, zu ſehr an einander gedrängt: ſie waren darauf angewieſen, einander Kleines und Großes abzulauſchen, und da dieſe Privatbeziehungen Gegenſtand der Oeffentlichkeit wurden, konnte es nicht fehlen, daß man den Werth derſelben überſchätzte.

Nicht die Zeit, die Goethe auf Amtsgeſchäfte verwandte, beeinträchtigte ſeine Poeſie, ſonderen die Verſchwendung ſeiner poetiſchen Kraft an frivole Zwecke. Neigung und Pflicht veranlaßte ihn, den geiſtreichen, anſpruchsvollen und doch nachſichtigen Kreis der Freunde mit dichteriſchen Scherzen zu unterhalten, und an dieſes Spiel Geiſt und Gemüth heillos zu vergeuden. Die großen Dichter aller Nationen waren äußerlich und innerlich genöthigt, für einen gegebenen Zweck, für die fernſtehende und doch im großen Sinn ihnen verwandte Menge zu ſchaffen, die ſcheinbare Schranke gab ihnen zugleich die rechte Perſpective. Daß Goethe dieſer Nothwendigkeit überhoben war, gereichte ſeiner Kunſt nicht zum Segen, denn es verleitete ihn, es auch in größern Werken nicht genau zu nehmen, der Eingebung des Augenblicks zu viel zu überlaſſen. Ohnehin zum fragmentariſchen Schaffen geneigt, fand er nun für jede halbfertige Improviſation ein bereites Publicum, und ließ ſich daran genügen. Die echte Stille fehlte ihm wie der Strom der Welt; Weimar war eine ſehr kleine Welt, unruhig geſchäftig wie alles Kleine; die Stille mußte er heimlich ſuchen, wenn er ſich in ſeine Waldeinſamkeit auf dem Gickelhahn vergrub.

Das quälende Gefühl dieſes Zwitterweſens laſtete nicht allein auf ihm; von Wieland und Herder hören wir beſtändige Klagen, am vernehmlichſten drückt ſich der Mann aus, der Goethe nach Weimar gebracht, v. Knebel (geb. 30. Nov. 1744). Er liebte aufrichtig den Herzog, mit dem er auf vertrauteſtem Fuß ſtand, ebenſo die beiden Herzoginnen, Goethe, Herder, Wieland, aber er hatte das Gefühl eines unnützen Lebens. Zum Theil war es Hypochondrie: von Gemüth ein ſanfter Lyriker, hielt er ſich für einen Vulkan,*) aber es hatte auch ſachliche Gründe. Einmal kam es ſoweit, daß

*) „Ein vulkaniſches Feuer tobt und zehrt in meinem Buſen, und wenn es gleich nicht zum Ausbruch kommt, ſo frißt es deſto mehr Kräfte." — „Früh ſchon reizte mich

er um seinen Abschied bat, die Antwort des Herzogs, 4. Oct. 1781, ist ein herrliches Zeugniß für das edle, liebevolle, ja zärtliche Gemüth des Fürsten. Wenn er ihn fragt: „ist's denn ein so geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken zu sein? willst Du nun dies würdige Geschäft aufgeben, alle eingewachsenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Existenz ergreifen?" — so hätte sich manches darauf erwidern lassen; aber wie sollte Knebel den herzlichen Worten widerstehn: „laß uns die Sache nicht so feierlich nehmen und das Uebel nicht für so unheilbar halten. Ist's Deiner Natur gut, sich zu verändern, so reise! Da Du nicht am Wege zum Steinklopfen gestellt bist, so bindet Dich Glücklichen keine Stunde; geh also Deiner Phantasie, dem geistigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung nnd Luftwechsel nach; kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, sättige Dich, wie wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurück erwarten, und erzähle, gleichwie Ulysses dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüssel gebeizten kalten Auerhahns Deine Abenteuer und Begebenheiten. Warum sich ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist?"

Von den Jugendfreunden aus der Sturm- und Drangzeit waren Goethe nur wenige geblieben: mit Klinger, Lenz, Stolberg, Jacobi, Heinse, Kaufmann war es zum förmlichen Bruch gekommen. Einigen Ersatz gewährten die Naturforscher in Göttingen und Kassel, der Hof von Gotha, den er häufig besuchte, der kurmainzische Statthalter von Erfurt, Karl v. Dalberg, geb. 8. Febr. 1744, ein wohlmeinender Anempfinder, dilettantisch und oberflächlich, aber als vornehmer Gönner der schönen Wissenschaften allgemein geschätzt. Wichtiger für den Dichter war der Frauenverkehr. Erst in unserer Zeit wurden die geheimen Archive desselben aufgeschlossen, die Briefe und Tagebücher, welche die Pietät sorgfältig aufbewahrt hatte. Aus der Fülle dieses Lebens ergoß sich selbst über die marmorkalten Bildwerke der spätern Zeit ein warmer Strahl der Liebe.

Seit fünf Jahren war Goethe im Dienst der Frau v. Stein. Es war ein wunderbares Verhältniß: sie sieben Jahr älter als er (geb. 25. Dec. 1712), ihr Mann, schwach von Charakter, aber doch soweit präsentabel, daß er seine Stelle bei Hof ausfüllte, zuweilen mit der Frau zu Goethe eingeladen; ihr

der Gedanke, all mein Dichten und Trachten darauf anzuwenden, die Natur des Menschen und seinen eigentlichen Standpunkt in dieser Welt auszuforschen. Nun fühle ich, daß die Menschheit überhaupt nie zu einem ganz richtigen Gefühl ihres Daseins kommen kann noch kommen darf; der Weiseste ist genöthigt sich über das Leben zu täuschen." — — „Grobheit und Langeweile mit Respect aufgestutzt, ist eine Situation der Hölle. So eine Hofgesellschaft ist etwas Abscheuliches." — Seine Schwester Henriette, geb. 29. Juni 1755, die bis zum Tod des Vaters 1787 in Anspach blieb, war seine Vertraute.

älteſter Sohn Fritz ganz von Goethe erzogen, ſein beſtändiger Begleiter auf den Reiſen („Chriſtus," ſchreibt er ihr Sept. 1781, „hat recht, uns auf die Kinder zu weiſen, von ihnen kann man leben lernen und ſelig werden!"); die Beziehungen ſo offen als möglich, und doch ſo, daß Niemand Anſtoß nahm. Sie hatte Geiſt und Empfindung genug, an all ſeinen Träumen, Entwürfen und Arbeiten ſich zu betheiligen; ſein organiſirt, ſinnvoll, ſcharf beobachtend, ſcheinbar offen und doch von einer Tiefe, die immer zu neuem Forſchen reizte. Das Verhältniß ließ es nicht dazu kommen, daß Goethe's häusliches Leben ſich in die Sitte einfügte, und wie ungeſund es im Grunde war, zeigt der Ausgang. Aber wie er nun war, hätte ein geſundes ſittliches Leben nie dieſe Gluth der Empfindung angefacht, die ihn beunruhigte und beglückte. Wie tief und ſchön dieſe Gluth war, mag ein Auszug aus den Briefen des Jahres 1781 zeigen.

„Reime kann ich nicht ſchicken, denn mein proſaiſch Leben verſchlingt dieſe Bächlein wie ein weiter Sand, aber die Poeſie, meine Beſte zu lieben, kann mir nicht genommen werden. — Ich habe keinen zuſammenhängenden Gedanken, ſie hängen aber alle zuſammen an Ihnen." — „Wenn ich ſo wohl wäre als ich Sie lieb habe, müßte ich recht ſehr wohl ſein." — „Ich ſehne mich nach Ihren lieben Augen, die mir gegenwärtiger ſind als irgend etwas Sicht- oder Unſichtbares. Noch nie hab ich Sie ſo lieb gehabt und noch nie bin ich ſo nah geweſen, Ihrer Liebe werth zu ſein. — Ich bitte die Grazien, daß ſie meiner Leidenſchaft die innere Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entſpringt." — „Meine Seele iſt feſt an die Deine gewachſen, und Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu ſcheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sacrament gäbe, daß mich Dir auch ſichtbar und geſetzlich zu eigen machte. Mein Novieiat war doch lang genug, um ſich zu bedenken. Ich kann nicht mehr Sie ſchreiben, wie ich eine lange Zeit nicht Du ſagen konnte. Die Juden haben Schnüre, mit denen ſie die Arme beim Gebet umwickeln; ſo wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Mäßigkeit und Geduld theilhaftig zu werden wünſche." — „Ich möchte Ihnen mein Leben, mich ganz hingeben, um mich aus Ihren Händen wieder zu empfangen. — Ihre Liebe macht mir ein ſchönes Klima um mich, und ich bin auf dem Wege, mich durch ſie von manchem Ueberreſt der Sünden und Mängel zu curiren. — Meine alte Wohlthätigkeit kehrt zurück, und mit ihr die Freude meines Lebens. Du haſt mir den Genuß am Gutesthun gegeben, den ich ganz verloren hatte; ich that's aus Inſtinct, und es ward mir nicht wohl dabei. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk und mache mich recht gut! Du kannſt's, nicht

nur wenn Du mich liebſt, ſondern Deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn Du glaubſt, daß ich Dich liebe." — „Hab ich doch, wenn auch die Himmelsſonne ſich verbirgt, eine andere, die ſich nicht verſteckt noch untergeht. Meine Liebe iſt wie der Morgen- und Abendſtern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf, ja wie ein Geſtirn des Pols, das nie untergehend über unſerm Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen. — Sagen kann ich nicht und darf's nicht begreifen, was die Liebe für ein Umkehrens in meinem Weſen macht. Es iſt ein Zuſtand, den ich, ſo alt ich bin, noch nicht kenne. Wer lernt aus in der Liebe? — Es iſt ein Glück, daß ſich des Tags über ſoviel Haufen Geſchäfte zwiſchen Dich und mich legen, ſonſt wär ich den ganzen Tag bei Dir. Meine Seele iſt auf Deinen Lippen." — „Ich bin und bleibe einmal der Frauen Günſtling, und als einen ſolchen mußt Du mich auch lieben:" — „Wir ſind wohl verheirathet, doch durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Einſchlag aus Kreuz, Kummer und Elend beſteht. — Ich kann's nicht wenden, vor Dir zu knieen, und Dir tauſendmal zu ſagen, daß ich ganz Dein bin." — „Es thut mir nichts weher, als wenn wir uns einen Augenblick mißverſtehn, als wenn mein Weſen an Deines falſch anſchlägt, mit oder ohne meine Schuld. — Den Sonnenſtrahlen, die Deine Fenſter beſcheinen, ſind meine Blicke beigemiſcht. — Deine Geſtalt und Deine Liebe glänzen immer um mich, und wie in eine glückliche Heimath trage ich alles in Gedanken zu Dir." „Den einzigen, Lotte, welchen Du lieben kannſt, forderſt Du ganz für Dich, und mit Recht. Auch iſt er einzig Dein. Denn ſeit ich von Dir bin, ſcheint mir des ſchnellſten Lebens lärmende Bewegung nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Geſtalt immerfort wie in Wolken erblicke; ſie leuchtet mir freundlich und treu, wie durch des Mondlichts bewegliche Strahlen ewige Sterne ſchimmern."

„Wie Du mir gegenwärtig biſt, wie Deine Liebe mich leitet, gleich einem bekannten Geſtirn, will ich Dir nicht ſagen, mag meine Sehnſucht nicht vermehren ... Ich kümmere mich um irdiſche Dinge um der Irdiſchen willen. Mein inneres Leben iſt bei Dir, und mein Reich nicht von dieſer Welt. Wie wunderſam, wenn des Menſchen ganzes ſchweres Glück an ſo einem einzigen Faden hängt." *)

*) Von den verſchiedenen Frauen, die ihn ſonſt beſchäftigten, tritt die Gemahlin eines wunderlichen Grafen Werthern in Neunheiligen hervor, eine Paſſion des Herzogs, die häufig beſucht wurde. „Wie oft," ſchreibt Goethe 11. März 1781 an Frau v. Stein, „hab' ich die Worte Welt, große Welt, Welt haben u. ſ. w. hören müſſen, und habe mir nie etwas dabei denken können ... Dies kleine Weſen hat mich er-

Was ihn wohl am meiſten feſſelte, war, daß ihrer Seele nicht leicht auf den Grund zu kommen war. Sie gewöhnte ihn daran, auch den Irrungen des eigenen Herzens aufmerkſamer nachzugehn. „In mir reinigt ſich's unendlich; und doch ſagſt Du wohl," (an Lavater 9. April 1781), „daß der Menſch Gott und Satan, Himmel und Erde, alles in Einem ſei; denn was ſind dieſe Begriffe anders als Concepte, die er von ſeiner eigenen Natur hat? Oder vielmehr möcht' ich das Element, woraus des Menſchen Seele gebildet iſt, das Fegfeuer nennen, worin alle hölliſchen und himmliſchen Kräfte durch einander gehn und wirken." Und bald darauf: „die Götter machen es recht künſtlich, daß auch ein Menſch, den ſie nach und nach der Kindheit entreißen, dem ſie einige Klugheit gönnen, daß auch der immer noch im Unmöglichen eine Laufbahn vor ſich ſieht."

Wie ihn das Leben, wie die Empfindung ihn zerſtreute, ſeine Gedanken waren fortdauernd auf das Ewige gerichtet, auf den bleibenden Inhalt und die feſte Richtung des Lebens; in den meiſten Gedichten der Zeit iſt ein ſittlicher Grundton. — „Mit Göttern ſoll ſich nicht meſſen irgend ein Menſch! Hebt er ſich aufwärts, und berührt mit dem Scheitel die Sterne, nirgend haften dann die unſichern Sohlen, und mit ihm ſpielen Wolken und Winde. Steht er mit feſten markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde, reicht er nicht auf, nur mit der Eiche oder der Rebe ſich zu vergleichen. Ein kleiner Ring begrenzt unſer Leben, und viele Geſchlechter reihen ſich dauernd an ihres Daſeins unendliche Kette." — „Edel ſei der Menſch, hilfreich und gut! Denn das allein unterſcheidet ihn von allen Weſen, die wir kennen. — Heil den unbekannten höhern Weſen, die wir ahnen! Sein Beiſpiel

---

leuchtet, dieſe hat Welt, oder vielmehr ſie hat die Welt, ſie weiß die Welt zu behandeln, ſie iſt wie Queckſilber, das ſich in einem Augenblick tauſendfach theilt und wieder in eine Kugel zuſammenläuft. Sicher ihres Werths, ihres Rangs, handelt ſie zugleich mit einer Delicateſſe und Aiſance, die man ſehn muß, um es zu denken. Sie ſcheint jedem das Seinige zu geben, wenn ſie auch nichts giebt, ſie ſpendet nicht nach Standesgebühr und Würden jedem das eingeſiegelte zugedachte Packchen aus, ſie lebt nur unter den Menſchen hin, und daraus entſteht eben die ſchöne Melodie, die ſie ſpielt, daß ſie nicht jeden Ton, ſondern nur die auserwählten berührt; ſie tractirt's mit einer Leichtigkeit und einer anſcheinenden Sorgloſigkeit, daß man ſie für ein Kind halten ſollte, das nur auf dem Klavier, ohne auf die Noten zu ſehen, herumruſchelt, und doch weiß ſie immer, was und mit wem ſie ſpielt. Was in jeder Kunſt das Genie iſt, hat ſie in der Kunſt des Lebens. — Sie kennt den größten Theil vom vornehmen, reichen, ſchönen, verſtändigen Europa, theils durch ſich, theils durch andere; das Leben, Treiben, Verhältniß ſovieler Menſchen iſt ihr gegenwärtig im höchſten Sinne des Worts. Es kleidet ſie alles, was ſie ſich von jedem zueignet, und was ſie jedem giebt, thut ihm wohl."

lehr' uns jene glauben. Denn unfühlend iſt die Natur: es leuchtet die Sonne über Böſ' und Gute .... Nach ewigen, ehrnen, großen Geſetzen müſſen wir alle unſers Daſeins Kreiſe vollenden. — Nur allein der Menſch vermag das Unmögliche: er unterſcheidet, wählet und richtet; er kann dem Augenblick Dauer verleihen. Er allein darf den Guten lohnen, den Boſen ſtrafen, heilen und retten; alles Irrende, Schweifende nützlich verbinden. Und wir verehren die Unſterblichen, als wären ſie Menſchen, thäten im Großen, was der Beſte im Kleinen thut oder möchte." — Wie im Gedicht, ſo trachtete er in ſeinem Tagewerk nach dem Bleibenden, und ſo konnte er zum Schluß des Jahres 1781 anfzeichnen: „Mehr Ordnung, Beſtimmtheit und Conſequenz in allem. Feſthalten an meinem Plan, Aufklärung und Entwickelung mancher Dinge. Ueberall Glück und Geſchick."

Die unmittelbaren Aufzeichnungen jener Zeit ſind um ſo wichtiger, da nur in ihnen ſein Gemüth ſich voll hingab, da das eigentliche Schaffen fragmentariſch blieb. Abgeſehn vom Elpenor kommen hier Taſſo und Wilhelm Meiſter in Betracht: entgegengeſetzt in der Form, verwandt in den Problemen. Das Drama wurde Nov. 1780 begonnen, Aug. 1781 konnte Goethe der Herzogin die zwei erſten Acte vorleſen, bei denen es blieb. Das erſte Buch des Romans war Mai 1778 geſchrieben, 1781 wurde er wieder vorgeſucht und dann langſam ausgearbeitet. Von beiden Entwürfen iſt nach Goethe's eigner Angabe wenig geblieben: urſprünglich war die jugendliche Entwickelung Wilhelms ausführlich erzählt, auch das Verhältniß zu Marianne nahm eine andere Wendung. Die Fäden, welche dieſe Dichtungen mit dem wirklichen Leben verknüpfen, ſind noch deutlich genug zu erkennen. „Ich danke den Göttern," ſchreibt Goethe 28. April 1781 an Fr. v. Stein, „daß ſie mir die Gabe gegeben, in wohlklingende Lieder das eng zu faſſen, was in meiner Seele vorgeht" — „und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt, gab mir ein Gott, zu ſagen was ich leide." Daß dieſe Gabe des Dichters, „die Sorgen durch das geſellige Spiel mit Gedanken zu verjagen," (Kant's Anthropologie) leicht die Stetigkeit und Sicherheit des Charakters beeinträchtigt, dies Gefühl macht die Atmoſphäre des Taſſo etwas ſchwül. Der Dichter bedarf der Welt, denn ohne ſie iſt ſeine Einbildungskraft leer; aber die Welt iſt hart, ſie verletzt ſein Gemüth, das eignen Geſetzen folgen will, und ſtört die Stille, in der das Talent gedeiht. Taſſo ſucht der Welt ihr Geheimniß abzulauſchen; überall findet er Maximen, die ihn über ſie verſtändigen, ihren Sinn adeln und erhöhen; aber dieſelben ſeinem Handeln aufzuprägen, wird ihm läſtig. Der Hof, das Theater iſt günſtig für die Bildung; in beiden erwirbt man äußere Haltung, und kein ſtrenges Geſchäft hemmt das Spiel der Bilder und Empfindungen; aber beide fordern Reſerve, und in der be-

ſtändigen Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt bußt Natur und Freiheit ein. Auf beiden Wegen geht der Dichter in der Irre, wenn es nur auf Erreichung des Ziels ankommt, aber der Weg ſelbſt entſchädigt, ihn und die Welt.

Auch einen ältern Verſuch, den Egmont, nahm er wieder vor. Das Stück war ihm innerlich fremd geworden, er begnügte ſich, „das zu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen, das der Würde des Gegenſtandes widerſpricht", in der neuen Faſſung konnte er es 5. Mai 1782 Möſer zuſenden. Die Proſa ſteigert ſich zum jambiſchen Rhythmus, die Muſik hüllt die Handlung, vielleicht zu ſehr, in ein ideales Gewand. Dem Dichter hat ein dramatiſcher Inhalt vorgeſchwebt, er hat ihn aber lyriſch und muſikaliſch zerſetzt; es iſt eine Reihe prachtvoller Genrebilder. Der Held iſt eine glückliche Natur, die ohne Verſchulden, wenigſtens ohne das Bewußtſein der Schuld, von dem Triebrad der Geſchichte ergriffen, heiter untergeht, wie er gelebt.

Meiſters Sehnſucht nach der Freiheit des Adels, nach dem Recht, ohne Rückſicht auf einen beſtimmten Zweck lediglich für die harmoniſche Ausbildung der Perſon zu ſorgen, iſt aus dem Herzen des frankfurter Bürgerſohns geſchöpft. Wenn aber Wilhelm ängſtlich auf Schritt und Tritt der Vornehmen achtet, um gute Manieren zu lernen, ſo hatte Goethe das nicht nöthig: was er ſagt und thut, iſt Geſetz für die hochadlige Welt, er fühlt ſich frei und ebenbürtig, er hat keine Ahnung, daß ihm noch etwas fehle. — Der Hof dachte anders.

Ende 1781 hielt ihm Herzogin Amalie eine „weitläufige Demonſtration", daß ihn der Herzog müſſe und wolle adeln laſſen: „ich habe ſehr einfach meine Meinung geſagt und einiges dabei nicht verhehlt." Doch mußte er ſich fügen. 12. Mai 1782 wurde er als Geſandter in feierlichem Aufzug bei den thüringiſchen Höfen herumgeſchickt, erhielt gleich darauf das Adelsdiplom („Ich bin ſo wunderbar gebaut," ſchreibt er an Fr. v. Stein, „daß ich mir gar nichts dabei denken kann"), und wurde 11. Juni an Stelle des Präſidenten v. Kalb („der ſich als Geſchäftsmann mittelmäßig, als politiſcher Menſch ſchlecht, als Menſch abſcheulich aufgeführt hatte"), zum Kammerpräſidenten und Vorſitzenden des Geheimenraths ernannt. 2. Juni bezog er ſeine Miniſterwohnung in der Stadt; den Vater hatte er 25. Mai verloren. „Es geht mir," ſchreibt er an Merck, „wie dem Treufreund in meinen Vögeln; mir wird ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen. Diesmal muß mir's nun freilich ernſt und ſehr ernſt ſein, denn mein Herr Vorgänger hat ſaubere Arbeit gemacht. Das Leben geht geſchwind, und mit mir nimmt's einen friſchen Gang. Manchmal wird mir's ſauer, denn ich ſtehe redlich aus; dann denk ich wieder: hic est aut nusquam, quod

quaerimus." *) Und an Knebel, 29. Juli: „Nun hab' ich zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Dabei bin ich vergnügter als jemals, denn nun hab' ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun, das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden: was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten oder Vierten, sondern hell gleich gerade auf mich. Daß ich bisher treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich: ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen, und komme so leicht durch." — Er vergaß noch einen, wichtigen Gewinn: fortan hatte er bestimmte Pflichten.

Welch ein Segen darin liegt, an das, was man thut, gebunden zu sein, hat Goethe nie verkannt. Gleichwohl konnte er den dichterischen Trieb nicht soweit zurückdrängen, um nicht zuweilen die Gebundenheit mit Unmuth zu empfinden. Beides war natürlich, und beides hebt sich nicht auf, man muß nur wissen, die Fragmente an einander zu reihen. Wilhelm Meister ist ein Hausschatz für seine reichen Beobachtungen realer Zustände, und doch werden gerade in diesem Roman die stärksten Anklagen gegen das zerstreuende Geschäft des Tages laut. Als er zu seinen Jugendsachen zurückgriff und an die Umarbeitung des Werther ging,**) schreibt er an seine Freundin: „eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe ... Ich bin recht zu einem Privatmenschen geschaffen, und begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und in eine fürstliche Familie hat einflicken mögen." — „Wie sehr irrst Du," sagt Wilhelm Meister zu seinem Freunde Werner, der dem Dichten nur die Nebenstunden zugestehn mag, „wenn Du glaubst, daß ein Dichterwerk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zusammengegeizten Stunden könne her-

*) Dem Herzog kam sein Amtseifer gar zu ernsthaft vor; er forderte Merck auf, ihm Handzeichnungen zu schaffen: „zum Nutzen und Frommen des Herrn Kammerpräsidenten, dem man mit so etwas ein bischen Freude machen und seine Taciturnität etwas entwurzeln kann;" aber Goethe verbat sich den Ankauf: „Karl August hat doch eigentlich keine Existenz in diesen Sachen, obgleich viel Liebhaberei dazu, und er muß unnöthige Ausgaben vermeiden."

**) In dieser Zeit wurde er an die alte halbverklungene Stimmung durch ein Mißverständniß mit Fr. v. Stein erinnert: „Ich bin noch betäubt davon. Es war wie der Tod, man hat kein Wort und keinen Begriff für so etwas. So tief Deine Liebe drang und mir wohl machte, so tief hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht mich in mir selbst zusammen." — „Ich bin Dir so fest angebunden, daß ich mein Leben zerreißen würde, wenn ich an eine Trennung dächte." (10. Sept.).

vorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz ſich, ganz in ſeinen geliebten Gegenſtänden leben. Er, der vom Himmel innerlich aufs köſtlichſte begabt iſt, der einen immer ſich ſelbſt vermehrenden Schatz im Buſen bewahrt, er muß auch, von außen ungeſtört, mit ſeinen Schätzen in der ſtillen Glückſeligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um ſich hervorzubringen ſucht . . . Der Dichter, der wie ein Vogel gebaut iſt, um die Welt zu überſchweben, auf hohen Gipfeln zu niſten und ſeine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechſelnd, zu nehmen: er ſollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehn, wie der Hund ſich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar, an die Kette geſchloſſen, einen Meierhof durch ſein Bellen ſichern?" — „Die goldne Kette gieb mir nicht . . . Gieb ſie dem Kanzler, den Du haſt . . . Ich ſinge wie der Vogel ſingt, der in den Zweigen wohnet." Das Gedicht iſt von 1782.

Aehnlich beſchreibt Wieland in dem „Sendſchreiben an einen jungen Dichter" (den er übrigens vor ſeinem Beruf ernſtlich warnt) in demſelben Jahr, was den Dichter macht. „Eine ſo ſcharfe Stimmung aller äußern und innern Sinne, daß der leiſeſte Hauch der Natur das ganze Organ der Seele gleich einer Aeolsharfe harmoniſch ertönen macht, und jede Empfindung die Melodie des Objects verſchönert zurück giebt, und ſo wie ſie ſtufenweiſe verhallt, immer lieblicher wird . . . Ein Gedächtniß, worin nichts verloren geht, aber alles ſich unmerklich zu jener feinen, bildſamen, halb geiſtigen Maſſe amalgamirt, woraus die Phantaſie ihre Zauberſchöpfungen hervorhaucht . . . Eine Einbildungskraft, die durch einen unfreiwilligen innern Trieb alles Einzelne idealiſirt, alles Abſtracte in beſtimmte Formen kleidet, und unvermerkt dem bloßen Zeichen immer die Sache ſelbſt oder ein ähnliches Bild unterſchiebt . . . Eine zarte und warme, von jedem Anhauch auflodernde Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die ſich nichts Todtes, nichts Fühlloſes in der Natur denken kann, ſondern immer bereit iſt, ihren Ueberſchwang von Leben, Gefühl und Leidenſchaft allen Dingen um ſich her mitzutheilen . . . Eine von der erſten Jugend an erklärte, ſich nie verleugnende und leidenſchaftliche Liebe zum Wunderbaren, Schönen und Erhabenen. Ein Herz, das bei jeder edlen That hoch emporſchlägt, vor jeder ſchlechten, feigherzigen, gefühlloſen mit Abſcheu zurückſchaudert . . . Zu allen dieſem, bei dem heiterſten Sinn und leichteſten Blut, ein angeborner Hang zum Nachſinnen, zum Forſchen in ſich ſelbſt, zum Verfolger ſeiner Gedanken, zum Schwärmen in der Ideenwelt; zur Einſamkeit."

Wieland, 48 J. (geb. 5. Sept. 1733) hatte mit dem Oberon, der ihn als Claſſiker legitimirte, ſeine poetiſche Ader im Weſentlichen erſchöpft, was er ſpäter dichtete, reicht lange nicht an dieſes Werk. Mit ſeiner proſaiſchen

aber guten Frau lebte er in glücklicher Ehe. „Ich habe," schreibt er 14. Febr. 1781 an die alte Freundin Sophie Laroche, „eine ganz artige Nachkommenschaft um mich her, vier Mädchen und vier Jungen, alle gesund und munter. Das Alter überschleicht mich ganz unmerklich unter dieser um mich aufsprossenden und aufblühenden jungen Welt. Ich erfahre je länger je mehr, daß alle wahre menschliche Seligkeit innerhalb der Reize des ehelichen häuslichen Lebens liegt. Ich werde immer mehr Mensch und in eben der Proportion immer glücklicher und besser. Arbeiten wird mir Lust, weil ich für meine Kinder arbeite." — Sophie Laroche (geb. 6. Dec. 1731) lebte in beschränkten Verhältnissen in Speier, seitdem ihr Mann 1780 wegen satirischer „Briefe über das Mönchswesen" seine Stelle verloren; sie erhielt sich durch literarische Arbeiten, wobei ihr Wieland treulich an die Hand ging.

Wieland selbst war hauptsächlich Journalist; sein „Mercur" bemühte sich, was in Literatur und Politik vorging, mit unparteiischem Urtheil zu begleiten. Er vertheidigte das Recht der Provincialsprache gegen die meißnischen Anmaßungen, zeigte altdeutsche Versuche*) und Bearbeitungen südlicher Dichter mit Freude an, förderte die „Volksmährchen" seines Freundes Musäus (geb. 1735, Professor am Gymnasium zu Weimar, † 1787), die ganz in seinem Sinn erzählt waren, und nahm mit besonderer Vorliebe an den Studien des Alterthums theil (Lucian, Horaz, Cicero), wobei eine ganze Zahl „Rettungen" herauskamen: mit einer gewissen Paradoxie wurden römische Kaiserinnen und griechische Hetären in ein günstiges Licht gestellt (Faustina, Julia, Aspasia).

Die Seele des „Mercur" war Kriegsrath Merck in Darmstadt, geb. 11. April 1741, Goethe's und Herder's alter Freund, vom gesammten Hof in Weimar verehrt und geliebt, Rathgeber und Helfer in allen ernsthaften Angelegenheiten. Die Thätigkeit dieses geistvollen aber hypochondrischen und in seiner Familie unglücklichen Mannes war unermeßlich. Als anerkannter Kunstkenner besorgte er alle Ankäufe für den Herzog, führte die Herzoginnen in den Galerien umher, vermittelte die Unterstützung und Beschäftigung hoffnungsvoller Künstler, auch in Rom und Paris**), schrieb für den Mercur

*) Eine Ausgabe der Nibelungen u. s. w. erschien 1783 in Berlin. „Meiner Einsicht nach," schreibt König Friedrich an den Herausgeber Müller, „sind die Gedichte aus dem 12. 13. u. 14. J. nicht einen Schuß Pulver werth, und verdienen nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden; das mir eingesandte Exemplar mag sein Schicksal in der berliner Bibliothek erwarten."

**) Darunter Tischbein, geb. 1751 zu Hayna, 1779 in Rom, Febr. 1782 nach Zürich, wo er Bilder zu Goethe's Werken malte, Jan. 1783 nach Rom zurück. Wie

Rettungen Dürers, Beſchreibungen von Kunſtausſtellungen, Fragmente aus der Kunſtgeſchichte. Alle ernſthaften Kritiken des Mercur waren von ihm; jährlich hatte er ein neues Project zur Verbeſſerung der Kunſt: eine Autorenkaſſe, ein Poetenſtift, eine Buchhandlung für Gelehrte und Künſtler. In „Lindor, eine bürgerliche Geſchichte“ (Aug. 1781) ſtellte er die Unbilden der Geſellſchaft gegen ein junges Talent dar; im „akademiſchen Briefwechſel“ (Mai 1782) gab er Fragmente aus ſeiner eignen Geſchichte. Alles das wurde in Weimar mit Begeiſterung geleſen. „Du, vor deſſen verwünſchtem Scharfſinn kein Nebel ſchützt!“ ſchreibt ihm Wieland. Oft waren ſeine Anklagen gegen die Barbarei der deutſchen Dichter nur Ausflüſſe der üblen Laune: ſeine Abneigung gegen das regelloſe Treiben der ſogenannten Genies war zum Krankhaften geſteigert.

Dieſe literariſchen Arbeiten erſchöpften ſeine Thätigkeit noch lange nicht. Heute verlangte Karl Auguſt von ihm ein Gutachten über Parcellirungen, über Laudemien, über Krappfabrik, über Anſiedlung der Mennoniten; morgen mußte er Goethe Geld ſchaffen. In „Herr Oheim der Jüngere“ (Nov. 1781) gab er ein Bild des umſichtigen Landwirths. Daneben hatte er doch in Darmſtadt ſeine Amtsgeſchäfte, mußte auch dort Denkſchriften anfertigen, z. B. gegen den geſtürzten Moſer, und ließ ſich ſelbſt in ausgedehnte Speculationen ein: eine Fabrik für Kattundruck, eine Bleichanſtalt und Baumwollenſpinnerei, wozu er Arbeiter und Geräthe aus Zürich kommen ließ. So geſchah es, daß er ſeine Geſchäfte nicht überſah und mit ſeinen Rechnungen in Verlegenheit kam: ſeiner unruhigen Geſchäftigkeit fehlte das Maß.

Am ausgedehnteſten war ſeine Beſchäftigung mit der Naturwiſſenſchaft, hier galt er auch den eigentlichen Gelehrten, Camper im Haag, Blumenbach in Göttingen (geb. 1752) für ebenbürtig. Er warf ſich mit einer wahren Leidenſchaft auf Oſteologie, Mineralogie, hatte überall ſeine Späher, ließ die ganze Rhein- und Neckargegend unterminiren, legte große Sammlungen

---

ſeine Gönner in Weimar ſtudirte er eifrig den Homer. — Der Mittelpunkt der Künſtlerwelt in Neapel war Hackert (geb. zu Prenzlau 15. Sept 1737, auf Sulzer's Empfehlung 1765 nach Paris, 1768 nach Italien; um ſeiner „Seeſchlacht von Tſchesme“ Colorit zu geben, läßt ihm Gr. Orloff 1771 eine Fregatte in die Luft ſprengen), in Rom Angelika Kaufmann (geb. 30. Oct. 1741 in Graubündten, als berühmte Künſtlerin zuerſt 1769 in London anerkannt, heirathet 1782 in Rom den Maler Zuechi) und der Maler Müller (geb. 1750), Dichter des Fauſt, der Genoveva und anderer Kraftdramen, den man 1780, da er ſchwer krank lag, wider ſeinen Willen katholiſch machte. — Leidenſchaftlich ſchloß ſich ihm Heinſe an (geb. Febr. 1749), Dichter der Laidion, der mit Jacobi's Unterſtützung Sept 1781 in Rom ankam und bis Nov. 1783 in Italien blieb, der erſte enthuſiaſtiſche Wallfahrer. Auch Klinger (geb. Febr. 1752) kam im Gefolge eines ruſſiſchen Großfürſten Jan. 1782 daſelbſt an.

von Foſſilien an, und trieb dann Handel damit. Krokodilköpfe und Knochen von Elephanten und Rhinoceroſſen wanderten auf ſeine Veranſtaltung aus Sibirien und Afrika nach dem mittlern Deutſchland. — Die ſämmtlichen Freunde wußte er für dieſe Studien zu begeiſtern; am leidenſchaftlichſten ging Goethe darauf ein, der Nov. 1781 in Jena bei Prof. Loder anatomiſche und oſteologiſche Vorleſungen hörte und eine mineralogiſche Karte von Thüringen anfertigte.

Bei Goethe's Abneigung gegen alle Politik würde Weimar von den Welthändeln nichts erfahren haben, hätte nicht Wieland dafür geſorgt, ſein Publicum mit dem Reich in Berührung zu halten. Wie früher im „Goldenen Spiegel" plauderte er jetzt im Mercur mit unbefangenem Behagen über alles was vorging. Vor einigen Jahren hatte er, halb launig halb ernſt, das göttliche Recht der Gewalthaber vertheidigt — er war immer für die Sultane geweſen. „Wenn wir in der Weltgeſchichte ſehen, wie wunderbar die unermeßliche Kette von Urſachen und Wirkungen ſich fortſchlingt; wie immer ganz andere Effecte herauskommen, als man erwartet; wie ein Reich, dem der gewiſſe Untergang Jahre hindurch angedroht worden, die Weiſſagungen zu Schanden macht; wie oft die klügſten Maßregeln nichts, dagegen ein dummer Streich den beſten Effect hervorgebracht; wie mitten unter allen anſcheinenden Urſachen einer allgemeinen Zerrüttung ſich das Ganze doch immer im Gleichgewicht hält: ſo leuchtet ſtark in die Augen, daß es blos die in allen Regierungen hinter der Scene ſpielende Theokratie iſt, welche macht, daß es ſo viel beſſer in der Welt geht, als es, unſerer einfältigen Meinung nach, gehen ſollte." Er hatte gefragt: „wie ſollt' es wohl ein Volk anfangen, ſich ſelbſt zu regieren? und wenn es von Natur dazu unvermögend iſt, wie kann man ſagen, es habe dazu ein natürliches Recht?"

Der Aufſatz hatte den alten Freund und Mitherausgeber F. H. Jacobi, geb. 25. Jan. 1743, beſtimmt, ſich mit Wieland zu überwerfen. Bald darauf hatte er auch mit Goethe gebrochen; er verlor ſeine pfälziſche Geheimrathsſtelle, und lebte als wohlhabender Privatmann auf ſeinem Landgut Pempelfort bei Düſſeldorf. Einige ſpätere Artikel brachten ihm jene Paradoxien wieder in Erinnerung und er fand nöthig, Jan. 1781 in Dohm's*) „deutſchem Muſeum" zu antworten. „Ich möchte Herrn Wieland nicht gern etwas ſagen, das einer Grobheit ähnlich ſähe, und doch iſt es unmöglich, von einer elenden Sophiſterei anders als von einer elenden Sophiſterei zu reden, und den Verdruß und Ekel, welchen man beim Auseinanderlegen derſelben

*) Geb. 11. Dec. 1751, wurde 1779 durch Herzberg Geh. Archivar und Kriegsrath in Berlin; er machte Sommer 1780 in Münſter Jacobi's Bekanntſchaft.

empfinden muß, nicht ſehn zu laſſen.“ „Niemand ſagt gewöhnlich von einem ſchweren Körper, daß er das Recht habe, ſchneller zu fallen als der leichtere; vom Menſchen, daß er das Recht der Sprache, des Denkens beſitze: kurz, Niemand, der nicht den Begriff des Rechts zu vernichten gedenkt, kann ihn irgendwo hinbringen wollen, wo nur von wirkenden Urſachen, von blos phyſiſchen Geſetzen die Rede iſt.“ Dieſer Verwechſelung von Recht und Gewalt habe ſich zuerſt Spinoza ſchuldig gemacht. — Wieland, der ſeine Einfälle längſt vergeſſen hatte, ſuchte ihnen jetzt die Spitze abzubrechen; doch ſchrieb er im alten Sinne fort: im „Athenion“ (Juli 1781) ſchilderte er die Verwirrung des Gemeinweſens, die entſteht, wenn man einem Philoſophen die Regierung überträgt; in den „patriotiſchen Beiträgen zu Deutſchlands höchſtem Flor“ verſpottete er den Optimismus der Weltverbeſſerer.

Der Streit hatte einen hiſtoriſchen Hintergrund. Nach dem Tode ſeiner Mutter hatte Kaiſer Joſeph ſeine berühmten Reformen begonnen: Aufhebung der Klöſter und der Leibeigenſchaft, Ausgleichung der Stände und Stämme, Gleichheit der Geſetze, Ländervertheilung nach Zweckmäßigkeitsgründen u. ſ. w. Das aufgeklärte Publicum ſtimmte ihm jauchzend zu. „Sind wir nicht eins geworden nach der großen Reformation von 1781?“ fragt Zimmermann. Klopſtock's Entwurf einer Akademie blieb zwar unausgeführt, aber es hatte ſich doch eine erhebliche Zahl von Schriftſtellern in Wien zuſammengefunden — Sonnenfels, v. Gebler, v. Retzer, v. Ayrenhoff, Alxinger, Denis, Maſtalier — die mit den höchſten Kreiſen in Verbindung ſtanden; der große Schröder war April 1781 dahin übergeſiedelt, die Muſik ſtand in der ſchönſten Blüthe: ſchon begann Mozart's glänzende Laufbahn neben Haydn. Der Mercur und Wieland's Gedichte waren die Lieblingslectüre des gebildeten Wien, und jene Schriftſteller ſämmtlich Wieland's Freunde und Correſpondenten. Leider war nicht einer unter ihnen, der ſich über die Mittelmäßigkeit erhob, und der eifrigſte Aufklärer, mit dem Wieland am zärtlichſten correſpondirte, ein ganz gemeiner Poſſenreißer. Blumauer, geb. 21. Dec. 1755, war 1772 zu Wien unter die Jeſuiten getreten; ſeit Aufhebung des Ordens war er eifriger Freimaurer, wirkte für die Aufklärung, und ergötzte den Pöbel durch ſeine „traveſtirte Aeneide“.

„Die Augen ganz Europa's,“ ſchreibt Wieland an Gebler, „ſind auf unſern großen Kaiſer geheftet, und alle Welt iſt nach dem, was er in ſo kurzer Zeit bereits gethan, in der gerechteſten Erwartung, daß die Regierung Joſeph's 2. der Nachwelt ebenſo merkwürdig als die Epochen Alexanders, Auguſts und Ludwigs 14. werden dürfe. „Noch beſchäftigen ihn dringendere Bedürfniſſe; der große Gedanke, ein genau zuſammenhängendes Ganze aus ſeinen weitläufigen Staaten zu machen, erfordert ſeine ganze Aufmerkſamkeit.

Aber gewiß kommt eine Zeit, wo er darauf denken wird, den glorreichen Arbeiten einer Regierung, die in den Annalen der Welt einzig iſt, dadurch daß er auch den Muſen einen ewig dauernden Tempel in ſeiner Kaiſerſtadt ſtiften wird, gleichſam die Krone aufzuſetzen. Dann wird man nicht länger ſagen können, daß es der deutſchen Nation an einem allgemeinen großen Vereinigungspunkt fehle. Wien, das jetzt ſchon in ſo vielen Hinſichten die erſte Stadt des deutſchen Reichs iſt, wird dann wirklich die Hauptſtadt der Deutſchen, der Brennpunkt, wo ſich die größten Geiſteskräfte vereinigen, und aus welcher Aufklärung, Geſchmack und Gemeingeiſt über alle Theile der Nation ſich verbreiten; kurz, Wien wird für Deutſchland werden, was Paris und London für Frankreich und Großbritannien ſind."

So dachte der ſanguiniſche Mann noch 1786, als ſich bereits herausgeſtellt hatte, daß unruhiger Thätigkeitstrieb einen feſten Willen nicht erſetzen kann, wenn es ſich darum handelt, auf den Trümmern alter geſetzlicher Einrichtungen eine neue Schöpfung zu begründen. Jacobi dagegen hatte von vornherein das Bedenken, daß willkürliche Verfügung über Recht und Sitte, auch bei wohlmeinenden Abſichten, die wahre Grundlage alles politiſchen Lebens, die Freiheit untergräbt. Irre geworden durch ſeine Vorwürfe, gebrauchte dann Wieland ſein gewöhnliches Mittel: er ließ in einem Geſpräch (Walder und Diethelm) beide Anſichten vertreten. Es kam alles mögliche Vernünftige darin vor, die Klöſter als Anſtalten für Gelehrſamkeit, die Conſequenz des Papſtthums, die Poeſie der Ritterzeit wurde anerkannt; aber das Ganze war nicht vernünftig; es fehlte der leitende Faden, und das Ergebniß lautete: „ſorg' nicht um recht noch unrecht, gut noch faul; friß deinen Pudding, Sklav', und halt dein Maul!"

Für die deutſche Geſchichtſchreibung war es von unnennbarer Wichtigkeit, daß durch einen ernſten Fall die Aufmerkſamkeit der Gelehrten und des Volks auf die urſprüngliche Natur der Rechtsbegriffe und Rechtsinſtitutionen geleitet wurde. Bisher war eingehend nur das Ausland ins Auge gefaßt worden, hauptſächlich der Freiheitskampf Nordamerikas hatte das politiſche Intereſſe gefördert; der Quäker, der alles duzte, hatte in der deutſchen Phantaſie die ideale Maske des engliſchen Lords verdrängt. Unſere Hiſtorie war urſprünglich von der Theologie ausgegangen, wie es nach zwei Jahrhunderten theologiſcher Controverſen natürlich war. Die Schule Mosheim's blühte ſchon (Planck), als, angeregt von den beiden Moſer, die Juriſten anfingen ſich mit der Geſchichte des deutſchen Staatsrechts zu beſchäftigen (Pütter); zugleich verarbeiteten Schulmänner und Profeſſoren die Ereigniſſe nach dem Vorbild der Römer und Schotten in künſtleriſcher Darſtellung, zur Rührung und Erbauung des Publicums. Dann erſt regte ſich Volkswirthſchaft

und Statiſtik (Achenwall, Sprengel, Schlözer), in den innern Mechanismus des wirklichen Lebens einzudringen.

Lichtenberg behauptete, die Deutſchen hätten noch keinen Geſchichtſchreiber gehabt, und würden nicht ſobald einen bekommen. „Sie haben," ſagt er, „nicht die Gelegenheit, alle Seelenkräfte ſo auszubilden, wie Männer, die in großen und reichen Städten leben, wo Pracht und Ueppigkeit auf das Höchſte geſtiegen ſind. Sie bearbeiten meiſtens nur eine Geiſteskraft, und das Phlegma des Grüblers iſt ſelten bei ihnen mit dem Witz und der Philoſophie verbunden, die nöthig iſt, die Sachen zuſammenzubringen und dann ſtark und gut zu ſagen. Eine gewiſſe Gefälligkeit gegen die Großen macht, daß ſie das Meiſte mit einer einſchläfernden Unmaßgeblichkeit und feigen Unvorgreiflichkeit ſagen. — Der eigentliche Profeſſor oder Stubenſitzer iſt unter allen am wenigſten fähig, ein großer Geſchichtſchreiber zu werden, weil es kaum möglich iſt, ohne Umgang mit der Welt und mit Leuten, die einem an Erfahrung überlegen ſind, und von allerlei Stand, ſich das Gefühl zu erwerben, das uns faſt ohne nachzudenken von Begebenheiten urtheilen, oder wenigſtens am rechten Ort ſuchen oder nach der rechten Richtung verfolgen lehrt. — Selbſt der Mann, der Erfahrung hat, im gemeinen Leben danach verfährt, ſie am Tiſch und Spaziergängen äußert, wird ſie oft nicht in ſein Buch bringen, weil er glaubt, ſie ſchicken ſich nicht dahin. Denn es iſt nur allzu gemein, daß kluge Leute beim Bücherſchreiben ihren Geiſt in eine Form zwängen, die von einer gewiſſen Idee, die ſie vom Stil haben, beſtimmt wird, wie ſie Geſichter annehmen, wenn ſie ſich malen laſſen."

Bei dieſer Behauptung überſah Lichtenberg einen Mann, der ſeit lange den geſchichtlichen Sinn der Deutſchen zu fördern ſich bemüht hatte. Juſtus Möſer, jetzt 62 J. alt, (geb. 14. Dec. 1720), Geh. Juſt.-Rath in Osnabrück, verfolgte noch immer die öffentlichen Vorgänge mit ernſter Aufmerkſamkeit, und ließ ſich keine Bewegung des ſittlichen, induſtriellen und politiſchen Lebens entgehen. Seine Geſchichte der Hand- und Spanndienſte, ſeine Bekämpfung des Inquiſitionsproceſſes, ſein Nachweis, warum der deutſche Adel ſich nicht nach Art des engliſchen entwickelt, gehören zu den Kunſtwerken des edelſten Stils. Kein Deutſcher jener Zeit hatte eine ſo gründliche Kenntniß des Rechtslebens, keinem war der Begriff ſo zum lebendigen Bild geworden, keiner hatte dieſe Kraft der Farbe, keinem war das ewige Geſetz der Geſchichte ſo deutliche Gegenwart. Um ſeine Paradoxien nicht mißzuverſtehen, muß man vieles abrechnen, was der Schalk oder der juriſtiſche Virtuoſe überm Herzen wegſpricht; auch darf man die ſpätern Aufſätze, wo er aus Abneigung gegen die Revolution nicht ſelten über die Schnur hieb, mit den frühern nicht vermiſchen. Entſcheidend iſt für ſeine ganze Richtung der

Haß gegen die Phraſe. Die Redensarten von allgemeinen Menſchenrechten, allgemeiner Menſchenliebe und bildloſer Moralität, aus Weiße's Kinderbüchern und Gellert's Vorleſungen abſtrahirt, verachtete er gründlich, und ſchente ſich, um den Menſchen mit ſeinen mannigfaltigen Leidenſchaften und Grillen als Naturweſen, mit ſeinen hiſtoriſchen Schranken als Bürger jenem blaſſen Ideal entgegenzuſtellen, nicht vor den härteſten, ja cyniſchen Conſequenzen, wobei er auch wohl das Recht der Analogie in der Conſtruction hiſtoriſcher Zuſtände übertrieb. Seine Behauptungen kann man oft in das Gegentheil umkehren, ohne daß damit ihr Recht verneint würde: den beſten philoſophiſchen Sätzen geht es nicht anders.

Etwas Paradoxie in der Beſtreitung des ſubjectiven Rechtsgefühls liegt auch in dem hochwichtigen Aufſatz „über den Unterſchied des wirklichen und des förmlichen Rechts", den er ſchrieb, als die Joſephiniſchen Reformen begannen. „Was die Kirche oder eine Verſammlung erwählter und berufener Biſchöfe zuletzt für Wahrheit *erklärt* hat, das *iſt* förmliche Wahrheit für alle diejenigen, ſo zu dieſer Kirche gehören; und förmliches Recht iſt für ſtreitende Parteien, was ein erwählter oder verordneter Richter zuletzt dafür erkannt hat. In beiden *kann* die wirkliche Wahrheit oder das wirkliche Recht zum Grunde liegen, und es iſt die höchſte menſchliche Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß es ſo ſei. *In der That aber kommt es hierauf nicht an*; es thut im eigentlichen Verſtand nichts zur Sache, ob die Biſchöfe und Richter geirrt haben oder nicht; ihr letzter Ausſpruch verwandelt wirkliches Weiß in förmliches Schwarz, und umgekehrt. Beide können, was förmliche Wahrheit betrifft, nicht irren, wenn alles ordentlich zugeht. Der Menſch würde nimmer aufhören zu zanken; jeder würde nach ſeinem eignen Begriff handeln wollen, und es würde daraus die größte Verwirrung entſtehen, wenn man ſich nicht endlich weislich darüber verſtanden hätte: daß man dasjenige, was alſo ausgeſprochen iſt, für förmliches Recht halten und befolgen wollte. Einem Jeden bleibt dabei ſeine freie Meinung von dem wirklichen Recht, wenn er ſich von dem förmlichen nicht überzeugen kann: — aber man achtet darauf nicht. — Alle Menſchen können irren, der König wie der Philoſoph, und letztere vielleicht am erſten, da ſie beide zu hoch ſtehen, und vor der Menge der Sachen, die vor ihren Augen ſchweben, keine einzige vollkommen ruhig und genau betrachten können. Deswegen haben es ſich alle Nationen zur Grundfeſte ihrer Freiheit und ihres Eigenthums gemacht: daß dasjenige, was ein Menſch für Recht oder Wahrheit erkennt, nie eher als Recht gelten ſolle, bevor es nicht das Siegel der Form erhalten."

Alle Populärſchriftſteller aus Gellert's Schule hatten das Publicum vor Proceſſen gewarnt; *Möſer* hält es im Gegentheil für „eine edle Leiden-

ſchaft des Menſchen, daß er für dasjenige, was ihm ſeiner Meinung nach zukommt, Gut und Blut einſetzt, und ſich gegen alles, was ihn ſeiner Einſicht nach unterdrücken will, nach Kräften wehrt. Dieſe Leidenſchaft muß nicht unterdrückt, ſondern aufgemuntert werden, beſonders bei Geringern, deren Menge den Staat unterhält, und die gar bald zu Grunde gehen würden, wenn ſie ſich heute ein Stück, morgen ein anderes, ohne darüber zu klagen, nehmen ließen."

„Meiner Meinung nach," ſchreibt Möſer an Baſedow, „ſollten die Kinder durch die Geſchichte ſofort von dem Originalcontract, welchen die bürgerliche Geſellſchaft, worin ſie leben, errichtet hat, belehrt werden. Sie ſollten frühzeitig lernen, was ein eigner, ein erbrechteigner Heerd ſei; was für eine Stimme daraus zu den allgemeinen Angelegenheiten gehe; wer ſolche an ihrer Stelle in dem engen Nationalausſchuß führe; wieweit die Vollmacht dieſes Stimmführers gehe, und wieviel ſie von ihrem Eigenthum und ihrer Freiheit zum allgemeinen Beſten aufgeopfert haben. Sie ſollten wiſſen, daß alles, was ſie dereinſt an der ſchuldigen Aufopferung ermangeln laſſen, die erſte politiſche Sünde, und alles, was ihnen darüber ohne ihre vorherige Einwilligung von der beſtellten Obrigkeit genommen würde, das erſte politiſche Verbrechen der letzteren ſei. Die chriſtlichen und moraliſchen Tugenden oder Untugenden ſollten ihnen ſo vorgelegt werden, wie ſie in jenem Fall das Verderben des Staats, in dieſem aber die Sklaverei der Unterthanen beförderten, nach dieſen beiden Hauptſeiten ſollten Lob und Tadel wirken." — — „Wir Menſchen ſind tenaces proprietatis viri; und wenn wir die Ehre nicht als ein Recht, als ein Reſultat unſeres Eigenthums im Staat beſäßen, wir würden auf den Schimpf nicht viel geben. Kein Bauer läßt ſich einen Daumenbreit von ſeinem Eigenthum nehmen; er läßt ſich nicht einmal von ſeinem Pfarrer einen Schelm ſchelten. Allein er wird fortgehen und nichts ſagen, wenn dieſer ihn einen unbarmherzigen, einen unchriſtlichen Menſchen nennt. — Warum? — Jene Benennung greift ihm in ſein wahres Eigenthum."

Die „Osnabrückiſche Geſchichte" war die erſte ernſthafte Studie des deutſchen Alterthums, die damals freilich mehr die Kenner als die Mehrzahl der Gebildeten belehrte. — „Schade," ſchreibt Mich. Ign. Schmid,*) als er

*) M. J. Schmid, geb. 30. Jan. 1736 zu Arnſtein, war erſt auf dem Gymnaſium zu Würzburg, dann auf dem biſchöflichen Seminar daſelbſt erzogen. Nachdem er einige Zeit Caplan in Haßfurt geweſen, übernahm er in Bamberg eine Informatorſtelle bei einem H. v. Rotenhan, wo er ſich ſeine Weltbildung aneignete und das wirkliche Leben kennen lernte. 1771 wurde er Bibliothekar der Univerſität Würzburg, und entwarf als Mitglied der Schulcommiſſion einen Entwurf zur pädagogiſchen Reform.

1778 die „Geſchichte der Deutſchen“ begann, die ihn bald darauf nach Wien in kaiſerlichen Dienſt brachte, an Möſer, „daß ein Werk von ſolcher Stärke und Neuheit der Gedanken nicht weiter geführt iſt. Daß die gute Zeit Deutſchlands jene war, da das Fauſtrecht im Gange war, davon bin ich ebenfalls überzeugt, werde es auch mit Datis belegen, die nicht leicht einen Zweifel übrig laſſen werden.“

März 1780 ſandte Möſer ſeinem Verleger Nicolai den vorläufigen Schluß der „Osnabrückiſchen Geſchichte“, über den er nicht heraus kam. „Ich befürchte, daß manches, was zu veraltet iſt, und doch zur Naturgeſchichte der politiſchen Staatsverfaſſung gehört, nicht recht einleuchten werde. Die Leute werden glauben, ich plaudere zu viel von Heerbann und Dienſtmannſchaft; und doch giebt mir dies allein den richtigen Faden. Mit der moraliſchen Schnur iſt es Kinderei in der Geſchichte; und alle reißen ab, außer jenem. — Einigermaßen beruhigt mich das Schauſpiel in Amerika, welches die Verwandlung, die Deutſchland erlitten hat, jedem lebendig vormalt. — Unſer ganzes Steuer- und Fuhrweſen, Adel und Leibeigenthum, kurz alles, was Freiheit und Eigenthum nahe und fern berührt, entwickelt ſich mit dieſem einzigen Faden.“

Mit der Compoſition war Moſer ſpäter ſelbſt nicht recht zufrieden: er fand es unzweckmäßig, die deutſche Geſchichte mit dem Urſprung der Nation oder mit Karl dem Großen zu beginnen. „Es liegt vor Augen, daß ſich mit dem Landfrieden von 1795 ein ganz neues Reich angefangen, und das alte völlig aufgelöſt habe. Der wahre Publiciſt, wenn er die Rechte des Kaiſers und der Reichsſtände beſtimmen will, geht nicht über jenen Landfrieden hinaus, und der Staatsmann benutzt die voraufgehenden Begebenheiten höchſtens in dem Maß, wie Montesquieu die alten Geſetze und Winckelmann die halbverwitterten Bruchſtücke der Kunſt benutzt haben: mehrentheils nur zur Philoſophie der Geſchichte. — Meiner Meinung nach müßte eine Geſchichte unſers heutigen deutſchen Reichs mit dieſer großen Conföderation anfangen, und dabei der Anfang und Fortgang ſowie die gänzliche Zertrümmerung des ältern Reichs in eine einzige Handlung, in eine einzige Darſtellung verwandelt werden. Aus der letztern ließe der Geſchichtſchreiber erſt die Nothwendigkeit dieſer neuen Vereinigung hervorgehn, zeigte dann ihre Formel, und brächte nun alles Uebrige, was ſeitdem vorgefallen iſt, als Verbeſſerungen und Ver-

---

1772 veröffentlichte er eine „Geſchichte des Selbſtgefühls“; von der „Geſchichte der Deutſchen“, erſchienen bis 1794 6 Bd.: in überſichtlicher Kürze, in einem eleganten, etwas rhetoriſchen Stil, mit talentvoller Charakteriſtik der Perſonen und mit ernſter Aufmerkſamkeit auf die Culturentwickelung.

ſchlimmerungen des alten Syſtems bei. — Der Geſchichtſchreiber, der von hier ausginge, würde dadurch alle Vortheile gewinnen, die der Epopöendichter ſo früh genutzt hat; der Leſer aber, der ſein jetziges deutſches Vaterland kennen will, ſogleich auf die rechte Bahn gerathen."

Der „claſſiſche" Geſchichtſchreiber der Nation zu werden, war einem Mann von entgegengeſetzter Richtung beſtimmt, der Möſer's Forſchungen nicht unbenutzt ließ, ſie aber dem moraliſchen Zweck dienſtbar machte. — Johannes Müller wurde 3. Jan. 1752 zu Schaffhauſen geboren. Seine Vorfahren gehörten ſeit vielen Geſchlechtern zum Beamtenſtand des Cantons, ſein Vater war Diakonus. Sein Großvater mütterlicherſeits hatte jeden freien Augenblick auf das Abſchreiben helvetiſcher Urkunden und Geſetze gewandt, er zeigte ſeine Sammlung hiſtoriſcher Kupferſtiche dem wißbegierigen Knaben, erzählte ihm die vorgeſtellten Geſchichten, und bald war Johannes im Stande, ſie wieder vorzutragen. Von ſeinen Schulkameraden ſeines ſchwachen Geſichts und ſeiner „zappelnden Lebhaftigkeit" wegen verſpottet, lernte er auf der Schule hauptſächlich Latein ſprechen, zu Hauſe las er viel, Hübner's bibliſche Hiſtorien, den Orbis pictus, Kaiſer Octavianus u. a., hernach Heidegger's Acerra philologica; Namen und Jahrzahlen aller Fürſten der vier Weltmonarchien ſowie die aller Bürgermeiſter und Bürgervorſteher von Schaffhauſen wußte er auswendig, und konnte ſie noch in den letzten Jahren ſeines Lebens ohne Fehler herſagen. Unter einem verdrießlichen Schulrector mußte er außer dem heidelberger Katechismus Cellarius' Wörterbuch und Baumeiſter's Definitionen der Logik memoriren. — Aug. 1769 ging er zur Univerſität Göttingen, wo Michaelis, der kritiſche Theolog, durch Gelehrſamkeit und derbe Späße ſeinen naiven Glauben erſchütterte. Wunderlicherweiſe kam daneben ſeinen Aeltern das Gerücht zu Ohren, er leſe keine andern als ascetiſche Bücher und beſuche die Verſammlungen der Brüdergemeinde. Die Neigung für Geſchichte gewann die Oberhand, als Schlözer mit ſeinem energiſchen Naturell ſich ſeiner bemächtigte. 28. Sept. 1770 ſchreibt er an ſeine Aeltern, er habe ſeine bisherige Hypochondrie überwunden: „Philoſophie der Grazien, des Gefühls, der Empfindung ſteht dem Lehrer der Religion beſſer als alle 36 Quartanten, die Chriſtian Wolf geſchmiert hat, als der ganze Scot und Lombard." Doch trat er noch Dec. 1770 mit einer rechtgläubigen Disputation auf, und nannte 16. Juli 1771 Semler's „freie Unterſuchung des Canons" einen der größten Unglücksfälle, welche die chriſtliche Religion und Theologie ſeit dritthalbhundert Jahren betroffen, ein Zeichen, daß die Zeit des Abfalls und die Stunde der Prüfung nahe ſei. „Der große und unſterbliche, aber etwas ſonderbare und neuerungsſüchtige Mann nimmt an, nur die Bücher der Bibel wären Gotteswort, die zunächſt auf die

moraliſche Beſſerung des Menſchen abzielen. Alſo laſſe man künftig jeden ſelbſt nach eigenem Geſchmack entſcheiden, was Gottes Wort und menſchliche Zuſätze ſind!" — Dieſe Abneigung gegen die zerſetzende Kritik iſt der Grundzug ſeines Weſens. In allen Lebensperioden iſt der Glaube an die Thatſachen mächtig über ihn; was dieſe untergräbt, macht ihm Pein. —

Göttingen hatte er ſo lieb gewonnen, daß er nur mit Widerſtreben nach Schaffhauſen zurückkehrte Oct. 1771. Juni 1772 erhielt er das Profeſſorat der griechiſchen Sprache. Gleichzeitig erſchien ſein Bellum Cimbricum, auf Anregung Schlözer's unternommen, im Druck: das Probeſtück, mit dem er von der Theologie zur Geſchichte überging. In dieſem Verſuch geht er mit der lateiniſchen Sprache gerade ſo um wie ſpäter mit der deutſchen: er kargt merkwürdig mit der Zahl der Worte, nur die nothwendigſten Satztheile ſind geblieben, die Sätze zuſammenhanglos nebeneinander geſtellt; hin und wieder hört man Cäſar und Tacitus heraus, dabei zeigt aber der Stil, ſo unſchön er iſt, doch eine gewiſſe Eigenthümlichkeit. Um nur ſichere Thatſachen zu geben, hält er ſich am liebſten an charakteriſtiſche Anekdoten; allgemeine Reflexionen vermeidet er. Schon in Göttingen hatte man ihm die Geſchichte der Schweiz als ſeinen Lebensberuf dargeſtellt: in dieſe Arbeit vertiefte er ſich nun mit leidenſchaftlichem Eifer. Immer lagen Haufen von Handſchriften, Chroniken, Urkunden auf ſeinem Tiſch und in allen Ecken des kleinen Studirzimmers; durch die ganze Schweiz ging die geſpannte Erwartung des vielverſprechenden Werks. Zuweilen wird er in ſeinen Planen irre, wenn die kleinlichen Zänkereien in theologiſchen wie in politiſchen Dingen ihn ärgern: „Wenn ich durch unſägliche Mühe, durch tauſend Hinderniſſe durchdringe, und Wahrheit finde und Wahrheit ſchreibe, wahrlich, Freund! ich will wetten, mein Buch wird verboten und verbrannt." Dann aber ergreift irgendein rührender Zug, den er in ſeinen Chroniken findet, ſeine Seele, und erwärmt ſie zu neuer Begeiſterung. „Ich hoffe, meinem künftigen Fleiß in vaterländiſchen Geſchichten und Rechten ſoll der vorige gar nicht gleichkommen. Ich will ſie nicht als Schriftſteller blos, ſondern als freier Bürger treiben. Ich möchte nicht nur die Annalen des Vaterlandes ſchreiben; ich wünſchte mir durch Verdienſte und Thaten auch einen Platz in denſelben."

Mitte 1771 hatte ihn Schlözer zu Recenſionen in die deutſche Bibliothek aufgefordert, einige derſelben erſchienen zu Anfang des folgenden Jahres, über Leſſing's Berengarius, Semler's Tertullian und Füßli's Kirchengeſchichte. Sie ſind entſchieden ketzeriſch.*) In den Briefen an Nicolai

*) „Die unſeligen ſymboliſchen Bücher! Wer doch dieſen unedeln Zwang wegnähme! dieſen Despotismus über den menſchlichen Geiſt ſtürzte, zertrümmerte, ausrottete!"

erſcheint er als junger Renommiſt im Geſchmack jener Periode. „Wir ſollten endlich einmal auf Originalität der Gedanken und des Ausdrucks dringen. In dieſem Stück und überhaupt im Enthuſiasmus für die Freiheit bin ich ganz Brite. Das iſt's, was mir den Aufenthalt in Helvetien ganz unausſtehlich macht; hier ſcheint mir die Freiheit auszuſterben. Ich verfluche alle Feſſeln meines Geiſtes, alle demüthige Mittelmäßigkeit, alle orthodoxe Denkungsſklaverei iſt mir ein Gräuel." Aug. 1772 ſchickte er an Nicolai eine Recenſion über ein gegen Semler gerichtetes Buch, ſie war den berliner Aufklärern zu ſtark; weniger dem Inhalt als den Ausdrücken nach.*) Im Frühling 1773 beſuchte er die helvetiſche Geſellſchaft zu Schinznach; dort lernte er Bonſtetten kennen, „damals einen

„Meine Grundſätze ſtimmen am meiſten mit der Theologie überein, die Friedrich des Großen Prieſter predigen; die geweſen iſt, ehe Moſes war, und bleiben wird, wenn Athanas und Auguſtin zur Ehre des menſchlichen Verſtandes verwünſcht werden. Ein Mann, der den Weltſchöpfer verehrt und edel denkt, iſt meiner Liebe würdig, er mag ſeine Glaubensbrüder ſonſt in Rom, in Wittenbeeg, in Zürich oder beim Dalai Lama haben . . . Das allein ſind der Gottheit würdige Lehrſätze, die zur moraliſchen Verbeſſerung d. h. zur Glückſeligkeit der Menſchen beitragen. Nichts iſt mir abgeſchmackter als die Wundertheologie; das Geträtſch von dem Durchbruch, dem unwiderſtehlichen Zug." — Lavater, der 1772 nach Schaffhauſen kam, hat ihn auf den erſten Blick richtig beurtheilt. „Müller iſt ein zwanzigjähriges monstrum eruditionis. Er hat das beſte Herz, iſt aber im Schreiben noch abſprechend und dreiſt. Sein Stil iſt ſehr witzig und bis zur Affectation lebhaft. Aber er hat das Gute, daß er ſich gern belehren läßt und ſich leicht ſchämen kann. Er iſt äußerſt fein organiſirt, hat ein helles, leuchtendes Paar Augen; ſonſt ſieht er ſehr jungfräulich aus. Ich glaube, man kann aus ihm machen, was man will. Sein Gedächtniß ſcheint beinahe übermenſchlich zu ſein."

*) Müller nahm davon Gelegenheit, an die aufgeklärten Geiſtlichen Berlins, welche ſeine Recenſion gemißbilligt, namentlich an Spalding zu ſchreiben und ihnen ſein Glaubensbekenntniß auseinanderzuſetzen. Es war ihm um ſo wichtiger, da er ſich bereits damals um eine Stelle in Berlin bewarb. Freilich ſchrieb er 20. Dec. 1772 in ſein Tagebuch: „Du kannſt frei ſein, o Menſch, warum willſt du Königen dienen?" und an Füßli 1. Jan. 1773: „Ich habe jeden Gedanken, Schaffhauſen zu verlaſſen, abgeſchworen, ſchwöre ihn an deinem Buſen noch einmal ab, und ſchwöre dem Vaterland zu dienen, ſollte es mich auch tödten." Indeß gingen die Unterhandlungen fort und es war eine Zeit lang Ausſicht, daß ſie ſich erfüllten. Zedlitz ließ ihm durch Nicolai die Rectorſtelle des joachimsthaler Gymnaſiums mit 800 Thlrn. Gehalt und Ausſicht auf baldige Erhöhung anbieten. Ehe dieſer Brief ankam, hatte Müller in ſeiner Ungeduld 22. Nov. 1773 ein grobes Schreiben an Nicolai gerichtet: „Ich preiſe den, der die Welt regiert, daß er mich nie nach Berlin geführt hat. Ich werde in einer Stadt leben, die ebenſo aufgeklärt iſt, wo kein König herrſcht, wo ich aus- und eingehen darf ohne Zwang, keine Auflagen zahle, und mich nicht unter eines Einzigen Wort ſchmiege. Wenn die Schweiz zu Grunde geht, ſo gehe ich nach England." Dagegen aus Genf, 9. Juli 1774: „Ich ſehe meine Stelle als einen bloßen Aufſchub an und hoffe, nicht ohne Grund, in dieſer Zeit mich geſchickter zu machen, die gelehrten und politiſchen Verfaſſungen des preußiſchen Reichs einſt mit philoſophiſchem Auge zu beobachten."

um ſieben Jahr ältern Jüngling, der mit einer ſehr lebhaften Einbildungskraft und einem unerſättlichen Durſt nach Wiſſenſchaft eine ausgeſuchte Blüte der ſchönſten Kenntniſſe und mit allen Vortheilen der äußerlichen Bildung ein edles, gefühlvolles Herz und eine außerordentliche Grazie der Sitten vereinigte. Da entſtand gleich dem Blitz jene Freundſchaft von der ſtrengſten Tugend, denjenigen gleich, die im Alterthum die beſten und größten Dinge hervorgebracht haben". (Worte der Selbſtbiographie.) Der Briefwechſel wurde, wenigſtens von Müller's Seite, ſo eifrig getrieben, daß er zuweilen, ſelbſt in einer Periode, wo er einen Folianten nach dem andern excerpirte, dreimal die Woche ſchrieb; er enthält Spuren unerträglicher Sentimentalität: aber die Hauptſache, und das macht die „Briefe eines jungen Gelehrten" ſo intereſſant, iſt der heftige Drang, ſich über jeden Fortſchritt ſeines Wiſſens mitzutheilen und den Freund zur Ausdauer auf dem Pfad des Ruhms anzuſtacheln. Bonſtetten bemühte ſich, zu Bern oder Genf einen Platz für ihn zu finden, wo er ſich im Umgang mit der großen Welt ausbilden könne. Es fand ſich eine Hauslehrerſtelle bei dem Generalprocurator Tronchin zu Genf. 14. Jan. 1774 legte er ſeine Profeſſur nieder.

In Genf wurde der junge Gelehrte in die Blüte der Geſellſchaft eingeführt, auch bei Voltaire, den er zuerſt Oct. 1774, dann öfters beſuchte. Doch wurden die Verhältniſſe zu ſeinen Schülern allmählich unbequem, er entſchloß ſich April 1775 ſeine Stelle aufzugeben und mit dem Amerikaner Kinloch das Landgut Chambeſis zu beziehen. Der Ausbruch der amerikaniſchen Revolution rief Kinloch Juni 1776 in ſein Vaterland zurück, ſeitdem lebte Müller in Genthod bei Bonnet, bis April 1777. Die Sommermonate brachte er mit Bonſtetten bald am Jura, bald in den Alpen zu; endlich ſetzte er ſich auf dem Landgut des ältern Tronchin feſt. Dies waren ſeine äußerlichen Verhältniſſe bis zum 12. Febr. 1779, an welchem Tage ſein Vater ſtarb.

In dieſer Periode entwickelt ſich der leitende Gedanke ſeiner Politik: die Abneigung gegen die unbeſchränkte Gewalt, der man nur durch das Gleichgewicht der Staaten entflieht, durch die Möglichkeit, den Herrn zu wechſeln. Der Geſchichtſchreiber der Schweiz ſieht die Gefahr der Weltmonarchie hauptſächlich in Oeſtreich; er ſieht (an Schlözer, Aug. 1774) „die Armeen und Reichthümer von Habsburg den Grund einer gewaltigen Monarchie legen, die Freiheit am Ende ihrer großen im Oſten angefangenen Laufbahn auf dem Flug nach andern Küſten begriffen. Europa aber ſinkt zurück in die Nacht der Tyrannei." — „Seit wir Barbaren aus Norden den Thron der Cäſaren zerſtört haben, war Europa noch nie ſo nahe an der Reunion aller Gewalt in einigen Despoten. Holland, die kleinen Staaten in Deutſchland, Schweiz, Venedig, ſubſiſtiren in Furcht und aus Gnaden. Das Geſchlecht

Habsburg an der Spitze der deutſchen Völker und auf dem Thron der Czechen und Hunnen, mächtig von der Weichſel bis unweit der Tiber, gründet durch Armeen und Schätze, wie vormals durch Negociationen und Heirathen, eine neue Monarchie; wenn durch ſeine Waffen und Politik auf Abſterben der großen fürſtlichen Häuſer in Deutſchland dies weite Reich dem Kaiſer unterworfen werden wird, ſo kann Wien Rom werden und der Adler ſein Reich über den Ruinen der alten europäiſchen Verfaſſung aufbauen." — „Es iſt eine Claſſe leidiger Tröſter aus der Schule Rouſſeau's und einiger Encyklopädiſten, welche von dem Naturrecht, einem Contract social, einer allgemeinen Gleichheit und den Vorzügen der Demokratie ſchreiben, wie Descartes von ſeinen Wirbeln, Grundſätze ſetzen, Folgen daraus ziehen, das große Schauſpiel der Univerſalhiſtorie aber nur aus Boſſuet und Iſelin kennen. Ihre Chimären untergraben die Throne, denn ſie entfremden den Verfaſſungen die Herzen der Unterthanen, ſie machen auch letztere unglücklich durch unvorſichtige Empfehlungen gewiſſer zur Zeit unmöglicher Syſteme und Grundſätze." — „Die Encyklopädie ſehe ich als eine Quelle des Umſturzes der franzöſiſchen Monarchie an. Alle innerlichen Unruhen, welche Liguen gegen das allgemeine Beſte veranlaſſen, kommen von Leuten her, welche die Regierung und Politik zu kennen glauben, aber nur von fern ein Ganzes ohne die Lunette eigener Erfahrung in Details geſehen haben; es iſt daher wichtig, daß der Staatsmann den Fortgang ſuperficieller und blos allgemeiner Kenntniſſe einſchränke . . . Was Sie mir von den Vorzügen eines Staats, wo alles gleich ſei, ſchreiben, iſt eine Chimäre, welche Ihnen Rouſſeau beigebracht hat. Ein ſolcher Staat hat nie exiſtirt. Nirgend iſt die Ungleichheit größer und choquanter als in den Popularſtänden. Nie hat eine Demokratie länger als fünf Minuten ſubſiſtirt."

In der genfer Atmoſphäre athmete er auf von der eintönigen Pfaffenwirthſchaft, über die er ſich in ſeinem Canton ſo häufig zu beklagen hatte. Er ſprach nur franzöſiſch und fühlte ſich ſchon dadurch den Gebildeten näher gerückt. Er verkehrte als Ebenbürtiger in einem auserwählten Kreiſe nicht blos von Denkern und Gelehrten, ſondern, was ihm doch imponirte, von Edelleuten und Weltmännern. In ſich ſelbſt ſucht er den werdenden Staatsmann. „Je regarde l'histoire du même point de vue que Macchiavel, comme un magazin d'expériences qui serveut de base à la politique. Je me soucie peu des tems antérieurs au 16. siècle; ces intérêts ne subsistent plus et la découverte du nouveau monde a entièrement changé la face de l'ancien." Er kümmert ſich um militäriſche und finanzielle Angelegenheiten; er ſtudirt den Adam Smith; ſeine Lieblingsſchriftſteller ſind Weltmänner, die mit einer gewiſſen Paradoxie ſich den Declamationen

der Moraliſten widerſetzen: ſo Helvetius, Montesquieu, Montaigne, vor allen Machiavell, den man ihn ſonſt haſſen gelehrt, den er aber jetzt als einen wahrhaft antiken Charakter bewundert. Am ſtärkſten ſteigen ihm die Briefe Lord Cheſterfield's zu Kopf, und er beſchwört ſeinen Freund, ihm Gelegenheit zu geben, ein Staatsmann zu werden. „Solange ich nicht im Kreis politiſcher Geſchäfte bin, bin ich nicht an meiner Stelle.“ „Mein Ehrgeiz kennt nur entfernte Grenzen, er ſchafft nach und nach meine Seele um, ich werde ein neuer Menſch voll Verachtung unnützer Literatur, voll Kenntniß der Völker, der Menſchen und der Maximen des Lebens und der Regierung. Aber ich fühle meine Armuth an Grazien und die Schwere der Ketten, welche mich in der Mittelmäßigkeit zurückhalten.“ Er denkt nach, auf welchem Wege er ſich am ſchnellſten die Gnade und das Vertrauen großer Regenten erwerben könne. „Ich will die Friedensſchlüſſe und die heutige Macht, Handlung und Statiſtik, beſonders der großen Staaten, ſtudiren, in den Memoires und Briefen der geſchickteſten Negociatoren und Staatsmänner den Geiſt derſelben kennen lernen, durch ſelbige und die Geſchichte der Revolutionen mich mit dem Gang der Geſchäfte familiariſiren, bei Cicero und Quinctilian die Regeln, bei Demoſthen, Rouſſeau und Pascal den Nachdruck, bei den ſchönen Geiſtern die Feinheit, bei Bonnet, Euler, Buffon und Maupertuis die Bilder, bei Shakſpeare und Montaigne die Naivetät der Sprache erforſchen; dann mich ſelbſt übermeiſtern, ehe ich's an andern verſuche, wenig oder nie von meinen Planen ſprechen, in der Geſellſchaft nicht ſowohl mein Herz als meinen Obſervationsgeiſt handeln laſſen, und mich bemühen, durch allerlei Aufmerkſamkeiten zu gefallen; ich will mich hüten, zerſtreut zu ſein oder die Rede auf Literatur zu lenken. Es ſoll mir nichts unüberwindlich ſein; ſo ſieghaft herrſcht die Ehrbegierde in mir, daß ſie ſelbſt das Feuer der Paſſionen nur alsdann entzünden wird, wenn ſie mich zu einem Effort erhitzen ſollen.“ „Warum führen die Philoſophen das gemeine Weſen übel? warum iſt das Genie ſeltener als im Alterthum? Weil Homer und Shakſpeare nicht Adverſaria ſtoppelten, um unſterblich zu werden, weil ihr Genie nicht unter Folianten erſtickte. Ich will obſerviren und die Bemerkungen tiefer in die Seele, ſeltener aufs Papier ſchreiben.“ Doch zeichnete er ſeit Mai 1774 nach dem Vorbild Machiavell's alle politiſchen und moraliſchen Maximen, die ihm bei ſeiner Lectüre einfielen, in einen Folioband auf; dieſe Notizen ſetzen in Erſtaunen, wenn man bedenkt, daß ſie von einem zweiundzwanzigjährigen Jüngling herrühren.*) Man forderte ihn auf, ſo weitläufige

*) „Ein alter Philoſoph ſtach ſich die Augen aus, damit er in ſeinen Speculationen nicht geſtört würde. So wollen idealiſche Politiker der Menſchen und gemeiner Weſen wahre Geſtalt nicht ſehen, damit ihre Träume ihnen ſelbſt nicht unſtatthaft er-

Studien nicht ungenutzt zu lassen. „Man wünschte Vorlesungen über den Zusammenhang der ganzen Geschichte für Jünglinge und Männer schon in Krieg oder Staat bedienstet, oder die es bald werden sollten. Er hat diese Vorlesungen viermal ganz oder größtentheils neu bearbeitet; oft nicht sowohl um diese oder jene Angabe zu berichtigen, als weil er immer wärmer für die

---

scheinen." — „Ein System der Politik ist ein schönes Schauspiel. Aber ehe man vom Berg herunter unter einen Blick alles vereinigt, muß die Ebene im Detail gesehen werden, sonst verwirren sich die Objecte." — „Das Präliminarcapitel jeder wahren Politik ist die Beschreibung des Charakters der Nation; jedes Land trägt eine eigene Gattung Geschöpfe, und auch Fremde naturalisiren nach demselben. Ohne die physische moralische Naturgeschichte der Völker wird der Gesetzgeber im Geist und Detail immer irren." — „In der Moral sollte von Menschenliebe und andern Tugenden im Allgemeinen keine Rede sein, sondern von dem Detail der Pflichten jedes Bürgers in seiner besondern Lage. Allgemeine Moralien sind nur Uebungsplätze der Declamation. Eine brauchbare Moral fängt an mit Physiologie, fährt fort mit Psychologie (nicht mit jener transscendentalen über den Ursprung der Begriffe u. dgl., sondern mit Beobachtungen über unsere Kräfte und Gemüthsbewegungen), stellt hierauf die Lage vor, worin wir sind, nämlich den Bau der Gesellschaft überhaupt und unser Verhältniß zu unserm besondern Vaterland, und läßt aus dem allen von selbst fließen, was wir uns und andern schuldig sind." — „Cromwell sprach: man wird nur groß, wenn man nicht weiß, wie es kommt. Rom wurde groß, weil die Republik kein System, oder in Grundsätzen wenigstens solche Behutsamkeit hatte, daß dieselben alles Steife eines befolgten Systems verloren. Rom wurde also groß, weil seine Stifter, Gesetzgeber und Helden gerade alles das, was viele schmeichlerische Geschichtschreiber ihnen beimessen, nicht dachten. Also wird wohl das beste Staatssystem in klugen Anstalten nach vorkommenden Umständen, in decenter Unterwerfung unter die Allgewalt derselben und in der Standhaftigkeit in ihrer Ausführung bestehen." — „Es ist zur Erhaltung der Würde des Staats die politische Divination nöthig, damit man früh gutwillig thue, wozu die Folge nöthigen würde, und damit man Abänderungen der Handlungsweise durch lange Zubereitung unmerklich mache. Das Wichtigste im Staatssystem ist das Entscheidende in Entschlüssen: daher einer der landverderblichen Grundsätze in der Schweiz der Grundsatz der goldnen Mittelstraße ist." „Nach und nach wird ein verdorbener Staat schwer verbessert, denn selten ist der Weise, und das verdorbene Geschlecht wird ihn nicht hören. Auf einmal kann die Kur allein durch eine gewaltsame Operation vorgenommen werden, dann muß sich einer zum Fürsten machen, durch Unterdrückung der alten Freiheit sich zur Alleinherrschaft den Weg bahnen, und hierauf dieselbe zur Reformation des Vaterlandes anwenden. So urtheilt auch Machiavelli. Cäsar muß nach diesem Vorsatz beurtheilt werden. Die Geschichtschreiber von mittelmäßigen Einsichten erschrecken vor allem, was außer der gewöhnlichen Kaste ist, daher sie solche Unternehmungen so falsch beurtheilen . . . So reift auch Europa durch Corruption zur Vereinigung der Obergewalt in Einem oder Wenigen. Der Menschenfreund kann in solchen Fällen der Unterjochung des Vaterlandes gelassen zusehen, und im Rath seines Eroberers zum Besten desselben rathen; der Geschichtschreiber kann in dieser Rücksicht die Stifter der Freiheit und derselben Zerstörer loben: beide waren zu ihrer Zeit nöthig und für die Nation wohlthätig. — Es ist gefährlich, Aufhebung einer Beschwerde oder Geschenk einer Freiheit auf die Zeit der Noth zu ver-

Beziehung wurde, worin die Erfahrung der Geſchichte zu den politiſchen Zeitumſtänden iſt. Schon damals hatte er ſeine politiſchen Grundſätze bei ſich ausgemacht: Verehrung der Demokratie zu Unterwalden, der Ariſtokratie zu Venedig, zu Bern, der Monarchie in jedem größern Staat; eine unerſchütterliche Feſtigkeit der Behauptung urkundlichen Rechts, welches der Anker von Sicherheit und Ruhe iſt; der Zweck fortgehender Vervollkommnung durch die möglichſte, aber geordnete Freiheit, durch eine weiſe Stimmung der öffentlichen Meinung und eine wohlvorbereitete Verbeſſerung der Geſetze und Anſtalten; drei haßwürdige Ungeheuer, die Anarchie, die Despotie, am allermeiſten die ungemeſſene Präpotenz irgendeiner einzelnen Macht, welche die Zerſtörung aller Freiſtätten, der Tod aller Hoffnungen des Menſchengeſchlechts iſt, und ohne einen gänzlichen Unwerth der Völker, eine gänzliche Erſtummung aller Männer von Geiſt und Muth, und ohne doppelte Verrätherei der Räthe an den Fürſten, der Fürſten an ihren Häuſern und ſich ſelbſt, nicht ſollte aufkommen können." „Es iſt ein unbegreifliches Vergnügen, alle Zeiten und Völker zu durchwandern und auf dem ganzen Erdboden alles nach und nach hell zu machen, ſo daß man überall zu Hauſe ſei." „Beſonders freut mich die lichte Ordnung, die täglich mehr in den Plan meiner Studien kommt, alſo daß ich alles Unzweckmäßige abſondere, und aus allem ein Ganzes mache, und meine Schritte gleichſam zählen kann."

In dieſen Vorleſungen wie in ſeinem Umgang war Müller durchweg ein Angehöriger der genfer Ariſtokratie; ſeit der demokratiſchen Staatsumwälzung von 1775 gehörte er zur conſervativen Oppoſition. „Alle Ueberbleibſel

---

ſchieben. Ein Volk, welches dieſen Grundſatz weiß, ruft die Noth herbei. — In der Zeit der Noth werden alle Einrichtungen übereilt, und nur für die jedesmalige Kriſis, nicht für die Zeit der Ruhe eingerichtet, ſind daher nachmals verderblich." — „Zum Untergang der Republiken bereiten Rouſſeau, Helvetius und andere Lobredner der Demokratie und Freiheit den Weg: denn das Feuer, mit welchem ſie ſchreiben, erhitzt junge Gemüther und manchen Patrioten nach alter Art, die Freiheit muthig und ritterlich zu verfechten; daher der republikaniſche Stolz; daher werden ſich die Völker zu muthigen, enthuſiaſtiſchen, laut tönenden Unternehmungen für das Vaterland entſchließen — und deſto leichter überwunden werden, da ſie die Details und Conjuncturen, die die Zeit verändert, nicht Kälte noch Geſchick haben einzuſehn. Der Eroberer der Republik ſchmeichle der Nation zuvor, gebe tiefen Reſpect ihrer Männlichkeit zu erkennen, und erwärme dadurch die Declamatoren noch mehr. Dieſe werden das Land unter das Joch bringen; die Furchtſamen nicht." — „Wenn die alten Erfahrungen auf unſre Zeiten ſollen angewendet werden können, ſo iſt die große Kunſt, jeder Sache ihren wahren Namen zu geben. Die Alten reden nicht eine metaphyſiſche Sprache in abſtrahirten Begriffen, und ſind darum ſo evident und kraftvoll, weil ihre Bilder auf die Seele fallen und dieſelbe bilden."

der alten Aristokratie werden ausgerottet; alle Gewalt kommt an die Gemeinde. Die Hungrigen, welche die Menge ausmachen, werden künftig die Aufgeklärten und Reichen überstimmen. Allbereits verfällt alles Ansehen, sogar die tägliche Polizei, und aus dem Begriff oder Gefühl politischer Gleichheit entspringt unter dem Volk die Begierde, dem Reichen es in allem nachzuthun, woher Verachtung der Alten, Müßiggang, Verschwendung, Zwist in allen Häusern und großer Verfall aller Hantierungen entspringt; und ist wahrhaftig der Fall dieses Freistaats ein merkwürdiges Schauspiel!" —

Je mehr sich die Perspectiven in die allgemeine Geschichte erweiterten, desto deutlicher wurde ihm das Colorit für die heimischen Zustände. „Was mir Vergnügen macht, ist, daß ich vorsehe, wie alle, welche mich nicht kennen, mich für einen alten Mann ansehen werden. Ich schreibe in der Sprache, mit dem Ernst eines alten ehrwürdigen Schultheißen oder Bürgermeisters, der seinem Vaterland die alten Großthaten vorhält, auf daß es dieselben nachahme, der auf einem Reichstag der europäischen Nationen die großen Vorzüge der Verfassung und Regierung der Schweizer ausführt, und den jungen Bürgern von Bern oder Schaffhausen ihre Gesetze und Ordnungen erklärt." „Mein Zweck ist nicht sowohl die Aufmerksamkeit zu befriedigen, als dieselbe zu reizen. In allem trachte ich den unverdorbenen Theil der Nation bei derjenigen Vaterlandsliebe zu erhalten, welcher wir unser Dasein schulden." Die schönen Stellen der Alten und Neuen zeichnet er auf; von jedem Actenstück macht er sich Notizen, auf jeder seiner Reisen führt er Tagebücher mit Beschreibungen und Empfindungen: „fast alles kommt hier und da in mein Werk." „Auch ist kein Capitel, das nicht fünf- oder sechsmal umgearbeitet worden wäre, noch im ganzen Buch eine Redensart, welche mich nicht mehrere Spaziergänge auf meinem Zimmer gekostet hätte." Bei der Verwilderung der deutschen Prosa leuchtete ihm die Wichtigkeit eines erhöhten, über die Sprache des Alltagslebens hinausgehenden Stils ein, für ein Werk, welches den Ruhm der Nation der Nachwelt überliefern sollte.*) Wie Klopstock für die Poesie, suchte er für die Prosa das Muster bei den Alten, und damals war Tacitus seine liebste Lectüre. „Gegenwärtig lese ich

*) „Dieser Rousseau lehrt mich eine sehr große, nicht genug von mir bedachte Wahrheit, die große Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende Europa entzückt, sind sie nicht alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füßen? und lernen — nichts, beten ihn an, nur weil er die Sprache so allmächtig führt wie Gott Jupiter seine Donner. So will ich denn dieses großen Instruments mich auch bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man gestammelt, von Erasmus bis auf Leibnitz geschrieben, von Leibnitz und Voltaire bis hierher raisonnirt, so will denn ich — sprechen! In unsern Alpen rollt der Donner —" u. s. w

zum dritten Mal den Tacitus; je öfter er geleſen wird, deſto mehr Stärke und Schönheit, deſto mehr Superiorität über alle, welche in alten und neuen Zeiten Hiſtorie geſchrieben haben, entdeckt man in dieſem tiefſinnigen und ſchweren Schriftſteller." (20. März 1776.)*) Seit Sept. 1779 wandte er jeden Augenblick an, endlich den erſten Theil der Schweizerhiſtorie zum Druck zu rüſten, „welches mir ſo vorzüglich gelungen, daß er allem Vorigen in gar nichts gleicht, und ganz vollendet worden iſt." Die züricher und berner Buchhändler hatten Bedenken wegen der Cenſur. Es gehört doch auch zur Geſchichte der freien Schweiz, wenn wir hören, eine kräftige Darſtellung der ſchweizer Großthaten des 14. Jahrhunderts, d. h. die Aufzählung der wahren Urſachen, warum die ungleich kleinere Zahl unſerer Aelterväter die Oeſtreicher beſiegt u. ſ. w., hätte zu den verbotenen Dingen gehört, und ſei mit der allgemeinen Formel beſeitigt worden: man müſſe den alten Miſt nicht aufrühren! „Ich fange an zu glauben, die Sklaverei in der Schweiz ſei zu groß, als daß man über die Erhaltung der Freiheit ſchreiben dürfte!" Endlich beſorgte Bonſtetten den Verlag in Bern und begleitete ſeinen Freund nach Schaffhauſen, dort trennten ſie ſich Sept. 1780, und Müller, der Schweiz überdrüßig, machte eine Reiſe durch Deutſchland, um in Berlin eine Anſtellung zu ſuchen.

Er hatte Friedrich nie aus den Augen verloren, und die rühmende Erwähnung deſſelben in der Vorrede war nicht ohne Nebenabſicht. In Halberſtadt, wo er zuerſt bei Gleim, ihm ſchon von der Univerſitätszeit befreundet, Raſttag machte, war alles voll ſeines Ruhmes. Da er wußte, daß der König keine deutſchen Bücher las, gab er einen kleinen Band hiſtoriſcher Verſuche franzöſiſch heraus, die einen Auszug aus ſeinen Vorleſungen über allgemeine Geſchichte, Betrachtungen über Bern und eine Schilderung der genfer Unruhen enthielten. Ende October ging er nach Berlin, wurde Herzberg und Zedlitz vorgeſtellt, und täglich wuchs die Zahl ſeiner Bekanntſchaften. — Alembert ſchrieb an den König, 9. Febr. 1781: „Man hat mir gemeldet, es befinde ſich jetzt in Berlin ein junger Gelehrter, Namens Müller, der kürzlich eine vortreffliche Geſchichte der Schweiz in deutſcher Sprache herausgegeben. Man habe dieſe Geſchichte ins Franzöſiſche überſetzt, ſie ſei voll Philoſophie und voll dreiſter Wahrheiten; der Verfaſſer ſei im Stande, franzöſiſch zu ſchreiben, habe Luſt, ſich in den Staaten Ew. Majeſtät zu fixiren, und die Akademie werde an ihm ein vortreffliches Mitglied bekommen." Infolge deſſen ließ der König ihn kommen, 12. Febr. 1781. Dieſen größten

*) Später nahm er es übel, wenn man ihn einen Nachahmer des Tacitus nannte; z. B. 1782: „Die Begierde, zu ſchreiben wie Tacitus, wenn ſie mir gleich von Mehreren und rühmlich zugeſchrieben worden, iſt gänzlich unbegründet; ich habe dieſen Schriftſteller ſeit 1776 nie, damals aber nur einmal geleſen." So ſchnell vergaß er!

Tag ſeines Lebens — einen ausgenommen — hat Müller in den gleichzeitigen Briefen mehrfach beſchrieben; am friſchеſten an Bonſtetten . . . „Je fus devant lui. Sa physiognomie semblait d'abord cachée; je ne pus la saisir; mais bientôt, je ne sais à propos de quelle chose que je disais, le roi leva la tête, sa physiognomie fut comme celle du dieu de Cithère: Bonstetten, je n'ai jamais vu de vieillard plus jeune, jamais des yeux plus vifs, des traits plus fins, un visage plus doux. O Frédéric, Frédéric, je ne t'oublierai jamais tel que je te vis dans ce moment divin; dussé-je vivre cent ans et ne te revoir jamais, je me souviendrai toujours que j'ai vu César et Alexandre! Je suis amoureux du roi. J'ai les yeux baignés de larmes en t'écrivant ce que tu vins de lire. De quoi ne parlait-il pas? u. ſ. w. Il parle de tout avec infiniment de grace et d'esprit, avec une dignité dont je ne m'aperçus qu'après l'avoir quitté, mais surtout avec une bonté enchanteresse." Als Müller heraus kommt, iſt er ſo trunken, daß er niemand erkennt: „je ne pus pas lier deux phrases. J'étais comme hors de moi-même. Et à présent je suis inconsolable, je voudrais presque ne l'avoir jamais vu, puisque je ne puis pas le voir toujours." Dann: „Je ne puis me consoler; le regard de Frédéric a pénétré dans le fond de mon ame. J'irai demain voir le hussard de la chambre, je le supplierai de me faire revoir le roi, s'il est possible, pour un instant" u. ſ. w. — Das Gefallen war nicht gegenſeitig. — „Ce Mr. Meyer" (!), ſchreibt Friedrich 24. Febr., „a été ici. Je vous confesse que je l'ai trouvé minutieux; il a fait des recherches sur les Cimbres et sur les Teutons, dont je ne lui tiens aucun compte, il a encore écrit une analyse de l'histoire universelle dans laquelle il a studieusement répété ce qu'on a écrit et dit mieux que lui."

Unter dieſen Umſtänden ſtand Müller's Hoffnungen eine arge Enttäuſchung bevor. Zedlitz bot ihm eine Lehrerſtelle mit 200 Thlrn. an demſelben Gymnaſium an, deſſen Rectorat ihm vor neun Jahren war angetragen worden. Er war in nicht geringer Verlegenheit: in Genf hatten ſeine „hiſtoriſchen Verſuche" böſes Blut gemacht, ſeine Schilderung der ſchweizer Demokratie hatte bittere Gegenſchriften hervorgerufen, in denen man ihn beſchuldigte, ein Schmarotzer der Ariſtokratie zu ſein, und ſo war ihm die Rückkehr unbequem. Er ſchied aus Berlin in einer Miſchung von Wehmuth und Entzücken. „Tout me semblait affreux, parce que ce n'était plus Berlin; mon ami, je n'ai de ma vie été aussi heureux qu'à Berlin. La raison fait le caractère de l'esprit national; quant aux plaisirs, c'est leur séjour. On ne voit partout que de la grandeur" u. ſ. w. In Braunſchweig wird er vom Herzog, an den er durch den Prinzen von Preu-

ßen empfohlen war, zuvorkommend empfangen; es ſind lauter Feſttage; endlich muß er doch ſcheiden; er kommt durch preußiſches Gebiet. „Wie lachte mein Herz beim Anblick des erſten Zollhauſes auf dieſem geſegneten Boden; ich hätte den Zöllner umarmen mögen, weil er ein Preuße war. Mit den Preußen und für die Preußen will ich leben und ſterben, oder ich will lieber nicht leben.“ (29. März.) Dann in Halberſtadt ſelige Tage mit Gleim, der ihm auch praktiſch aus aller Verlegenheit half, mit Göcking, mit Klamer Schmidt, „dem deutſchen Petrarca“. Man ſpricht nur von dem Glück, ein Preuße zu ſein; Genf iſt in Verachtung.

Gleim, jetzt 62 J. alt, von ſeiner Nichte gepflegt, hatte noch immer die Leidenſchaft, junge Genies an ſich zu ziehn, ſie reichlich zu unterſtützen, und mit ihnen für Liebe zu ſchwärmen. Er ſtand noch mit ihnen allen in Briefwechſel, ſo mit G. Jacobi, dem ältern Bruder, der 1784 Profeſſor in Freiburg wurde, mit Heinſe, der in Italien ſchwärmte; auch neue Talente waren aufgetaucht, beſonders Mathiſſon (geb. bei Magdeburg 1761); in der horaziſchen Lebensweisheit wie in der Begeiſterung für den Preußenkönig ſtand er mit den Berlinern (Ramler, der Karſchin) auf gleichem Boden; der „Grenadier“ regte ſich bei ihm ebenſo oft als der roſenumkränzte Bacchusdichter. „Am Charfreitag muß man hübſch fromm ſein,“ ſchrieb er an Müller, „darum ſchicke ich Ihnen — Uz'ens Gedichte!“ Im Ganzen überzeugt, das goldene Zeitalter bereits erlebt zu haben, war er doch empfänglich für jede friſche Regung. Auf Müller hielt er große Stücke; er empfahl ihn wiederholt dem Prinzen von Preußen; nur war er ungehalten, wenn Müller in ſeiner Unruhe drei, vier Entwürfe zugleich in's Auge faßte.

Schon von Braunſchweig aus hatte Müller an den Kurfürſten von Heſſen geſchrieben; zu ihm ging er jetzt. Kaum in Kaſſel angekommen, iſt ſein Herz aufs neue erobert, diesmal durch General Schlieſſen (26. Mai): „Aus Beſagtem iſt leicht einzuſehn, daß ich gern ein Heſſe würde ... Es iſt wahrſcheinlich, daß ich die übrige Zeit meines Lebens hier zubringen werde“; und von Friedrich, dem größern Cäſar: „er iſt gut geſinnt; aber ſein Staat, glaube es mir, nun ich abweſend freier ſpreche, iſt wahrhaftig noch nicht feſt gegründet.“ — Schlieſſen ſchaffte ihm eine Penſion von 400 Thlrn., wofür er die Verpflichtung übernahm, von Zeit zu Zeit die antiquariſche Geſellſchaft, an deren Spitze der Landgraf ſtand, zu unterhalten. „Ich bin wie neu geboren; ich gleiche der Mainatur.“ Selbſt die militäriſche Wirthſchaft entzückte den Republikaner, der in ſeinem Auditorium nichts als Uniformen vor ſich ſah.*)

*) „Auch Abends bringe ich eine oder zwo Stunden im Club mit vielen Offiziers zu: denn das geſtehe ich, daß ich zum Offizier allezeit noch eine beſondere Vorliebe habe; dieſer Stand iſt faſt noch allein offen, unerſchrocken, treugeſinnt und unſern Vorältern ähnlich.“

Von dieſer Zeit an hat Müller mit bewundernswürdiger Ausdauer ſämmtliche Schriftſteller des Alterthums in chronologiſcher Reihenfolge durchgeleſen und excerpirt, nicht etwa blos die Hiſtoriker, ſondern Dichter, Philoſophen, Grammatiker, kurz die geſammte Literatur. In ſeinen Heften war ein Schatz von Gelehrſamkeit, über den in dieſem Umfange vielleicht kein Schriftſteller jener Periode disponiren konnte.

14. Aug. 1781 hielt Müller die Antrittsrede. Die Grundlage ſeiner Vorleſungen waren die genfer Manuſcripte, doch mit unzähligen neuen Excerpten bereichert und in der Form noch mehr zuſammengedrängt. „Alle meine alten Vorſtellungen werden gleichſam in den Tiegel gebracht; ich ſorge für den Ausdruck, beſonders deſſen Kraft.“ — Der franzöſiſche Stil iſt wie der deutſche; Worte, Sätze und Gedanken ſind nicht ſelten erſtaunt ſich zuſammenzufinden, der unruhige Hinblick auf die entlegenſten Gebiete der Geſchichte giebt der Darſtellung etwas Verwaſchenes. „Es iſt eine Zeit erſchienen,“ ſagt er beim Uebergang in die moderne Geſchichte, „welche an bewundernswürdigen Veränderungen wie an Größe des Schauplatzes alle vorigen Jahrhunderte weit hinter ſich zurückläßt. Wann war ein Jahrhundert an Unternehmung reicher, durch eine allgemeine Bewegung des ganzen menſchlichen Geſchlechts und Gährung aller Verfaſſungen, Religionen, Sitten, Künſte und Wiſſenſchaften lebhafter, aber auch drohender für unſer künftiges Alter und für unſere Söhne und Enkel! Denn wenn unter den gewalthabenden Monarchen ein einziger die Kriegskunſt vernachläſſigte, oder wenn in einer ſchwarzen Stunde drei bis vier des Umſturzes der europäiſchen Verfaſſung einig werden wollten, durch wen, wie könnte derſelben Noth und Fall aufgehalten werden?“ — Unter den kleinen Vorleſungen behandelt die bemerkenswertheſte den Einfluß der Alten auf die Neuen. Die Lobrede auf die Renaiſſance, auf das Zeitalter der Medici und Leo's 10. iſt nicht blos geiſtvoll, ſondern auch wahr empfunden: man verſteht die Abneigung gegen die Reformation, durch welche das Aufblühen der Künſte und Wiſſenſchaften unterbrochen wurde. „Par toute l'Europe, engourdie dans une épaisse barbarie, l'on commence à sentir quelques marques de vie, partout un torrent de lumières força la digue que lui opposaient les préjugés et l'ignorance; le goût du bon et du beau éclaira le monde: ces beaux jours durèrent jusqu'à ce que les controverses replongèrent l'Europe en 200 ans de barbarie. N'en déplaise aux réformateurs, mais le public édifié comme il doit être du Corpus theologicum de Heidegger, de la Summa Controversiarum de Hoornbeck, sait bon gré à Lorenzo, de nous avoir conservé Horace.“ Die Alten werden gegen den Vorwurf gerechtfertigt, republikaniſche Geſinnungen zu verbreiten; ſie zeigen vielmehr,

„que le meilleur gouvernement est celui qui, fort par son principe, ne redoute ni la liberté du particulier, ni les ruses de l'ennemi, parce qu'il est fondé sur de bonnes armes et sur les lois d'une discipline exacte.“ Bei der unbedingten Anerkennung der Renaiſſance erklärt ſich auch die Begeiſterung für Macchiavelli. „De tous les grands hommes, Macchiavel est celui qui à été le moins compris et le plus calomnié. Tandis que le Pédans se morfondaient à exprimer en beau latin des choses futiles, et qu'ils écrivaient de gros livres sur les habillemens, les utensiles, les bijoux, l'étiquette et d'autres précieuses bagatelles de l'antiquité, Macchiavel, sachant que l'art de régner doit être fondé sur une grande expérience dans les affaires modernes et sur une lecture continuelle de choses anciennes, fit pour le gouvernement civil et militaire ce que Descartes depuis a fait pour la philosophie naturelle. Il en établit les principes, non point sur des chimères spéculatives, sur un contrât social qui n'exista jamais, mais sur la pratique de tous les tems. Il observa que celle de ses contemporains n'était pas bonne; il le leur dit sans fronder les constitutions de gouvernement, avec la simplicité d'un homme de génie, avec la gravité d'un Romain.“ Im Gegenſatz gegen die concrete Politik des Florentiners vertieft man ſich jetzt in leere Abſtractionen. „Rien au monde est aussi nuisible dans les affaires d'état que l'ignorance de l'esprit primitif des usages et des loix: mais les philosophes trouvent plus commode d'imaginer des gouvernemens que d'étudier ceux qui existent; leurs spéculations, dépourvues de la lumière de l'expérience, ne valent pas mieux que les tourbillons de Descartes; plus on s'y applique et plus on se trompe sur les matières d'état; ces visions détruisent l'amour de la patrie; la vraie histoire fait que l'on ne s'étonne de rien, elle rend propre à tout.“

Nicht umſonſt iſt Müller ſoviel Raum gewidmet: man lernt viel von ihm über den Genius des Zeitalters. — Mehr noch als alle ſeine Zeitgenoſſen beſaß Müller ein Gemüth, in dem jede große Bewegung ſchnell nachzitterte; in einfachen Verhältniſſen, in der Familienpietät, in der Freundſchaft treu, hingebend und aufopferungsfähig, hatte er in größern Dingen nicht die Kraft, das einmal gewonnene Gefühl ſo feſtzuhalten, daß es einem neuen ſtärkern Widerſtand geleiſtet hätte. Daſſelbe Feuer, mit dem er die Eindrücke der Natur, mit dem er große und ſchöne Züge in dem Buch der Geſchichte auffaßte und darſtellte, mit dem er ſich jedem, der ihm liebevoll entgegenkam, an die Bruſt warf, daſſelbe Feuer erfaßte ihn bei jeder imponirenden Erſcheinung und trieb ihn augenblicklich zur ſchrankenloſen Vergötterung. Wenn er ſchon in ſeiner Freundſchaft fortwährend in die Stimmung leidenſchaftlicher

Liebe übergeht, ſo hat ſeine Begeiſterung für Friedrich den Großen, dann für Napoleon etwas Ausſchweifendes, Beſeſſenes: ſie unterhalten ſich eine Stunde freundlich mit ihm und ziehen ihm dadurch die Seele aus der Bruſt, er verliert ihnen gegenüber das Urtheil und den Willen. So etwas begegnet ihm ſelbſt minder bedeutenden Männern gegenüber, wenn ſie es einen Augenblick verſtehn, durch eine Idee oder auch nur durch ein Bild den Funken des Enthuſiasmus in ſeine Seele zu werfen. Nun kann es nicht fehlen, daß bei dieſer Vorſchnelligkeit der Empfindung häufig die bitterſten Enttäuſchungen eintreten, und dieſe wirken dann wieder auf die Stimmung der Seele zurück. Wer ſchnell in Enthuſiasmus geräth, verzweifelt leicht, am leichteſten, wenn er ſich mit unbedingtem Glauben den Thatſachen gefangen gegeben hat. Nach der Schlacht bei Jena war ihm nicht blos der preußiſche Staat unrettbar verloren, ſondern er ſah darin den Finger Gottes, den man leicht in jedem rohen Zufall herausfindet, wenn man ſelbſt keinen ſtarken Willen hat. Dann überkommt ihn die Weiſſagung, er fühlt ſich durch das unmittelbare Eingreifen Gottes über die gemeinen Urtheile der Sterblichen entrückt; aber wenn ein neuer Eindruck, eine neue angebliche Thatſache ihn überwältigt, iſt die frühere Stimmung vergeſſen. So mancher Stelle in ſeinen Briefen fehlt nur wenig zu einem ſchwungreichen Gedicht, und dabei ſieht er mitunter richtig voraus, was kein anderer um ihn bemerkt; aber es iſt ein fremder Geiſt, der über ihn kommt und aus ihm weiſſagt: der Geiſt der großen Alten, die ſein Gemüth und ſeine Einbildungskraft erfüllen, aber ſein Urtheil und ſeinen Willen nicht geſtählt haben. Oftere Enttäuſchung hat ihm Mistrauen gegen die Stimme ſeines Innern eingeflößt, und wenn er ſich dennoch zum Sprechen entſchließt, ſo empfindet man die Gewalt, mit der es ihn fortreißt, zugleich aber das ſchmerzliche Vorgefühl, daß ihm ſelbſt das Geſicht nicht zugute kommt. Derſelbe Widerſpruch iſt in ſeinem praktiſchen Leben. Sanguiniſch und ſorglos bis zum Kindiſchen in allen irdiſchen Angelegenheiten, vertieft er ſich zuweilen wieder in eine ängſtliche Berechnung; er denkt mit Unruhe an den nächſten Tag und deſſen Bedürfniſſe, und iſt nie mehr einem Kinde vergleichbar, als wenn er mit anſcheinender Weltklugheit Plane für die weite Zukunft ſchmiedet.

Wie ſehr ſich nicht blos Müller über ſein ſtaatsmänniſches Talent geirrt, ſondern auch Männer, die wohl wußten, was es damit auf ſich habe, liegt auf der Hand. Nie war ein Mann weniger zum Politiker geeignet. So laut er von der früheſten Jugend an gegen den Zeitgeiſt Zeugniß ablegte, ſo leicht wurde er von jeder Strömung mit fortgeriſſen. Auch in ſeinem Urtheil, wo es ſich um vergangene Dinge handelt, wird man oft durch die ſeltſamſten Widerſprüche befremdet. Jede Thatſache hat verſchiedene

Seiten, und wenn man ihnen gegenüber nicht auf einem festen Standpunkt steht, so wird man bald durch die eine, bald durch die andere geblendet. In seinem Gemüth an den engen Kreis seiner nächsten Freunde, seiner Heimath, seiner Familientraditionen gebannt, erstieg er durch seine wissenschaftlichen Forschungen eine Warte, die unendlich hoch über das Gewühl der Parteien hinausragte. Beides zu vermitteln, ist ihm nicht gelungen. Es waren die beiden Pole seines Denkens und Empfindens, zwischen denen seine Seele in den heftigsten Schwingungen zitterte: heute hoffnungsreich revolutionär, morgen ein verbitterter Anwalt alles Alten, weil es alt war; heute ein Apostel der Freiheit und Humanität, morgen Christ und Mystiker; heute Weltbürger in der verwegensten Bedeutung, morgen nichts als treuherziger Eidgenosse. Die Farbe kam niemals aus seiner Einsicht, sondern aus seinem Gemüth und dessen unmittelbaren Beziehungen.

Der neue Landesherr war, gegen die Sitte seines Hauses, katholisch; er stand mit den Stiftern gegen die kaiserlichen Reformen im Bunde; er war leidenschaftlicher Soldat. Müller hatte das Elend protestantischer Spießbürgerei in seiner Heimath kennen gelernt, in Joseph sah er den Erbfeind der Eidgenossenschaft und den Bewerber um die Universalmonarchie. Das waren äußere Berührungspunkte; die innere Wendung zu vermitteln, diente der Verkehr mit seinem Amtsgenossen Forster, der damals einer ganz mystischen Richtung verfallen war.

Georg Forster war 26. Nov. 1754 zu Nassenhuben, einem Dorf bei Danzig, geboren. Sein Vater Reinhold, ein leidenschaftlicher, unternehmender Mann, dessen wissenschaftlicher Drang in der armen Dorfpfarre keine Befriedigung fand, wurde 1765 von der russischen Regierung beauftragt, die neuangelegten deutschen Colonien an der Wolga zu bereisen. Er nahm den Knaben mit, der früh in der Naturgeschichte und in fremden Sprachen unterrichtet war. Da die Reise nicht den gewünschten äußern Erfolg hatte, begab sich Forster mit seinem Sohn nach England, wo ihm 1772 der Auftrag wurde, Cook auf seiner zweiten Weltumseglung als Naturforscher zu begleiten. Von dieser Reise brachte der junge Georg, der wieder mitgegangen war, 1775 umfassende Kenntnisse und Lebensanschauungen, aber auch eine Krankheit mit, die ihn sein ganzes Leben nicht verließ. Der Ertrag der Reise wurde durch Streitigkeiten Reinhold Forster's mit der britischen Regierung verkümmert: er gerieth in immer größere Noth und mußte endlich in den Schuldthurm wandern. Seiner bedrängten Lage durch Verkauf der gesammelten Naturalien und durch Verbindung mit den deutschen Höfen und Akademien aufzuhelfen, wurde Georg Oct. 1778 nach dem Continent geschickt. Der junge Weltumsegler wurde überall mit großer Aufmerksamkeit empfangen, am herzlichsten von Jacobi,

mit dem er eine innige Freundſchaft ſchloß. Ende 1778 fand er eine Anſtellung als Profeſſor der Naturgeſchichte in Kaſſel; Juli 1779 folgte ihm ſein Freund, der Phyſiker Sömmering aus Thorn (geb. 1755) dahin, den er in London kennen gelernt und für die Maurerei gewonnen hatte; gleichzeitig gelang es ihm, den Vater aus der Schuldhaft zu befreien und ihm eine Profeſſur in Halle auszuwirken. — Goethe lernte er noch in demſelben Jahr kennen, und blieb ſeitdem in fortwährendem Verkehr mit Weimar; ebenſo mit Göttingen, er gab mit Lichtenberg (geb. 1 Jul. 1742) 1780—1785 das „Magazin der Wiſſenſchaften" heraus. — Der neue College Müller war ihm zuerſt als ſpottender Voltairianer unbequem, bald aber tauſchten ſie ihre hypochondriſchen Grillen aus, und fanden ſich bei den Roſenkreuzern zuſammen. — Die Sehnſucht nach dem Unſichtbaren, Göttlichen regte ſich damals haſtiger, unruhiger leidenſchaftlicher als jetzt; weil ihr in den ſittlichen Zuſtänden ein ſchwächerer Widerhalt geboten war.

Im Katechismus beſſer bewandert als unſere Großväter, faſſen wir in der Regel das Glaubensſyſtem unſerer großen Dichter und Philoſophen ſchärfer ins Auge, und wenn wir auch nur ſelten ſoweit gehn, wegen ſtarker Aeußerungen gegen das Chriſtenthum ihren Werth geringer anzuſchlagen, ſo gilt es doch für ein hiſtoriſches Moment, das bei ihrer Schätzung in Betracht kommt, das, je nachdem wir uns ſelbſt gegen die Kirche ſtellen, mit Tadel, Bedauern oder Beifall angemerkt wird. — Eine andere Gruppe, die ſich des Chriſtenthums annahm, möchte man unbeſehen zu Vorläufern unſerer heutigen Rechtgläubigkeit ſtempeln. Gereicht ihnen das bei frommen Seelen zum Ruhm, ſo hat es andrerſeits Aergerniß gegeben, und man hat Lavater, Jacobi, Hamann, Schloſſer, Claudius, Jung, Stolberg u. ſ. w., ohne viel Unterſchied zu machen, als Feinde der Aufklärung geächtet. Bei näherem Zuſehn findet man, daß es ſich um äußerſt verſchiedene Phyſiognomien handelt, und daß der Contraſt zwiſchen den beiden Gruppen nicht ſo gar groß iſt. Beide gingen nicht von einem fertigen Glaubensſyſtem aus, ſie waren Suchende, und wenn ihre Forſchung ſie auf ſehr abweichende Pfade lenkte, ſo kreuzten ſich dieſe oft genug. So hält ſich Herder im Ganzen als Pantheiſt und Naturgläubiger zu Goethe gegen Jacobi; dann aber regt ſich in ihm der an der Bibel aufgewachſene und an Salbung gewöhnte Pfarrer, und er ſpricht ſich bei weitem poſitiver aus als Jacobi, deſſen Glaube nur Sehnſucht nach dem Glauben iſt. Jeder von ihnen hat mannigfaltige Stadien durchgemacht, und man kann den

Lauf ihres Denkens mit einer mehr oder minder excentriſchen Ellipſe vergleichen, deren Brennpunkte Chriſtus und Spinoza ſind.

Lavater, geb. 15. Nov. 1741, ſeit 7 Jahren in enthuſiaſtiſchem Verkehr mit Goethe, ihm und dem Hofe noch näher getreten durch die letzte Schweizerreiſe, mühte ſich noch immer um unmittelbares Schauen der Gottheit. „Was ich mache?“ ſchreibt er, 39 J. alt, 19. März 1781 an Jacobi. „Ich trotte als Prediger meinen Gang ziemlich mechaniſch und geiſtlos fort — als Menſch genieß' ich tauſend genoſſene und ungenoſſene Freuden ... als Chriſt ſehn' ich mich immer, erwarte und ahnde Handauflegung eines Mannes, dem ich den Schuhriemen zu löſen nicht werth bin, den ich noch nicht kenne, den nur Gott kennt. Ich ruf' ihn nicht herbei, geh' ihm nicht entgegen, aber er wird mir erſcheinen, und bis er kommt, bin ich nichts als ein armer Tagelöhner. Aber was in mir iſt, iſt größer als was in der Welt!... O könnt' ich ein einziges Wort ſagen, das ewig und unwandelbar iſt! Ein ſolches Wort iſt Pfand der Unſterblichkeit, und welchem Sterblichen wäre nie ein ſolch Wort auf die Zunge gekommen!“

22. März fand in Straßburg bei der ſchönen Gräfin Branconi, die eine ſchwärmeriſche Neigung für Lavater gefaßt hatte, eine Zuſammenkunft mit Caglioſtro*) ſtatt. Dieſer ſagte ihm: „Sind Sie von uns beiden am beſten unterrichtet, ſo brauchen Sie mich nicht; bin ich's, ſo brauch ich Sie nicht.“ Am andern Morgen ſchickte ihm Lavater einen Zettel mit den Fragen: „Woher ſtammen Ihre Kenntniſſe? wie haben Sie dieſe erlangt? worin beſtehen ſie?“ worauf die Antwort erfolgte: „In verbis. In herbis. In lapidibus.“ — Dennoch ſagte noch 5 J. ſpäter Lavater: „O daß er einfältig und demüthig wäre wie ein Kind, daß er Sinn hätte für die Einfalt des Evangeliums und für die Hoheit des Herrn — wer wäre größer als Er!“ — Sein Anhänger Tobler, der jener Zuſammenkunft beigewohnt, kam 1. Mai nach Weimar und brachte Lavaters Briefe und Gedichte mit: als „Urkunden ſeines Herzens“ „ſeinen Freunden gewidmet“.

„Ich danke Dir, du Menſchlichſter!“ ſchreibt Goethe 25. Juni, „für Deine gedruckten Briefe. Das Menſchliche darin iſt höchſt liebenswürdig, und mich macht es recht glücklich, daß ich keine Zeile anders leſe als Du ſie geſchrieben haſt, daß ich den innern Zuſammenhang der mannigfaltigen Aeußerungen erkenne: denn für den eigentlichen Menſchenverſtand, was man ge-

*) Geb. 8. Juni 1743. Er kam aus Rußland, und fand in Straßburg, wo er ſein Syſtem der ägyptiſchen Maurerei einrichtete, begeiſterten Empfang. Von da ging er mit dem Cardinal Rohan nach Paris, kehrte aber noch in demſelben Jahr nach Straßburg zurück, wo diesmal Aerzte und Geiſtliche ſeine eifrigen Widerſacher wurden. — Ueber die Branconi vgl. G. L. 2, S. 756—7. Sie wohnte ſpäter in Lungenſtein am Harz, und wurde von Goethe häufig beſucht.

wöhnlich so nennt, ist und bleibt hierin, wie in all Deinen Sachen, vieles unverständlich. Selbst Deinen Christus habe ich noch nie so gern als in diesen Briefen angesehn und bewundert. Es erhebt die Seele, wenn man Dich das herrliche krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eignen hochrothen Trank schäumend füllen und den über den Rand hinaufsteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht. Ich gönne Dir gern dieses Glück; denn Du müßtest ohne dasselbe elend werden. Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuo alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir ein Individuum genugthun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen und in ihm Dich bespiegeln, Dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für Deine gute Sache nicht ziemt, daß Du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufst, um Deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken; dieses ist, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß Du Dich darin nicht verändern kannst, und daß Du vor Dir selbst Recht behältst; doch finde ich auch nöthig, da Du Deinen Glauben wiederholend predigst, Dir auch den unsern als einen ehernen Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meers vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern könnt." „Auch Deine Poesien sind mir als Aufschluß Deines Innersten und als Bild Deines äußern Lebens sehr willkommen. Mit gutem Vorbedacht hast Du sie Deinen Freunden gewidmet: denn sie schließen sich so an Deine Individualität an, daß jemand, der Dich nicht liebt und kennt, eigentlich nichts damit zu machen weiß. Ich hab' es etlichemal versuchen wollen, in Gegenwart guter Menschen, denen Du aber fremd bist, einige von diesen Gedichten zu lesen, und habe recht gefühlt, wie das Eigenste davon gar nicht übergeht." — „Gegen die geheimen Künste bin ich mißtrauisch. Unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Cloaken minirt, wie eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang und ihre bewohnenden Verhältnisse wohl niemand denkt und sinnt; nur wird es dem, der davon einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Boden einstürzt, dort einmal ein Rauch aufgeht, und hier wunderbare Stimmen gehört werden." —

Lavater ließ sich nicht warnen. Bald darauf schickte er an Goethe einen wahnwitzigen Bericht über den „Spiritus Gablidue", den Geist eines

Kabbaliſten, der Wunder that und Orakel ertheilte. Später ſuchte er ſich zu rechtfertigen: er ſammele gern Phänomene aller Art, um entweder die Größe oder die Kleinheit des Menſchen kennen zu lernen, ſeine Kraft oder ſeine Kunſt, Kraft ohne Kraft nachzuäffen. Zwanzig ſolcher Aufſätze von Atheiſten, Deiſten, Schwärmern, Herrnhutern, Myſtikern, Theoſophen, Kabbaliſten, Geiſterſehern, Entzückten befänden ſich als Collectaneen unter ſeinen Papieren. — „Ich hielt die Hauptſache an ſich für möglich, d. h., ich hielt und halte noch für möglich, daß völlige Ueberzeugungen in einen nicht unredlichen und nicht unweiſen Mann kommen können, daß es eine Art von Mittelgeiſtern, Dämonen, Vielwiſſern geben könne, welche ſich auf irgend eine Weiſe dem Menſchen oder gewiſſen Menſchen mittheilen und verborgene oder zukünftige Dinge offenbaren. — Ich ſuspendire alſo mein Urtheil, laſſe die Sache völlig dahingeſtellt, lege ſie bis zu weitern Aufſchlüſſen meinen Collectaneen bei, und gehe völlig unbekümmert meinen Gang fort."

Das iſt der claſſiſche Ausdruck für den reinen Empirismus, der ganz vergißt, daß auf einfältige Fragen einfältige Antworten erfolgen müſſen, einerlei, wen man fragt. Für den Empiriker hat aber das Dunkle der Natur den meiſten Reiz, weil es nichts zeigt als Anekdoten. Alles wofür ſich kein vernünftiger Grund angeben läßt, wird mit heiliger Scheu als neue Selbſtoffenbarung der Natur belauſcht.

Als vorübergehendes Entwickelungsmoment in der Seele eines bedeutend angelegten Menſchen, deſſen Imagination ſtärker iſt als der Verſtand, kann man ſich ſolche Zuſtände ſchon denken. Das Merkwürdige war, daß bei Lavater dieſer fieberhafte Drang das ganze Leben durch aushielt; ja er zehrte ſich darüber auf, ſoviel ſanguiniſche Heiterkeit urſprünglich in ihm lag. Aber es hatte noch eine andere Wirkung: da er nicht blos Suchender, ſondern auch Lehrer der Religion war, ſo mußte er vor ſich und der Welt eine doppelte Rolle ſpielen; er mußte, wo er Glauben bei Andern erwecken wollte, die Miene eines Befriedigten annehmen. „Kreuzigt den Schwärmer im dreißigſten Jahr!" ſagt Goethe in einem ſpätern Epigramm.

Im innerſten Grund waren dieſe religiöſen Viſionen eine überſteigerte poetiſche Anſchauung, die, weil ſie nicht geſättigt genug war, ihm eine Qual bereitete, deren er ſich durch jedes Mittel entledigen mußte. Der echte Dichter weiß ſich frei zu machen. — „Ich bin," ſchreibt Goethe 4. Nov., „geneigter als jemand, noch eine Welt außer der ſichtbaren zu glauben, und ich habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, ſogar mein eignes beſchränktes Selbſt zu einem Swedenborg'ſchen Geiſteruniverſum erweitert zu fühlen. Alsdann mag ich aber gern, daß das Alberne und Ekelhafte menſchlicher Excremente durch eine feine Gährung abgeſondert, und der reinlichſte

Zuſtand, in den wir verſetzt werden können, empfunden werde." — Die feine Gährung, welche die Excremente des Aberglaubens ausſcheidet, iſt eben die Poeſie, die wahre Magie der Individualiſirung, welche durch keine andere zu erſetzen iſt. Wenn Lavater, im Gefühl, ſich nur in Abſtractionen zu bewegen, ausruft: „Ich rufe die Luft an, wenn ich Gott außer Chriſto anrufe! ich liebe ein Ideal, wenn ich Gott außer Chriſto liebe!" — ſo iſt das nur ein Ausweg, auf den der Mangel an ſchöpferiſcher Kraft verfällt, ſtatt der poetiſchen Hypoſtaſis die äußere Inſpiration zu ſuchen. Er war ein unfertiger Dichter, und da ihm ſeine Viſion keine Freiheit, keinen Frieden gab, glaubte er nur halb daran. Die Schwäche ſeines wunderſüchtigen Glaubens war eine Schwäche ſeiner ſchöpferiſchen Kraft.

Auch die geduldigſten Freunde Lavaters wurden ſtutzig, als 1782 ein neues Werk erſchien: „Pontius Pilatus oder der Menſch in allen Geſtalten, oder Höhe und Tiefe der Menſchheit, oder die Bibel im Kleinen und der Menſch im Großen". — Das Buch, das ſich allmälig auf 4 Bde. ausdehnte, ſollte ſein ein „Alles in Einem — ein hiſtoriſches, politiſches, moraliſches, philoſophiſches, theologiſches, religiöſes, bibliſches, ſinnbildliches, predigerliches Ecce homo! ein Menſchenbuch, eine Schrift zur Schande und Ehre unſers Geſchlechts, lesbar für Chriſten, Nichtchriſten, Unchriſten, Antichriſten, für Kaltblütige und Warmblütige, Schwärmer und Weltweiſe, dichteriſche und undichteriſche Menſchen." — „Es iſt ein Werk, das ſehr Vieles für ſehr Viele enthält; aber ſehr wenigen, auch weiſen und guten Menſchen ganz tauglich, ganz genießbar ſein kann. Die, ſo es ganz genießen können, gehören in den engſten Kreis meiner Freunde oder der ſympathetiſchen Seelen. Es iſt Abdruck meines Geiſtes und Herzens, Schimmer oder Dämmerung von mir, und ohne das Medium meines Selbſt eine im Ganzen ungenießbare Speiſe. Wer dies Buch haßt, muß mich haſſen. Wer dies Buch liebt, muß mich lieben. Wer's nur halb genießen kann, kann auch meinen Geiſt und Herz nur halb genießen." — Er ſuchte ſeine chriſtliche Intoleranz mit menſchlicher Liberalität zu verſöhnen: „Zu mir Menſchen, Joh. Casp. Lavater, hat jeder Menſch freien, ungehinderten Zutritt; ich darf keinen auch nur mit einer Miene perſönlich drücken um deswillen, weil er nicht gleich mit mir denkt. Vom unthätigſten Quietiſten bis zum werkheiligſten Pietiſten, vom bilderhaſſenden Myſtiker an bis zum ſinnlichſt liebenden Herrnhuter, vom Socinianer und Deiſten bis zum deeidirteſten Atheiſten, hat alles freien Zutritt zu mir: was Menſchengeſtalt und Menſchencharakter hat, hat Anſpruch auf meine Menſchheit. Wer zu mir kommt, den darf ich nicht hinausſtoßen, ausgenommen er kommt in der Qualität eines chriſtlichen Bruders, und verwirft poſitiv und klar die Lehre Chriſti; — als Mitglied der Societät, die Chriſtum anerkennt und ſeine

und seiner Apostel Autorität als Orakel der Gottheit verehrt, als solcher darf ich ihn als solchen nicht aufnehmen."

Schon der Anfang des Buches verdroß Goethe aufs äußerste. „Die Geschichte des guten Jesus," schreibt er 6. April 1782 an Fr. v. Stein, „habe ich nun so satt, daß ich sie von Keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte ... Wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie Du willst, giebt es aber am Ende für nichts als was es ist, so geht's hin, und das Publicum nimmt insofern Antheil daran, als die Existenz des Verfassers reich oder arm, merkwürdig oder schaal ist, und das Märchen bleibt auf sich beruhen. Nun findet Hans Kaspar diese Methode des Dramatisirens allerliebst, und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen, und knüpft aller Menschen Gebnrt und Grab, Heil und Seligkeit daran; da wird's abgeschmackt, dünkt mich, und unerträglich ... Wenn ein großer Mensch ein dunkel Eck hat, dann ist's recht dunkel! Ihm hat die Geschichte Christi so den Kopf verrückt, daß er eben nicht loskommen kann. Freilich ist's tausenden so gegangen."*)

Dem Verfasser selbst schreibt er 29 Juli: „Da ich zwar kein „Widerchrist", kein „Unchrist", aber doch ein decidirter „Nichtchrist" bin, so hat mir Dein Pilatus einen widrigen Eindruck gemacht, weil Du Dich gar zu ungeberdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst ... Wir berühren uns beide so nahe als Menschen können; dann kehren wir uns seitwärts und gehen entgegengesetzte Wege, Du so sicheren Schrittes als ich. Wir gelangen einsam, ohne an einander zu denken, an die äußersten Grenzen unsers Daseins: ich bin still und verschweige, was mir Gott und die Natur offenbart, ich kehre mich um und sehe Dich auf einmal das Deinige gewaltig lehrend. Der Raum zwischen uns ist in dem Augenblick wirklich: ich verliere den Lavater, in dessen Nähe ich wohl auch von dem Zusammenhang seiner Ideen und Empfindungen hingerissen worden, den ich erkenne und liebe; ich sehe nur die scharfen Linien, die sein Flammenschwert schneidet, und es macht mir auf den Moment eine widerliche Empfindung. Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit: mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dies für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur.

*) Nach einem längern Verkehr mit Oeser in Leipzig schreibt Goethe um dieselbe Zeit: „Wie süß ist es, mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umgehn, der weiß, wie es auf der Welt aussieht und was er will, und der, um dieses Leben zu genießen, keinen superlunarischen Aufschwung nöthig hat, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebt."

Du findeſt nichts ſchöner als das Evangelium: ich finde tauſend geſchriebene Bücher alter und neuer von Gott begnadigter Menſchen ebenſo ſchön und der Menſchheit nützlich und unentbehrlich. Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben ſo heftig Ernſt iſt, wie Dir in dem Deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingeſetzte Ariſtokratie mit eben dem Eifer ſprechen und ſchreiben würde, als Du für das Einreich Chriſti ſchreibſt: müßte ich nicht alsdann das Gegentheil von vielem behaupten, was Dein Buch enthält, was es uns als unwiderſprechlich auffordernd ins Geſicht ſagt?"

Man ſieht, wie ſchwer es ihm fällt, dem alten Freunde hart zu begegnen. Auch über Lavater's Bekenntniſſe ſpricht er ſich 4. Oct. nachſichtig aus. — „Was der Menſch an ſich bemerkt und fühlt, ſcheint nur der geringſte Theil ſeines Daſeins. Es fällt ihm mehr auf, was ihm fehlt als was er beſitzt, er bemerkt mehr was ihn ängſtigt als was ihn ergötzt und ſeine Seele erweitert — und ſo wird meiſtentheils, der über ſich ſelbſt und ſeinen vergangenen Zuſtand ſchreibt, das Enge und Schmerzliche aufzeichnen, dadurch denn eine Perſon, wenn ich ſo ſagen darf, zuſammenſchrumpft. Hierzu muß erſt wieder das, was wir an ſeinen Handlungen geſehn, was wir von ſeinen Schriften geleſen haben, chymiſch hinzugethan werden, und alsdann entſteht erſt wieder ein Bild des Menſchen, wie er etwa mag ſein oder geweſen ſein. — Daß Du mir noch einmal den innern Zuſammenhang Deiner Religion vorlegen wollteſt, war mir ſehr willkommen; wir werden ja nun wohl bald einmal einander über dieſen Punkt kennen und in Ruhe laſſen. Großen Dank verdient die Natur, daß ſie in die Exiſtenz eines jeden lebenden Weſens auch ſoviel Heilungskraft gelegt hat, daß es ſich, wenn es an dem einen oder dem andern Ende zerriſſen wird, ſelbſt wieder zuſammenflicken kann und was ſind die tauſendfältigen Religionen anders als tauſendfache Aeußerungen dieſer Heilungskraft! Mein Pflaſter ſchlägt bei Dir nicht an, Deines nicht bei mir; in unſers Vaters Apotheke ſind viel Recepte."

Es iſt der wunderſüchtigen Menge nicht ſowohl um das Heilige zu thun, als um das Eigenartige; des ewigen Einerlei müde, wollte man um jeden Preis der Tyrannei des Alltagsverſtandes entfliehn, wäre es auch in die Krankenſtuben des Irrſinns; man wäre jedem Propheten gefolgt, der Neues erzählte, auch wenn er im Namen des Teufels auftrat. „Wir leben in einer auffallenden Epoche," ſchreibt Jacobi an Lavater: „noch nie ſind die wichtigſten Dinge von ſo verſchiedenen Seiten angeſehn worden."

Oct. 1782 kam der Alchymiſt Obereit nach Weimar, 57 J. alt, der ſeit frühſter Jugend, erſt als Barbier, dann als Arzt ganz Deutſchland durchzogen hatte. 1775 ſchrieb er eine „Vertheidigung der Myſtik," 1777 erzählte er unter dem Titel „Theantis" ſeinen eigenen ſpäten Liebesroman; 1781 ver-

öffentlichte er gegen Zimmermann „die Einſamkeit der Weltüberwinder nach inneren Gründen erwogen von einem lakoniſchen Philoſophen", und ſetzte in Dresden, Hannover und Leipzig ſeine Verſuche fort, bis ihn Wieland nach Weimar einlud. „Ungeachtet er ſo ziemlich wie ein Goldmacher ausſieht," ſchreibt dieſer, „iſt der Menſch eine von den wohlmeinendſten Seelen in der Welt, iſt in omni scibili et quibusdam aliis bewandert, und hat es dahin gebracht, daß er hier zwar für einen Geiſterbanner, Schatzgräber und Phyſiognomen, aber auch zugleich für einen ſehr weiſen Mann paſſirt." „Das Myſtiſche," ſchreibt Herzogin Amalie „wird ſo Mode bei uns, daß alle Damen ſich mit myſtiſchen Wohlgerüchen parfümiren." „Sobald man übrigens," ſetzt Wieland hinzu, „merkte, daß er weder Spaß noch Gold machen könne, haben ihn unſere Alteſſen zwar wie ein Wunderthier ſondirt, aber gleich wieder fahren laſſen." — Er blieb noch einige Zeit, kam nach zwei Jahren wieder, und lebte einſam in Jena, bis er endlich März 1786 in Meiningen eine bleibende Zuflucht fand.

Nicht blos in Weimar war das „Myſtiſche Mode". Ermüdet von der wolffiſchen Terminologie ſuchten die nüchternſten Menſchen ihren Weisheitsdienſt in den Hallen der Iſis und des Oſiris zu befriedigen. Bald hoffte man von der Maurerei die Kunſt Geld zu machen, Geiſter zu beſchwören, das Leben zu verlängern; bald wollte man die Menſchheit im Allgemeinen beglücken: die überſpannte Einbildungskraft nahm in Ermangelung eines wirklichen Inhalts mit dem ſchaalſten Spiel vorlieb: Illuminaten und Roſenkreuzer waren darin verwandt. Die Gebildeten hielten ſich an Leſſing's „Ernſt und Falk"; ſo Goethe, der 1780 eingeweiht war, Klopſtock, Voß, Stolberg, Herder, der übrigens mit ſeiner Maurerei, auch gegen Bode, ſehr zurückhielt. v. Goué, vom wetzlarer Ritterorden, ſchrieb „Briefe über das Ganze der Maurerei". Wezel in Wien „Kakerlak oder Geſchichte eines Roſenkreuzers", Sintenis in Zerbſt „Veit Roſenſtock"; Gurlitt „Maurerreden"; Kaufmann, der „Gottesſpürhund" ſuchte die Herrnhuter mit den Roſenkreuzern zu verbinden; Pleſſing aus Wernigerode, aus Goethe's Harzreiſe bekannt, ſpäter von Hamann bearbeitet, ſtudirte den Oſiris und andere myſtiſche Alterthümer; Kleuker (geb. 27. Oct. 1749, ſeit 1778 Rector in Osnabrück, verheirathet Sept. 1784), Herder's Freund, veröffentlichte nach dem franzöſiſchen Theoſophen St. Martin ein „Magikon oder geheimes Syſtem einer Geſellſchaft unbekannter Philoſophen"; ſpäter „Salomoniſche Denkwürdigkeiten"; der zweideutige Stark, der 1781 eine Zeit in Berlin ſich aufhielt, wühlte in ſämmtlichen Logen. Dann fing man an die Geſchichte der Templer, aus denen die Maçonnerie hervorgegangen ſein ſollte, zu ſtudieren; v. Anton, Advocat in Görlitz, machte den Anfang, ihm entgegnete Nicolai, und das veranlaßte Herder März 1782 zu einer Gegenſchrift. Herder hielt mehr von der Sache, als er um ſeines Amts willen

geſtehn mochte. Gleichzeitig vollendete er ſeine „Briefe über das Studium der Theologie“ und ſchrieb „Vom Geiſt der hebräiſchen Poeſie, eine Anleitung für Liebhaber der älteſten Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts“; gegen den Rationalismus wie gegen die Wortgläubigkeit. Indem er alle dogmatiſche Auslegung verwirft und ſich nur an das Poetiſche hält, entdeckt er die Verwandtſchaft der Bibel mit dem Homer. Herder, geb. 25. Aug. 1744, war damals 38 J. alt; er fiel den beſten Freunden bald durch die Amtsmiene, bald durch einen Ausbruch ſeiner bittern Laune zur Laſt. „Ich habe,“ ſchreibt er Nov. 1782 an Hamann, „hier keine Seele, die mein Innerſtes berührt, als mein Weib; von allen andern bin ich beinahe los oder es dient nur zur Verwirrung.“

Arge Zuſtände brachte die Roſenkreuzerei in Kaſſel hervor: zu den eifrigſten Anhängern gehörten damals Forſter und Sömmering; ſie ſcheinen ſich in ſchlimme Dinge eingelaſſen zu haben. „Wie ſehr ich Schwärmer geweſen,“ erzählt Forſter ſpäter, „welch hohen Grad ich erſtiegen, das konnten, weil ich für Pflicht hielt es zu verbergen, wenig Menſchen wiſſen. Ich habe alles geglaubt.“ — Der Glaube machte ihn nicht glücklich. „Ruhe des Geiſtes,“ ſchreibt er an Jacobi, der allen Zumuthungen, dem Orden beizutreten, mit Feſtigkeit widerſtand, „freudige, heitere Empfindung des Daſeins ſind ſo von mir geſcheucht, daß ich in meinen trüben Stunden darum trauere, wie man um Freunde trauert, die man nie mehr zu ſehen hofft. Muthloſigkeit, Trübſinn und Zweifel haben ſich meiner Seele bemeiſtert, bald kann ich nicht mehr dawider kämpfen.“ „Europa ſcheint auf dem Punkt einer ſchrecklichen Revolution. Die Maſſe iſt ſo verderbt, daß nur Blutlaſſen wirkſam ſein kann. Vom Thron bis zum Bauer ſind alle Stände von dem, was ſie ſein ſollten, herabgeſunken; keiner mehr als unſre vorgeblichen Gottesgelehrten: von ihnen kann man wohl ſagen, daß ſie wolfsartiger in ihren Schafskleidern ſind, als Phariſäer und Schriftgelehrte je waren, unwiſſender im Geiſt der heiligen Bücher, abgewendeter von Gott und dem Heiland als die armen Neger, welche, nichts beſſer erkennend, ihren Fetiſch anbeten. Es iſt den Ungläubigen unſrer Tage nicht zu verargen, wenn ſie die Scheinheiligkeit und dogmatiſchen Abgeſchmacktheiten derſelben nicht ſchätzen.“

Dieſe Muthloſigkeit erregte ſogar Jacobi's Staunen, der doch darin wahrlich etwas leiſten konnte.*) Dagegen hatte ſich J. Müller bei den Roſenkreuzern zu einer

*) „Ich habe wieder das Fieber bekommen,“ ſchreibt er 4. April an Kleuker, „und hinterher plötzlich ein ſolches Verſchwinden der Kräfte, ein ſolches Trauern des ganzen Menſchen, daß es ſchwer zu ertragen war ... Während meiner Krankheit habe ich einige neue metaphyſiſche Knoten geſchlungen ... Wenn ein Gott iſt, ſo muß es noch eine andere Offenbarung geben als die Offenbarung der Natur ... Unmöglich

ganz ähnlichen Stimmung ſteigern laſſen. — „Es verfolgt mich," ſchreibt er an ſeinen Bruder 22. Febr. 1782, „ſeit einiger Zeit ein Ueberdruß des Lebens, den ich kaum bezwingen kann. Die Urſache liegt wahrſcheinlich in der vollkommenen Einſamkeit, in der ich lebe.*) Ich darf keinen Augenblick vom Buch wegſehn, ich muß meiner ganz vergeſſen, und mich in die Vorwelt hineinfühlen, wenn ich nicht entſetzliche Stunden haben will." „Au milieu de tous mes plans, je ne puis que m'apercevoir chaque jour que je me meurs. Je suis poursuivi par une tristesse involontaire qui me fait ardemment souhaiter la fin de ma vie." Dieſe Stimmung iſt es, welche die Sehnſucht nach einer Religion erweckt, und aus der Sehnſucht geht bei einem empfänglichen Gemüth leicht Inſpiration hervor. Aber es iſt intereſſant, wie Müller dieſe Stimmung mit ſeinen Studien in Zuſammenhang zu ſetzen weiß. Es war zuerſt die Lectüre Platon's, die ihm die Idee des Ueberſinnlichen näher führte.**) „Er wird in der Geſchichte meines Geiſtes Epoche

kann ich durch blos hiſtoriſche Mittel zur Erkenntniß des Unbegreiflichen gelangen; unmöglich kann es eine allgemeine Offenbarung im eigentlichen Verſtand geben; alle Offenbarung, die nicht blos individuell iſt, kann nur eine menſchliche ſein, keine göttliche. Hier dämmert mir etwas, das der chriſtlichen Lehre ſehr zuſtatten kommen möchte."

*) Schlözer ſchreibt ihm 18. Oct.: „Eine Zulage wünſche ich Ihnen ſehr, damit Sie heirathen können, ſonſt leiden mit der Zeit Ihre Talente und Ihr ganzes Schickſal. Ach eine geſcheidte Frau iſt auch für die gelehrte Profeſſion eine herrliche Meuble!" — Müller an ſeinen Bruder, 23. Nov.: „Ich bin im Grunde des Apoſtels Meinung, daß nicht heirathen beſſer iſt; beſonders für den gelehrten Stand, und in unſern Zeiten: erſtlich weil ſich nach der Beobachtung aller großen Staatsmänner Europa zu Revolutionen bereitet, in welchen immer beſſer iſt, nur für ſich ſorgen zu dürfen; zweitens weil die allgemein werdenden Sitten dieſer Zeit eine ſolche Menge Bedürfniſſe aufbringen, daß viele Hausväter kaum mehr auskommen können. Hierdurch wird man zu vielerlei Niederträchtigkeiten gezwungen, und alſo iſt wohl am beſten, ſo lange zu warten als möglich." — „Nichts danke ich Bonſtetten mehr, als daß er 1773 mich verhindert hat an einer Heirath; ich wollte damals heirathen; ich danke Gott für den Freund, welcher mich frei erhalten hat. Nun bin ich entſchloſſen, ſofern Menſchen ſich entſchließen können, ſolange ich lebe, niemals eigen zu werden, und übe mich in der Selbſtüberwindung und Aufopferung des mächtigſten Triebes der Menſchen, damit ich ungeſtört möge die Wahrheit erforſchen, und nichts Aeußerliches mich abhalte ſie zu ſagen, damit ich auch weniger Anhänglichkeit an das Irdiſche habe und jeden Augenblick zum Tod bereitwilliger ſei. Lieber, je mehr ich die Menſchen erforſcht, um ſo geringer iſt meine Meinung von dem gegenwärtigen Geſchlecht; eben darum bin ich weit entfernt, mich durch neue Bande an daſſelbe knüpfen zu wollen."

**) Was ſein eigentliches religiöſes Bedürfniß war, findet man ſchon in einem Brief 16. Juli 1779: „Grenzen hat des Menſchen Glück und Wiſſen nicht; aber ſein Geiſt. Ich glaube die Unſterblichkeit, ungeachtet ich ſie nicht zur Aufmunterung guter Thaten brauche, weil dies Syſtem mir die Traurigkeit nimmt, mit welcher ich das Ende meiner Unterſuchungen erwarten müßte."

machen. Er begriff, daß durch das, was in die Sinne fällt, nicht möglich iſt, Ueberſinnliches zu erklären oder zu beweiſen, und bewies doch, daß eine unſterbliche Seele iſt. Und wie nahm er ſich hierbei? So daß er durch die Macht ſeiner Worte in allen lebendigen Seelen ein ſolches Gefühl ihrer ſelbſt erweckte, daß, da ich ihn las, mir ebenſo unmöglich ſchien an der Seele zu zweifeln als an der Hand. Ja wahrlich: ſintemal wir vom Geiſt einen Begriff haben, muß es Geiſter geben, ihr Begriff iſt ihr Beweis. Denn Homer, die Gallier, die Irokeſen glauben es; woher haben ſie das, ſie, dieſe unſpeculativen Menſchen? Sie haben es aus der Urquelle von Licht und Geiſt, aus der ſie floſſen." — „Im Geräuſch der Welt (9. März 1782) unter mühſamen Studien hatte ich nie zuſammenhängend über die chriſtliche Religion gedacht: mir ſchien unmöglich, von dem, was außer dem Kreis der Sinne liegt, etwas zu wiſſen. Als ich nach Kaſſel kam, unternahm ich, ohne Rückſicht auf Höheres, alle Alten, ſo viel ihrer übrig ſind, in der Ordnung, wie einer nach dem andern gelebt und geſchrieben, zu leſen und alle Facta aufs genaueſte zu excerpiren: denn ich wollte mir ein wahres, vollſtändiges Gemälde des politiſchen, militäriſchen und moraliſchen Zuſtandes aller Zeiten und Nationen entwerfen. Als ich aber Plato, Ariſtoteles und andere weiſe Männer kennen lernte, nahm ich lebhaften Antheil an ihren Unterſuchungen, bewunderte das Ringen des Geiſtes nach den wichtigſten Erkenntniſſen, und bejammerte, daß die Zweifelhaftigkeit, in der man endlich blieb, nicht eine Wirkung der Schwäche der Philoſophen, ſondern der Natur dieſer Wahrheiten ſelbſt iſt. Als ich nun den Zuſammenhang der ganzen Geſchichte bis auf Auguſtum endlich überſah, konnte ich nicht anders als bewundern, wie alles Große und Kleine mit erſtaunenswürdigſter Uebereinſtimmung zur Zubereitung und Beförderung deſſen diente, was die Bibel als den Rath Gottes angiebt. Wenn ich tauſend Strahlen bis auf ihren Urſprung verfolgte und fände ſie in demſelben alle beiſammen, ſo müßte ich wohl dieſe Stelle für ihren Mittelpunkt, die Sonne halten. Um hierüber mich aufzuklären, las ich in den Evangelien, zumal die eignen Worte Jeſu ... Und hier breche ich ab, wie mein Herz dabei gebrannt, welcher Strahl in meinen Geiſt gefallen, wie er mir die ganze Welt erklärt, iſt unbeſchreiblich; unbeſchreiblich, welches Licht mir den Zuſammenhang meines eignen ganzen Lebens erhellte." Er ſetzt in der Nachſchrift hinzu: „dieſer Brief, ſo wahr er iſt, gefällt mir nicht, weil er mit einer Feder geſchrieben iſt und nicht mit Flammen; Sie ſehen daraus wohl meine Geſchichte, aber nicht meine Empfindung."

Dieſe Religioſität nahm eine unerwartete Wendung. Zu Anfang des Jahres begann Müller nach unbenutzten Quellen einen Vortrag über die

Gründung des Kirchenſtaats. Alle frühern Geſchichtſchreiber „ont été aveuglés par l'esprit de parti, ils ont été Guelfes ou Ghibelins, Catholiques ou Protestans: l'historien doit oublier qui il est, ce qu'il croit; il ne doit envisager que son objet, il ne doit parler qu'aux peuples à venir.“ — „Wollen Sie wetten?“ ſchreibt er 19. März an Herder, den er kurz vorher in Weimar beſucht hatte, „die Hierarchie bricht noch nicht! ihre Stunde iſt noch nicht gekommen.“ „En répétant mes recherches il m'arriva de trouver ce que je ne cherchais pas, en composant il m'arriva de dire ce que je ne voulais par dire, le sujet m'emporta. Je fus comme possédé du pape: en ouvrant les yeux, cette idée me vint la première, je m'endormais avec elle, je ne pus ni lire ni écrire, ni parler d'autre chose.“ — „Die Ideen drängen ſich; was ich von Rom ſage, iſt nur der Anfang; vielleicht gehe ich weiter und ſchreibe über die germaniſche Freiheit, über das gemeine Intereſſe für Bourbon, Hohenzollern, Konſtantinopel und Rom ... Mein Leben ſoll der guten Sache heilig ſein!“

Was man zu finden im Voraus überzeugt iſt, findet man ſicher. Es galt, den Uebergriffen des Kaiſer Joſeph entgegenzutreten; in den Mitteln war man nicht wähleriſch. — Endlich ſind die „Reiſen der Päpſte“ gedruckt (3. April); „Jacta alea est! man könnte die Schrift betiteln: wider das dumme Jubelgeſchrei des Publicums bei der Vernichtung aller Hinderniſſe des militäriſchen Despotismus. Sr. Heiligkeit von Rom, Sr. Unheiligkeit von Potsdam und einigen verſtändigen Reichsfürſten kann ſie nicht misfallen.“ — Das Buch beſteht aus einer Reihe von hiſtoriſchen Anekdoten aus der Periode 451—1244, der leitende Faden zeigt ſich nur in der Auswahl. Zunächſt hat dem Geſchichtſchreiber Roms Folgerichtigkeit imponirt, wie man überhaupt dasjenige am meiſten achtet, deſſen Mangel man in ſich ſelbſt am lebhafteſten empfindet. „Es können die ſieben Hügel ſich noch mehr erniedrigen, St. Peters wunderbarer Bau mag einſt in Trümmer fallen, der große Obelisk in Staub und Splitter brechen; Rom, ſo lange Rom iſt, wird wollen herrſchen, und was man ohne Unterlaß will, das geſchieht.“ — In der Zeit Gregor's 7. war Europa vom Islam bedroht. „Das Evangelium wurde von rohen Barbaren vertheidigt, von Fürſten ohne Kriegskunſt, von getrennten Völkern, von Seelen kalt wie ihr Norden .... Ein Joch konnte der Kaiſer geben; eine Seele ſollte die Chriſtenheit haben. Kriegsgewalt unterdrückt Völker, Geſetze, Gefühle; ausrotten kann ſie und erſticken; erheben, begeiſtern kann ſie nicht. Ein alter Prieſter (denn Gott wollte es), ein alter, kranker, gefangener, flüchtiger, verfolgter Papſt ohne Eiſen, ohne Gold, ohne Land, gewaltig nur durch Seelenkraft, wurde Herr der Herzen nnd Entſchlüſſe aller abendländiſchen Völker; allen gab er ſeine

Seele, alsdann ſprach er zu den Königen: bis hierher ſollt ihr herrſchen .... Standhaft wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet, ſtreng in ſeinen Sitten, denn er hatte nur einen Gedanken, gebrauchte er kühn die Zeit und erleichterte das Joch, das die alten Franken auf die deutſchen Provinzen gelegt. Es iſt eine unwiderſtehlich ſcheinende Macht, welche auf angeſtammter Waffengewalt beruht: er brach ſie. Eine andere Macht beruht auf des Geiſtes Kraft und Muth; die war ſeine Waffe, dieſe gab er den Prälaten, dieſe gab er den Großen. Zwei oder drei müſſen Gregorium verdammen, die andern ſehen gern, was der Menſch vermag wider zufällige Uebermacht .... Gregor, Alexander, Innocenz erhoben einen Damm wider einen Strom, der dem Erdboden drohte. Hier bauten ihre Vaterhände die Hierarchie und neben ihr die Freiheit aller Staaten. Ohne dieſe konnte Rom durch die Reſcripte eines Einigen fallen; ohne jene war nicht möglich, allen Völkern einerlei Gedanken einzugeben. Ohne Papſt war die Kirche gleich wie ein Heer, deſſen Feldherr erſchlagen worden iſt. Ohne die Hierarchie hatte Europa keine Geſellſchaft, welche (geſchähe es auch wegen ihres eignen Vortheils) über den allgemeinen Vortheil unaufhörlich wachen müßte. Von dem an war eine Freiſtatt wider den Zorn der Potentaten: der Altar; es war eine Freiſtatt wider den Mißbrauch des prieſterlichen Anſehens: der Thron; und in dem Gleichgewicht lag öffentliches Wohl. Vorher als der Imperator auch der erſte Pontifex war, war die ganze geſittete Welt in Schande, Barbarei, Tod und Ruin verfallen: aus keiner andern Urſache, als weil, bezaubert von den Tugenden des Dictator Cäſar, die Römer einem einigen Menſchen über Millionen, beides in göttlichen und menſchlichen Dingen, unumſchränkte Obergewalt gelaſſen, ohne zu bedenken, daß ein Tiberius kommen könne." —

„Die Religion," ſchreibt er an Gleim 15. Mai, „iſt unſtreitig durch den Papſt erhalten worden. Als das römiſche Menſchengeſchlecht faſt nicht anders als das vor der Sündfluth verging, bedurften die Barbaren, feinerer Gefühle unfähig, eines Vormunds, der aus dem gelehrteſten alten Land, von unverletzlicher Würde, und als Prieſter zur Erhaltung des Glaubens intereſſirt wäre. Ohne ihn wären uns die Kenntniſſe der Vorwelt fremd. Ich bin ſo nen nicht, daß ich nicht wiſſen ſollte, welcher Mittel der Papſt ſich manchmal bedient hat; aber was liegt daran? ſagt Paulus: zum Vorwand oder in Wahrheit wird Chriſtus verkündigt." — Und an Jacobi, der gleichfalls remonſtrirt: „Zuerſt werde der Tod verhindert; nichts iſt unheilbarer als der Tod. Unterwerfung des ganzen Europa unter Einen halte ich für den Tod; Unterwerfung des deutſchen Reichs im Herzen von Europa unter Einen für den Vorboten des Todes. Alſo bleibe weder Freiheit, noch Herrſchaft, noch

Meinung, noch Leidenſchaft, noch Privatvortheil, noch allgemeines Intereſſe zu ſolchem Zweck ungenützt. Alſo ſtreite der Glaube, ſtreite die Philoſophie u. ſ. w. in dem glorwürdigſten Kampf der ſterbenden Freiheit. In allen Geſchäften werde zuerſt gefragt, nicht: wer hat Recht? es iſt bisweilen dunkel; ſondern die erſte Frage ſei: was will der furchtbarſte Gewalthaber? Hierauf, wer ein freier Mann iſt, auf die Seite der Gegenpartei! dies ſo lange, bis es das Intereſſe der Tauben ſein wird, einen Preis zu ſetzen auf die Vergrößerung der Klauen des Geiers." —

11. Mai ſchickte er Exemplare nach Rom, z. B. an den Cardinal Albani: „Votre Excellence verra bien que je considère les intérêts dn St. Siége comme étant les mêmes avec ceux de la liberté générale et do la religiou; la cour de Rome ne devrait pas négliger de détermiuer l'opiuiou du siècle en faveur de ses droits. Je n'ai guère vu d'ouvrage bien écrit, qui eût tâché de détromper le public, aveuglé aujourd'hui sur les desseins secrets de ceux qui vout envélopper l'église, la noblesse, les petits princes et les républiques daus le même asservissement. Au coutraire les plus illustres écrivaius employent leur esprit à uous faire preudre les fers qu'on nous prépare, pour des couronues de fleurs dont l'humanité désinteressée de certains priuces veut bien décorer uotre siècle philosophique. Votre Excelleuce voit elle même ce qui doit arriver, si le pouvoir des armes est soutenu par toute la force du génie, tandis que ceux dont le pouvoir est fondé sur l'opiniou ne se donneut aucune peine pour que l'opiniou publique leur soit favorable. J'espère que Dieu, qui déjà plusieurs fois sauva l'Europe d'uu joug uuiversel, voudra bieu avoir encore pitié de sa liberté expirante. Mille idées me sont veuues sur ces affaires présentes, qui, si elles étaient aussi bien presentées que j'en suis profondément péuétré, ne laisseraient pas de ramener peut-être un assez grand nombre de geus. Il se peut cependant que je n'en exécute aucuue; et je m'eu vais dire à V. E. pourquoi. Deux partis diviseut le monde, l'un qui attaque avec tous les avantages que donue la puissance et la force des passions; l'autre plus juste, mais plus divisé, plus faible, que je défends. Vous voyez pour quel parti penche mon coeur. Mais si ce parti ne veut pas que mes taleus soient consacrés à la cause, serait-il sage de me brouiller avec l'autre?" — Mit Enthuſiasmus ſchreibt er 27. Mai an Bonſtetten von der vaticaniſchen Bibliothek: „La Germanie ue me convieut pas. Les lettres y sont peu houorées . . C'est que le militaire absorbe tout, et il y a un fatras d'étiquettes, qui met une barrière insurmontable entre les ordres. Quant aux affaires, tous les gouvernemens sont corrompus,

le peuple n'est occupé que de sa misère." — Nun eröffnet ſich ihm eine glänzende Ausſicht: „On me représente un accueil distingué, l'aisance, une charmante société, l'estime qu'ont les grands de ce pays-là pour les lettres, enfin la ville parle pour elle même. A tout moment j'attends la résolution de Sa Sainteté. Ce qui me fait pencher pour Rome, c'est le prodigieux développement du génie de Winckelmann, depuis qu'il y fut." Bonſtetten ſoll namentlich Folgendes ins Auge faſſen: „dans quel sens Fénélon a-t-il dit à Ramsay, que pour être chrétien philosophe, il faut être catholique? Ramsay s'est fait catholique là dessus." — Alſo hat er ſich doch die Sache ernſtlich überlegt! — Erſt 21. Nov. ſchreibt er an Gleim: „Auf den Punkt in Rom zu leben, wie einſt Winckelmann, habe ich mich bedacht und es abgeſchlagen, weil ein Geſchichtſchreiber das öffentliche Zutrauen genießen muß!"

Sehn wir hier einen ſchwachen Charakter aus ſcheinbar logiſcher Conſequenz auf zweideutige Wege gerathen, ſo machten die Uebergriffe des Kaiſers auch freie und unabhängige Gemüther ſtutzig. Gleich nach den „Reiſen der Päpſte" vertheidigt Juſtus Möſer das Cölibat der Geiſtlichkeit aus politiſchen Gründen; freilich mit ironiſchen Seitenblicken, wofür ihm die Anhänger Roms nicht danken konnten. „Die Ordensleute," ſetzt er hinzu, „ſind ſelbſt ſchuld an ihrem Unglück; die Zeit, worin ſie es allein waren, die leſen und ſchreiben konnten, iſt nicht mehr, und die veränderten Bedürfniſſe des Staats erfordern etwas mehr als Latein: aber ſie haben nicht eingelenkt; ſie ſind, nachdem ſie die Jeſuiten, ihren rechten Arm, verloren und darüber frohlockt haben, wo nicht in allen Wiſſenſchaften, doch gewiß in der Politik Jahrhunderte hinter den Laien zurück." Auch er bezeichnet die römiſche Kirche als ein Schutzmittel gegen den Despotismus. Unter der Maske eines römiſchen Politikers bekämpft er die Lehren des Febronius von 1763: „Ihr Dr. Luther war auch einer von den deutſchen Gelehrten, der blos die Wahrheit ſuchte, und die Gründe, welche man zum Schein in eine Kriegserklärung ſetzt, von denjenigen nicht unterſchied, die man im Cabinet hat: ſonſt würde er ſeine Verbeſſerungen gewiß nicht bis auf eine völlige Trennung erſtreckt haben." Doch wendet er ſich gegen einen wohlmeinenden Schriftſteller, der von einer Wiedervereinigung der beiden Kirchen träumt. Der dogmatiſche Unterſchied freilich würde nicht unüberwindlich ſein: „auf eine oder die andere Art würden ſich die Spitzen mancher ſchönen Streitfrage abrunden laſſen, ſo daß man nicht mehr davon behielte, als zur Schärfung des Verſtandes und zur Erweckung nützlicher Leidenſchaften nöthig wäre; denn etwas Wetteifer wird doch beibehalten werden müſſen, um die religiöſen Empfindungen nicht einſchlafen zu laſſen; vielleicht würden auch einige Heiligen dem jetzigen Be-

dürfniß unſerer Empfindſamkeit, gerade recht kommen. — Allein wie wir die Verſchiedenheit unſerer politiſchen Intereſſen vereinigen werden, das ſehe ich nicht. — Jetzt wird die proteſtantiſche Kirche allein von der Bibel beherrſcht, einem Fürſten, der ruhig auf dem Thron ſitzt, nicht den geringſten Aufwand erfordert, ſich von jedem Menſchen ſprechen, und Keinen ohne Troſt von ſich läßt. So bequem und wohlfeil hat es die katholiſche Kirche nicht, ſie hat ein Oberhaupt mit dem repräſentirenden Charakter der Gottheit; dieſes erfordert allein 72 Cardinäle und eine Suite. — — O lieber Pater! ich fürchte, ich fürchte, es wird nichts daraus; wir ſind zu ſehr an unſern guten Herrn und an die Freiheit gewöhnt.“ *)

Jacobi hatte gleich als er die „Reiſen der Päpſte“ erhielt, eine preiſende Anzeige aufgeſetzt; in Hamburg hatte man ſie aus Rückſicht auf den Kaiſer zurückgewieſen. Ganz ſtimmte er freilich mit Müller nicht überein: „Religion,“ ſchreibt er ihm 14. Mai, „iſt Quelle der Bildung geweſen überall; Quelle der Freiheit aber nirgend. — Ich hoffe nichts von unſern Pfaffen, denn ſie haben alle Heiligkeit verloren; nichts von unſern Rittern, denn ſie ſind, was ſie bei jeder ſinkenden Nation geweſen, der verdorbenſte Theil ... Um ſo mehr haben wir den unbändigſten Despotismus und mit ihm die platte Vernichtung alles Guten zu befahren.“ — Aber er konnte dem Drang nicht widerſtehn, und ſchrieb „Etwas das Leſſing geſagt, ein Commentar zu den Reiſen der Päpſte.“ Leſſing hatte geſagt, die Gründe des Febronius gegen die päpſtliche Gewalt gälten doppelt und dreifach gegen die Fürſten. — Jacobi ſprach ſich, wie Müller, gegen die gewaltſamen Neuerungen des Kaiſers aus. Jetzt wolle der große Haufe mit Gewalt jeden Irrthum unterdrücken; die Lichter auslöſchen, damit es Tag werde. Gewalt könne nie Gutes hervorbringen, jeder Widerſtand gegen Gewalt ſei gut. Die geſellſchaftliche Ordnung ſei nur dazu, das Eigenthum zu ſichern und die Leidenſchaften im Zaum zu halten, nicht die Vernunft zu organiſiren. Nur dem Verbrechen gelte der Zwang, Kräfte zu entwickeln ſei er nicht im Stande, da dieſe nur aus der innern Bewegung des freien Geiſtes entſpringen. Das Urſprüngliche könne nie durch ein künſtliches Räderwerk erſetzt werden. Keine Staatsverfaſſung

*) Mit tiefem Ernſt nahmen zwei wiſſenſchaftliche Bücher die Unterſuchung auf: Planck's (geb. 15. Nov. 1751 zu Nürtingen, 1780 Prediger in Stuttgart, 1784 Prof. in Göttingen, wo er 31. Aug. 1833 ſtirbt) „Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs“, 3 Bde., ſpäter fortgeſetzt; und Spittler's (geb. 10. Nov. 1752 zu Stuttgart, 1777 Repetent in Tübingen, 1779 Prof. in Göttingen) „Grundriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche“ (vorher: „Geſchichte des kanoniſchen Rechts bis zum falſchen Iſidor“): jenes in die Details eingehend, dieſes aus gründlichen Studien auf einen engen Raum zuſammengedrängt, in der einfachſten Form für Weltmänner geſchrieben.

könne die Tugend selbst zum Gegenstand haben. Förderung der Menschheit sei nie vom Despotismus zu erwarten, auch wo er die Maske des bien public aufstecke. Um die Glückseligkeit der Menschen zu vollenden, müßte sich ein allgemeines Mittel finden, ihre Natur von Grund aus zu verbessern. Erst dann wären wir unendlich elend, wenn wir, beschaffen wie wir sind, hier zur Ruhe und Zufriedenheit gelangten; und der ist der größte Widersacher unsers Geschlechts, der uns dies zu hoffen und zu wünschen verführt."

Jacobi glaubte für die Freiheit geschrieben zu haben; zu seinem größten Verdruß nahm man allgemein die Schrift für eine Apologie des Katholicismus. Er wollte verzagen. „Mir fehlt zu einem Schriftsteller," äußert er gegen Campe, „neben vielen andern Dingen die erste und allernothwendigste Eigenschaft, mich verständlich zu machen. Meine ganze Behandlung ist zu individuell, und ich bin nicht im Stande diesen Fehler zu verbessern, denn ich kann nicht schreiben ohne eine gewisse Begeisterung, und diese verläßt mich, sobald ich aus meinem Kopf heraus in andere Köpfe denken soll."

Die Lebhaftigkeit, mit welcher protestantische Schriftsteller sich des Papstthums annahmen, erregte in Berlin argen Anstoß. Die Stadt Friedrich des Großen betrachtete sich mehr und mehr als Metropole der Aufklärung und des Protestantismus; wenn der alternde König sich wenig darum kümmerte, so war Minister Zedlitz desto eifriger. Ein Schöngeist aus der Grazienzeit, Leuchsenring aus Darmstadt (Goethe's „Peter Brey", 37 J. alt), flüsterte um diese Zeit den berliner Aufklärern das Geheimniß zu, es bestehe eine Verschwörung, Deutschland wieder katholisch zu machen. Ausdrücklich zur Vertheidigung der protestantischen Freiheit wurde Jan. 1783 die „Berliner Monatschrift" gegründet. Zwei Schulmänner standen an der Spitze: Biester aus Lübeck (34 J.) und Gedike aus der Mark (28 J.), Director des Fr.-W.-Gymnasiums. Der eine wurde gleich darauf k. Bibliothekar, der andere Oberschulrath. Schulmänner waren es hauptsächlich, die sich ihrem Unternehmen anschlossen: z. B. Büsching, seit 1766 Director des Gr. Klosters, geb. 27. Sept. 1724, Schüler Baumgarten's in Halle, Gatte einer gekrönten Dichterin, früher Pfarrer in St. Petersburg; durch sein „Handbuch der Geographie" (seit 1755) Begründer dieser Wissenschaft für Deutschland; äußerst fruchtbarer Schriftsteller.*)

*) Wesentlich im Sinne der Berliner waren die „Staatsanzeigen" des Prof. Schlözer in Göttingen, der, 47 J. alt, mit seiner Tochter Dorothea 12. April 1782 auf der Rückkehr aus Italien (wo er mit Heinse und Klinger verkehrt) in

Neben den Schulmännern ſtanden die Geiſtlichen: an ihrer Spitze der ehrwürdige Spalding, 69 J. alt, eine ſtattliche, vornehme Erſcheinung. Er hatte nach dem Tod zweier Frauen im 61. J. die dritte geheirathet. Eben war er im Begriff, „vertraute Briefe über die Religion“ herauszugeben, die mehrere Auflagen erlebten: eine Abwehr unbeſonnener Angriffe gegen das Chriſtenthum und eine Geſchichte ſeiner eignen religiöſen Bildung: die nützlichſte Methode zum Dienſt der Religion ſei, wenn man das erſte und hauptſächliche Geſchäft daraus mache, das innere Gefühl des Wahren und Guten bis zur herrſchenden Empfindung in den Menſchen aufzuwecken. — Ihm ſchloß ſich ſein Schwiegerſohn Sack an, 45 J. alt, 1777 als Hofprediger aus Magdeburg nach Berlin berufen; ferner Propſt Teller, 49 J., aus Leipzig, ſeit 1767 in Berlin, der 1781 mit Spaldings Hilfe die Einführung des rationaliſtiſch verbeſſerten Geſangbuchs in Berlin durchſetzte. — Mit ihnen gingen der berühmte Kritiker, Prof. Semler in Halle (58 J.); Abt Jeruſalem in Braunſchweig, 74 J. († 2. Sept. 1789), Kanzler Cramer zu Kiel, 60 J., Klopſtock's Freund, Fortſetzer des Boſſuet († 12. Juni 1788), Paſtor Zollikofer in Leipzig u. A.

Alle dieſe Männer hatten früher ihren Mittelpunkt in der Allg. d. Bibl. gefunden, deren Herausgeber, der Buchhändler Nicolai, jetzt 50 J. alt, ſich ſeit Leſſing's Tod als den eigentlichen Vertreter des geſunden Menſchenverſtandes in Deutſchland betrachtete, obgleich ſein Anſehn bereits ſehr im Sinken war, da er ſich durch ſeine anmaßenden Urtheile und ſeinen höhniſchen Ton

---

Darmſtadt bei Merck einſprach und ſich über die Italiener höchſt verächtlich äußerte. Ueberhaupt wichen ſeine Anſichten von denen des weimarer Kreiſes ſehr erheblich ab: „Sie Hiſtoriker,“ hatte er 1774 an ſeinen Schüler J. Müller geſchrieben, „ſchwärmen noch für die Griechen? Packvolk waren dieſe Griechen, wie weiland polniſche Conföderirte!“ 1782 hatte er das Lehrbuch der Staatengeſchichte geſchrieben. Eine geſunde derbe Natur, durchaus ehrlich, aber voller Leidenſchaft, griff er mit einer Rührigkeit ohne Gleichen überall ein, wo es ſich um ein allgemeines Intereſſe handelte, und war wegen ſeiner Kampfluſt nicht blos bei den Gelehrten ſondern auch bei den Potentaten gefürchtet. Im Lauf der ganzen deutſchen Geſchichte hat nie ein Journal ſo bedeutend gewirkt als die „Staatsanzeigen“ (1783—1793), wegen des unerſchrocknen Freimuths, womit er jede Thorheit, die ſich ſonſt im Dunkel der Cabinete verſteckte, ans Licht der Oeffentlichkeit zog. Weit entfernt vom Radicalismus war er ſogar der aufgeklärten Despotie nicht abgeneigt, wenn ſie nur wirklich zum Beſten des Volks verwaltet wurde; als hinreichende Gegenwirkung gegen den Mißbrauch derſelben betrachtete er die öffentlichen Beſprechungen, und pflegte zu ſagen, daß Despotie und Statiſtik ſich nicht vertrügen. In der Form geſchmacklos bis zur Rohheit, wußte er ſich doch durch die Entſchiedenheit ſeiner Sprache Geltung zu verſchaffen. Seine Gelehrſamkeit war lange nicht ſo ſyſtematiſch als z. B. die ſeines Collegen Pütter, aber er erſetzte dieſen Mangel oft durch divinatoriſchen Scharfſinn. —

mit aller Welt überworfen hatte. Wenn ihm die Verbeſſerung der Philoſophie ſehr am Herzen lag, ſo war ſeine eigentliche Stärke die Sammlung von Anekdoten und Notizen; ſeine Beſchreibung von Berlin und Potsdam hatte ihn den preußiſchen Miniſtern bekannt gemacht. Er war früher wenig aus Berlin herausgekommen, faſt nur auf die leipziger Meſſen; um ſeine Welt- und Menſchenkenntniß zu vermehren, machte er April 1781 eine längere Reiſe durch Süddeutſchland, Oeſtreich und die Schweiz, deren Beſchreibung „nebſt Bemerkungen über Gelehrſamkeit, Induſtrie, Religion und Sitten“ er nun herauszugeben begann: es wurden allmälig 10 Bde. daraus. Für die Kenntniß der damaligen Cultur iſt es von Nutzen, Nicolai hat mit großem Fleiß geſammelt: damals gab es in Süddeutſchland Aergerniß, und prägte das Bild eines Berliners, der über alles abſpricht ohne etwas zu verſtehn, der Einbildungskraft ein. Der berliner Reiſende ſah mit einer Miſchung von Erſtaunen und Mißfallen, daß es in Deutſchland noch Länder gab, die nicht blos katholiſch, ſondern bigott katholiſch waren, und dieſe Entdeckung theilte er ſeinen gebildeten Landsleuten in großer Ausführlichkeit mit. Uebrigens ſtehn ganz artige Sachen darin, und die Beobachtungen ſind mitunter frappant.

Den alten Freunden war er durch ſeine ewigen Klopffechtereien läſtig geworden. „Nicolai,“ ſchreibt Mendelsſohn (geb. 6. Sept. 1729), „ſehe ich des Jahres kaum ſo oft, als Theile von ſeiner Bibliothek erſcheinen. Unſere Freundſchaft iſt noch immer dieſelbe, allein unſer Hausſtand und unſere Geſchäfte haben zugenommen, und letztere liegen zu weit auseinander. Unſer Geſchmack und unſere Neigungen, denen man in Erholungsſtunden nachzugehn pflegt, mögen ſich auch zum Theil verſchiedentlich modificirt haben ... Nicolai iſt ein Mann von überhäuften Geſchäften, und die Beſorgung der Bibliothek iſt eine ſo weitläufige und mühſame Arbeit geworden, daß er ſie einem andern hat auftragen müſſen. Er ſelbſt beſieht die einlaufenden Recenſionen etwa wie ich die abgelieferten ſeidenen Waaren, mit flüchtigem Auge, eine und die andere Lage, ob die Arbeit regelmäßig ſei. Denken Sie Sich hiernächſt 80—90 Gelehrte in ganz Deutſchland zerſtreut, jeder mit ſeiner Hypochondrie und Laune, Eigenliebe und Eitelkeit, die ſich lieber einen Fetzen aus ſeinem beſten Sonntagsrock ausſchneiden als eine Zeile in einem Manuſcript ausſtreichen läßt ... Geben Sie Acht, am Ende geht es den Recenſenten wie den Zöllnern, königlichen Acciſebeſchauern, Tabaksreutern, Kaffeeriechern: rechtſchaffene Männer entſetzen ſich, mit ihnen in öffentlicher Verbindung zu ſtehn.“

In den Sachen ſelbſt war er mit Nicolai einig: Wolffianer, Moraliſt, Mann des Common sense; aber er mißbilligte alle Controverſen. Mendelsſohn, 54 J. alt, war als Verfaſſer des Phädon, als Urbild des Nathan, als jüdiſcher Sokrates in ganz Deutſchland eine angeſehene Figur;

aufgeklärte Fürſten ließen ihn kommen; Semler widmete ihm ein Buch, womit jener gar nicht zufrieden war, Herder ſchrieb ihm Liebesbriefe, als dem beſten Freunde Leſſing's, Kant, Hamann u. ſ. w. ſchenkten ihm wenigſtens Beachtung. Den Aufklärern war er ein leuchtendes Beiſpiel, daß man vollkommen ſein könne ohne chriſtliche Dogmatik. — Er war von kleiner Statur, ſehr hager, verwachſen. Seine Geſichtsfarbe war dunkel und kränklich; ſein Haar ſchwarz und kraus, ſeine Naſe römiſch groß. Den Mund hatte er immer; ſanft lächelnd, etwas offen. Morgens im Hauſe am früheſten wach, um 4—5, dachte, las oder ſchrieb er bis 8—9, dann ging er auf das Comtoir bis Mittag. Nachmittags war er bis 4 wieder mit Handlungsangelegenheiten beſchäftigt. Um dieſe Zeit fanden ſich Freunde und Schüler in ſeiner Wohnung ein, mit denen er ſich nun bis 8 unterhielt. — Sein Hausarzt, Dr. Marcus Herz, Kant's Schüler und Anhänger, ſuchte durch geſchmackvolle Vorleſungen die Berliner zu bilden, und machte, ſeitdem er 1. Dec. 1779 die bildſchöne Henriette Lemos (geb. 5. Sept. 1764) geheirathet, geſtützt auf ſeine ausgebreitete Praxis, ein großes Haus. Dieſe junge Dame war mit Mendelsſohn's Töchtern, Dorothea (geb. 24. Oct. 1762, verheirathet 1778 an den Kaufmann Veit) und Henriette eng befreundet. Zu den Hausfreunden gehörte ferner der reiche Daniel Itzig, der eine Reihe ſchöner, muſikaliſch gebildeter Töchter hatte: eine derſelben wollte Leuchſenring entführen, und überwarf ſich darüber mit Moſes.

Mendelsſohn hatte das beſondere Talent, ſich mit jedem, er mochte Theolog, Philoſoph, Staatsmann, Kaufmann u. ſ. w. ſein, über das Fach deſſelben zu unterhalten, als wenn es ſein eignes wäre: er ſprach, wie einer ſeiner Freunde ſich ausdrückte, ſo leicht und ſo deutlich über das Daſein Gottes als über ein neues Muſter zum Seidenſtoff. — Er hatte von Natur eine ſtarke Anlage zur Satire, aber er war immer auf ſeiner Hut, ſo daß er manchen witzigen Einfall unterdrückte, um nicht Anſtoß zu geben. — Im Umgang war er höflich und ſelbſt ceremoniell: alle Aeußerlichkeiten und Titulaturen beobachtete er mit einer an Aengſtlichkeit ſtreifenden Genauigkeit. — Nie behauptete er in ſeinen Geſprächen etwas als gewiß, alles was er äußerte war problematiſch. Er war der Anſicht, daß die meiſten gelehrten Streitigkeiten auf mißverſtandenen Worten beruhten. „So oft die Vernunft ſo weit hinter dem geſunden Menſchenverſtand zurückbleibt oder gar von ihm abſchweift, wird der Weltweiſe ſeiner Vernunft nicht trauen, ſondern ihr Stillſchweigen auferlegen, wenn ihm die Bemühung nicht gelingt, ſie in die betretene Bahn zurückzuführen und den geſunden Menſchenverſtand zu erreichen .... Wenn ich Gründe genug für und wider einen philoſophiſchen Grundſatz geſammelt habe, ſo laſſe ich den Eindruck, den ſie einzeln

auf mich gemacht, etwas schwächer werden, betrachte sie im Zusammenhang und bringe sie solchergestalt vor den Richterstuhl des natürlichen Menschenverstandes .... Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß in den meisten Fällen das Recht auf Seiten des letztern ist, und die Vernunft muß sehr entscheidend sprechen, wenn ich ihn verlassen und der Vernunft folgen soll."

„Lessing war der Meinung, man müsse einer im Schwange seienden Uebertreibung eine andere entgegensetzen. Aus diesem Grundsatz getraue ich mir alle Paradoxen zu erklären, die in seinen Schriften vorkommen. Mich dünkt aber, dies Princip gelte nur für die Conversation, wo es die Unterhaltung belebt, wenn jede Partei etwas über die Schnur haut." — Damit leitete Mendelssohn eine kleine Antwort ein, welche er Jan. 1783 im Dt. Mus. gegen „etwas, das Lessing gesagt", veröffentlichte. „Die Gründe gegen den Papst können nicht dreifach, sondern höchstens einfach gegen die Fürsten gelten. Das Interesse der menschlichen Gesellschaft und des Fürsten sind nicht so geradezu in allen Fällen widersprechend, als das Interesse der Menschheit und des römischen Clerus. Ich billige nicht jede Reform, die wir jetzt in Oestreich zu Stande kommen sehn, ich halte manches für Eingriff in die Rechte der Einzelnen; aber ich applaudire doch von Herzen den Sturz der römischen Hierarchie, von deren Vortheilen in unserer und der künftigen Zeit mich Müller durch seine meisterhafte Schilderung des Guten, das sie ehemals gestiftet, nicht überzeugt hat."

Er fragt Jacobi, den er für einen Demokraten hält: „Können wir unsere Monarchien in Volksregierungen verwandeln?" und wenn wir können, sollen wir es? Mich dünkt, wir würden das Uebel entsetzlich verschlimmern. Wozu also eine Declamation, die zu nichts führen kann? Wir sagen dem Kranken blos, daß er gefährlich krank sei; nicht was er zu thun habe, um gesund zu werden oder nur weniger zu leiden. Lieber mag er sich gesund dünken, als eine Wahrheit hören, die ihm nicht nützen kann. — Daß vollkommen tugendhafte Charaktere sich leichter unter einem Despoten bilden können, scheint mir ein sehr richtiger und fruchtbarer Gedanke. Lessing hat in dieser Rücksicht sehr wohl gethan, seinen Nathan in die Türkei zu versetzen."

„Dieser Bemerkung," erwidert Jacobi Febr. 1783, „hätte die zweite beigesellt werden können, daß er ihn zum Juden macht. Wie der Gegner die Sache stellt, so müßte wenigstens im größten Theil von Europa die vollkommene Tugend sich am mehrsten bei den Juden finden, und in dem Betracht ihr Zustand zu beneiden sein. Wir wissen aber leider nur von einem Mendelssohn. — Bei körperlichen Schäden sagt man, daß die Wunde, die unfühlbar wird, der kalte Brand ergriffen habe. Wer nur wieder

Schmerz erregen könnte, hätte schon zum Theil geholfen. Aber von der Hilfe abgesehn, ist sogar ein hoffnungsloser Schmerz besser als ertödtetes Gefühl." — „Den Despotismus," schreibt er an Forster, „der sich einzig und allein auf Aberglauben gründet, halte ich für weniger schlimm als den weltlichen. Jener entzieht dem Verstande die Erleuchtung nur gleich einer Wolke, die vor die Sonne tritt, gebildet aus Dünsten, die schon da waren. Diese Dünste steigen auf, solange der faule Boden, der sie aushaucht, nicht verbessert ist. Geht die Verbesserung des Bodens vor sich, so sind die Dünste bald zerstreut. Der weltliche Despotismus hingegen greift die Vernunft in ihrem Keim an, indem er die Handlungen einschränkt. Zudem raubt der Aberglaube, solange weltlicher Despotismus nicht mit ihm gemeine Sache macht, dem menschlichen Charakter nicht, wie dieser, alle Würde, sondern gestattet ihm Entwickelung in reichem Maße."

Wie eifrig er sich der Religion annimmt, so bekämpft er doch den Staat, der dieselbe künstlich zu stützen sucht. „Eine Staatsverfassung," sagt er gegen J. Müller, „darf auf Religion und Tugend förmlich weder gegründet sein, noch dieselben sich zum Ziel setzen. Tugend und Religion sind die Sache des Menschen und nicht des Bürgers; sie sind zu edel, um Räderwerk in einer Maschine zu vergänglichen Zwecken vorzustellen. Und das ist vollends widersinnig, wenn man mit den elenden Gewichten einer solchen Maschine jene Triebfedern selbst in Bewegung setzen will. So lange in diesem Cirkel herumgelaufen wird, muß die Religion den Staat, und der Staat die Religion verderben. Sie sinkt als Dienerin des Staats hinunter bis zum Menschenwerk, zum Betrug, zum Gespött der Vernunft. Wahre Religion hat nie der Erde fröhnen wollen; auch wollte sie dieselbe nie beherrschen. — So lange unsere Priester uns nach dem Himmel sehen heißen, weil er uns die Erde düngt, den Geist erniedrigen zum Koth; so lange sie die Finsterniß nur schmücken wollen mit dem Licht, und anstatt den Satan zu vertilgen, ihn befreunden wollen mit der Gottheit: so lange hasse ich sie mehr als ich den Gotteslängner hasse."

Nicht viel anders sprach sich Mendelssohn (April 1783) in einem Werk aus, welches bestimmt war, Dohm's Schrift „über die bürgerliche Verbesserung der Juden" (1781) zu ergänzen, seinem Volk die staatsbürgerlichen Rechte zu erwerben, und es selber in die allgemeine deutsche Bildung einzuführen, wofür Mendelssohn durch Uebersetzungen und Erläuterungen der biblischen Bücher schon viel gethan: „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum". „In Absicht auf Gesinnungen kann der Staat wie die Kirche nur unterrichten, belehren, aufmuntern, aber weder belohnen, noch strafen, noch zwingen; denn die Gesinnungen leiden keinen Zwang. — Der

Staat hat es nur mit Handlungen zu thun; gesetzwidrige Handlungen straft er. Die Kirche darf auch dies Strafrecht nicht ausüben, denn sie kennt keine Handlung ohne Gesinnung. Kirchliche Gewalt und Macht sind Redensarten, von denen ich mir keinen deutlichen Begriff machen kann."

„Vielleicht," ruft er den Rabbinern zu, die das Recht des Bannes begehren, „ließt ihr euch durch das allgemeine Beispiel verführen. Alle Völker der Erde schienen bisher von dem Wahn bethört, daß sich Religion nur durch Macht erhalten, daß sich wahre Begriffe von Gott, der nach unser aller Geständniß die Liebe ist, nur durch die Wirkung des Hasses mittheilen lassen. Die Macht zu verfolgen war euch das wichtigste Vorrecht, das eure Verfolger euch einräumen konnten. Danket dem Gott eurer Väter, daß jener Wahn sich nach und nach zu verlieren scheint. Folgt dem Beispiel der Liebe, wie ihr bisher dem Beispiel des Hasses gefolgt seid! Wollt ihr von Andern geschont und geduldet sein, so schont und duldet euch unter einander!" „Das Judenthum kennt keinen Kampf zwischen Vernunft und Religion. Es weiß von keiner offenbarten Religion in dem Verstand, in welchem dies von den Christen genommen wird; es hat keine Lehrmeinungen, keine Heilswahrheiten, keine allgemeinen Vernunftsätze. Es weiß nur von einer göttlichen Gesetzgebung. Auf Vernunft und historische Wahrheit gründen sich die dem Moses offenbarten Gesetze; keines derselben lautet: du sollst glauben oder nicht glauben! sondern: du sollst thun oder nicht thun! — Auf das Gesetz ist der Jude verpflichtet, nicht auf den Glauben. An das Gesetz soll er sich um so strenger halten, da er verfolgt wird, auch wo er es nicht mehr versteht; denn das Gesetz ist unauflöslich. Schicket euch in die Sitten und die Verfassung des Landes, der ihr angehört, aber haltet standhaft an der Religion eurer Väter.*) Von dem Gesetz dürfen wir mit gutem Gewissen nicht weichen: was nützen dem Staat Bürger ohne Gewissen!" Allen Mitbürgern aber unumschränkte Glaubensfreiheit und völlig gleiche Staatsbürgerrechte zu gewähren, ist allgemeine Menschenpflicht; das wird nach Principien der wolffischen Logik erwiesen.

Auf die Bildung der Juden wirkte das Buch nur langsam; desto eifriger wurde es vom Rationalismus acceptirt. „Ich halte es," schreibt Kant 18. Aug. 1783, „für die Verkündigung einer großen, obzwar langsam fortrückenden Reform. Sie haben Ihre Religion mit einem solchen Grade von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zu-

*) „Ich habe keinen Begriff von der Erziehung des Menschengeschlechts, die sich mein verewigter Freund Lessing von ich weiß nicht welchem Geschlchtsforscher hat einbilden lassen."

getraut hätte.*) Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit zu jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch unsererseits die Kirche endlich darauf wird denken müssen, wie sie alles, was das Gewissen beläſtigt, von der ihrigen absondern, was endlich die Menschen in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muß; denn alle das Gewissen beläſtigende Religionssätze kommen von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht."

Ein Vorwurf, der von verschiedenen Seiten erhoben wurde (z. B. von Michaelis in Göttingen), schnitt Mendelssohn ins Herz, weil er ihn nicht widerlegen konnte: das wirkliche Judenthum lehre und übe das Gegentheil von den Grundsätzen, die er gepredigt! — Von einer andern Seite griff ihn Hamann in „Golgatha und Scheblimini" an, einer kleinen Flugschrift, die Aug. 1783 begonnen, aber erst ein Jahr später fertig wurde. Golgatha ist Symbol des Christenthums, Scheblimini (ein Lieblingspsalm Luthers) Symbol des Lutherthums. Er suchte nachzuweisen, daß Handlungen und Gesinnungen nicht von einander zu trennen seien, daß sowohl Staat als Kirche beides zum Gegenstand haben; er spottete über die Ideen des Naturrechts und Naturstandes, von denen Mendelssohn ausging, über seine empfindsame Philanthropie; über die Idee, Gott zum Pädagogen zu machen; das Judenthum enthalte allerdings keine vollendete Offenbarung, es sei nur, vermittelst der Propheten, die historische Basis des Christenthums. Die kleine Schrift enthielt einzelne tiefe Blicke, bei der verworrenen Darstellung konnte sie aber wenig verstanden werden. Der Prophetenton, zu welchem Hamann sich gern steigerte, verführte ihn nicht selten zu Invectiven, die eigentlich nicht beabsichtigt waren. So mußte es Mendelssohn sehr verletzen, daß er ihn ohne weiteres zum Atheisten stempeln wollte.

Hamann (geb. 27. Aug. 1730) hatte verschiedene Gründe, auf Berlin zu grollen. Als Packhofsverwalter in Königsberg stand er unter der französischen Regie in Berlin, die sein Gehalt stark beschnitt und ihn in drückende Armuth versetzte: Klagen der „armen Zöllner" und „Psuy gegen die Chaldäer im Reich" mischen sich wunderlich zwischen die Stoßseufzer eines Christen und

*) Es darf nicht verschwiegen werden, daß Kant eine ebenso gründliche Abneigung gegen die Juden hegte, als Lessing Vorliebe gezeigt hatte. Seine Schriften strotzen von Ausfällen; hier nur einen, aus der „Anthropologie": „Die unter uns lebenden Palästiner sind durch ihren Wuchergeist in den nicht ungegründeten Ruf des Betruges gekommen. Es scheint nun zwar befremdlich, sich eine Nation von Betrügern zu denken, aber ebenso befremdlich ist es doch auch, eine Nation von lauter Kaufleuten zu denken, deren bei weitem größter Theil durch einen alten Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre sucht, sondern den Verlust derselben durch die Vortheile der Ueberlistung des Volks, unter dem sie Schutz finden, ersetzt."

die Anklagen gegen die Babylonier der Aufklärung. „Habe keine Luſt ein Deutſcher zu ſein!“ ſagt er einmal: „bin, ohne Ruhm zu melden, nichts mehr noch weniger als ein Oſtpreuße.“ Seit Jahren lebte er im Concubinat,*) was aber ſeine Freunde — Kraus, Scheffner, Hippel, auch Kant nicht hinderte mit ihm zu verkehren; ſelbſt eine vornehme Dame, die Gräfin Keyſerlingk, intereſſirte ſich für den ſeltſamen Weltweiſen; außerdem zog er gern glaubensdurſtige junge Leute an ſich, z. B. Pleſſing. Mit Herder, Kleuker, ſeit 1782 auch mit Jacobi ſtand er im eifrigſten Briefwechſel. Seine Lectüre war faſt ebenſo umfaſſend als J. Müller's, nur ungeordnet und regellos: neben den Alten und Orientalen hatte er die ſämmtlichen Franzoſen durchgearbeitet, Voltaire, Diderot, Raynal, Chamfort, eine beſondere Vorliebe hatte er für den verwilderten Rétif de la Bretonne, wie für alles Realiſtiſche. „Ich habe ſoviel Langeweile und ſo wenig Muße,“ ſchreibt er an Jacobi, „daß ich nicht weiß, wo ich dieſe hernehmen nnd was ich mit jener anfangen ſoll. Mein ganzes Leſen iſt mehr Betäubung als Cultur. So lang' ich ein Buch in der Hand habe, genieße ich; lege ich es weg, bin ich gleich einem Mann, der ſein leiblich Angeſicht im Spiegel beſchaut, denn nachdem er ſich beſchaut, geht er von Stund an davon und vergißt, wie er geſtaltet war. Kurz, ein ſo hungriger Leſer wie mein Magen hat keinen Gaum eines Kunſtrichters, ſondern er verſchlingt und verdaut mehr als er ſchmeckt und unterſcheidet . . . Ueberall iſt meine Weide . . Ich leſe den ganzen Tag, was mir in die Hände kommt, weil ich nichts anderes zu thun habe noch zu thun verſtehe, und mache mir den Kopf vollends wüſt.“ „Ich bin ſehr genau, alles in Einnahme und Ausgabe zu bringen, ſchreibe jedes Buch und jeden Brief, jeden Beſuch, den ich bekomme und abſtatte, in meinen Hauskalender.“

Mit Mendelsſohn hatte er in Berlin wie in Königsberg freundlich verkehrt, es that ihm wehe, ihn anzugreifen, aber er konnte nicht widerſtehen, wenn der „furor uterinus“ ihn ergriff. Uebrigens wurde Mendelsſohn von der entgegengeſetzten Seite, von den Radicalen ebenſo ſtark angefochten; hatte er doch in „Jeruſalem“ kurzweg behauptet: „ohne Gott, Vorſehung und

*) „Ein geheimer Inſtinct führte ein Landmädchen in meines Vaters Haus. Ihre blühende Jugend, eichenſtarke Geſundheit, mannfeſte Unſchuld, Einfalt und Treue brachte in mir eine ſolche hypochondriſche Wuth hervor, welche weder Religion, Vernunft, Wohlſtand, noch Arznei, Faſten, neue Reiſen und Zerſtreuungen überwältigen konnten. Dieſe Hamadryade wurde die liebſte und beſte Stütze meines alten, gelähmten, verlaſſenen Vaters, und ſeine Pflegetochter, der ich ihn und ſein ganzes Haus anvertrauen konnte. Sie wurde nach ſeinem bittern Tod meine Haushälterin, und iſt die Mutter meiner vier natürlichen und Gottlob geſunden und friſchen Kinder.“

künftiges Leben ist Menschenliebe eine angeborne Schwachheit, und Wohlwollen wenig mehr als eine Geckerei, die wir uns einander einzuschwatzen suchen."

Dagegen verfügte er über eine geschlossene Schaar treuer Anhänger. An der Spitze stand Engel, 42 J. alt, seit 1776 in Berlin, mit dem grämlichen Ramler (58 J.) officieller Festredner, Mitglied der Akademie, Erzieher des Kronprinzen, Commentator Lessing's, ehemals durch den „Philosophen für die Welt" Cicerone aller geschmackvoll stilisirenden Popularphilosophen, durch seine „Anfangsgründe der Poetik" wie durch die „Mimik" Rathgeber der Schauspieler, ebenso von Musikern und Malern als Kunstrichter respectirt; dramatischer Dichter und Logiker fürs Haus. Mit ihm im engen Bunde Garve in Breslau, 41 J. alt, von einer schweren Krankheit langsam dem Tode näher geführt, die er aber mit edlem Heldenmuth ertrug. Er hatte auf einem Besuch in Weimar Juni 1781 viel Beifall gefunden. Seine Hauptthätigkeit bestand in Uebersetzungen: Adam Smith, die Ethik des Aristoteles und Cicero's Pflichtenlehre, wozu Friedrich der Große ihn angeregt; die Anmerkungen dazu, sowie die kleinen Abhandlungen in der „Bibl. der schönen Wiss." galten im gewählten Publicum für mustergiltig. — Der Herausgeber dieser Bibliothek, Weiße in Leipzig, 57 J. alt, lebte fast nur noch für den Kinderfreund, von dem alljährlich ein Band erschien; die Dichtkunst hatte er ganz aufgegeben; bei einem Besuch, den er 1782 mit seiner Familie in Berlin machte, schwelgte er in den Herrlichkeiten der preußischen Residenz. — Ein eifriger Mitarbeiter der Berl. Mon. Schr. war Prof. Eberhard in Halle, 45 J. alt, dessen „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" — gewissermaßen eine Ergänzung zu Sulzer — eine Auflage nach der andern erlebte. Er stand im Ruf, die unverfälschte wolffische Lehre am treuesten bewahrt zu haben, wachte auch sehr darüber, wenn sie von auswärts angefochten wurde. Aber er war kein einseitiger Dogmatiker, er schrieb eine „Geschichte der empfindsamen Liebe", und, um sich von dem Verdacht freigeistiger Gesinnungen zu reinigen, einen Roman in Briefen, „Amyntor", 1782, der von Moralität und Gottesfurcht so strotzt, daß einem recht schlecht dabei wird. — Einen ähnlichen Eindruck, obgleich aus dem entgegengesetzten Grund, macht ein anderer gleichzeitiger Roman „Wilhelmine Arend oder die Gefahren der Empfindsamkeit" 1782, eine scheußliche Ehestandsgeschichte, die mit Wahnsinn endigt, von Wezel (36 J. alt): gar nicht ohne realistisches Talent, wie auch die frühern Versuche desselben Verfassers Tobias Knaut, Belphegor, Peter Merks, die wilde Betty. Wezel schrieb auch einen Versuch über die Menschenkenntniß; er zog sich 1786 nach Sondershausen zurück und wurde endlich aus Hochmuth irrsinnig. — Auch „Julchen Grünthal" (1784), die Geschichte eines Mädchens aus den bessern Ständen, die in einer Pensionsanstalt erzogen,

als gemeine Buhlerin endet, von Helene Unger, der Gattin des bekannten berliner Buchhändlers, leiſtet nach dieſer Richtung einiges: übrigens wurde das Buch von A. W. Schlegel ſehr gerühmt.

Als man den ſittlichen Geſetzen noch arglos gegenüberſtand, ſuchte man im Roman nichts weniger als eine Schilderung des wirklichen Lebens; man dachte ſich, wie im Mährchen, eine eigene poetiſche Sphäre aus, verliebte Schäfer, Ritter, Räuber, Wilde. Seitdem man aber anfing über das Verhältniß der innern zur äußern Welt zu reflectiren, ſtieß das Gefühl, das ſich nun zuerſt in ſeiner Berechtigung begriff und gewiſſermaßen anſtaunte, überall auf Schranken, die es einengten, auf Herkommen, Vorurtheile, ſittliche Ueberlieferungen und Geſetze; bald gewann es den Muth, die Giltigkeit derſelben in Frage zu ſtellen, und benutzte den Roman zur Kritik des wirklichen Lebens.

Eins der viel geleſenſten Bücher jener Tage, „Karl von Karlsberg oder das menſchliche Elend", 1783 — 1786, beſchreibt in 6 Bdn. alle Greuel der damaligen Zeit, von den Laudemien bis zur Onanie, in der wohlmeinenden Abſicht, auf ihre Verbeſſerung hinzuarbeiten: für die Culturgeſchichte iſt iſt es trotz ſeiner geſchmackloſen Form nicht zu umgehen; der Verfaſſer, Salzmann, geb. 1. Juni 1744 in Erfurt, hatte in ſeiner Vaterſtadt friedlich eine Pfarrerſtelle bekleidet, bis ihn die Lectüre Rouſſeau's und Beſedow's in die pädagogiſchen Reformen trieb. Er legte 1781 ſeine Stelle nieder, ſchrieb das „Krebsbüchlein, eine Anweiſung zur vernünftigen Kinderzucht", ging ins deſſauer Philanthropin und gründete 1784 die berühmte Anſtalt in Schnepfenthal. — Jung-Stilling, Goethe's ehemaliger Schützling, jetzt Profeſſor der Volkswirthſchaft in Heidelberg (43 J. alt), ſchrieb eine Reihe chriſtlicher Romane zur Abwehr aller ketzeriſchen Richtungen: „Florentin von Fahlendorn" 1781, „Leben der Theodore von der Linden" 1783, „Theobald oder die Schwärmer" 1784. — Müller von Itzehoe, 39 J. alt, Verfaſſer des „Siegfried von Lindenberg", ſchrieb „Papiere aus der Mappe des braunen Mannes", zur Empfehlung des geſunden Menſchenverſtandes und der Ehrbarkeit. — Das bedeutendſte dieſer Bücher war „Anton Reiſer". In dieſem „pſychologiſchen Roman" hat Moritz, geb. 15. Sept. 1757 zu Hameln, ſeine eigene Geſchichte erzählt, und darin einen wichtigen Beitrag für die Geſchichte des Pietismus geliefert.

Sein Vater hatte nach einem ſehr dürftigen und dabei wilden Leben einen Edelmann kennen gelernt, den Führer einer pietiſtiſchen Secte, welcher Ertödtung und Verleugnung aller Eigenheit und Eingehn in das Nichts das Ziel des Lebens war. Jener Edelmann verſammelte ſein Geſinde täglich zu einer Art Gottesdienſt, der darin beſtand, daß ſie ſich alle um einen Tiſch

ſetzten, mit geſchloſſenen Augen, den Kopf auf den Tiſch gelegt, eine halbe Stunde warteten, ob ſie etwa die Stimme Gottes oder das innere Wort in ſich vernehmen würden; wer dann etwas vernahm, machte es den Uebrigen bekannt. Das führte nicht blos zur Liebloſigkeit gegen alle, die das innere Wort nicht vernahmen, ſondern auch zu einer beſtändigen Lüge gegen ſich ſelbſt. „Weil ſeine Träume," erzählt Anton Reiſer, „ſehr lebhaft waren und beinahe an die Wirklichkeit zu grenzen ſchienen, ſo fiel es ihm ein, daß er auch wohl am hellen Tage träume und die Leute um ihn her nebſt allem was er ſah Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft ſein könnten. Das war ihm ein erſchreckender Gedanke, und er fürchtete ſich vor ſich ſelber, ſo oft er ihm einfiel." — Der Knabe wurde veranlaßt, ſich durch allerlei eingebildete Veränderungen ſeines Seelenzuſtands in ſeinen eignen Augen ſowohl als in den Augen Anderer intereſſant zu machen. Es ſchmeichelte ihm, wenn erwachſene Leute ſich um ſeine Seele kümmerten; und darum war er unerſchöpflich in Klagen, daß er ſich in einem Zuſtand der Leere, der Trockenheit befinde, daß er keine rechte Sehnſucht nach Gott in ſich verſpüre u. ſ. w., um ſich alsdann einen Rath ausbitten zu können, der ihm immer mit vieler Wichtigkeit ertheilt ward. Freilich ſind die Launen der Heiligen ſchwer zu berechnen, und der gottesgelahrte Edelmann fand ſich ſchließlich zu der Verſicherung gemüſſigt, allen Kennzeichen nach habe der Satan ſeinen Tempel in Anton's Herzen ſchon ſoweit aufgebaut, daß er ſchwerlich wieder zerſtört werden könne. Anton eilte dann wohl, ſeine Seele zu retten, er betete des Tages unzählige Male im Winkel auf ſeinen Knien und erträumte ſich zuletzt eine feſte Ueberzeugung von der göttlichen Gnade und eine ſolche Heiterkeit der Seele, daß er ſich ſchon im Himmel glaubte und ſich manchmal den Tod wünſchte, ehe er wieder von dieſem guten Wege abkommen möchte.

Urſprünglich zum Hutmacher beſtimmt, kommt er im 14. J. auf die Schule zu Hannover. Die Gewohnheit, in einer eingebildeten Welt zu leben, erklärt die fieberhafte Romanlectüre, die ihn nun ergreift, die fieberhafte Neigung zum Theater; und daß er deshalb in Verachtung geräth, treibt ihn zu einem andern Extrem. Mit einem geheimen Vergnügen bemerkt er, daß es ihm gelingt ſich durch das Schlechte bemerklich zu machen: er ſucht ſeinen Lehrern und Vorgeſetzten als verlorner Böſewicht intereſſant zu werden. In dieſer Zeit wird er mit Hamlet, Lear, Werther bekannt und bemüht ſich, in derſelben Weiſe zu dichten; doch als höchſtes Ziel ſchwebt ihm die Kunſt des Schauſpielers vor, der dem Publicum die wildeſten Empfindungen öffentlich ausdrücken und dafür Beifall erwarten darf. In der That entflieht er, nachdem er mit einigen Selbſtmordverſuchen coquettirt, erſt nach Erfurt, dann nach Leipzig, um daſelbſt Schauſpieler zu werden. Die Lügen, die er ſich auf

dieſer abenteuerlichen Reiſe zu Schulden kommen läßt, ſind wahrhaft erſtaunlich. „Der Gedanke an die Unwahrheit der Sache fiel ihm faſt gar nicht mehr bei, und da er blos in der Ideenwelt lebte, ſo war ihm alles das wirklich, was ſich einmal feſt in ſeine Einbildungskraft eingeprägt hatte. Ganz aus allen Verhältniſſen mit der wirklichen Welt hinausgedrängt, drohte die Scheidewand zwiſchen Traum und Wahrheit bei ihm den Einſturz. Dabei war es merkwürdig, wie er ſich ſelbſt die Lügen, ehe er ſie ſagte, in Wahrheit zu verwandeln ſuchte, und wie jeſuitiſch er dabei ſich ſelber täuſchte.“ U. ſ. w. Da die Sache mit dem Theater ſich zerſchlug, wurde er Herrnhuter und trat in die Brüdergemeinde zu Barby. Er fand ſoviel Unterſtützung, zwei Jahre lang in Wittenberg Theologie zu ſtudiren. Von da ging er an das Philanthropin zu Deſſau, verließ es jedoch bald wieder, und wurde 1778 als Lehrer am Waiſenhaus zu Potsdam angeſtellt: erſt 21 J. alt. Da ſein Wunſch, zu einer Pfarre berufen zu werden, ſich nicht erfüllte, verdüſterte ſich ſein Gemüth bis zu den Grenzen des Wahnſinns.

„Reiſer,“ berichtet ein Zeitgenoſſe, „hatte von Kindheit auf zu wenig Exiſtenz gehabt. Er fühlte in ſeiner Jugend durch ein jedes fremde Schickſal ſich ſelbſt entriſſen, ſpielte ſtets in Gedanken eine Rolle, und war ſelten in der wirklichen Welt zu Hauſe; ſtets quälten ihn Leiden der Einbildungskraft. Seine Seele wirkte äußerſt ſchnell auf ſeinen Körper; daher war er gemeiniglich bald, was er ſich zu ſein einbildete, krank oder geſund. — Im ewigen Kampf mit ſich ſelbſt, war er nicht leichtſinnig genug, ganz den Eingebungen ſeiner Phantaſie zu folgen, und hatte doch auch wieder nicht Feſtigkeit genug, um irgend einen reellen Plan durchzuſetzen. — So oft er eine neue Laufbahn betrat, hatte er die größten Erwartungen von dem, was nun kommen würde; ſeine Phantaſie war beſchäftigt und Reiſer glücklich. Bald aber verſchwand der Reiz der Neuheit, das Alltägliche machte ihm Langeweile, ſeine Phantaſie hatte keinen Spielraum mehr; er fand, daß nicht alles ſo war, wie er es ſich geträumt hatte. Dann wurde er nachläſſig, mißmuthig, unzufrieden mit ſich ſelbſt. Um von ſeinen unangenehmen Gefühlen loszukommen, entſchloß er ſich plötzlich zu irgend einer Reiſe. — Schnell ſprang er von einem Extrem zum andern, und bei der heiterſten Ausſicht zog ſich am Ende immer wieder das ſchwarze Melancholiſche vor ſeine Seele. Alle ſeine Empfindungen, wenn ſie auch noch ſo ſanft und ruhig anhuben, endigten gemeiniglich auf eine düſtre Weiſe; daher in ſeinen Gedichten faſt immer Tod und Grab. — Der Gedanke, wegen einer Sache lächerlich gemacht zu werden, war ihm der allerunangenehmſte. Leicht konnte man ihn leiten, wenn man ihn von dieſer Seite angriff, obgleich er ſich ſonſt aus den Meinungen der Welt nichts machte.“ „Ohne eigentlich gelehrte und gründliche Studien, beſaß er das Talent, ſich

ſchnell mit der Wiſſenſchaft, die er lehren oder über die er ſchreiben wollte, zur Nothdurft bekannt zu machen, ſich das Fremde anzueignen, das Wichtigere herauszufinden, Lücken der Einſicht durch ein gewiſſes Halbdunkel der Einſicht unmerklich zu machen, dem Alten und Bekannten durch den Reiz der ſchönen Darſtellung den Schein der Neuheit zu geben."

1780 wurde Moritz Conrector am Grauen Kloſter zu Berlin; er führte ſich durch „Unterhaltungen mit ſeinen Schülern" ein, ein Paar Töne niedriger als der „Philoſoph für die Welt": „von der Liebe zu Gott, bei einem Spaziergang", „vom rechten Gebrauch der Zeit", „die Schöpfungsfeier", „vom Ebenbild Gottes" u. ſ. w. Es folgte eine ſtaunenswerthe Fruchtbarkeit: moraliſche Schauſpiele, Tagebücher eines Freimaurers, Anleitung zum Briefſchreiben, Sprachlehre für Damen, über den märkiſchen Dialekt u. ſ. w. 1782 machte er eine Reiſe nach England, das er zu Fuß durchſtreifte und in Briefen an Gedike beſchrieb. Nach ſeiner Rückkehr begründete er das „Magazin für Erfahrungsſeelenlehre", das zehn Jahre fortdauerte, und Mittelpunkt für alle Neugierigen wurde, die über die Wunderlichkeiten ihres Herzens und ihrer Sinne etwas erfahren wollten. Lavater und Nicolai begegneten ſich friedlich darin, wie ſie im phyſiognomiſchen Beobachten wetteiferten; jeder, der eine neue auffallende Beobachtung gemacht zu haben glaubte, war willkommen.

In dieſem Gebiet der empiriſchen Pſychologie konnte der Pietismus ſeinen alten Neigungen in neuer Form nachhängen. Hatte er in Herrnhut und Berleberg auf geheime Sünden und geheime Ergüſſe des heiligen Geiſtes gelauſcht, ſo beobachtete er jetzt Wallungen des Bluts, Einflüſſe des Wetters, Regungen der Sympathie und Antipathie, galvaniſche Schwingungen u. ſ. w. Das junge Geſchlecht konnte kein Ende finden, immer merkwürdigere Gefühle in ſich zu entwickeln, und in Ermangelung vorhandener Gefühle ſich künſtlich in einen erhöhten Seelenzuſtand, d. h. in ein lügenhaftes Phantaſieleben herauszuſchrauben. Man legte dies Gefühl noch caſuiſtiſcher auseinander als die Moraliſten die Pflicht, denn dieſe ſchrieben doch nur vor, wie man handeln ſolle: hier dagegen ſpielte die Empfindung ins Gebiet der Pflicht herüber, und eine ſchöne Seele mußte ſich jeden Augenblick darüber beunruhigen, ob ſie auch ſchön, edel und eigen empfinde. Ebenſo aufmerkſam betrachtete man die Andern: daraus gingen Mißverſtändniſſe hervor, Verkennungen, Empfindlichkeiten, kurz die ganze Litanei von kleinlichen Zügen, die man nur einem Verliebten in der Unſicherheit ſeines Herzens verzeiht. Der Durſt nach ununterbrochner Seligkeit untergrub das geſunde Selbſtgefühl, aus der Ueberſchätzung des Gefühls entſprangen gebrochne Exiſtenzen. — „Es geht den empfindſeligen Seelen wie den tiefgrübelnden Köpfen: je tiefer ſie trinken, deſto eher werden ſie nüchtern. Die Süßigkeiten des Lebens verlieren am erſten

ihren Geſchmack, der ſich leicht gewöhnt und länger erhält an bittern und ſauern Getränken.“ — Es iſt Hamann, der das ſagt. „Im Kreuz,“ ſetzt er hinzu, „wie es unſere Religion ſchön ſinnlich und bildlich nennt, liegt ein großer Genuß unſrer Exiſtenz und zugleich das wahre Triebrad unſrer verborgenen Kräfte. — Die beſte Erziehungsanſtalt iſt wohl der liebe Tod für unſer ganzes Geſchlecht.“

Auch Kant hatte viel über dieſe Krankheit des Zeitalters nachgedacht. „Der innere Sinn (das Gemüth),“ heißt es in der Anthropologie, „giebt nicht ein Bewußtſein deſſen, was der Menſch thut, ſondern was er leidet, inwiefern er durch ſein eigenes Gedankenſpiel afficirt wird . . . Aber ſehr erklärlich iſt der Hang, das Spiel der Vorſtellungen des inneren Sinnes für Erfahrungskenntniß anzunehmen, da es doch nur eine Dichtung iſt; oft auch ſich ſelbſt mit einer gekünſtelten Gemüthsſtimmung hinzuhalten, vielleicht weil man ſie für heilſam und über die Niedrigkeit der Sinnenvorſtellungen erhaben hält, und mit darnach geformten Anſchauungen ſich zu hintergehen. Nachgerade glaubt der Menſch, was er ſelbſt vorſätzlich in ſein Gemüth hineingetragen hat, in den Tiefen ſeiner Seele nur entdeckt zu haben . . . Wir ſpielen oft mit dunkeln Vorſtellungen; öfter aber noch ſind wir ſelbſt ein Spiel dunkler Vorſtellungen, welche nicht verſchwinden wollen, wenn ſie gleich der Verſtand beleuchtet . . . Dieſe Verſtimmung des Gemüths kann nicht füglich durch vernünftige Vorſtellungen gehoben werden, der Hang, in ſich ſelbſt gekehrt zu ſein, kann ſammt den daher kommenden Täuſchungen des inneren Sinnes nur dadurch in Ordnung gebracht werden, daß der Menſch in die äußere Welt, und hiermit in die Ordnung der Dinge, die den äußern Sinnen vorliegen, zurückgeführt wird.“

Aehnlich dachte Goethe, der dem ungeſtümen Herzensdrang, wie er ihn früher im Fauſt und Werther geſchildert, durch unbefangene und wiſſenſchaftliche Anſchauung von Natur und Kunſt, durch Beachtung der ſittlichen Geſetze und durch Betheiligung an den wirklichen Geſchäften, eine Grenze zu geben ſuchte. Wenn er im Egmont die Schuld der Vereinzelung nicht anders als äußerlich bekennen will, ſo enthält Taſſo bereits eine herbe Selbſtkritik; und Meiſter ſpricht das Ideal deutlich aus: das Individuum muß im Weltverkehr ergänzt, aus ſeiner Einſeitigkeit befreit, durch univerſelle Bildung zur Harmonie mit den Dingen und mit ſich ſelbſt erzogen werden. Das Glück liegt in der Einheit mit ſich ſelbſt und dieſe wird nur durch Bildung vermittelt, die ſich beſcheidet. Denn den Gedanken des Glücks, die Reflexion auf ſich ſelbſt aufzugeben, war er keineswegs gemeint.

Wenn nur harmoniſche Bildung immer dazu führte, die Perſönlichkeit ganz zu vergeſſen! wie man ſich im geſunden Zuſtand des Körpers nicht er-

innert. In dem Streben, ſich als ſchöne Seele zu genießen und auch von Andern als ſchöne Seele gewürdigt zu ſein, war man vielmehr geneigt, fortwährend auf das zu reflectiren, was reife Bildung vergeſſen lehrt. Die Tagebücher, in denen die ſchöne Seele, was ſie jeden Augenblick bewegte und beſtimmte, mit ängſtlicher Selbſtſpiegelung aufzeichnete, waren nicht der Weg zur freien Bildung.

Was in Jacobi's Briefen unmännlich und darum unerträglich erſcheint, kann bei edlen Frauen, denen der große Weltverkehr verſchloſſen iſt, einen reizenden und gefälligen Eindruck machen: ſchlimm iſt es nur, wenn der allgemeine Bildungsgang den ſchönen Seelen eine Wirkſamkeit eröffnet, welche die Verhältniſſe verkehrt, und ihnen ſelbſt mit der Unbefangenheit die Anmuth raubt. — Im Kreiſe der ſchönen Seelen nimmt Jacobi's Freundin, Fürſtin Galizin, die erſte Stelle ein.

Amalie v. Schmettau, Tochter eines öſtreichiſchen Feldmarſchalls, geb. 27. Aug. 1748, nach dem Tode ihres Vaters 1751 einer katholiſchen Erziehungsanſtalt in Breslau übergeben, kam 1760 in das geräuſchvolle Haus ihrer jungen und lebensluſtigen Mutter in Berlin. In einem Penſionat lernte ſie franzöſiſch parliren, tanzen, ſingen, ſpielen, und las franzöſiſche Romane und Voltaire's Schriften. Auf einer Reiſe nach Aachen lernte ſie den ruſſiſchen Fürſten Galizin kennen, und heirathete ihn Aug. 1768. In St. Petersburg bei Hofe vorgeſtellt, folgte ſie 1769 ihrem Gemahl auf den Geſandtſchaftspoſten nach Paris, wo ſie mit den Encyclopädiſten, namentlich Diderot, vertrauten Umgang pflegte.

Es iſt noch nicht genug beachtet, daß unſere „ſchönen Seelen" von der franzöſiſchen Bildung ausgingen. So feindlich dieſelbe dem Chriſtenthum entgegentrat, ſo war doch manches in ihr, was an die gleichzeitige pietiſtiſche Bewegung erinnerte, und die Virtuoſität, mit der z. B. Rouſſeau in ſeiner Seele immer neue Entdeckungen macht, hätte ein Herrnhuter beneiden können.*) Die Fürſtin Galizin hatte die Senſualiſten ſtudirt, ehe ſie die Bibel entdeckte; ſie war in der Analyſe geübt und verſtand das Gefühl zu zerſetzen, bevor ſie das Gefühl als eine weltbewegende Macht ausſprach. Sie war eine ſchöne Seele, als ſie noch in den Banden der pantheiſtiſchen Philoſophie lag

*) Folgende Stelle aus der Neuen Heloiſe zeichnet Frl. Albertine v. Grün in Gießen, eine ſchöne Seele aus Merck's Freundeskreiſe, 1782 als ganz aus ihrem Herzen geſchrieben auf: „Cest là, mon féal, qu' à genoux devant votre dame et maîtresse, vos deux mains dans les siennes, vous lui jurerez foi et loyanté à toute épreuve, non pas à dire amour éternel, engagement qu'on n'est pas maître ni de tenir ni de rompre, mais vérité, sincérité, franchise inviolable."

und vom Chriſtenthum nichts wiſſen wollte; damals noch weit liebenswürdiger als ſpäter, obgleich ſie immer liebenswürdig blieb.

Fürſt Galizin kam 1773 als Geſandter nach dem Haag, wo Hemſterhuys, geb. 1720, Sohn des berühmten Philologen, ſich bald als Hausfreund einfand. Sein Streben war, Plato und Spinoza, den Senſualismus und Idealismus zu verſöhnen, und in dieſem Sinn wirkte er auf ſeine Freundin Amalie ein, die er ſeine Diotima nannte, und der er ſeine ſpätern Dialoge Sur les desirs, Sur l'homme et ses rapports u. ſ. w. widmete. — Ihrem Gatten wurde ſie immer mehr entfremdet; mit Einwilligung deſſelben zog ſie auf einen Meierhof in Scheveningen, mit der Erziehung ihrer Kinder beſchäftigt, wo Hemſterhuys täglich mit ihr correſpondirte.

Einige Proben dieſes Briefwechſels. Febr. 1777: „Je ne suis pas la dupe de votre ruse, vous voulez me faire répéter ce que vous aimez à entendre, et vous savez que je ne demande pas mieux que d'avoir une bonne occasion de vous dire: je vous aime. Vous faites une partie essentielle de mon bonheur, surtout depuis que j'ai su armer mon coeur contre les traits aigus que votre trop riche imagination lui lance et qui ne sont plus dangereux pour l'amitié, depuis que l'amitié elle-même prend soin d'en préveuir ou d'en guérir l'effet.“ Nachdem dann wochenlang ein Zärtlichkeitskampf fortgeſponnen war, ſchrieb ſie, April 1777: „Diotime ne connait qu'un seul lien, auquel le devoir la forcerait de sacrifier ses penchants, s'ils étaient en concurrence, c'est à celui qui la lie, non à un époux, ce titre d'institutions de la société ne serait pas même assez respectable pour elle en comparaison du lien sacré que dieu et la nature seuls nouèrent, mais au père de ses enfans, parce que son coeur lui dit que ces êtres, du bonheur desquels la nature la chargea, pour ainsi dire, constituent le premier de ses devoirs, et qu'une partie de ce bonheur pour eux tient à l'affection réciproque de leurs parents.“

1779 beſuchte ſie Münſter, um die Schulreformen des Miniſter von Fürſtenberg kennen zu lernen; dieſer und ſeine Umgebung zog ſie bald ſo an, daß ſie beſchloß ſich in Münſter niederzulaſſen. Von da ſchrieb ſie 17. Nov. 1779 an Hemſterhuys: „Vous n'avez pas eu le courage d'avouer une bonne fois que vous vous êtes trompé; ce défaut de courage a nécessité la suite de détours qu'il a fallu pour éviter une explication nette. Il m'a jeté dans l'abîme où nous avons vécu trop longtemps, mais enfin, puisqu'il fallait un jour en sortir, félicitez-vous d'avoir affaire à une amie assez juste pour faire pencher la balance du total du coté de vos bonnes qualités et n'abusez plus de ces dispositions. Je vous

ai rendu votre liberté et j'ai repris la mienne, tout détour est donc désormais superflu et serait par conséquence inexcusable. Assez et trop longtemps j'ai assujetti mon sort, désormais je prétends le gouverner seule. Assez et trop longtemps j'ai sacrifié mon temps, mes facultés et mon bonheur à nos tristes jeux, désormais je prétends les employer plus noblement, me livrer au travail et à des devoirs sérieux avec une tête libre, et rayer de l'amitié tout ce qui ne favoriserait pas ce but, tout ce qui ne rend pas réciproquement plus heureux et meilleur. Ce dessein est si fermement pésé et résolu qu'il n'est aucun effort humain capable de m'en détourner d'un seul pas."

Fürſtenberg, der eifriger Katholik war, aber Mathematik und empiriſche Pſychologie für die Grundlage aller gefunden Erkenntniß hielt, gewann großen Einfluß über ſie. Durch ihn wurde ſie mit Jacobi bekannt, den ihre leidenſchaftliche Art zuerſt abſtieß, der aber bald in einen lebhaften Verkehr mit ihr und mit Hemſterhuys kam: bald waren ſie in Münſter, bald in Pempelfort zuſammen. Der Fürſtin Hauptintereſſe war jetzt die Erziehung, mit der ſich ganz Deutſchland eifrig beſchäftigte.

„Die Fürſtin," erzählt Jacobi, „glaubte ihre Zöglinge in dem Jahrhundert, worin ſie lebten, iſoliren zu müſſen, um ihnen Gewohnheiten und Grundſätze ganz anderer Zeiten einzupflanzen und auf dieſe Weiſe ſie geſchickt zu machen, dereinſt mit Nachdruck die erſten Schritte einer Verbeſſerung des gegenwärtigen Zuſtandes der Menſchheit zu thun. Die Kinder wurden zu allerhand Uebungen angehalten und lebten in einem beſtändigen Zwang, deſſen Fortſetzung die eigene Neigung erzeugen ſollte."*) — Im Anfang gegen ihre Methode mißtrauiſch, übergab er ihr bald den eignen Sohn zur Erziehung, und die Zärtlichkeit wurde groß: „Liebe Amalie!" heißt

*) „Wir ſollen," ſchreibt er an Herder, „geſundere Luft athmen in derſelben verpeſteten Atmoſphäre! ich möchte wiſſen, ob ſich etwas Tolleres erraſen ließe. Das zu allem Guten Richtungsloſe, Zug, Bild und ſinnlichen Anlaß Verſagende in unſern Tagen, und das Reizende und Züchtigende darin zu allem Niedrigen und Schlechten liegt wie ein Berg auf mir, und drückt mich täglich bei dem Anblick meiner Kinder, daß ich oft laut aufſchreien möchte. Und das Einzige, was wir noch haben, Wiſſenſchaften, Philologie, Reſte der Vorwelt, das ſoll nun auch noch weggeplaudert werden! Bahrdtiſche Offenbarungen an die Stelle der göttlichen!" — Lichtenberg eiferte gegen die ſentimentale Verzärtelung der Kinder, den Wahn, ihnen die Sachen ſpielend beibringen zu können; er wie Möſer waren für Streuge. — Baſedow hatte ſich 1778 vom deſſauer Philanthropin zurückgezogen, aber die Anſtalt blühte fort. Campe hält 1777—1787 ein Penſionat in Hamburg; ſeine Kinderſchriften wetteiferten mit Weiße und v. Rochow; Peſtalozzi, deſſen Inſtitut ſeit 1775 immer mehr ſich hob, ſchrieb 1781 „Lienhard und Gertrud."

es immer. — Eine ſchwere Krankheit machte ſie gleich darauf zur Chriſtin, und zwar zur Katholikin. Eine freudige Ueberraſchung war für Jacobi ein Brief von Goethe.

„Wenn man älter und die Welt eyger wird, denkt man freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man ſich zum Zeitvertreib Freunde verſcherzt, und in leichtſinnigem Uebermuth die Wunden, die man ſchlägt, nicht fühlen kann noch zu heilen bemüht iſt."

Mit dieſen Worten gedachte Goethe 2. Oct. 1782 von Jacobi, dem er eine alte Geldſchuld abtrug, an die ihn dieſer erinnern laſſen, in Frieden zu ſcheiden. Jacobi betrachtete es freudig als Wiederannäherung, und brach ſogar, als Goethe ihm ſeine Iphigenie ſchickte, noch einmal in die glühende Zärtlichkeit des Jahres 1774 aus. Aber Goethe war ein Anderer geworden. Während ſich in Jacobi die Wertherſtimmung fixirte, hatte er Frieden in der Anſchauung und dem Studium der Natur gefunden. Es war zugleich ein Gegenſatz der Menſchen: für Jacobi war die Gefühlsſchwelgerei ein Bedürfniß, Goethe glühte nur von innerer Wärme, und mühte ſich niemals, ſie durch künſtliche Erregung zurückzurufen; in jedem Augenblick wahr gegen ſich ſelbſt, verlor er nie die Haltung, und hatte die ſeltene Gabe, auch Unrecht mit Anſtand zu thun. „Das Sehnſüchtige, das in mir lag," erzählt Goethe ſpäter, „das ich in frühern Jahren vielleicht zu ſehr gehegt, wollte dem Manne nicht mehr ziemen."

„Wenn Du eine glühende Maſſe Eiſen auf dem Heerde ſiehſt, ſo denkſt Du nicht, daß ſoviel Schlacken darin ſtecken, als ſich offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann ſcheidet ſich der Unrath, den das Feuer ſelbſt nicht abſonderte, und fließt und ſtiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es ſcheint, als wenn es eines ſo gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wieviel Unart weiß ſich auch da noch zu verſtecken!" So erläutert Goethe dem alten Freunde ſeine gegenwärtige Stimmung. — „Seit einigen Tagen," ſchreibt er 17. Nov. 1782 an Fr. v. Stein, „ſeh' ich die Briefe durch, die an mich ſeit zehn Jahren geſchrieben wurden, und begreife immer weniger, was ich bin und was ich ſoll." . . „Mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich laſſe nicht ab, ich will dieſe zehn Jahre vor mir liegen ſehn, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel geſehn wird. Ich ſehe es als einen Wink des Schickſals an." „Ich wäre der undankbarſte Menſch," ſchreibt er 15. März 1783 an Käſtner, „wenn ich nicht bekännte, daß meine Lage weit glücklicher iſt als ich es verdiene. Freilich ſchont mich auch wieder die Hitze und Mühe des Lebens nicht, und da kann's

denn wohl geſchehn, daß man zu Zeiten müde und matt, auch wohl einmal mißmuthig wird." — Seit der Geburt eines Erbprinzen, 2. Febr., hatte ſich der Hof in Weimar ſehr geändert. Zwiſchen dem herzoglichen Paar war ein beſſeres Verhältniß; die verwittwete Herzogin halte ſich nach Tiefurt zurückgezogen, wo ſie hauptſächlich Wieland und Oeſer empfing; es war ſtiller geworden und Goethe legte ſich mit Ernſt auf ſeine Amtsgeſchäfte.

Mai 1783 unternahm Herder, nachdem er den alten Gleim in Halberſtadt aufgeſucht, eine Fahrt nach Hamburg, um Klopſtock's perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Der Patriarch der deutſchen Dichtkunſt, jetzt 59 J. alt (geb. 2. Juli 1724) lebte mit ſeiner Nichte, Fr. v. Windhem, in ſtolzer Zurückhaltung, aus der Ferne von Adel und Volk ſehr gefeiert. Von den alten Anhängern hatte am treueſten Graf F. L. Stolberg zu ihm gehalten (geb. 7. Nov. 1750), jetzt Oberſchenk in Eutin. Mit ſeinem ältern Bruder (Amtmann zu Tremsbüttel) gemeinſam hatte er Gedichte herausgegeben, treuherzig, ritterlich, ſittlich; jetzt arbeitete er an jambiſchen Strafgedichten und überſetzte den Aeſchylus. 11. Juni 1782 heirathete er die 16jährige Hofdame Agnes v. Witzleben, ein edles, liebliches Mädchen. Ein Hochzeitsgedicht, welches ihm Voß ſchickte, erneuerte die alten Bundeserinnerungen.

Voß (geb. 20. Febr. 1751) war durch die Odyſſee berühmt geworden; ſein Schulamt in Otterndorf drückte ihn, hauptſächlich wegen des ungeſunden Klimas, obgleich Erneſtine, ſein gutes Weib, ihm treu zur Seite ſtand. Er mußte ſich durch Ueberſetzungen erhalten; Gleim ließ ihm öfters Hilfe zukommen. Nun verſchaffte ihm Stolberg ein Rectorat in Eutin, wohin er 1. Juli 1782 abreiſte. In Hamburg war große Zuſammenkunft: Klopſtock, Claudius, Schönborn, Campe, Schwager Boie, Amtmann zu Meldorf, die Stolbergs. In Eutin fand er die Verhältniſſe erſt ſehr ärmlich, doch beſſerten ſie ſich allmälig, und der Verkehr mit Stolbergs wurde, trotz der lächerlichen Standesunterſchiede in Eutin, durch die beiden Frauen ſehr herzlich. In ſeinem Schulamt fühlte er ſich wohl; als rechtgläubiger Philolog ließ er keine Realien zu. Strenger Rationaliſt, verachtete er die Empfindſamkeit ebenſo als den Unglauben und die „Muckerei"; von den Compoſitionen ſeiner Lieder waren ihm die von Abr. Schulz (geb. 1740) am liebſten, weil ſie ohne virtuoſenhafte Zuſätze, „ohne die ſeiltänzeriſchen Buhlerkünſte des Modegeſchmacks" den reinen Ausdruck der Empfindung gaben; er war ihm auch perſönlich befreundet. Aug. 1783 erſchien der Anfang der „Luiſe". Zu Klopſtock hielt er warm und treu.

Klopſtock machte auf Herder einen ſehr guten Eindruck; noch inniger war der Verkehr mit Claudius (geb. 15. Aug. 1740), der mit ſeiner treuen Rebekka und einer zahlreichen Kinderſchaar noch immer in beſchränkten Ver-

hältniſſen in Wandsbeck unweit Hamburg lebte. Sie disputirten viel über Seelenwanderung; Claudius war nicht mehr der alte unbefangene Humoriſt; St. Martin's myſtiſches Werk Des Erreurs et de la Vérité, das er zum Aergerniß des aufgeklärten Publicums 1782 überſetzte, hatte ihn in das Irrgewebe religiöſer Grübeleien eingeführt. — Schon im 3. Bde. des „Asmus" (ſo taufte er ſeine geſammelten Werke) finden ſich Spuren der neuen Richtung; ſo in dem Aufſatz über das Gebet: „das innerliche heimliche Hinhängen, Wellenſchlagen und Wünſchen des Herzens, das iſt nach meiner Meinung beim Gebet die Hauptſache . . . Ob nun das Gebet einer bewegten Seele etwas vermag und wirken kann, oder ob der Nexus Rerum dergleichen nicht geſtattet, wie einige Herrn Gelehrte meinen, darüber laſſe ich mich in keinen Streit ein. Ich hab allen Reſpect für den Nexus Rerum, kann aber doch nicht umhin, dabei an Simſon zu denken, der den Nexus der Thorflügel unbeſchädigt ließ, und das ganze Thor auf den Berg trug." — Das Zeichen des Kreuzes ſchließt den Band.

Im 4. Bde. (1783) iſt der Schalk mit der Schellenkappe ganz verſchwunden; Asmus macht durchweg ein ernſtes, mitunter bekümmertes Geſicht; er beſchäftigt ſich nur noch mit ſolchen Werken, die ihn in ſeiner Lebensrichtung kräftigen: Hamann, Lavater, Jacobi, Herder, die Kirchenväter und Myſtiker; als ſeine Beſtimmung faßt er auf: „nicht das große Thema des Chriſtenthums zu doeiren, ſondern darauf aufmerkſam zu machen; durch Scherz und Ernſt an das Beſſere und Unſichtbare zu erinnern, und durchs Factum zu zeigen, daß man nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menſchenverſtand, und doch ein rechtgläubiger Chriſt ſein könne. Das iſt das Gewerbe, das ich als Bote den Menſchen zu beſtellen habe, und damit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Thür und Fenſter anklopfe." — Am klarſten iſt ſein Gedankengang in des Schneider Asmus Brief an den gelehrten Vetter Andres über den Erlöſer: — „der bei Gott und Gott war, und wohl hätte mögen Freude haben (sic), der aber an die Elenden im Gefängniß gedachte, und verkleidet in die Uniform des Elends zu ihnen kam, um ſie mit ſeinem Blut frei zu machen; der in die Welt kam, die Welt ſelig zu machen, und der darin geſchlagen und gemartert ward und mit einer Dornenkrone wieder hinausging! . . . Man könnte ſich für die bloße Idee brandmarken und rädern laſſen, und wem es einfallen kann zu ſpotten und zu lachen, der muß verrückt ſein." — Ferner heißt es: „Abraham ſchlachtet, als Gott zu ihm ſprach, ſeinen einzigen Sohn und bekümmert ſich nicht um ſein Vaterherz und um ſeine Vernunft: und ſo muß es ſein, wenn etwas daraus werden ſoll."

„Offenbar muß man von Erde und Himmel und von allem, was ſicht-

bar iſt, das Auge abwenden, wenn man das Unſichtbare finden will. Nicht daß Himmel und Erde nicht ſchön und des Anſehens werth wären; ſie ſollen unſere Kräfte in Bewegung ſetzen, durch ihre Schöne an Einen, der noch ſchöner iſt, erinnern, und uns das Herz nach ihm verwunden: aber wenn ſie das gethan haben, dann haben ſie das Ihrige gethan, und weiter können ſie uns nicht helfen." — Allein auch im Menſchen iſt ein Zwieſpalt. „Man tröſtet ſich mit der innerlichen Größe des Menſchen und gloriirt über das Hohe ſeiner Vernunft. Aber grade hier iſt es, wo einem die Thränen in die Augen treten, wenn man gewahr wird, wie das Große und Göttliche wider ſeine Natur in uns gehemmt iſt . . . Die Vernunft iſt ein Strahl Gottes, und nur das radicale Böſe hat ihr die himmelblauen Augen verderbt. Aber es ſchwebt noch um den blinden Tireſias etwas Großes und Ahnungsvolles, und ſie hat wie der König Lear, auch wenn ſie irre redet, noch die Königsmiene und einen Glanz an der Stirn." — „Wir ſind nicht groß, und unſer Glück iſt, daß wir an Größeres und Beſſeres glauben können." — „Wer mit dem Meduſenkopf der Aufklärung die Neigungen und Leidenſchaften zu verſteinern denkt, der iſt unrecht berichtet." —

Die Allg. Dt. Bibl. erkannte die „edle Wärme des Herzens" bereitwillig an: „aber uns dünkt, daß der Verfaſſer ſich den Aufwallungen ſeiner Empfindung oft zu ſehr überläßt, ſie zu ſehr auf Koſten der deutlichen Begriffe erhebt. Es kann eine Zeit lang angenehm ſein, in ſüßer Phantaſie herumzuwallen, das Herzchen wie ein krankes Kindchen zu pflegen und ihm all ſeinen Willen zu geſtatten, über Dinge, die wir wiſſen und die wir nicht wiſſen können, ſchön zu träumen; aber am Ende erwacht man doch aus dieſem elyſiſchen Schlummer, oder man träumt ſich zum Schwärmer oder zu etwas noch Aergerem. Denn wo iſt der Mann, der ſich rühmen kann, ſeinen Empfindungen ſicher trauen zu können?"

Von Wandsbeck aus ſchrieb Herder 29. Mai an Jacobi; es war ganz der Brief eines Verliebten. „Ich fliehe die Worte, Ihnen dolmetſchen zu wollen, wie nahe ich Sie meinem beinahe öden und ſcheuen Herzen zu bringen wünſche." Jacobi antwortete 8. Juni in gleichem Ton, mit gleichen Klagen: „Es iſt ſchwer, den Muth zu finden, der eine ſolche Ohnmacht, ein ſolches reines Gefühl des Nichtſeins ertragen läßt! Wenn die Träume des Kranken vor den Träumen des Geſunden nicht mehr ſchnell verſchwinden; wenn der Menſch zu zweifeln anfängt, ob in dieſen mehr Wahrheit ſei als in jenen; wenn er ſich ſo ganz und überall den Gefangenen der Erde fühlt; eine Erſcheinung unter Erſcheinungen, ein Schatten unter Schatten, ein Traum von Träumen — Lieber! ich ſchluchze an Deinem Halſe — denn der Unwandelbare Ewige Lebendige verbirgt ſich meinem Auge, und ſein Bild im

Wandelbaren Endlichen verlor ich unter meinen Leiden, meinem Forſchen. — Nur dies Einzige: daß ich dennoch eine Ahnung von Ihm habe, den nichts Endliches mir vorſtellt; daß ich, zuwider allen meinen deutlichen Begriffen, Freiheit wittre und Urkraft . . . dies Einzige iſt der Schimmer, der mir leuchtet und mich in der Ferne eine Hilfe ſehn läßt, deren Erwartung mich vielleicht zum Schwärmer brandmarkt, aber ohne die ich völlig troſtlos wäre." — „Ihr alle, die ihr eines feſten Glaubens euch erfreut, und durch den Glauben wißt, ihr müßt doch auch die Mittel dazu kennen, und die Mittel zu den Mitteln."

In derſelben Noth wendet er ſich an Hamann. „Wir mögen es angreifen wie wir wollen, wir bleiben abhängige Weſen. Unſere Sinne, unſer Verſtand, unſer Wille ſind öde und leer, und der Grund aller ſpeculativen Philoſophie nur ein großes Loch, in das wir vergeblich hineinſehen. — Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie mir geſchah, da ich jenes Loch zuerſt gewahr wurde, und nun weiter nichts als einen ungeheuern finſtern Abgrund vor mir ſah . . . Wenn Sie mich verſtehn, ſo ertheilen Sie angemeſſnen Rath dem Rechtſchaffenen, der an dieſe öde Stelle hingeängſtigt wurde und ſich umſieht nach Rettung, allein noch aufrecht gehalten und geſtärkt durch fromme Ahnung. — Licht iſt in meinem Herzen, aber ſowie ich es in den Verſtand bringen will, erliſcht es. Welche von beiden Klarheiten iſt die wahre? die des Verſtandes, die zwar feſte Geſtalten, aber hinter ihnen nur einen bodenloſen Abgrund zeigt? oder die des Herzens, welche zwar verheißend aufwärts leuchtet, aber beſtimmtes Erkennen vermiſſen läßt? — Kann der menſchliche Geiſt Wahrheit ergreifen, wenn nicht in ihm jene beiden Klarheiten zu Einem Licht ſich vereinigen? Und iſt dieſe Vereinigung anders als durch ein Wunder denkbar?"

Was ihm Hamann erwiderte, konnte ihn nicht ſehr aufklären: „An ein wenig Unzufriedenheit mit unſerer Philoſophie fehlt es mir auch wohl nicht . . . deſſen ungeachtet ſcheint mir jenes ungeheure Loch, jener finſtre Abgrund ein wenig à la Pascal ergrübelt zu ſein. Nicht daß ich an den Tiefen der menſchlichen Natur den geringſten Zweifel hätte; aber dieſe Schlünde zu erforſchen oder den Sinn zu ſolchen Geſichten auch andern mitzutheilen, iſt mißlich . . . Werdet wie die Kinder! heißt ſchwerlich ſoviel als: habt Vernunft, deutliche Begriffe! Geſetz und Propheten gehn auf Leidenſchaft von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften — auf Liebe. Ueber die deutlichen Begriffe werden die Gerichte kalt und verlieren den Geſchmack. Ich denke ebenſo von der Vernunft, wie St. Paulus vom ganzen Geſetz — ich traue ihr nichts als Erkenntniß des Irrthums zu, halte ſie aber für keinen Weg zur Wahrheit und zum Leben. Der letzte Zweck des Forſchens iſt,

was ſich nicht erklären, nicht in deutliche Begriffe zwingen läßt. — Ich habe aber dieſe Unterſuchung ganz aufgegeben, und halte mich jetzt an das ſichtbare Element, die Sprache. Ohne Wort keine Vernunft, keine Welt. Hier iſt die Quelle der Schöpfung und Regierung: was man in morgenländiſchen Ciſternen ſucht, liegt im sensu communi des Sprachgebrauchs, und dieſer Schlüſſel verwandelt unſre beſten Weltweiſen in ſinnloſe Myſtiker, die einfältigſten Galiläer und Fiſcher in die tiefſinnigſten Forſcher und Herolde einer Weisheit, die nicht irdiſch, menſchlich und teufliſch iſt, ſondern einer heimlichen verborgenen Weisheit Gottes, . . . und dieſe Philoſophie läßt keinen Rechtſchaffenen, der an öde Stellen und Wüſten hingeängſtet wird, ohne Hilfe und Troſt."

Noch weniger konnte ihm Herder Genüge thun, der ſeinen Klagen nur mit einem leeren Wiederhall begegnete. Gleich nach ſeiner Rückkehr nach Weimar ſchrieb ihm dieſer: „Ich ſank in mein hieſiges Schattenleben, eine verdrießliche Art elender Nichtigkeit, geſchäftloſer Geſchäftigkeit zurück, aus der ich mich vielleicht, ſo lange ich hier bin, nicht erholen werde. Bei der Wärme Ihres Herzens fühlte ich um ſo mehr die Kälte des meinen, deſſen Flamme beinahe bis zur todten Kohle erſtickt iſt." — Doch wurde es beſſer, als Goethe von einer längern Fahrt (Ilmenau, Brocken, Halberſtadt, Göttingen, Kaſſel) nach Weimar zurückkehrte. „Von meinem Leben," ſchrieb Goethe 12. Nov. an Jacobi, „iſt es wieder ein ſchönes Glück, daß die leidigen Wolken, die Herder ſo lange von mir getreunt haben, endlich, und wie ich überzeugt bin, auf immer ſich verziehn mußten."

„Goethe ſchickt ſich," berichtet Wieland 5. Jan. 1784 an Merck, „überaus gut in das, was er anzuſtellen hat, er iſt im eigentlichen Verſtand l'honnête homme à la cour, leidet aber nur allzu ſichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Laſt, die er ſich zu unſerm Beſten aufgebunden hat. Mir thuts zuweilen im Herzen weh, zu ſehn, wie er bei dem allem Contenance hält, und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an ſeinem Innern nagen läßt." Doch meldet gleichzeitig Goethe ſeiner Mutter: „ich wüßte mir nicht einen beſſern Platz zu denken oder zu erſinnen, da ich einmal die Welt kenne und mir nicht verborgen iſt, wie es hinter den Bergen ausſieht;" und an Knebel: „die Geſchäfte, die Wiſſenſchaften, ein Paar Freunde, — das iſt der ganze Kreis meines Daſeins, in den ich mich klüglich verſchanzt habe." „In meinen Speculationen bin ich glücklich, ich hoffe den Ariadnefaden bald zu beſitzen, mit dem man ſich aus dieſen anſcheinenden Verworrenheiten herausfinden kann."

Bei ſeinem Studium der Knochenlehre hatte Goethe ſchon lange gemuthmaßt, daß alle Abtheilungen des Geſchöpfs bei allen Thieren aufzufinden ſein

müßten; es hatte ihn gequält, daß man dem Menſchen das Zwiſchenkieferbein (os intermaxillare) abſprach, welches der Affe beſitzt. Endlich, 27. März 1784, konnte er an Herder ſchreiben: „Nach Anleitung des Evangelii muß ich dich aufs eiligſte mit einem Glück bekannt machen, das mir zugeſtoßen iſt. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir unſägliche Freude macht, das os intermaxillare des Menſchen! Ich verglich mit Loder Menſchen- und Thierſchädel, kam auf die Spur, und ſiehe, da iſt es! . . Ich habe eine ſolche Freude, daß ſich in mir alle Eingeweide bewegen . . Der Menſch iſt aufs Nächſte mit dem Thier verwandt . . . Und ſo iſt jede Creatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man im Großen und Ganzen ſtudiren muß, ſonſt iſt jedes Einzelne ein todter Buchſtabe.“ In dieſem Sinn verfaßte er eine kleine Schrift, die Merck, welcher Juni 1784 Camper im Haag beſuchte, dieſem großen Anatomen übermitteln ſollte. Camper wollte die Wahrheit der Entdeckung nicht gelten laſſen, was Goethe's Glauben an die Fachgelehrten zuerſt erſchütterte. Gleichviel! das Intereſſe liegt nur darin, mit welcher Innigkeit Goethe in den Sachen lebte.

Gleich darauf kam von Sömmering ein Elephantenſchädel an, der ganz Weimar in Bewegung ſetzte: „man hört,“ ſchreibt Herzogin Amalie, „von nichts als von Knochen und Gerippen!“ Und Schloſſer an Merck: „daß Sie die Knochenlehre ſo ſtandhaft verfolgen, freut mich für Sie und die Knochen; das iſt doch das Letzte, was vom Menſchen und Thier übrig bleibt. Ich bin immer froh, wenn Menſchen ein Steckenpferd reiten.“ — Wieland geſteht: „für eure Elephantenknochen hat mir Madre Natura den Sinn verſagt. Indeß begreife ich doch ungefähr, wie ein ganz vernünftiger Mann ein ebenſo großes Belieben daran finden kann, acht Tage lang in einen Wallfiſchkopf zu gucken, um die Entdeckung zu machen, daß die Naſenlöcher in der Naſe ſitzen, als unſer einer, den ganzen Tag an Ausrundung einer Stanze zu arbeiten.“

Bei den Knochen blieb es nicht; Goethe machte mineralogiſche Spazierfahrten, trieb in den ilmenauer Bergwerken Geologie und hatte über die Entwickelung der Felſen eigene Gedanken. Alle dieſe Studien hatten aber nur den einen großen Zweck, den Goethe ſo ſchön in dem Spruch ausdrückt: „willſt Du ins Unendliche ſchreiten, geh' nur ins Endliche nach allen Seiten!“ — Einen vorläufigen Abſchluß des gemeinſamen Suchens ſollten die „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“ bilden, deren 1. Bd. April 1784 erſchien: Herder hatte ſie ſchon früher den Freunden vorgeleſen und ihren Beifall gefunden.

„Die Natur iſt in jedem Punkt mit ihrer unzertrennlichen Fülle ſo ganz,

als ob keine andern Punkte der Bildung, keine Weltatome wären. Unſer Verſtand iſt nur ein Verſtand der Erde, aus Sinnlichkeiten, die uns hier umgeben, allmälig gebildet. Das Licht der einen Sonne des Wahren und Guten bricht ſich auf jedem Planeten verſchieden, ſo daß ſich keiner derſelben ihres ganzen Genuſſes rühmen kann. Weil eine Sonne ſie alle erleuchtet, ſo läßt ſich hoffen, ſie kommen alle, jeder auf ſeinem Wege, der Vollkommenheit näher. Jetzt wollen wir nur Menſchen ſein, d. h. ein Ton, eine Farbe in der Harmonie der Sterne."

Herder beginnt mit der eigenthümlichen Stellung unſeres Planeten zum Sonnenſyſtem, der Ekliptik, der Kugelgeſtalt; er geht zu den Revolutionen der Erde über, bevor der Menſch geſchaffen war: „er, der Sohn aller Elemente und Weſen, ihr auserleſenſter Inbegriff und gleichſam die Blüthe der Erdſchöpfung konnte nichts anderes als das letzte Schooßkind der Natur ſein." „In allen Geſchöpfen iſt eine und dieſelbe Anlage der Organiſation, nur roher und verworrner. Im Blick des ewigen Weſens, der alles im Zuſammenhange ſieht, hat vielleicht die Geſtalt der Schneeflocke, wie ſie ſich erzeugt, noch immer ein analoges Verhältniß mit der Bildung des Embryo im Mutterleibe. Der Menſch iſt die Form, in der ſich alle Züge aller Gattungen um ihn her im feinſten Inbegriff ſammeln. Aus Luft und Waſſer ſehe ich gleichſam die Thiere aus Höhen und Tiefen zu dem Menſchen kommen, und Schritt vor Schritt ſich ſeiner Geſtalt nähern."

Das unterſcheidende Merkmal des Menſchen iſt der aufrechte Gang. Dies ſchöne Aperçu hetzt Herder zu Tode; aus ihm leitet er Sprache, Vernunft, Scham, Freiheit, Religion her. „Das gebückte Thier empfindet dunkel, den Menſchen erhob Gott, daß er, ſelbſt ohne es zu wiſſen und zu wollen, Urſachen der Dinge nachſpähe, und dich finde, du großer Zuſammenhang aller Dinge." „Das Innere der Natur erkennt der Menſch nicht, da er keine Kraft eines Dinges von Innen anſieht, ja wenn er dich geſtalten wollte, hat er geirrt und muß irren, denn du biſt geſtaltlos, obgleich die erſte einzige Urſache aller Geſtalten. Indeß iſt auch jeder falſche Schimmer von dir dennoch Licht, und jeder trügliche Altar, den er dir erbaut, ein untrügliches Denkmal nicht nur deines Daſeins, ſondern auch der Macht des Menſchen, dich zu erkennen und anzubeten . . . Eine höhere Geſtalt als die unſrige kennen wir nicht, und was den Menſchen rühren und menſchlich machen ſoll, muß menſchlich gedacht und empfunden ſein. Zur Humanität iſt der Menſch gebildet; er hat kein edleres Wort für ſeine Beſtimmung als er ſelbſt iſt, in dem das Bild des Schöpfers, wie es hier ſichtbar werden konnte, abgedrückt lebt."

„Durch den Zuſammenhang mit den unter uns ſtehenden Weſen werden

wir darauf gewieſen, auch ein unſichtbares Reich der Kräfte anzunehmen, das in aufſteigender Reihe in demſelben Zuſammenhang ſteht. Unſere Humanität iſt nur Vorübung, die Knospe zu einer zukünftigen Blume. Die Natur wirft Schritt vor Schritt das Unedle weg, bildet dagegen das Geiſtige aus, und ſo können wir an ihrer Künſtlerhand hoffen, daß auch unſre Knospe der Humanität in jenem Daſein in ihrer eigentlichen wahren göttlichen Menſchengeſtalt erſcheinen werde." „Wenn der Menſch die Kette der Erdorganiſationen als ihr höchſtes und letztes Glied ſchließt, ſo fängt er eben dadurch die Kette einer höhern Gattung von Geſchöpfen als niedrigſtes Glied an, und iſt der Mittelring zwiſchen zwei in einander greifenden Syſtemen der Schöpfung. Es läßt ſich nicht wohl vorſtellen, daß der künftige Zuſtand dem jetzigen ſo ganz unmittheilbar ſein ſollte, wie das Thier von Menſchen gern glauben möchte; doch ſoll er ſich nicht hineinſchauen, ſondern hineinglauben." Dem Gleichniß von Raupe und Schmetterling wird ahnungsvolle Bedeutung beigelegt: daß der Uebergang von Leben zu Leben etwas anderes ſei, als der Uebergang aus dem Tode, vergißt Herder, wie denn überhaupt das ganze Buch mehr aus Bildern und Gleichniſſen, als aus Deductionen und Beſchreibungen zuſammengewebt iſt; es eröffnet eine Welt von Ausſichten, man trägt aber nicht einen einzigen bleibenden, wiſſenſchaftlich begründeten Satz davon. Für eine ſtoffbegierige Zeit war der Gewinn dennoch nicht klein.

10. Mai 1784 ſchickte Herder die „Ideen" Hamann, „ſeinem liebſten, beſten, älteſten Freunde". „Die Grundlage iſt ſo weit und tief umher geholt, daß mir vor der Ausführung des Baues ſelbſt graut. Gott wird den guten Willen für die That nehmen. Keine Schrift in meinem Leben habe ich unter ſoviel Kümmerniſſen und Ermattungen geſchrieben." „Ich bin mir ſelbſt ganz unkenntlich worden, meine Flügel ſind gelähmt, ihre Schwingen ausgerupft, und ich ſtehe wie Kleiſt's lahmer Kranich am dürren Meeresufer. Meine Bande mit Menſchen ſind ziemlich abgeſchnitten oder durch den Fraß der Zeit verzehrt. Den Winter über hat ſich Goethe, der auch in ſeiner Seele, aber großmüthiger als ich, leidet, ſehr freundlich und mit alter Brudertreue zu uns gethan, aber alles ohne mich zu erquicken und zu erwärmen."

Hamann war nicht recht befriedigt. „Sie ſcheinen mir noch nicht mit der Reife, Ruhe und Humanität, welche ein ſolcher Gegenſtand verdient, geſchrieben zu haben. Vom Himmel muß unſere Philoſophie anfangen, und nicht vom Theatro anatomico und den Sectionen eines Cadavers."

29. Mai bis 3. Juni 1784 kamen die beiden Grafen Stolberg mit ihren Frauen auf der Reiſe nach Karlsbad durch Weimar: die Damen fänden viel Beifall, und Goethe, der erſt mit dem alten Freunde Fritz lebhaft

gestritten, erkannte bald seine Herzensgüte: „es ist gar hübsch, daß ich noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet werde.“*) 7. Juni bis 18. Juli war Goethe auf dem Ausschußtag in Eisenach; neben seinen Berufsgeschäften arbeitete er am Meister; die Anwesenheit des Prinzen Heinrich von Preußen gab ihm neuen Stoff. Fritz v. Stein, der ihn auch hier begleitete, forderte ihn auf, die Frau Rath in Frankfurt zu besuchen, aber Goethe konnte sich nicht entschließen: „So hast Du meine Natur an Dich gezogen,“ schreibt er 14. Juni an Frau v. Stein, „daß mir für meine übrigen Herzenspflichten keine Nerve übrig bleibt.“ — „Meine Nähe zu Dir fühl' ich immer, Deine Gegenwart verläßt mich nie. Durch Dich hab' ich einen Maßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch Deine Liebe den Maßstab für alles Schicksal. Nicht daß sie mir die übrige Welt verdunkelt, sie macht mir vielmehr die übrige Welt recht klar, ich sehe recht deutlich, wie die Menschen sind, was sie sinnen, wünschen, treiben und genießen, ich gönne jedem das Seinige und freue mich heimlich in der Vergleichung einen so unzerstörlichen Schatz zu besitzen.“ — „Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge, ich vertrau' es dem Felsen, damit der Ein-

*) Voß bezog Mai 1784 das Stolberg'sche Haus in Eutin. „Er ist,“ schreibt Claudius gleich darauf an Herder, „keine weiche, gefällige Haut, die für andere Leute sanft und lustig anzufühlen ist; er hat seine eigne Form, die sich nicht anschmiegt, sondern bleibt wie sie ist, so daß er bisweilen kalt scheint; dabei hat er wenig Weltkenntniß, oder giebt nichts darauf. Aber er ist ein ehrlicher Kerl, der das Seinige treu thut, der ein scharfes Gefühl von Recht hat, und wenn er es gegen sich oder Andere beleidigt glaubt, sehr heftig und muthig ist; übrigens ist er ein langer, wohlgewachsener, hübscher Geselle.“ — Noch im Sommer richtete sich Gerstenberg häuslich in Eutin ein, und vollendete dort sein wunderliches Drama „Minona oder die Angelsachsen“, in welchem die römische Uebercultur mit der poetischen Barbarei des Nordens in Contrast gesetzt werden sollte: trotz einzelner glücklicher Anschauungen wegen seiner Formlosigkeit ein verfehltes Werk. Ebenso d. j. Cramer (geb 7. März 1752), der aus dem Französischen übersetzte, und, wie in Göttingen, Unfrieden säte; auf einige Zeit auch Abr. Schulz, der Juli 1784 seine Frau verlor. — Stolbergs kehrten im Sept. zurück. Fritz zum Kummer seiner guten Frau immer von Reisesehnsucht verzehrt. — Nach dem Tode des Fürsten, im Sommer des folgenden Jahrs, wurde er mit der Trauerbotschaft nach St. Petersburg geschickt, von wo er 16. Dec. 1785 zurückkehrte, nachdem er Hamann in Königsberg besucht. Ueber sein Trauerspiel „Timoleon“ schreibt Goethe: „Ich bin soweit verdorben, daß ich gar nicht weiß, was diesem guten Mann und Freunde Freiheit heißt. Was es in Griechenland und Rom hieß, begreif' ich eher.“ Voß urtheilte ebenso Der reizbare und von seinen Schulgeschäften gedrückte Mann hatte auch mit Klopstock über den Hexameter und die Grammatik heftige Streitigkeiten; auch mit Stolberg hätte er sich beinahe überworfen, als er ihm Sept. 1786 mit einer Ilias-Uebersetzung Concurrenz machte; doch benahm sich Stolberg zuletzt sehr edel. Stolberg wurde Anf. 1786 Landdrostin Neuenburg, wo er in zufriedner Stimmung „die Insel“ dichtete. —

ſame rathe, was in der Einſamkeit mich, was in der Welt mich beglückt." — „Jetzt erſt wird mir deutlich, wie Du meine Hälfte biſt. Ich bin kein einzelnes ſelbſtändiges Weſen. Alle meine Schwächen habe ich an Dich angelehnt, meine weichen Seiten durch Dich beſchützt, meine Lücken durch Dich ausgefüllt. Wenn ich nun entfernt von Dir bin, ſo wird mein Zuſtand höchſt ſeltſam. Auf einer Seite bin ich gewaffnet und geſtählt, auf der andern wie ein rohes Ei, weil ich da verſäumt habe mich zu harniſchen, wo Du mir Schild und Schirm biſt. Wie freu' ich mich Dir ganz anzugehören." —

Als Goethe 19. Juli nach Weimar zurückkehrte, war auch Freund Knebel aus Anſpach wieder angekommen*); er hatte die Menſchen in Weimar beſſer und glücklicher gefunden. Beide lebten nun mit Wieland, Herder und Fr. v. Stein, mit Oeſer und Lichtenberg, der eben geheirathet hatte und ſeine junge Frau in Weimar vorſtellte, im innigſten Verkehr: Herder's Ideen bildeten den Mittelpunkt der Geſpräche. „Es wiſchten ſich," ſchreibt Knebel, „alle Flecken der Vergangenheit gänzlich von meinem Herzen und ich erkannte den edlen vollen Mann in der Wärme ſeines Daſeins und ſeines Herzens."

8. Aug. ging Goethe nach dem Harz, wo er zwiſchen den Felſen wie ſein ſpäterer Montanus herumſtöberte; 17. Aug. nach Braunſchweig wegen des Fürſtenbundes. Den Herzog von Braunſchweig fand er zugeknöpft, und wußte nicht, was er aus ihm machen ſollte. Karl Auguſt ennuyirte ſich, weil er nicht rauchen konnte; bei Hof wurde franzöſiſch geſprochen und zur Uebung ſchrieb Goethe auch ſeine Briefe in dieſer Sprache: „Mon amour pour toi n'est plus une passion, c'est une maladie, une maladie qui m'est plus chère que la santé la plus parfaite et dont je ne veux guérir." — Dazwiſchen Verſe voll ſüßeſter Empfindung: „Gewiß, ich wäre ſchon ſo ferne ferne, ſoweit die Welt nur offen liegt, gegangen, bezwängen mich nicht übermächtge Sterne, die mein Geſchick an Deines angehangen, daß ich in Dir nun erſt mich kennen lerne; mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen allein nach Dir und Deinem Weſen drängt, mein Leben nur an Deinem Leben hängt." — „Denn was der Menſch in ſeinen Erdeſchranken von hohem Glück mit Göt-

*) Er hatte ſich 30. Juni bis 14. Juli in Waltershauſen bei der Familie Kalb aufgehalten, und brachte dieſelbe nach Weimar mit. Von Eleonore, der Frau des verabſchiedeten Präſidenten, ſchreibt er: „ſie iſt ein Lamm von Herzen und Unſchuld. Schade, daß ſie ſo wenig Anreizungen zu äußerer Thätigkeit findet Ihr Charakter iſt zu hold, zu beſcheiden und furchtſam, um hervorzutreten, in indolente Zartheit eingewickelt, und bedarf eines feinen Bewegungsmittels von Außen, um zu ſüßer Fruchtbringung hervorgelockt zu werden. Reine kindliche Wahrheit und Gutesverlangen hab' ich nie auf einem Geſicht mehr ausgedrückt gefunden; jeder Muskel ſpannt ſich in lieblicher Rundung dazu."

ternamen nennt, die Harmonie der Treue, die kein Wanken, die Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt, das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken, das Dichtern nur in schönen Bildern brennt, das hatt' ich all in meinen besten Stunden in ihr entdeckt und es für mich gefunden."

Jene Ottaven waren zu Fragmenten eines größern Gedichts bestimmt, in welches des Dichters Glaubensbekenntniß und die zartesten Schwingungen seines inneren Lebens hineingeheimnißt werden sollten — beiläufig die erste und glänzendste Anwendung der Ottave in einem größern Gedicht. — Die Zueignung zu demselben (8. Aug.) schildert, wie die Göttin der Wahrheit, nach der er schon als Knabe mit heißen Herzensthränen sich gesehnt, ihm den Schleier der Dichtung übergiebt „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit!" „Ein jedes Auge," sagte er zur Göttin, „glaubt auf Dich zu zielen, fast jedem Auge wird Dein Strahl zur Pein. Ach da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen, da ich Dich kenne, bin ich fast allein!" — Nur den Freunden — Fr. v. Stein, Herder und Knebel mochte er sich anvertrauen.

Von den „Geheimnissen" selbst wurde nur der erste Gesang März des f. J. fertig. Seine Beziehungen zum Freimaurerorden, dem er seit 4 J. angehörte, Herder's „Ideen", Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts" hatten den Grundton gegeben. „Es glaube Keiner," heißt es darin, „daß mit allem Sinnen das ganze Lied er je entziffern werde." Doch hat er es später selbst erläutert. — In einem Zauberschloß, dem mittelalterlichen Montserrat nachgebildet, versammeln sich zwölf Apostel, die Vertreter der verschiedenen Religionen, die einzeln unvollkommen, durch den schönen Zusammenklang der Farben das vollkommene Bild der Humanität darstellen. Ihr Meister und Mittler Humanus oder der Sohn des Menschen, dem sie alle, obgleich unter sich verschieden, nach einer gewissen Seite hin ähnlich sind, will unvermuthet von ihnen scheiden, und sie vernehmen, so betäubt als erbaut, die Geschichte seiner vergangenen Zustände. Diese erzählt jedoch er nicht allein, sondern jeder von den Zwölfen, mit denen er sämmtlich im Laufe der Zeit in Berührung gekommen, kann von einem Theil dieses großen Lebenswandels Auskunft geben. Hier würde sich dann gefunden haben, daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüte und Frucht erreiche, worin sie jenem obern Führer und Vermittler sich naht, ja sich mit ihm vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zusammenhang Humanus wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen allen verkörpert, allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf. Die Handlung ereignet

ſich in der Charwoche. Das Kennzeichen der Geſellſchaft iſt ein Kreuz mit Roſen umwunden. Damit aber ein ſo ſchöner Bund nicht ohne Haupt und Mittelsperſon bleibe, wird durch wunderbare Schickung und Offenbarung der arme Pilger Bruder Marcus in die hohe Stelle eingeſetzt, der ohne ausgebreitete Umſicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreiſe gar wohl verdient, einer wohlwollenden Geſellſchaft, ſolange ſie auf der Erde verweilt, vorzuſtehn. —

1. Sept. brach Goethe mit dem Herzog aus Braunſchweig auf, beſuchte den Harz und war 16. Sept. in Weimar. Noch in Braunſchweig hatte er die Nachricht von der bevorſtehenden Ankunft des alten Freundes Jacobi empfangen.

Jacobi war durch den Verluſt ſeiner geliebten Gemahlin Betty, 13. Febr. 1784, tief erſchüttert.*) An Heinſe, der nach vierjährigem Aufenthalt in Italien Nov. 1783 wieder zu ihm gekommen war, und an ſeinem großen Künſtlerroman „Ardinghello“ arbeitete, hatte er wenig Freude: „ich glaube nicht, daß er je ein Ganzes von wahrhaft lebendiger Schönheit hervorbringen wird, weil ſein Herz echter, reiner Liebe unfähig iſt.“ Heinſe ſelbſt reute es, nach Deutſchland zurückgekehrt zu ſein, „wo ſo manche Geſpenſter und Nachtvögel ſpuken, wo das Licht der Sterne erſter Größe auf weitere Nebel und Wolken wenig wirkt, und Mondfinſterniſſe und Kometen die armen Indianer in Angſt und Schrecken ſetzen.“ Ein Laudanum philoſophiſcher Streitigkeiten mußte ihn zerſtreuen.

Durch Eliſe Reimarus, welche Mendelsſohn März 1783 in Berlin kennen gelernt, hatte Jacobi erfahren, derſelbe gehe damit um, eine Charakteriſtik Leſſing's zu ſchreiben. Als Beitrag ſchickte er ihm einen Bericht über ſein letztes Geſpräch mit Leſſing, worin ſich dieſer als Spinoziſt bekennt, begleitet von einer Erläuterung des ſpinoziſtiſchen Syſtems, und der Art, wie er ſich ſelber aus dem mit mathematiſcher Gewißheit erkannten Reich der Nothwendigkeit durch einen Schwung (Salto mortale) des Glaubens oder des Bedürfniſſes in das Reich der Freiheit rette. Während Herder

*) „Unſere Heilige iſt an ihrem Ort. Ich bete zu ihr und ſie hilft mir . . . Betty lebt! O daß ich es ausſprechen könnte, wie es in meiner Seele tönt: ſie lebt! . . . Ich habe nun, was ich ſo oft vom Himmel forderte, ein Zeichen der Unſterblichkeit und Gottes! Und ſie, deren ganzes Weſen Aufopferung war, die Unſträfliche, die Heilige, ſie ſtarb, um dieſes Zeichen mir zu laſſen, damit ich ewig bei ihr bleibe! . . Mit der innigſten Empfindung habe ich tauſendmal zu ihr geſagt: Betty, Du biſt ein göttliches Geſchöpf! Aber ich ſelbſt verſtand nicht den ganzen Inhalt meiner Rede. Und ſie fuhr fort, immer göttlicher zu werden, bis die Hülle von ihr abfiel, und der Geiſt mir vor den Augen ſtand!“

über die Nachricht, Lessing sei ein Glaubensgenosse, ein Pantheist gewesen, hoch erfreut war, wollte Mendelssohn in seiner Antwort, 1. Aug. 1784, nicht viel Werth darauf legen;*) er selbst erklärte sich aufs Aeußerste gegen Spinoza. „Den ehrlichen Rückzug unter die Fahne des Glaubens, den Sie auf Ihrer Seite in Vorschlag bringen, lasse ich an seinen Ort gestellt sein. Er ist völlig im Geist Ihrer Religion, die Ihnen die Pflicht auferlegt, den Zweifel durch den Glauben niederzuschlagen. Der christliche Philosoph darf sich den Zeitvertreib machen, den Naturalisten zu necken, ihm Zweifelsknoten vorzuschlagen, die ihn aus einem Winkel in den andern locken, und seinen sichersten Griffen entschlüpfen; meine Religion kennt keine Pflicht, dergleichen Zweifel anders als durch Vernunftgründe zu heben," (der Beweis wäre ihm schwer gefallen!) „befiehlt keinen Glauben an ewige Wahrheiten. Ich habe also einen Grund mehr, Ueberzeugung zu suchen."

Jacobi empfing dies Schreiben in Hofgeismar, wo er sich zwei Monate bei der Fürstin Galizin aufhielt. Als Antwort schickte er 5. Sept. ein Sendschreiben an Hemsterhuys, gegen welchen er im Namen Spinoza's die Consequenz des Systems zu vertheidigen sucht. Den Einwand, daß man ja die Erscheinungen der Freiheit handgreiflich vor Augen habe, läßt er nicht gelten: „wir sehen ja auch die Sonne sich um die Erde bewegen. Es kommt nicht auf die Erscheinung an, sondern auf das, was ist. Die Freiheit ist unleugbar, aber sie besteht nicht in der chimärischen Fähigkeit, wollen zu können. Das Wollen ist nur in dem wirklich vorhandenen bestimmten Willen. Einem Wesen ein Vermögen wollen zu können, zuschreiben, ist ebenso als wenn man ihm ein Vermögen, dasein zu können, zuschriebe, kraft dessen es von ihm abhinge, sich das wirkliche Dasein zu verschaffen. Die Freiheit des Menschen ist das Wesen des Menschen selbst, d. h. der Grad seines wirklichen Vermögens oder der Kraft, mit welcher er das ist, was er ist. Insofern er allein nach den Gesetzen seines Wesens handelt, handelt er mit vollkommener

*) „Lessing's Einfall ist ganz in seiner Laune; einer von seinen Luftsprüngen, mit welchen er Miene machte, gleichsam über sich selbst hinauszuspringen, und eben deswegen nicht von der Stelle kam. Mir ist niemals eingefallen, auf meine eignen Schultern steigen zu wollen, um freiere Aussicht zu haben. Er war gewohnt, in seiner Laune die allerfremdesten Ideen zusammenzupaaren, um zu sehn, was für Geburten sie erzeugen würden. Durch dieses ohne Plan hin und her Würfeln der Ideen entstanden zuweilen ganz sonderbare Betrachtungen, von denen er nachher guten Gebrauch zu machen wußte. Die mehrsten aber waren freilich unterhaltende Grillen, Gedankenschwärmer, die einen Augenblick leuchten, prasseln und dann verschwinden." — „Was soll ich sagen?" schreibt Dr. Reimarus. „Die Neigung zu Paradoxien, alles zu behaupten oder zu bestreiten, macht endlich Zweifelsucht eingewurzelt, und dagegen das klare judicium veri et falsi verlieren."

Freiheit. Gott, der nicht anders handeln kann als nach dem Gesetz seines Wesens, besitzt die absolute Freiheit. Diese Betrachtung wird die Einbildungskraft nicht abhalten, sich gegen die Wahrheit aufzulehnen, wie gegen jede geometrische Wahrheit. Aber wenn man näher zusieht, so wird man finden, daß das (vermeintliche) Bewußtsein der Freiheit nichts ist als das Bewußtsein der vollendeten Handlung. En un mot, nous savons à mesure que nous faisons, voilà tout."

Soweit spricht Jacobi als Spinoza; nun aber tritt er in seinem eignen Namen freudig den Worten des Gegners bei: „un seul soupir de l'ame qui se manifeste de tems en tems vers le meilleur, le futur et le parfait est une démonstration plus que géometrique de la divinité; la conviction du sentiment, dont toute autre conviction n'est que dérivée, naît dans l'essence et ne saurait être communiquée; la raison confond les dogmatistes et la nature confond les Pyrrhoniens. — Das Gefühl, welches dieser Ueberzeugung zu Grunde liegt, muß es nicht in allen Menschen sich finden? und sollte es nicht möglich sein, in denen, welche desselben beraubt zu sein scheinen, es mehr oder weniger frei zu machen?"

Als Goethe 16. Sept. nach Weimar zurückkehrte, war Jacobi mit seiner Schwester bereits angekommen: „Er ist ein edler, sanfter, ernster und lieber Mensch," schreibt Knebel an seine Schwester; „er soll mir wie ein Zwillingsbruder gleichen, so daß mir eine vorzügliche Liebe zu ihm erlaubt ist." Auch Herder lernte ihn jetzt erst persönlich kennen und war entzückt. „C'est un homme très-intéressant," schreibt Goethe an Fr. v. Stein, „et il a gagné." Er bedauert ihre Abwesenheit: „il m'est impossible de parler de toi à qui que ce soit, je sais que je dirais toujours trop peu, et je crains en même temps de trop dire. Je voudrais que tout le monde te connût pour sentir mon bonheur que je n'ose prononcer. C'est un crime de lèze-amitié que j'existe avec un homme comme Jacobi, avec un ami si vrai, si tendre, sans lui faire voir le fond de mon ame, sans lui faire connaître le trésor dont je me nourris. J'espère que la Herder lui parlera de toi et il lui dira ce que je n'ose lui dire." — Auch Oeser und die Gräfin Werther nahmen an dem geistreich aufgeregten Verkehr theil, ebenso Claudius, der 21. Sept. ankam, sich aber nicht recht finden konnte: er sehnte sich wie ein Vertriebener nach Hause. Die Fürstin Galizin, auf die man gleichfalls gerechnet hatte, blieb zu allgemeinem Bedauern aus, dagegen traf eine andere schöne Seele ein: Elise v. d. Recke, Tochter des kurländischen Grafen Medem, geb. 20. Mai 1754, aus Familienrücksichten 1771 vermählt, nach sechsjähriger Ehe geschieden. Schwere Unglücksfälle hatten ihrer Seele eine ernste Stimmung gegeben, als Cag-

lioſtro Febr. 1779 in Mitau erſchien: die gute Eliſe verlockte er durch den Erwerb eines höhern Tugendlebens und durch die Verheißung einer himmliſchen Weihe, die ſie in den Umgang mit den Verklärten einführen würde. In der Frauenloge, welcher Caglioſtro's Maitreſſe vorſaß, an welcher aber die geſammte Ariſtokratie theilnahm, hörte ſie mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit den myſtiſchen Reden des Charlatans zu, welche ihre Schweſter, die ſchöne, liebenswürdige, etwas leichtfertige Dorothea (geb. 1760), ſchrecklich langweilten. Die Letztere heirathete 1779 den Herzog von Kurland, welcher ſich bereits von zwei Gemahlinnen getrennt hatte. Mit ihm machten die beiden Damen 1784 eine Reiſe nach Karlsbad. Unterwegs hielten ſie ſich in Berlin auf, wo Spalding, Nicolai, Teller, Bieſter ihre myſtiſchen Neigungen aufs lebhafteſte bekämpften. Von da nach Weimar, wo hauptſächlich Bode ihr Aufſchlüſſe über Caglioſtro gab, und ihre ſpätere offene Abſagung vorbereitete.

Voll von erquickenden Eindrücken reiſte Jacobi 29. Sept. aus Weimar ab; man war nicht recht ins Klare gekommen, worin er eigentlich von Spinoza abwich; man ging an die Quelle ſelbſt. Erſt jetzt beginnt das eigentliche Studium Spinoza's, den Goethe gemeinſam mit Herder, Knebel und Fr. v. Stein vornahm.

„Ich kann nicht ſagen," erzählt er ſpäter, „daß ich jemals die Schriften dieſes vortrefflichen Mannes in einer Folge geleſen, daß mir jemals das ganze Gebäude ſeiner Gedanken völlig überſchaulich vor der Seele geſtanden habe. Aber wenn ich hineinſehe, glaube ich ihn zu verſtehn, d. h. er iſt mir nie mit ſich in Widerſpruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handelsweiſe ſehr heilſame Einflüſſe daher nehmen. Mein Zutrauen ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte. Man denke aber nicht, daß ich ſeine Schriften hätte unterſchreiben und mich buchſtäblich dazu bekennen mögen. Daß Niemand den Andern verſteht, daß Keiner bei denſelben Worten daſſelbe wie der Andere denkt, hatte ich allzu deutlich eingeſehn, und man wird dem Verfaſſer von Werther und Fauſt wohl zutrauen, daß er von ſolchen Mißverſtändniſſen tief durchdrungen nicht ſelbſt den Dünkel gehegt, einen Mann vollkommen zu verſtehn, der als Schüler von Descartes durch mathematiſche und rabbiniſche Cultur ſich zu dem Gipfel des Denkens herangehoben. Seine alles ausgleichende Ruhe contraſtirte mit meinem alles umfangenden Streben, ſeine mathematiſche Methode war das Widerſpiel meiner poetiſchen Sinnesart. Nachdem ich mich in aller Welt um ein Bindungsmittel meines wunderlichen Weſens vergebens umgeſehn hatte, gerieth ich an ſeine Ethik. Was ich mir aus dem Werk mag herausgeleſen, was in daſſelbe hineingeleſen haben, davon wüßte ich keine Rechenſchaft zu geben; genug, ich fand hier eine Beruhigung

meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtet. Jenes wunderliche Wort: Wer Gott recht liebt, darf nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe, mit allen den Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort: Wenn ich dich liebe, was geht's dich an? mir recht aus dem Herzen gesprochen ist." — „Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereigniß, alles ruft uns zu: daß wir entsagen sollen. So manches was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zu Ergänzung unsers Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber vieles aufgedrungen, das uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht ins Klare sind, finden wir uns genöthigt, unsere Persönlichkeit erst stückweis und dann völlig aufzugeben. Diese schwere Aufgabe zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Thätigkeit und Zähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn zur Hilfe, der ihm unzerstörlich verliehen ist. Hierdurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas Neuem greifen darf; und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß alles eitel sei. Nur wenige Menschen giebt es, die solche unerträgliche Empfindungen vorausahnen, und um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein für allemal im Ganzen resigniren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen, und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Uebermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose; ja man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll."

„Wer darf ihn nennen? und wer bekennen: ich glaub' ihn? wer empfinden und sich unterwinden zu sagen: ich glaub' ihn nicht? — Drängt nicht alles nach Haupt und Herzen Dir? und webt in ewigem Geheimniß unsichtbar sichtbar neben Dir? Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist Alles!"

Aber es drängt den Menſchen, wenigſtens den Spuren des Waltenden im Verborgenen nachzuſpüren. „Als er hin und wieder wanderte, ſuchte, ſich umſah, begegnete ihm manches, was zu keiner von allen Religionen ſtimmen mochte, und er glaubte mehr und mehr einzuſehn, daß es beſſer ſei, den Gedanken von dem Unfaßlichen abzuwenden. Er glaubte in der Natur etwas zu entdecken, das ſich nur in Widerſprüchen manifeſtirte und deshalb unter keinen Begriff gefaßt werden konnte. Es war nicht göttlich, denn es ſchien unvernünftig; nicht menſchlich, denn es hatte keinen Verſtand; nicht teufliſch, denn es war wohlthätig; nicht engliſch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorſehung, denn es deutete auf Zuſammenhang. Alles was uns begrenzt, ſchien für daſſelbe durchdringbar; es ſchien mit den nothwendigen Elementen unſers Daſeins willkürlich zu ſchalten; es zog die Zeit zuſammen und dehnte den Raum aus. Nur im Unmöglichen ſchien es ſich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von ſich zu ſtoßen. Dieſes Weſen, das zwiſchen alle übrigen hineinzutreten, ſie zu ſondern, ſie zu verbinden ſchien, nannte ich dämoniſch, nach dem Beiſpiel der Alten und derer, die etwas Aehnliches gewahrt hatten. Ich ſuchte mich vor dieſem furchtbaren Weſen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete .... Jenes Dämoniſche ſteht mit dem Menſchen im wunderbarſten Zuſammenhang und bildet eine der moraliſchen Weltordnung wo nicht entgegengeſetzte, doch ſie durchkreuzende Macht, ſo daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einſchlag könnte gelten laſſen. Für die Phänomene, welche hierdurch hervorgebracht werden, giebt es unzählige Namen: denn alle Philoſophien und Religionen haben proſaiſch und poetiſch dieſes Räthſel zu löſen und die Sache ſchließlich abzuthun geſucht, welches ihnen noch fernerhin unbenommen bleibe."

Es iſt wunderbar, wie Goethe ſein Gepräge allen Umgebungen aufdrückte. Vom 28. Nov. 1784 leſen wir in einer Herzensergießung Knebel's an ſeine Schweſter: „Wir, ſollten nie feſte Wünſche des Herzens machen. Das Schickſal hat ſeine eigne Art, zu erfüllen, die oft von der, wie wir's wünſchten, ſehr verſchieden iſt. Das Leben iſt voll eitel Müh und Stückwerk; indem wir's als ſolches betrachten, kommt uns noch hier und da unerwartet eine ſtille Freude entgegen. — Der Menſch iſt weder zum Glück noch zum Unglück geſchaffen; er iſt geſchaffen, daß er da ſei; die Ordnung der Dinge rief ihn hervor. Jedem iſt nach ſeinem Maß eine gute Portion Glück zugetheilt, das er ſich nicht gegeben hat; jedem eine faſt unvermeidliche Portion Elend. Selbſt dem Unglücklichſten iſt oft da Hilfe, Glück und Genuß zugetheilt, wo wir es nicht errathen, kaum ſelbſt für ihn fühlen können — z. B. die Zufriedenheit, die ein Mathematiker bei einem ſchwer aufgelöſten

Problem findet; während dem Glücklichen ein unvermeidlich Elend kommt, wo er es nicht voraussehn konnte. Dieses Gesetz erhält den Menschen in einer steten Achtsamkeit und Spannung. Er hat stets Ursache zu hoffen und zu fürchten, das Unwahrscheinlichste ist doch möglich und hat sich schon ereignet, und das Glück, worauf er am sichersten baute, ist vor seinen Augen verschwunden. Durch diese Nothwendigkeit zieht sich ein elektrischer Faden, der das Gute von den Dingen zu erhalten sucht und an sich reißt, und das Böse von sich stößt. Das ist die Kraft des Geistes. Sie beweist sich darin, daß sie das Gute fixirt und deshalb, obgleich allem zufälligen Glück bereit, dennoch nichts zuläßt, was ihr das Gefühl davon zu einer andern Zeit benehmen könnte. Dadurch erhält sie sich in der glücklichen Flut des Daseins gemächlich und bewußt, sind hingegen die Wasser enger und trüber und sinken zur Ebbe, so wird sie nicht so leicht mit vom Ufer weggetrieben. Sie hat sich vieler dauerhaften Dinge bemeistert, die ihr das Schicksal nicht nehmen kann, ihr Geist selbst ist frei und thätig, wie Ulyß in den Meereswogen; sie hat ruhig dulden gelernt und wird also zur Zeit des zögernden Schicksals nicht erdrückt." — „Die Fluten des Lebens sind in der Jugend gefälliger; das Leben wird strenger, je länger es sich lebt. Es wird immer weniger gleichgiltig gegen das, was man sich erwirbt, weil es fühlt, daß es immer weniger zu verlieren hat. Wem es zu sehr durch die Finger sieht zur Zeit, da er noch zu erwerben hat, dem ist es nicht gewogen; es arbeitet darauf, vollkommene Greise zu haben." —

Liegt aber in dieser Lebensweisheit, die dem Greisen ziemt, wirklich die bewegende Macht der Erde? Ist der Schmerz, die Enttäuschung, der Verlust so sehr zu fürchten, daß man, um ihm zu entgehn, jedes ernste Wagniß vermeiden soll? — Freilich nach dem Monde zu greifen, fällt nur dem Kinde ein, das vom Raum noch keinen Begriff hat, die Sehnsucht ist nur für Werdende, und den Schülern seines Werther und Faust, die den Ungestüm des Herzens weder zu bändigen noch zu befriedigen die Kraft hatten, durfte Goethe mit Recht die Vernunft der Natur entgegenhalten, aus der doch allein auch das Herz quillt: er wußte wohl, das Leben sei schön, trotz aller Irrungen und Widersprüche. Aber daß er keine andre Lösung fand, als Ergebung in die Unvollkommenheiten der Welt, die als Erscheinung immer Bruchstück bleibt; keine als Flucht vor dem Schicksal: das hinderte ihn, den höchsten Gipfel der Dichtkunst zu ersteigen. Dort lernt man den tragischen Schmerz ertragen, um des Lebens willen den Kampf, ja die Zerstörung nicht zu scheuen. In Willen und Schicksal, Schuld und Vernichtung liegt mehr als ein flüchtiges Spiel der Erscheinungswelt; in dieser Schule geht viel zu Grunde, in vollem Ernst zu Grunde; aber was das Leben der

Menſchheit den Göttern nähert, wird nur in dieſer Schule gewonnen. Durch die Kraft eines genialen Herzens und eines andächtigen Auges hat uns Goethe aus der Lazarethluft pietiſtiſcher Selbſtquälerei befreit, unſer Gemüth und unſre Zunge mit Liebe erfüllt, uns vom Berge die Fülle der Welt gewieſen und auf den griechiſchen Himmel gedeutet: aber jener träumeriſch ſchöne Himmel der Griechen iſt doch nur vorübergehend der Wohnplatz unſerer Götter, und in die Tiefen des Lebens einzudringen trug er Scheu.

So blieb die Natur und die Einſicht in ihr Geſetz, das jeden gleich behandelt, der Mittelpunkt ſeines Strebens. Sein Freund und Schüler, Karl Auguſt, der dieſer Wiſſenſchaft bis in ſein Lebensende nachging, dankt (8. Dec. 1784) dem Schickſal, den Zugang zu derſelben jetzt auch dem Ungelehrten geöffnet zu haben: „ſie iſt ſo menſchlich, ſo wahr, daß ich jedem Glück wünſche, der ſich ihr ergiebt; ſie fängt an leicht zu werden, ſo daß auch trägere Menſchen ſich dazu einladen laſſen; ſie muß doch endlich die armen unwiſſenden Menſchen von dem Durſt nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da ſie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche, das Geheimnißvolle, das Zauberhafte ihnen ſo nahe, ſo deutlich, ſo beſtimmt wahr iſt. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er mich immer auf dem ruhigen Weg leite, den der Naturforſcher vorſchreibt.“

„Die Wirklichkeit mit ihren Schranken umlagert den gebundnen Geiſt!“ ſo empfand der Idealismus, dem in der damaligen Naturwiſſenſchaft nur die atomiſtiſche Zerſetzung und die mathematiſche Formel entgegentrat. Der Dichter, in dem ein tieferes Naturgefühl lebte, ſuchte ſich auf eigne Hand das Leben der Natur zu verſinnlichen: dieſer Drang war die Seele ſeines Fauſt, er athmete in all ſeinen Liedern, vom Fiſcher und Erlkönig bis zu den philoſophiſchen Xenien, und ſeinem reinen Auge enthüllte ſich der Makrokosmus, in dem Werther nur ein ewig gebärendes, ewig wiederkehrendes Ungeheuer ſah, vor dem noch Fauſt ſchaudernd zurückbebte, „ein furchtſam weggekrümmter Wurm“, in ſeiner leuchtenden Göttergeſtalt. Das Studium der Natur war für ihn eine Stufe in dem Suchen nach Gott, in dem Streben, das Zufällige von den Erſcheinungen abzuſtreifen, das Sinnliche in das Gebiet des Geiſtes aufzunehmen und die ganze Natur mit ewigem Leben zu erfüllen. „Je mehr wir die einzelnen Dinge erkennen, deſto mehr erkennen wir Gott, und mit ſtets erhöhter Ueberzeugung müſſen wir denen, welche die Wiſſenſchaft des Ewigen ſuchen, zurufen: Kommt her zur Phyſik und erkennet das Ewige!“

„Spinoza's Subſtanz,“ ſo meldet Herder 20. Dec. das gemeinſame Glaubensbekenntniß an Jacobi, „iſt das ens realissimum, in dem ſich alles, was Wahrheit, inniges Leben und Daſein iſt, intus und radicaliter

vereinigt, ja durch welches es nur gedacht werden kann. Mache mir also nicht das Wesen zum abstracten Begriff, das nur allein *da ist*, durch welches ich nur sofern bin, als ich ein kleiner Zweig auf dieser ewigen und unendlichen Wurzel vom Baum des Lebens grüne. Gott ist freilich außer Dir und wirkt zu, in und durch alle Geschöpfe (den extramundanen Gott kenne ich nicht), aber was soll Dir der Gott, wenn er nicht in Dir ist, und Du sein Dasein auf unendlich innige Art fühlst und schmeckst, und er sich selbst auch in Dir als in einem Organ seiner tausendmillionen Organe genießt. Du willst Gott in Menschengestalt, als einen Freund, der an Dich denkt. Bedenke, daß er alsdann auch menschlich, d. h. *eingeschränkt* an Dich denken muß, und wenn er parteiisch für Dich ist, es gegen andere sein wird. Er spricht zu Dir, er wirkt auf Dich aus allen edlen Menschengestalten, die seine Organe waren, und am meisten durch das Organ der Organe, das Herz der geistigen Schöpfung, seinen Eingebornen. Aber auch durch ihn nur als Organ, sofern er wie wir sterblicher Mensch war; und auch in ihm die Gottheit zu genießen, mußt Du selbst Mensch Gottes, d. h. es muß etwas in Dir sein, das seiner Natur theilhaftig wird. Du genießest also Gott immer nach Deinem innersten Selbst, und so ist er als Quelle und Wurzel des geistigsten, ewigsten Daseins unveränderlich und unaustilgbar in Dir. Dies ist die Lehre aller Apostel, Weisen und Propheten; nur nach verschiedenen Zeiten und nach dem Maß der Tiefe von der Erkenntniß und Genußkraft eines Jeden anders gesagt. Ist der Friede Gottes im Herzen eines einzelnen Wesens, dem er sich mittheilt, höher als alle Vernunft, wie unendlich höher muß er über alle Denkkraft und die Bewegungen aller einzelnen Wesen in dem sein, der das Herz aller Herzen, der höchste Begriff aller einzelnen Vorstellungsweisen und der innigste Genuß aller Genußarten ist, die in ihm Quelle, Wurzel, Summe, Zweck und Mittelpunkt finden. — Mich macht diese Philosophie sehr glücklich; könnte ich nur meinen innersten Sinn aufschließen, sie ganz und unverrückt zu genießen!"

Um dieselbe Zeit trug *Goethe* — wahrscheinlich in Gemeinschaft mit Fr. v. Stein — die Resultate seiner spinozistischen Studien aphoristisch zusammen; er fand den Aufsatz 40 J. später in den Papieren der Herzogin Amalia, und erkannte wohl die Handschrift, konnte sich aber des Inhalts nicht mehr entsinnen.

„Natur! — Wir sind von ihr umgeben und umschlungen, unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in sie hereinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind, und ihrem Arm entfallen. — Wir leben mitten in ihr, und sind ihr fremd. Sie spricht unauf-

hörlich mit uns und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beſtändig auf ſie, und haben doch keine Gewalt über ſie. — Sie ſcheint alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht ſich nichts aus den Individuen. Jedes ihrer Werke hat ein eignes Weſen, jede ihrer Erſcheinungen den iſolirteſten Begriff, und doch macht alles Eins aus. — Es iſt ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt ſie nicht weiter. Fürs Bleiben hat ſie keinen Begriff, und ihren Fluch hat ſie ans Stillſtehn geheftet. — Sie hat ſich einen eignen allumfaſſenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann. — Auch das Unnatürlichſte iſt Natur; wer ſie nicht allenthalben ſieht, ſieht ſie nirgendwo recht. — Sie liebt ſich ſelber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an ſich ſelbſt. Sie hat ſich auseinandergeſetzt, um ſich ſelbſt zu genießen. Immer läßt ſie neue Genießer erwachſen, unerſättlich ſich mitzutheilen. — Sie freut ſich an der Illuſion. Wer dieſe in ſich und andern zerſtört, den ſtraft ſie als der ſtrengſte Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt ſie wie ein Kind an ihr Herz. — Ihre Kinder ſind ohne Zahl. Keinem iſt ſie überall karg, aber ſie hat Lieblinge, an die ſie viel verſchwendet und denen ſie viel aufopfert. Ans Große hat ſie ihren Schutz geknüpft. — Ihr Schauſpiel iſt immer neu, weil ſie immer neue Zuſchauer ſchafft. Leben iſt ihre ſchönſte Erfindung, und der Tod iſt ihr Kunſtgriff, viel Leben zu haben. — Sie hüllt den Menſchen in Dumpfheit ein, und ſpornt ihn ewig zum Licht. Sie macht ihn abhängig zur Erde, und ſchüttelt ihn immer wieder auf. — Sie giebt Bedürfniſſe, weil ſie Bewegung liebt. Jedes Bedürfniß iſt Wohlthat; ſchnell befriedigt, ſchnell wieder erwachſend. Giebt ſie eins mehr, ſo iſt's ein neuer Quell der Luſt; aber ſie kommt bald ins Gleichgewicht. — Man gehört ihren Geſetzen, auch wenn man ihnen widerſtrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen ſie wirken will. Sie macht alles was ſie giebt zur Wohlthat, denn ſie macht es unentbehrlich. — Sie hat keine Sprache noch Rede, aber ſie ſchafft Zungen und Herzen, durch die ſie fühlt und ſpricht. — Ihre Krone iſt die Liebe; nur durch ſie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwiſchen allen Weſen, und alles will ſich verſchlingen. Sie hat alles iſolirt, um alles zuſammenzuziehn. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält ſie für ein Leben voll Mühe ſchadlos. — Alles iſt immer da in ihr; Vergangenheit und Zukunft kennt ſie nicht; Gegenwart iſt ihr Ewigkeit. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geſchenk ab, das ſie nicht freiwillig giebt. Sie iſt liſtig, aber zu gutem Ziel, und am beſten iſt's, ihre Liſt nicht zu merken. — Sie iſt ganz, und doch immer unvollendet. So wie ſie's treibt, kann ſie's immer treiben. Jedem erſcheint ſie in einer eignen Geſtalt. Sie verbirgt ſich in tauſend Namen, und iſt immer dieſelbe."

„Wenn im Unendlichen dasselbe sich wiederholend ewig fließt, das tausendfältige Gewölbe sich kräftig in einander schließt: strömt Lebensluft aus allen Dingen, dem kleinsten wie dem größten Stern, und alles Drängen, alles Ringen ist ew'ge Ruh' in Gott dem Herrn."

Der Pantheismus drückt nicht blos ein System des Denkens aus, sondern eine eigenthümliche Sinnesart. Es giebt eine andere Anschauung des Lebens, ob man Gott in der Substanz (dem Leben) oder in der moralischen Weltordnung sucht. Um sich in dem System des Idealismus zu orientiren, ist es zweckmäßig, einen Blick in die Gemüthsart des Gründers desselben zu thun.

„Glücklich zu sein," sagt Kant, „ist nothwendig das Verlangen jedes vernünftigen aber endlichen Wesens. Zufriedenheit mit seinem ganzen Dasein ist nicht etwa ein ursprünglicher Besitz, sondern ein durch seine endliche Natur selbst ihm aufgedrungenes Problem. — Schmerz ist was unmittelbar mich antreibt, meinen Zustand zu verlassen; Lust, was ebenso mich antreibt, ihn zu erhalten. Wir sind aber unaufhaltsam im Strom der Zeit und dem damit verbundenen Wechsel der Empfindungen. Leben ist ein continuirliches Spiel des Antagonismus von Lust und Schmerz; jedem Vergnügen muß der Schmerz vorhergehn. Auch kann kein Vergnügen unmittelbar auf das andere folgen, zwischen einem und dem andern muß sich der Schmerz einstellen. Es sind kleine Hemmungen der Lebenskraft, mit dazwischen gemengten Beförderungen derselben, welche den Zustand der Gesundheit ausmachen, den wir irriger Weise für ein continuirlich gefühltes Wohlbefinden halten; da er doch nur aus ruckweise, mit immer dazwischen eintretendem Schmerz, einander folgenden angenehmen Gefühlen besteht. Der Schmerz ist der Stachel der Thätigkeit, und in dieser fühlen wir allererst unser Leben. — Sein Leben fühlen ist nichts anderes, als sich continuirlich gedrungen fühlen, aus dem gegenwärtigen Zustand herauszugehn, der also ein ebenso oft wiederkehrender Schmerz sein muß. Hieraus erklärt sich der ängstliche Druck der Langenweile für alle, welche auf ihr Leben und auf die Zeit aufmerksam sind (cultivirte Menschen). Die in sich wahrgenommene Leere an Empfindungen erregt ein Grauen und gleichsam das Vorgefühl eines langsamen Todes. Hieraus erklärt sich, warum Zeitverkürzungen mit Vergnügen für einerlei genommen werden; weil, je schneller wir über die Zeit wegkommen, wir uns desto erquickter fühlen; da im Gegentheil, wenn die Aufmerksamkeit auf die Zeit nicht Aufmerksamkeit

auf einen Schmerz wäre; über den wir wegzusein uns bestreben, sondern auf ein Vergnügen, man jeden Verlust der Zeit bedauern würde. — Das Ausfüllen der Zeit durch planmäßig fortschreitende Beschäftigungen, die einen großen beabsichtigten Zweck zur Folge haben, ist das einzige sichere Mittel, seines Lebens froh und dabei doch lebenssatt zu werden."

„Zufriedenheit während des Lebens ist dem Menschen unerreichbar. Die Natur hat den Schmerz zum Stachel der Thätigkeit in ihn gelegt, dem er nicht entgehn kann. Im Leben zufrieden zu sein, wäre Stillstand der Triebfedern oder Abstumpfung der Empfindungen und der damit verknüpften Thätigkeit. Eine solche kann ebensowenig mit dem intellectuellen Leben des Menschen zusammen bestehn, als der Stillstand des Herzens in einem thierischen Körper, auf den, wenn nicht durch den Schmerz ein neuer Anreiz ergeht, unvermeidlich der Tod folgt. — Es ist aber ungereimt, über dem Schmerz, der nie als mit dem Leben aufhören soll, zu brüten. Man soll sich nichts zu Gemüthe ziehn: was sich nicht ändern läßt, muß aus dem Sinn geschlagen werden. Man kann und soll beschwerliche aber nothwendige Arbeit in guter Laune verrichten; ja selbst sterben in guter Laune: denn alles dies verliert seinen Werth, wenn es in übler Laune und mürrischer Stimmung begangen oder erlitten wird."

„Das gründlichste und leichteste Besänftigungsmittel aller Schmerzen ist der Gedanke, den man einem vernünftigen Menschen wohl anmuthen kann: daß das Leben überhaupt, was den Genuß desselben betrifft, gar keinen eignen Werth, und nur was den Gebrauch desselben anlangt, zu welchen Zwecken es gerichtet ist, einen Werth habe, den nicht das Glück, sondern allein die Weisheit dem Menschen verschaffen kann, der also in seiner Gewalt ist. Wer ängstlich wegen des Verlustes desselben bekümmert ist, wird das Lebens nie froh werden."

Kant's Größe würde man aus seinen kritischen Schriften nur unvollkommen würdigen. Er war der geistige Bildner seiner Provinz; was in dem folgenden Geschlecht an Manneskraft in derselben so herrlich hervortrat, hat von seinem Geist Gepräge und Richtung empfangen. Nicht seine Tugendsprüche waren die Hauptsache, sondern seine eigne Achtung gebietende Persönlichkeit: diese eigne Mischung von heiterm Ernst und strömendem Humor, dieser großartige unbarmherzige Sinn für die Wahrheit, der, richtig verstanden, in der That der Kern aller echten Sittlichkeit ist, und diese Milde gegen alles Lebendige. Der Vergleich mit Gellert liegt nahe, aber bald zeigt sich der Gegensatz. Der leipziger Moralist lehrte weichliche Ergebung, der Philosoph von Königsberg männliche Arbeit; für den Kampf des Lebens suchte er seine Schüler zu stählen.

Erſt im 46. J. erhielt er eine Profeſſur (geb. 22. April 1724); er eröffnete ſeine Vorleſungen 20. Aug. 1770 durch die Diſſertation de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, in welcher die Anſicht, daß die Begriffe Zeit und Raum nicht den Dingen, ſondern dem Denken angehören, bereits entſchieden ausgeſprochen war. Bei derſelben reſpondirte ihm Dr. Marcus Herz, der gleich darauf nach Berlin ging.

Etwa ein Jahr nach ihrer Trennung entſchuldigt Kant ſein Stillſchweigen gegen M. Herz mit dem Plan zu einem neuen Werk, „die Grenzen der Sinnlichkeit und der Vernunft". „In der Unterſcheidung des Sinnlichen vom Intellectuellen in der Moral und den daraus entſpringenden Grundſätzen hatte ich es ſchon vorher ziemlich weit gebracht; die Principien des Gefühls, des Geſchmacks und der Beurtheilungskraft mit ihren Wirkungen hatte ich auch ſchon vorlängſt zu meiner ziemlichen Befriedigung entworfen. Indem ich nun den theoretiſchen Theil in ſeinem ganzen Umfang durchdachte, bemerkte ich, daß mir noch etwas Weſentliches mangele, welches ich bisher außer Acht gelaſſen hatte, und welches in der That den Schlüſſel zu dem ganzen Geheimniß der bis dahin ſich ſelbſt noch verborgenen Metaphyſik ausmacht. Ich frug mich innerlich ſelbſt: auf welchem Grunde beruht die Beziehung desjenigen, was man in uns Vorſtellung nennt, auf den Gegenſtand? . . . Wodurch werden uns die Dinge gegeben, wenn nicht durch die Art, womit ſie uns afficiren? und wenn ſolche intellectuelle Vorſtellungen auf unſerer innern Thätigkeit beruhen, woher kommt die Uebereinſtimmung, die ſie mit den Gegenſtänden haben ſollen, die doch dadurch nicht etwa hervorgebracht werden? und die Axiome der reinen Vernunft, woher ſtimmen ſie mit dieſen überein, ohne daß dieſe Uebereinſtimmung von der Erfahrung hat dürfen Hilfe entlehnen? In der Mathematik geht dieſes an, weil die Objecte nur dadurch als Größen vorgeſtellt werden, daß wir ihre Vorſtellungen erzeugen. Allein im Verhältniß der Qualitäten, wie mein Verſtand a priori ſich ſelbſt Begriffe von Dingen bilden ſoll, mit denen nothwendig die Sachen einſtimmen ſollen, wie er reale Grundſätze über ihre Möglichkeit entwerfen ſoll, mit denen die Erfahrung getreu übereinſtimmen muß, und die doch von ihr unabhängig ſind: dieſe Frage hinterläßt immer eine Dunkelheit."

„Indem ich auf ſolche Weiſe die Quellen der intellectuellen Erkenntniß ſuchte, ohne die man die Natur und Grenzen der Metaphyſik nicht beſtimmen kann, bemühte ich mich alle Begriffe der reinen Vernunft in eine gewiſſe Zahl von Kategorien zu bringen, wie ſie ſich durch einige wenige Grundgeſetze des Verſtandes von ſelbſt in Claſſen eintheilen. Ich kann ſagen, daß es mir im Weſentlichen gelungen iſt, und daß ich jetzt im Stande bin, eine Kritik der reinen Vernunft vorzulegen, wovon ich den erſten Theil binnen

etwa drei Monaten herausgeben werde. — In einer Gemüthsbeschäftigung so zärtlicher Art ist nichts hinderlicher, als sich mit Nachdenken, das außer diesem Felde liegt, stark zu beschäftigen. Das Gemüth muß in den ruhigen oder auch glücklichen Augenblicken jederzeit und ununterbrochen zu irgend einer zufälligen Bemerkung, die sich darbieten möchte, offen, ob zwar nicht immer angestrengt sein. Die Aufmunterungen und Zerstreuungen müssen die Kräfte desselben in der Geschmeidigkeit und Beweglichkeit erhalten, wodurch man in Stand gesetzt wird, den Gegenstand immer von andern Seiten zu erblicken, und seinen Gesichtskreis von einer mikroskopischen Beobachtung zu einer allgemeinen Ansicht zu erweitern, damit man alle erdenklichen Standpunkte nehme, die wechselsweise einer das optische Urtheil des andern verificiren."

Mit den drei Monaten wurde es nichts. 5 J. später, 24. Nov. 1776, schreibt er an Herz: „Ich empfange von allen Seiten Vorwürfe wegen der Unthätigkeit, darin ich seit langer Zeit zu sein scheine, und bin doch niemals systematischer und anhaltender beschäftigt gewesen. Die Materien häufen sich unter meinen Händen, wie es zu geschehn pflegt, wenn man einiger fruchtbaren Principien habhaft geworden; aber sie werden insgesammt durch den Hauptgegenstand zurückgehalten. Es gehört Hartnäckigkeit dazu, einen Plan, wie dieser ist, unverrückt zu befolgen, und oft bin ich durch Schwierigkeiten angereizt worden, mich andern angenehmeren Materien zu widmen, von welcher Untreue aber mich die Wichtigkeit des Geschäfts zurückgezogen hat. . . Um den ganzen Umfang des Feldes der reinen Vernunft, die Abtheilungen und Grenzen nach sichern Principien zu verzeichnen, und die Marksteine so zu legen, daß man künftig mit Sicherheit wissen könne, ob man auf dem Boden der Vernunft oder der Vernünftelei sich befinde, dazu gehört eine förmliche neue Wissenschaft, zu der man von denjenigen, die schon vorhanden sind, nichts brauchen kann, und die zu ihrer Grundlegung sogar ganz eigener technischer Ausdrücke bedarf." —

Es war Hume, der seine frühern metaphysischen Voraussetzungen erschütterte. „So weit die Geschichte der Metaphysik reicht, hat sich keine entscheidendere Begebenheit zugetragen als der Angriff dieses Mannes. Er brachte kein Licht, aber er schlug einen Funken, bei welchem man wohl ein Licht hätte anzünden können, wenn er einen empfänglichen Zunder gefunden hätte. — Hume ging von einem einzigen Begriff der Metaphysik aus, der Verknüpfung von Ursache und Wirkung, und forderte die Vernunft, die da vorgiebt, ihn in ihrem Schooß gezeugt zu haben, auf, ihm Rede und Antwort zu geben, mit welchem Rechte sie sich denkt, daß etwas so beschaffen sein könne, daß, wenn es gesetzt ist, dadurch auch etwas Anderes nothwendig gesetzt werden müsse? Denn das sagt der Begriff der Ursache. „Wie ist es möglich," fragte der scharf-

ſinnige Mann, „daß, wenn mir ein Begriff gegeben iſt, ich über denſelben hinausgehe und einen andern damit verknüpfen kann, der in jenem gar nicht enthalten iſt? und zwar ſo, als wenn dieſer nothwendig zu jenem gehörte? Nur Erfahrung kann uns ſolche Verknüpfungen an die Hand geben, und alle jene vermeintliche Nothwendigkeit iſt nichts als eine lange Gewohnheit, etwas wahr zu finden.“ Hieraus ſchloß er, die Vernunft habe gar kein Vermögen, ſolche Verknüpfungen auch nur im Allgemeinen zu denken, weil ihre Begriffe alsdann bloße Erdichtungen ſein würden, und alle ihre vorgeblich a priori beſtehenden Erkenntniſſe wären nichts als falſch geſtempelte gemeine Erfahrungen, welches ebenſoviel ſagt, als es gebe überall keine Metaphyſik. — Die Gegner des berühmten Mannes hätten, um der Aufgabe Genüge zu thun, ſehr tief in die Natur der Vernunft eindringen müſſen, welches ihnen ungelegen war. Sie erfanden daher ein bequemeres Mittel, ohne alle Einſicht trotzig zu thun, nämlich die Berufung auf den gemeinen Menſchenverſtand. In der That iſt es eine große Gabe des Himmels, einen geraden Menſchenverſtand zu beſitzen; aber man muß ihn durch Thaten beweiſen, durch das Uebertegte und Vernünftige, was man denkt und ſagt, nicht aber dadurch, daß, wenn man nichts Kluges zu ſeiner Rechtfertigung vorzubringen weiß, man ſich auf ihn als auf ein Orakel beruft. Wenn Einſicht und Wiſſenſchaft auf die Neige gehn, alsdann und nicht eher ſich auf den gemeinen Menſchenverſtand zu berufen, das iſt eine von den ſubtilen Erfindungen neuerer Zeiten, dabei es der ſchaalſte Schwätzer mit dem gründlichſten Kopf getroſt aufnehmen kann. Und beim Licht beſehn iſt dieſe Appellation nichts anderes als eine Berufung auf das Urtheil der Menge, ein Zuklatſchen, über das der Philoſoph erröthet, der populäre Witzling aber triumphirt und trotzig thut.“

„Die Einwürfe des Hume waren es, was mir zuerſt den dogmatiſchen Schlummer unterbrach, und meinen Unterſuchungen im Felde der ſpeculativen Philoſophie eine ganz andere Richtung gab. — Ich verſuchte zuerſt, ob ſich ſein Einwurf nicht allgemein vorſtellen ließe, und fand bald, daß der Begriff der Verknüpfung von Urſache und Wirkung bei weitem nicht der einzige ſei, durch den der Verſtand a priori ſich Verknüpfungen der Dinge denkt, vielmehr, daß Metaphyſik ganz und gar aus ſolchen beſtehe. Ich ſuchte mich ihrer Zahl zu verſichern, und da dieſes mir nach Wunſch, nämlich aus einem einzigen Princip, gelungen war, ſo ging ich an die Deduction dieſer Begriffe, von denen ich nunmehr verſichert war, daß ſie nicht von der Erfahrung abgeleitet, ſondern aus dem reinen Verſtande entſprungen ſeien.“

So entſtand die Tafel der Kategorien, das Regiſter, in welches die tiefſinnigen Forſchungen eines großen Lebens gereiht wurden. — Die „Kritik

der reinen Vernunft" erſchien Oſtern 1781: eine der größten Thaten des Jahrhunderts, die ſich eigentlich der Literaturgeſchichte zu entziehn ſcheint. Da aber nicht blos alles, was Kant gedacht, ſondern mehr als ein Menſchenalter deutſchen Denkens und Dichtens in dieſem Knotenpunkt ſich verzweigt, ſo ſei es uns vergönnt, wenigſtens einen Blick in das Labyrinth zu werfen.

„Es war eine Zeit, wo die Metaphyſik die Königin aller Wiſſenſchaften genannt wurde: jetzt klagt ſie, wie Hekuba, verſtoßen und verlaſſen. Dieſe Gleichgiltigkeit, mitten im Flor der Wiſſenſchaften, die gerade diejenige trifft, auf deren Kenntniß, wenn dergleichen zu haben wäre, man unter allen am wenigſten Verzicht thun würde, iſt ein Phänomen, das Aufmerkſamkeit verdient. Sie iſt die Wirkung nicht des Leichtſinns, ſondern der gereiften Urtheilskraft des Zeitalters, welches ſich nicht länger durch Scheinwiſſen hinhalten läßt. — Unſer Zeitalter iſt das Zeitalter der Kritik, der ſich alles unterwerfen muß. Wenn ſich ſelbſt Religion und Geſetzgebung derſelben entziehn wollen, erregen ſie Verdacht wider ſich. — Daß der Geiſt des Menſchen metaphyſiſche Unterſuchungen einmal ganz aufgeben werde, iſt ebenſowenig zu erwarten, als daß wir, um nicht immer unreine Luft zu ſchöpfen, das Athemholen einmal lieber ganz und gar einſtellen würden. Die Gleichgiltigkeit des Zeitalters gegen die Metaphyſik iſt vielmehr eine Aufforderung an die Vernunft, das beſchwerlichſte ihrer Geſchäfte, nämlich das der Selbſterkenntniß, aufs Neue zu übernehmen."

Dieſe Aufgabe hat ſich die Kritik der reinen Vernunft geſtellt: „ich erkühne mich zu ſagen, daß nicht eine einzige metaphyſiſche Aufgabe ſei, zu deren Auflöſung hier nicht wenigſtens der Schlüſſel dargereicht worden." Nicht als ſollte die Erkenntniß über die Grenzen möglicher Erfahrung hinaus erweitert werden: „wovon ich vielmehr geſtehe, daß das mein Vermögen gänzlich überſteigt."

Die Frage: wie kann durch reine Vernunft das Wiſſen vermehrt werden? läßt ſich beſtimmter ſo formuliren: wie ſind ſynthetiſche Urtheile a priori möglich? Denn analytiſche Urtheile, welche nach dem Satz des Widerſpruchs blos deutlicher machen, was in dem Begriff bereits liegt, erweitern denſelben nicht, und Erfahrungsurtheile ſchließen die Allgemeinheit aus. — Daß Erweiterung des Wiſſens möglich iſt, zeigt die Mathematik, über welche allgemeine Uebereinſtimmung herrſcht, während die Metaphyſik noch keinen poſitiven Satz beſitzt, der als Erweiterung des Wiſſens rechtsgiltig anerkannt wäre. — In welchen Grenzen iſt ſie möglich?

Für den Menſchen geſchieht alle Erfahrung durch das Medium der Sinnlichkeit: ob dieſe Bedingung für alle denkbaren Weſen gelte, darüber können wir nicht urtheilen: es kann ſein, es kann nicht ſein. — Sinnlichkeit

iſt das Vermögen, Vorſtellungen zu bekommen durch die Art, wie wir von den Gegenſtänden afficirt werden. Vermittelſt der Sinnlichkeit werden uns Anſchauungen gegeben, von denen jede Erkenntniß ausgeht. Iſolirt man die Sinnlichkeit von allem, was der Verſtand dabei denkt oder was zur Empfindung gehört, ſo bleiben zwei reine Formen der Anſchauung, Raum und Zeit. Vermittelſt des äußern Sinnes ſtellen wir uns Gegenſtände als außer uns, und dieſe insgeſammt im Raum vor; der innere Sinn giebt keine Anſchauung von der Seele ſelbſt, er nöthigt uns aber, alles was zu der Beſtimmungen gehört, in Verhältniſſen der Zeit vorzuſtellen. Raum und Zeit ſind nicht Begriffe, die definirt werden könnten, ſondern reine Anſchauungsformen; ſie gehn nicht von den Gegenſtänden aus, ſondern ſie gehören unſerer Sinnlichkeit an. Die Sinnlichkeit projicirt ihre eignen Affectionen in ihre eignen aprioriſtiſchen Formen; die Vorſtellungen oder Erſcheinungen ſind nur in ihr, daß ihnen Gegenſtände correſpondiren, iſt nur ein Verſtandesſchluß. —

Wäre es Kant darauf angekommen, die Natur der ſinnlichen Anſchauung erſchöpfend zu zergliedern, ſo hätte er nicht von Sinnlichkeit geſprochen, was eine Abſtraction des Verſtandes iſt, ſondern von den Sinnen: wo ſich über die Geneſis der Raum-Anſchauung mehr hätte berichten laſſen. Ihm lag aber nur an dem negativen Reſultat: daß Raum und Zeit, die unüberſteiglichen Grenzen unſerer Erkenntniß, nicht den Dingen, ſondern dem Medium unſerer Erkenntniß angehören; daß die Erſcheinungswelt, der einzige Gegenſtand unſeres Wiſſens, und an deren wiſſenſchaftlicher Erkennbarkeit zu zweifeln Kant nicht einfiel, neben ſich einer andern Welt Platz läßt, die völlig außer unſerm Wiſſen fällt, weil ſie nicht in Raum und Zeit aufgeht. Der Eifer, womit die Idealität dieſer Anſchauungsformen betont wird, verräth nur den Eifer, mit dem Kant insgeheim einer Idee nachgeht, die ihm allein am Herzen liegt: der Idee der Freiheit, welche der Verſtand mit mathematiſcher Strenge aus der Erſcheinungswelt, d. h. aus der Erkenntniß, die auf Raum und Zeit ſich gründet, ausſchließen muß. Als es ſpäter zur Conſtruction dieſer Idee kommt, zeigt er ſich freudig überraſcht, wie alles zuſammenſtimmt: für den aufmerkſamen Beobachter iſt die Ueberraſchung geringer, denn er merkt, daß die Idee der transcendentalen Freiheit die Idee der transcendentalen Idealität von Raum und Zeit eingegeben hat: freilich nicht als Real- ſondern als Ideal-Grund. Wenn die Frage: wie ſind ſynthetiſche Urtheile a priori möglich? ſämmtlichen Theilen ſeines Syſtems die Form giebt, ſo erhalten ſie ihren Inhalt ſämmtlich durch die Frage: wie iſt neben dem Cauſalnexus Freiheit möglich? —

Wie kommen wir nun dazu, Erkenntniſſen, die ſich auf den Raum be-

ziehn, objective Giltigkeit zuzuschreiben? wie es die Mathematik thut; da der Raum doch nur eine Form unserer Sinnlichkeit ist. — Die Mathematik erkennt, indem sie ihren Begriff in der Anschauung a priori construirt. — Allein wie kann Anschauung des Gegenstandes vor dem Gegenstande vorausgehn? — Nur so, daß sie selbst nichts anderes enthält, als die Form der Sinnlichkeit, die in meinem Subject vor allen wirklichen Eindrücken vorhergeht, dadurch ich von Gegenständen afficirt werde.

Die Sache der Sinne ist, anzuschauen; die des Verstandes, zu denken. Denken heißt, Vorstellungen in einem Bewußtsein vereinigen. Von aller Erfahrung giebt die Sinnlichkeit die reinen Formen, der Verstand die reinen Begriffe, nach denen die Formen geordnet, gewissermaßen buchstabirt werden.

Unsere Vorstellungen mögen entspringen, woher sie wollen, ob sie durch den Einfluß äußerer Dinge oder durch innere Ursachen gewirkt seien, sie mögen a priori oder empirisch entstanden sein, so gehören sie doch als Modificationen des Gemüths zum innern Sinn, und als solche sind alle unsere Erkenntnisse zuletzt der formalen Bedingung des innern Sinnes, nämlich der Zeit unterworfen, als in welcher sie insgesammt geordnet, verknüpft und in Verhältnisse gebracht werden. — Der Träger der Zeit ist das Selbstbewußtsein. — Ohne das Bewußtsein, daß das, was wir denken, dasselbe sei, was wir einen Augenblick zuvor dachten, würde alle Reproduction in der Reihe der Vorstellungen vergeblich sein. Dies Bewußtsein ist es, was das Mannigfaltige, nach und nach Angeschaute, in eine Vorstellung vereinigt. Erscheinungen sind nichts als sinnliche Vorstellungen, wir müssen sie nothwendig auf einen Gegenstand beziehn, in dem sie ihre Einheit finden: dieser Gegenstand ist für uns nichts anderes als die formale Einheit des Bewußtseins in der Synthesis des Mannigfaltigen. Wir sagen: wir erkennen den Gegenstand, wenn wir in dem Mannigfaltigen synthetische Einheit bewirkt haben.

Das Bewußtsein seiner selbst, nach den Bestimmungen unsers Zustandes bei der innern Wahrnehmung (der innere Sinn) ist blos empirisch, jederzeit wandelbar, es kann kein stehendes oder bleibendes Selbst in diesem Fluß innerer Erscheinungen geben, und wir sind durch das Denkgesetz gezwungen, dasselbe auf ein transcendentales, vor aller besondern Erfahrung vorhergehendes Selbstbewußtsein zu beziehen. Es ist schlechthin nothwendig, daß in meiner Erkenntniß alles Bewußtsein zu einem Bewußtsein meiner selbst gehöre. Das ist der erste synthetische Grundsatz unsers Denkens überhaupt. Das stehende und bleibende Ich ist die Basis aller Erfahrung, alles Uebergangs von der Anschauung durch die Einbildungskraft zum Begriff.

Die Ordnung und Regelmäßigkeit in den Erscheinungen, die wir Natur nennen, bringen wir selbst hinein. Der Verstand ist jederzeit geschäftig, die

Erſcheinungen in der Abſicht zu durchſpähen, an ihnen irgend eine Regel aufzufinden. Die Geſetze, die wir durch Erfahrung lernen, ſind nur beſondere Beſtimmungen höherer Geſetze, die a priori aus dem Verſtand herkommen. Der reine Verſtand iſt in den Kategorien das Geſetz der ſynthetiſchen Einheit aller Erſcheinungen, und macht dadurch Erfahrung ihrer Form nach erſt möglich; er iſt ſelbſt die Geſetzgebung für die Natur, d. h. ohne ihn würde es überall nicht Natur geben. Die Art, wie das Mannigfaltige der ſinnlichen Vorſtellung zu einem Bewußtſein gehört, geht vor aller Erkenntniß des Gegenſtandes, als die intellectuelle Form derſelben vorher. So tritt in der reinen Naturlehre der Verſtand aus ſeinen eignen Geſetzen gar nicht heraus.

Wenn eine Erkenntniß objective Realität haben, d. h. ſich auf einen Gegenſtand beziehn ſoll, ſo muß der Gegenſtand auf irgend eine Art gegeben werden können: ohne das ſind die Begriffe leer, und man hat zwar gedacht, in der That aber durch dieſes Denken nichts erkannt, ſondern mit Vorſtellungen blos geſpielt. Einen Gegenſtand geben, d. h. unmittelbar in der Anſchauung darſtellen, iſt nichts anderes, als deſſen Vorſtellung auf Erfahrung, es ſei wirkliche oder mögliche, beziehn. *Die Möglichkeit der Erfahrung iſt alſo das, was allen unſern Erkenntniſſen a priori objective Realität giebt.* Die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung ſind zugleich Bedingungen der Möglichkeit der *Gegenſtände* der Erfahrung.

Die Erfahrung beginnt mit der ſinnlichen Raumanſchauung; der Verſtand rubricirt ſie nach ſeinen Kategorien; die Einbildungskraft geſtaltet ſie zu Bildern oder Schematen; der innere Sinn ſetzt ſie in Rapport zum Selbſtbewußtſein und deſſen Form, der Zeit; ein Regiſter des Geiſtes fängt immer das andere auf, ohne daß der Geiſt je aus ſich ſelbſt herausträte. — So gelangen wir endlich zu den höchſten Grundſätzen aller Erfahrung.

Alle Erſcheinungen enthalten das Beharrliche (Subſtanz) als den Gegenſtand ſelbſt, und das Wandelbare als deſſen bloße Beſtimmung, d. h. eine Art, wie der Gegenſtand exiſtirt. Entſtehn und Vergehn ſind nicht Veränderungen desjenigen, was entſteht oder vergeht. Veränderung iſt eine Art zu exiſtiren, welche auf eine andere Art zu exiſtiren eben deſſelben Gegenſtandes folgt. Daher iſt alles, was ſich verändert, bleibend, und nur ſein Zuſtand wechſelt. Subſtanzen in der Erſcheinung ſind die Subſtrate aller Zeitbeſtimmungen. — Alle Subſtanzen, ſofern ſie *zugleich* ſind, ſtehn in durchgängiger Wechſelwirkung. — Alles was geſchieht, ſetzt etwas voraus, worauf es nach einer Regel folgt. — Wenn es nun ein nothwendiges Geſetz unſerer Sinnlichkeit, mithin eine formale Bedingung aller Wahrnehmungen iſt, daß die vorige Zeit die folgende nothwendig beſtimmt (indem ich zur folgenden nicht anders gelangen kann als durch die vorhergehende), ſo iſt es auch ein unent-

behrliches Gesetz der empirischen Vorstellung der Zeitreihe, daß die Erscheinungen der vergangenen Zeit das Dasein in der folgenden bestimmen. Nur an den Erscheinungen können wir die Continuität im Zusammenhang der Zeiten empirisch erkennen. Die Zeitfolge ist das einzige empirische Kriterium der Wirkung in Bezug auf die Ursache, die vorhergeht. Die Zeit zwischen der Ursache und deren unmittelbaren Wirkung kann verschwindend sein, aber das Verhältniß der einen zur andern bleibt immer der Zeit nach bestimmbar. — Die Causalität führt auf den Begriff der Handlung, diese auf den Begriff der Kraft und dadurch auf den Begriff der Substanz.

„Wir haben jetzt das Land des reinen Verstandes durchmessen. Dieses Land ist eine Insel, und durch die Natur selbst in unveränderliche Grenzen eingeschlossen. Es ist das Land der Wahrheit (ein reizender Name!), umgeben von einem weiten und stürmischen Ocean, dem Sitz des Scheins, wo manche Nebelbank und manches bald wegschmelzende Eis neue Länder birgt, und indem es den auf Entdeckungen herumschwärmenden Seefahrer unaufhörlich mit leeren Hoffnungen täuscht, ihn in Abentheuer verflicht, von denen er niemals ablassen und sie doch auch niemals zu Ende bringen kann. Ehe wir uns auf dieses Meer wagen, untersuchen wir noch einmal unsern Besitztitel auf das durchmessene Land."

Alles, was der Verstand aus sich selbst schöpft, ohne es von der Erfahrung zu borgen, hat er dennoch zu keinem andern Behuf, als lediglich zum Erfahrungsgebrauch. Die Grundsätze des reinen Verstandes enthalten nichts als das Schema zur möglichen Erfahrung; er kann von ihnen nur einen empirischen Gebrauch machen, er kann a priori niemals mehr leisten, als die Form einer möglichen Erfahrung überhaupt zu anticipiren; und da dasjenige, was nicht Erscheinung ist, kein Gegenstand der Erfahrung sein kann, so kann er die Schranken der Sinnlichkeit, innerhalb deren uns allein Gegenstände gegeben werden, niemals überschreiten. Seine Grundsätze sind blos Principien der Exposition der Erscheinungen: aber innerhalb der Erscheinungswelt sind sie völlig objectiv und unumstößlich.

Aber das Denken ist die Handlung, gegebene Anschauung auf einen Gegenstand zu beziehn. Die Erscheinungswelt führt uns auf den Begriff eines derselben zu Grunde liegenden wirklichen Gegenstandes, des Dinges an sich, das außerhalb der Erfahrung liegt; auf den Begriff einer intelligiblen Welt. Dieser Begriff entsteht nur aus der Abstraction von der Sinnlichkeit, er ist nicht positiv, sondern nur ein Grenzbegriff, um die Anmaßungen der Sinnlichkeit einzuschränken. Er ist nicht der Begriff von einem Object, sondern die unvermeidlich mit der Einschränkung unserer Sinnlichkeit zusammenhängende Frage: ob es nicht von jener ihrer Anschauung ganz ent-

bundene Gegenstände geben möge? welche Frage nur unbestimmt beantwortet werden kann, nämlich daß sie nicht schlechthin abgeleugnet, in Ermangelung eines bestimmten Begriffs aber auch nicht als Gegenstände für unsern Verstand behauptet werden können. Die Vorstellung ist für uns leer und dient zu nichts, als die Grenzen unserer Sinnlichkeit zu bezeichnen, und einen Raum übrig zu lassen, den wir weder durch mögliche Erfahrung noch durch den reinen Verstand ausfüllen können. Der Verstand begrenzt die Sinnlichkeit, ohne sein eignes Feld zu erweitern. „Was die Dinge an sich sein mögen, weiß ich nicht und brauche es nicht zu wissen, weil mir doch niemals ein Ding anders als in der Erscheinung vorkommen kann.“

Ein Beispiel wird die Sache am besten erläutern, wenn man sich daneben an Goethe's Polemik gegen die Physiker erinnert, welche nur an der Schaale der Natur zu haften, den Kern aber niemals finden zu können behaupten: die Erörterung des Begriffs Materie. „Was der Materie innerlich zukommt, suche ich in allen Theilen des Raums, den sie einnimmt, und in allen Wirkungen, die sie ausübt: die freilich nur immer Erscheinungen äußerer Sinne sein können. Ich habe also zwar nichts schlechthin, sondern lauter comparativ Innerliches, das selber wiederum aus äußern Verhältnissen besteht. Allein das schlechthin, dem reinen Verstand nach Innerliche der Materie ist auch eine bloße Grille: denn diese ist überall kein Gegenstand für den reinen Verstand; das transcendentale Object aber, welches der Grund dieser Erscheinung sein mag, die wir Materie nennen, ist ein bloßes Etwas, wovon wir nicht einmal verstehn würden, was es sei, wenn es uns auch Jemand sagen könnte. Denn wir können nichts verstehn, als was ein unsern Worten Correspondirendes in der Anschauung mit sich führt. — Wenn die Klagen: wir sehen das Innere der Dinge gar nicht ein! soviel bedeuten sollen als: wir begreifen nicht durch den reinen Verstand, was die Dinge, die uns erscheinen, an sich sein mögen! so sind sie ganz unbillig und unvernünftig; denn sie wollen, daß man ohne Sinne doch Dinge erkennen, mithin anschauen könne; folglich daß wir ein von dem menschlichen nicht blos dem Grad, sondern sogar der Anschauung und Art nach gänzlich unterschiedenes Erkenntnißvermögen haben, also nicht Menschen, sondern Wesen sein sollen, von denen wir selbst nicht angeben können, ob sie einmal möglich, viel weniger, wie sie beschaffen seien. Ins Innre der Natur dringt Beobachtung und Zergliederung der Erscheinungen, und man kann nicht wissen, wie weit dieses mit der Zeit gehn werde. Jene transcendentalen Fragen aber, die über die Natur hinausgehn, würden wir bei alledem doch niemals beantworten können, wenn uns auch die ganze Natur aufgedeckt wäre, da es uns nicht einmal gegeben ist, unser eignes Ge-

müth mit einer andern Anſchauung als der unſers innern Sinnes zu beobachten."

Beobachtung und Zergliederung! — „Es kann der Einbildungskraft vielleicht verziehen werden, wenn ſie bisweilen ſchwärmt, d. h. ſich nicht behutſam innerhalb der Schranken der Erfahrung hält; denn wenigſtens wird ſie durch einen ſolchen freien Schwung belebt und geſtärkt, und es wird immer leichter ſein ihre Kühnheit zu mäßigen als ihrer Mattigkeit aufzuhelfen. Daß aber der Verſtand ſchwärmt, kann ihm niemals verziehn werden; denn auf ihm beruht allein alle Hilfe, um der Schwärmerei der Einbildungskraft, wo es nöthig iſt, Grenzen zu ſetzen. — Er fängt es ſehr unſchuldig und ſittſam an. Zuerſt bringt er die Elementarerkenntniſſe, die ihm vor aller Erfahrung beiwohnen, aber dennoch in der Erfahrung alle Anwendung haben müſſen, ins Reine. Allmälig läßt er dieſe Schranken weg; und was ſollte ihn auch daran hindern? da der Verſtand ganz frei ſeine Grundſätze aus ſich ſelbſt genommen hat. Und nun geht es zuerſt auf neu erdachte Kräfte in der Natur, bald hernach auf Weſen außerhalb der Natur; mit einem Wort, auf eine Welt, zu deren Einrichtung es uns an Bauzeug nicht fehlen kann, weil es durch fruchtbare Erdichtung reichlich herbeigeſchafft, und durch Erfahrung zwar nicht beſtätigt, aber auch niemals widerlegt wird. — Die leichte Taube, indem ſie im freien Flug die Luft theilt, deren Widerſtand ſie fühlt, könnte die Vorſtellung faſſen, daß es ihr im luftleeren Raum noch viel beſſer gelingen werde. Ebenſo verließ Plato die Sinnenwelt, weil ſie dem Verſtand ſo vielfältige Hinderniſſe legt, und wagte ſich jenſeit derſelben auf den Flügeln der Ideen in den leeren Raum des reinen Verſtandes. Er bemerkte nicht, daß er durch ſeine Bemühungen keinen Weg gewinne, denn er hatte keinen Widerhalt, gleichſam zur Unterlage, worauf er ſich ſteifen und woran er ſeine Kräfte anwenden konnte, um den Verſtand von der Stelle zu bringen."

Den Grund des Irrthums zu ſuchen, iſt der erſte Schritt, die Wahrheit zu finden. — Keine Kraft der Natur kann von ſelbſt von ihren eignen Geſetzen abweichen. Daher würden weder der Verſtand für ſich allein, noch die Sinne für ſich allein irren: in den letzteren iſt ohnehin gar kein Urtheil, weder ein wahres noch ein falſches. Der Irrthum wird nur durch den unbemerkten Einfluß der Sinnlichkeit auf den Verſtand bewirkt, wodurch geſchieht, daß ſubjective Gründe des Urtheils mit objectiven zuſammenfließen. — Der gemeine Schein liegt nur im Mangel an Achtſamkeit; es giebt aber eine andere Welt des Scheins, die der menſchlichen Vernunft unvermeidlich anhängt, und ſelbſt, nachdem wir ihr Blendwerk aufgedeckt haben, dennoch nicht aufhören wird, ihr vorzugaukeln. Die Urſache iſt, daß in unſerer Vernunft Maximen ihres Gebrauchs liegen, welche das Anſehen objectiver Grundſätze

haben, und wodurch es geſchieht, daß die *ſubjective* Nothwendigkeit einer gewiſſen Verknüpfung unſerer Begriffe zu Gunſten des Verſtandes für eine *objective* Nothwendigkeit der Beſtimmung der Dinge an ſich gehalten wird. Eine Illuſion, die gar nicht zu vermeiden iſt, ſo wenig wir vermeiden können, daß ſich die Sonne um die Erde zu drehen ſcheint, obgleich wir durch dieſen Schein nicht getäuſcht werden.

Die Erfahrung giebt immer nur Bruchſtücke; das Ganze aller möglichen Erfahrung iſt ſelbſt keine Erfahrung, und dennoch ein nothwendiges Problem für die *Vernunft*, zu deſſen bloßer Vorſtellung ſie ganz anderer Begriffe nöthig hat als jener reinen Verſtandesbegriffe. Sie enthält in ſich den Grund zu *Ideen*, d. h. nothwendigen Begriffen, deren Gegenſtand gleichwohl in keiner möglichen Erfahrung gegeben werden kann. Die Form, in der ſie ſich über die Grenzen der Sinnenwelt, vom Bedingten ins Unbedingte, vom Bruchſtück zum Ganzen erhebt oder zu erheben meint iſt der *Schluß*.

Nach Plato ſind die Ideen Urbilder der Dinge ſelbſt, nicht blos Schlüſſel zu möglichen Erfahrungen. Er bemerkte ſehr wohl, daß unſere Vernunft ein weit höheres Bedürfniß fühle, als blos Erſcheinungen nach ſynthetiſcher Einheit buchſtabiren, um ſie als Erfahrung leſen zu können. Er fand ſeine Ideen in allem, was praktiſch iſt, d. h. auf Freiheit beruht. Wer die Begriffe der Tugend aus Erfahrung ſchöpfen wollte, würde aus ihr ein nach Zeit und Umſtänden wandelbares, zu keiner Regel brauchbares zweideutiges Unding machen. Daß der Idee der Tugend in der Erfahrung nichts entſpricht, beweiſt gar nicht etwas Chimäriſches in dieſem Gedanken. Im Gegentheil iſt der Geiſtesſchwung des Philoſophen, von der copeilichen Betrachtung des Phyſiſchen der Weltordnung zu der architektoniſchen Verknüpfung derſelben nach Zwecken, d. h. nach Ideen hinaufzuſteigen, eine Bemühung, die Achtung und Nachfolge verdient. In Betracht der Natur giebt uns Erfahrung die Regel an die Hand und iſt der Quell der Wahrheit; in Anſehung der ſittlichen Geſetze aber iſt Erfahrung die Mutter des Scheins, und es iſt höchſt verwerflich, die Geſetze über das, was ich thun ſoll, von demjenigen herzunehmen oder dadurch einſchränken zu wollen, was gethan wird.

Ob wir gleich von den transcendentalen Vernunftbegriffen ſagen müſſen: ſie ſind *nur* Ideen! ſo werden wir ſie doch keineswegs für überflüſſig und nichtig anzuſehen haben. Wenn ſchon durch ſie kein Object beſtimmt werden kann, ſo können ſie doch dem Verſtand zum Kanon ſeines Gebrauchs dienen; ſie können von den Naturbegriffen zu den praktiſchen einen Uebergang möglich machen. — Wir werden durch einen nothwendigen Vernunftſchluß auf ſie gebracht.

Die reine Vernunft fordert, daß wir zu jedem Prädicat eines Dings

ſein ihm zugehöriges Subject, zu dieſem aber, welches nothwendigerweiſe wiederum ein Prädicat iſt, fernerhin ſein Subject, und ſo fort ins Unendliche oder ſo weit wir reichen, ſuchen ſollen. Aber hieraus folgt, daß wir nichts, wozu wir gelangen können, für ein letztes Subject halten ſollen, und daß das Subſtantiale niemals von unſerm noch ſo tief eindringenden Verſtande, ſelbſt wenn ihm die ganze Natur aufgedeckt wäre, gedacht werden könne, weil die Natur unſers Verſtandes darin beſteht, alles discurſiv, d. h. durch Begriffe zu denken.

Nun ſcheint es, als ob wir in dem Selbſtbewußtſein dieſes Subſtantiale haben, und zwar in einer unmittelbaren Anſchauung; denn alle Prädicate des innern Seins beziehn ſich auf das Ich als Subject, und dieſes kann nicht weiter als Prädicat eines andern Subjects gedacht werden. Alſo ſcheint hier die Vollſtändigkeit in der Beziehung der gegebenen Begriffe als Prädicate auf ein Subject nicht blos Idee, ſondern der Gegenſtand in der Erfahrung gegeben zu ſein. Allein dieſe Erwartung wird vereitelt. Denn das Ich iſt gar kein Begriff, ſondern nur Beziehung der innern Erſcheinungen auf das unbekannte Subject derſelben. Die Identität des Bewußtſeins meiner ſelbſt in verſchiedenen Zeiten iſt nur eine formale Bedingung meiner Gedanken und ihres Zuſammenhangs; die bloße Form des Bewußtſeins, welche die Vorſtellungen des innern Seins begleitet. Es iſt nicht viel damit gewonnen, aus dem Begriff des Selbſtbewußtſeins den Begriff der Seele zu fixiren. Wenn wir z. B. aus dem Begriff der Seele als Subſtanz auf Beharrlichkeit derſelben ſchließen wollen, ſo kann dies von ihr doch nur zum Behuf möglicher Erfahrung gelten. Nun iſt die ſubjective Bedingung aller unſerer möglichen Erfahrung das Leben: folglich kann nur auf die Beharrlichkeit der Seele im Leben geſchloſſen werden, denn der Tod des Menſchen iſt das Ende aller Erfahrung. Alſo fällt die ganze rationale Pſychologie als eine alle Kräfte der menſchlichen Vernunft überſteigende Wiſſenſchaft, und es bleibt uns nichts übrig als unſere Seele an dem Leitfaden der Erfahrung zu ſtudiren und uns in den Schranken der Fragen zu halten, die nicht weiter gehn, als mögliche innere Erfahrung ihren Inhalt darlegen kann.

Gleichwohl haben dieſe Unterſuchungen einen wichtigen kritiſchen Nutzen: ſie ſichern uns vor der Gefahr des Materialismus. Die Materie, deren Gemeinſchaft mit der Seele ſo großes Bedenken erregt, iſt nichts anderes als eine Vorſtellung des äußern Sinnes. Niemand weiß etwas von der abſoluten und innern Urſache äußerer Erſcheinungen, Niemand kann wiſſen, worauf die Wirklichkeit der äußeren Erſcheinungen im jetzigen Zuſtand beruhe, mithin auch nicht, ob die Bedingung aller äußern Anſchauung nach demſelben aufhören werde. Der Begriff der Unſterblichkeit kann weder gewieſen noch widerlegt werden.

Wie die Erſcheinungen des innern Sinns als Seele, ſo werden die Erſcheinungen des äußern Sinns als Welt zu einer Idee der Vernunft. Die Vernunft erzeugt keinen Begriff, ſondern bemüht ſich nur, den Verſtandesbegriff von den unvermeidlichen Einſchränkungen einer möglichen Erfahrung frei zu machen, indem ſie zu einem gegebenen Bedingten abſolute Totalität der Bedingungen, d. h. das Unbedingte fordert. Ihre Ideen ſind nichts als bis zum Unbedingten erweiterte Kategorien: wozu ſich nur diejenigen eignen, deren Syntheſis eine Reihe ausmacht. So entſtehn die Fragen: hat die Welt eine Grenze im Raum? einen Anfang und ein Ende in der Zeit? Giebt es in ihr ein abſolutes Anfangen durch Freiheit, oder ſteht alles unter dem Netz des Cauſalzuſammenhangs? Ruht ſie auf einem ſchlechthin nothwendigen Weſen oder in ſich ſelbſt?

Hier zeigt ſich ein eignes Phänomen der menſchlichen Vernunft: Satz und Gegenſatz können mit gleicher Vollgiltigkeit bewieſen werden. Durch einſeitiges Beharren hier oder dort wird die Vernunft in Verſuchung gebracht, ſich entweder einer ſkeptiſchen Hoffnungsloſigkeit zu überlaſſen, oder einen dogmatiſchen Trotz anzunehmen und den Kopf ſteif auf gewiſſe Behauptungen zu ſetzen, ohne den Gründen des Gegentheils Gehör und Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Beides iſt der Tod einer geſunden Philoſophie. Wenn wir unſere Vernunft nicht blos zum Gebrauch der Verſtandesgrundſätze auf Gegenſtände der Erfahrung anwenden, ſo entſpringen vernünftelnde Lehrſätze, die in der Erfahrung weder Beſtätigung hoffen, noch Widerlegung fürchten dürfen, und deren jeder nicht allein an ſich ſelbſt ohne Widerſpruch iſt, ſondern ſogar in der Natur der Vernunft Bedingungen ſeiner Nothwendigkeit antrifft, nur daß unglücklicherweiſe der Gegenſatz ebenſo giltige und nothwendige Gründe der Behauptung auf ſeiner Seite hat. Aber weder der Dogmatiker noch der Empiriker hört auf den Gegner.

Der Dogmatiker hat für ſich ein gewiſſes praktiſches Intereſſe, ſeine Verknüpfungen ſcheinen Grundſteine der Moral und Religion zu ſein; er iſt ferner populärer, weil er dem Geſetz der Analogie nachgeht. Wenn der Empiriker ſich damit begnügte, den Vorwitz und die Vermeſſenheit der ihre wahre Beſtimmung verkennenden Vernunft niederzuſchlagen, welche mit Einſicht und Wiſſen großthut, da wo Einſicht und Wiſſen aufhören, ſo würde man ihn billigen müſſen. Wenn er aber ſelbſt dogmatiſch wird, und dasjenige dreiſt verneint, was über die Sphäre ſeiner anſchauenden Erkenntniß iſt, ſo fällt er ſelbſt in den Fehler der Unbeſcheidenheit. — Könnte ſich ein Menſch von allem Intereſſe losſagen, und die Behauptungen der Vernunft, gleichgiltig gegen alle Folgen, blos nach dem Gehalt ihrer Gründe in Betracht ziehn: ſo würde ein ſolcher, geſetzt daß er keinen Ausweg wüßte, anders aus dem

Gedränge zu kommen, als daß er ſich zu der einen oder der andern der ſtreitenden Lehren bekannte, in einem unaufhörlich ſchwankenden Zuſtand ſein. Heute würde es ihm überzeugend vorkommen, der menſchliche Wille ſei frei; morgen, wenn er die unauflösliche Naturkette in Betracht zöge, würde er dafür halten, die Freiheit ſei nichts als Selbſttäuſchung. Wenn es nun aber zum Handeln käme, ſo würde dies Spiel der blos ſpeculativen Vernunft wie Schattenbilder eines Traums verſchwinden, und er würde ſeine Principien blos nach dem praktiſchen Intereſſe wählen.

Dieſes dialektiſche Spiel der Ideen ſcheint unauflöslich; aber kein Vorſchützen einer unergründlichen Tiefe der Aufgabe kann uns von der Verbindlichkeit löſen, ſie zu beantworten, weil derſelbe Vernunftbegriff, der uns in den Stand ſetzt, zu fragen, uns auch tüchtig machen muß, auf die Frage zu antworten: indem der Gegenſtand außer dem Begriff gar nicht angetroffen wird. Wenigſtens das muß beſtimmt werden: woher kommen euch die Ideen, deren Auflöſung euch in ſolche Schwierigkeiten verwickelt? — Euer Gegenſtand iſt blos in euerm Gehirn, ihr habt nur dafür zu ſorgen, mit euch ſelbſt einig zu werden. — Die dogmatiſche Auflöſung iſt nicht etwa ungewiß, ſondern unmöglich. Die kritiſche hat nur die Frage ſelbſt zum Gegenſtand: die beiden ſtreitenden Theile, die einander ſo ſchön widerlegen können, müſſen endlich überführt werden, daß ſie um nichts ſtreiten, und daß ein gewiſſer transcendentaler Schein ihnen da eine Wirklichkeit vorgemalt habe, wo keine anzutreffen iſt. — Dieſer Schein entſpringt daher, daß man die Idee der abſoluten Totalität, welche nur als eine Bedingung der Dinge an ſich gilt, auf Erſcheinungen angewandt hat, die nur in der Vorſtellung und, wenn ſie eine Reihe ausmachen, im ſucceſſiven Regreſſus, ſonſt aber gar nicht exiſtiren. So z. B. iſt aller Anfang in der Zeit und alle Grenze des Ausgedehnten im Raum. Raum und Zeit aber ſind nur in der Sinnenwelt. Mithin ſind nur Erſcheinungen in der Welt bedingterweiſe, die Welt ſelbſt aber weder bedingt, noch auf unbedingte Art begrenzt.

Der Hauptpunkt, in dem ſich alle Fäden des Syſtems verzweigen, iſt die Unterſuchung der Freiheit. — Im praktiſchen Leben verſteht man darunter nur die Unabhängigkeit der Willkür von der Nöthigung durch Antriebe der Sinnlichkeit; in der Metaphyſik dagegen das Vermögen, einen Zuſtand von ſelbſt anzufangen, deſſen Cauſalität alſo nicht wiederum unter einer andern Urſache ſteht, welche ſie der Zeit nach beſtimmte. Die Freiheit in dieſem Sinn iſt eine Idee, welche die reine Vernunft ſich ſchafft; die nichts von der Erfahrung Entlehntes enthält, und deren Gegenſtand auch in keiner Erfahrung gegeben werden kann, weil die Möglichkeit aller Erfahrung auf dem Begriff der Cauſalität beruht. — Der Begriff der Freiheit ſetzt voraus,

daß in unſerer Willkür eine Cauſalität liege, unabhängig von den Natururſachen und ſelbſt wider ihre Gewalt etwas hervorzubringen, was in der Zeitordnung nach empiriſchen Geſetzen beſtimmt iſt.

Iſt die Grenze unſers Erkennens — die Erſcheinungswelt — auch Grenze des Seins, ſo iſt der Begriff der Freiheit nicht zu retten. Alsdann iſt Natur die vollſtändige und an ſich hinreichend beſtimmende Urſache jeder Begebenheit, und die Bedingung derſelben iſt jederzeit nur in der Reihe der Erſcheinungen enthalten, die ſammt ihrer Wirkung unter dem Naturgeſetz nothwendig ſind. Das Geſetz, daß alles was geſchieht eine Urſache habe, daß dieſe Urſache, d. h. die Handlung, da ſie in der Zeit vorhergeht, gleichfalls durch eine Urſache beſtimmt iſt: dies Geſetz, durch welches Erſcheinungen allererſt eine Natur ausmachen und Gegenſtände der Erfahrung abgeben können, iſt ein Verſtandesgeſetz, von welchem es unter keinem Vorwand erlaubt iſt abzugehn oder irgend eine Erſcheinung davon auszunehmen: weil man ſie ſonſt außerhalb aller möglichen Erfahrung ſetzen und ſie zu einem bloßen Gedankending und Hirngeſpinnſt machen würde. Eine urſprüngliche Handlung, wodurch etwas geſchieht, was vorher nicht war, iſt von der Cauſalverknüpfung der Erſcheinungen nicht zu erwarten. Aus dem Naturgeſetz folgt, daß jede Handlung, die in einem Zeitpunkt vorgeht, unter der Bedingung deſſen, was in der vorhergehenden Zeit war, nothwendig ſei. Da nun die vergangene Zeit nicht mehr in meiner Gewalt iſt, ſo muß jede Handlung, die ich ausübe, durch beſtimmende Gründe, die nicht in meiner Gewalt ſind, nothwendig ſein, d. h. ich bin in dem Zeitpunkt, darin ich handle, niemals frei. Einem Weſen, deſſen Daſein in der Zeit beſtimmt iſt, Freiheit beilegen, iſt ein leerer und nichtiger Begriff.

Es iſt ein elender Behelf, von einer comparativen Freiheit zu reden, inſofern die beſtimmenden Beweggründe der Natur des Menſchen angehören. So meint man jenes ſchwere Problem, an deſſen Auflöſung Jahrtauſende vergeblich gearbeitet haben, mit einer Wortklauberei zu beſeitigen. Die Wahrheit zu finden, muß man etwas mehr in die Tiefe graben.

Jede wirkende Urſache muß einen Charakter haben, d. h. ein *Geſetz* ihrer Cauſalität. Ein Subject der Sinnenwelt hat zunächſt einen *empiriſchen* Charakter, wodurch ſeine Handlungen als Erſcheinungen mit andern Erſcheinungen nach beſtändigen Naturgeſetzen in Verbindung ſtehn, und von ihnen, als ihren Bedingungen, abgeleitet werden können. Aber das Vernunftgeſetz, überall auf das Unbedingte auszugehn, zwingt uns, zugleich einen *intelligibeln* Charakter anzunehmen, dadurch das Subject zwar die *Urſache* jener Handlungen als Erſcheinungen iſt, der aber ſelbſt unter keinen Bedingungen der Sinnlichkeit ſteht und ſelbſt nicht Erſcheinung iſt. Der

intelligible Charakter würde unter keinen Zeitbestimmungen stehn, denn die Zeit ist nur die Bedingung der Erscheinungen; in ihm würde keine Handlung entstehn oder vergehn, mithin würde er nicht dem Gesetz aller Zeitbestimmung unterworfen sein, daß alles was geschieht in den Erscheinungen des vorigen Zustandes seine Ursache antreffe. Die Causalität desselben, sofern sie intellectuell ist, stünde gar nicht in der Reihe empirischer Bedingungen, welche die Begebenheit in der Sinnenwelt nothwendig machen.

Der Mensch ist eine von den Erscheinungen der Sinnenwelt, und insofern auch eine der Naturursachen, deren Causalität unter empirischen Gesetzen stehn muß. Als eine solche hat er einen empirischen Charakter, wie alle andern Naturdinge. Bei den andern Naturdingen finden wir keinen Grund, irgend ein Vermögen uns anders als sinnlich bedingt zu denken. Allein der Mensch, der die ganze Natur sonst lediglich durch Sinne kennt, erkennt sich selbst auch durch bloße Apperception, und zwar in Handlungen und innern Bestimmungen, die er gar nicht zum Eindruck der Sinne zählen kann, und ist sich selbst freilich eines Theils Phänomen, andern Theils aber — nämlich in Ansehung der Vernunft — ein blos intelligibler Gegenstand. Daß die Vernunft Causalität habe, wenigstens wir uns eine dergleichen an ihr vorstellen, ist aus den Imperativen klar, welche wir in allem Praktischen den ausübenden Kräften als Regeln aufgeben. Das Sollen drückt eine Art von Nothwendigkeit und Verknüpfung mit Gründen aus, die in der ganzen Natur sonst nicht vorkommt. Der Verstand kann von dieser nur erkennen, was da ist, oder gewesen ist, oder sein wird; es ist unmöglich, daß etwas darin anders sein soll als es in allen diesen Zeitverhältnissen in der That ist. Das Sollen drückt eine mögliche Handlung aus, davon der Grund ein bloßer Begriff ist, dahingegen von einer Naturhandlung der Grund jederzeit eine Erscheinung sein muß.

Alle Handlungen des Menschen in der Erscheinung sind aus seinem empirischen Charakter und den mitwirkenden andern Ursachen nach der Ordnung der Natur bestimmt, und wenn wir alle Erscheinungen seiner Willkür bis auf den Grund erforschen könnten, so würde es keine einzige menschliche Handlung geben, die wir nicht mit Gewißheit vorhersagen und aus ihren vorhergehenden Bedingungen als nothwendig erkennen könnten. In Ansehung dieses empirischen Charakters giebt es also keine Freiheit. — Bisweilen aber finden wir, oder glauben wenigstens zu finden, daß die Ideen der Vernunft wirklich Causalität in Ansehung der Handlungen der Menschen bewiesen haben. Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Wahrnehmung bei Seite gesetzt, ist zunächst zu untersuchen, was wir darunter verstehn.

Die reine Vernunft, als ein blos intelligibles Vermögen, ist der Zeit-

form und mithin auch den Bedingungen der Zeitfolge nicht unterworfen. Die Causalität der Vernunft im intelligibeln Charakter hebt nicht etwa zu einer gewissen Zeit an, um eine Wirkung hervorzubringen. Man kann von ihr nicht sagen, daß vor demjenigen Zustand, darin sie die Willkür bestimmt, ein anderer vorhergehe, darin dieser Zustand selbst bestimmt werde. Sie ist die beharrliche Bedingung aller willkürlichen Handlungen, unter denen der Mensch erscheint. Jede derselben ist im empirischen Charakter des Menschen vorherbestimmt, ehe noch sie geschieht. In Ansehung des intelligibeln Charakters, wovon jener nur das sinnliche Schema ist, gilt kein Vorher oder Nachher, und jede Handlung, unangesehen des Zeitverhältnisses, darin sie mit andern Erscheinungen steht, ist die unmittelbare Wirkung des intelligibeln Charakters der reinen Vernunft, welche mithin frei handelt, ohne in der Kette der Naturursachen durch äußere oder innere, aber der Zeit nach vorhergehende Gründe dynamisch bestimmt zu sein.

So sieht man auch in jedem moralischen Urtheil die Vernunft als eine Ursache an, welche, bei Gelegenheit einer tadelnswerthen That, das Verhalten des Menschen habe anders bestimmen können und sollen. Und zwar sieht man die Causalität der Vernunft als ganz vollständig an, wenn auch alle sinnlichen Triebfedern dagegen sein sollten. Es wird vorausgesetzt, die Vernunft verändere sich nicht, in ihr gehe kein Zustand vorher, der den folgenden bestimme; sie ist in allen Handlungen des Menschen in allen Zeitumständen gegenwärtig und einerlei, selbst aber ist sie nicht in der Zeit und geräth etwa in einen neuen Zustand, darin sie vorher nicht war. Daher kann man nicht fragen: warum hat sich die Vernunft nicht anders bestimmt? sondern nur: warum hat sie die Erscheinungen durch ihre Causalität nicht anders bestimmt? — Darauf aber ist keine Antwort möglich. — Wir können im Urtheil über freie Handlungen nur bis an die intelligible Ursache, aber nicht über dieselbe heraus kommen. Warum der intelligible Charakter gerade diese Erscheinungen und diesen empirischen Charakter unter vorliegenden Umständen gebe? das zu beantworten, ja nur zu fragen überschreitet so weit alles Vermögen unserer Vernunft, als ob man früge: woher der transcendentale Gegenstand unserer äußern sinnlichen Anschauung gerade nur Anschauung im Raum und nicht irgend eine andere giebt.

Es war nicht die Absicht, die Wirklichkeit der Freiheit darzuthun, indem wir aus der Erfahrung niemals auf etwas, was gar nicht nach Erfahrungssätzen gedacht werden muß, schließen können. Nicht einmal ihre Möglichkeit sollte bewiesen, es sollte nur gezeigt werden, daß die transcendentale Idee der Freiheit, auf welche die Vernunft nothwendig kommen muß, an sich dem Verstandesbegriff der Causalität nicht widerstreite. — —

Die letzte der Fragen, welche die reine Vernunft zu stellen genöthigt ist, richtet sich auf Gott. „Wenn Etwas, was es auch sei, existirt, so muß eingeräumt werden, daß irgend etwas nothwendigerweise existire: das ist das Argument, worauf die Vernunft ihren Fortschritt zum Urwesen stützt. — Ungeachtet dieses dringenden Bedürfnisses der Vernunft, etwas vorauszusetzen, was dem Verstande zu der durchgängigen Bestimmung seiner Begriffe zu Grunde liegen könne, bemerkt sie doch das blos Gedichtete einer solchen Voraussetzung viel zu leicht, als daß sie dadurch allein überredet werden sollte, ein Selbstgeschöpf ihres Denkens für ein wirkliches Wesen anzunehmen, wenn sie nicht durch andres gedrungen würde, irgendwo ihren Ruhestand in dem Regressus vom Bedingten, das gegeben ist, zum Unbedingten zu suchen, das zwar an sich und seinem bloßen Begriff nach nicht als wirklich gegeben ist, welches aber allein die Reihe der zu ihren Gründen hinausgeführten Bedingungen vollenden kann. — Die ganze Aufgabe des transcendentalen Ideals kommt darauf heraus, entweder zu der absoluten Nothwendigkeit einen Begriff, oder zu dem Begriff von irgend einem Dinge die absolute Nothwendigkeit desselben zu finden. Beides übersteigt gänzlich alle äußersten Bestrebungen, unsern Verstand über diesen Punkt zu befriedigen, aber auch alle Versuche, ihn wegen dieses seines Unvermögens zu beruhigen. Die unbedingte Nothwendigkeit, die wir, als den letzten Träger aller Dinge, so unentbehrlich bedürfen, ist der wahre Abgrund für die menschliche Vernunft. Selbst die Ewigkeit macht lange nicht den schwindeligen Eindruck auf das Gemüth, denn sie mißt nur die Dauer der Dinge, aber trägt sie nicht. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, man kann ihn aber auch nicht ertragen, daß ein Wesen, welches wir uns auch als das höchste unter allen möglichen vorstellen, gleichsam zu sich selbst sage: Ich bin von Ewigkeit zu Ewigkeit, außer mir ist nichts, ohne das, was blos durch meinen Willen etwas ist: aber woher bin Ich denn? — Hier sinkt alles unter uns, und die größte Vollkommenheit wie die kleinste schwebt ohne Haltung blos vor der speculativen Vernunft, die es nichts kostet, die eine wie die andere ohne das mindeste Hinderniß verschwinden zu lassen."

„Ich mag einen Begriff von einem Dinge annehmen, welchen ich will, so finde ich, daß sein Dasein niemals von mir als schlechterdings nothwendig vorgestellt werden könne, und daß mich nichts hindere, das Nichtsein desselben zu denken. Ich muß zu dem Existirenden etwas Nothwendiges annehmen, kann mir aber kein Ding als an sich nothwendig denken, d. h., ich kann das Zurückgehn zu den Bedingungen des Existirens niemals vollenden, ohne ein nothwendiges Wesen anzunehmen; ich kann aber von demselben niemals anfangen." — Sämmtliche „Beweise" für das Dasein Gottes lassen sich

auf den „ontologiſchen“ zurückführen, einen Trugſchluß, der auf die Verwechſelung eines realen und eines logiſchen Begriffs im Worte „Sein“ herauskommt. „Es iſt etwas ganz Unnatürliches und eine bloße Neuerung des Schulwitzes, aus einer ganz willkürlich entworfenen Idee das Daſein des ihr entſprechenden Gegenſtandes ausklauben zu wollen.“ „Der Begriff eines höchſten Weſens iſt eine in mancher Hinſicht ſehr nützliche Idee; ſie iſt aber eben darum, weil ſie blos Idee iſt, ganz unfähig, unſere Erkenntniß in Anſehung deſſen, was exiſtirt, zu erweitern; ſie vermag nicht einmal ſoviel, daß ſie uns in Anſehung der Möglichkeit eines Mehreren belehrte. Sie iſt nichts anderes, als ein regulatives Princip der Vernunft, alle Verbindung in der Welt ſo anzuſehn, als ob ſie aus einer allgenugſamen nothwendigen Urſache entſpränge, um darauf die Regel einer ſyſtematiſchen Einheit in der Erklärung derſelben zu gründen.“

Wir *können* nicht blos einen allgewaltigen Welturheber annehmen, ſondern wir *müſſen* es, aber ohne durch dieſe Annahme unſere Erkenntniß zu erweitern. Wir ſetzen etwas voraus, wovon wir gar keinen Begriff haben, das wir uns alſo nur nach der Analogie vorſtellen können, nach der Analogie der menſchlichen Intelligenz. Denn ich habe gar keinen Begriff von meinem Verſtande als dem, der ſo iſt, wie der meinige. Jede Vorſtellung Gottes iſt anthropomorphiſtiſch; läßt man dieſe Analogie fallen, ſo bleibt nichts als ein Deismus übrig, aus dem man nichts machen, der uns zu nichts nützen und zu keinem Fundament der Religion und Sitte dienen kann. — Alle Verſuche eines blos ſpeculativen Gebrauchs der Vernunft ſind in Anſehung der Theologie gänzlich fruchtlos und ihrer innern Beſchaffenheit nach null und nichtig; und wenn man nicht moraliſche Geſetze zum Grunde legt oder zum Leitfaden braucht, kann es überall keine Theologie der Vernunft geben. Die Speculation dient nicht dazu, den Begriff Gottes poſitiv zu geben, ſondern nur die Anmaßungen der Gegner, die ihn widerlegen wollen, zurückzuweiſen. — —

Wir hatten einen Thurm im Sinne, der bis an den Himmel reichen ſollte, das Material reichte aber nur zu einem Wohnhauſe aus, welches zu unſern Geſchäften auf der Ebene der Erfahrung gerade geräumig, und ſie zu überſehn hoch genug war. — Die „reine Vernunft“ bedarf einer ſtrengen Disciplin. Bisher iſt ſie einer ſolchen Demüthigung darum entgangen, weil bei der Feierlichkeit und dem gründlichen Anſtand, womit ſie auftritt, Niemand auf den Verdacht eines leichtſinnigen Spiels mit Einbildungen ſtatt Begriffen, mit Worten ſtatt Sachen, leichtlich gerathen konnte.

Wenn man zur Erklärung von Naturerſcheinungen zu Gott ſeine Zuflucht nimmt, ſo iſt es nur ein Geſtändniß, man ſei mit ſeiner Philoſophie zu

Ende. Die Endabſicht der Speculation betrifft drei Gegenſtände: Freiheit, Unſterblichkeit, Gott. In Anſehung aller drei iſt das blos ſpeculative Intereſſe der Vernunft ſehr gering, weil man von allen Entdeckungen, die hierüber etwa zu machen ſein möchten, doch keinen Gebrauch machen kann, der in concreto, d. h. in der Naturforſchung, ſeinen Nutzen bewieſe. Sie ſind an ſich betrachtet ganz müßige und dabei äußerſt ſchwere und ermüdende Anſtrengungen unſerer Vernunft. — Wenn ſie uns demnach zum Wiſſen gar nicht nöthig ſind, und uns gleichwohl durch unſere Vernunft dringend empfohlen werden, ſo wird ihre Wichtigkeit wohl eigentlich nur das Praktiſche angehn. Die Naturanlage unſerer Vernunft zielt dahin ab, unſern Begriff von den Feſſeln der Erfahrung und den Schranken der bloßen Naturbetrachtung ſo weit loszumachen, daß er wenigſtens ein freies Feld vor ſich eröffnet ſehe, ohne welches praktiſche Principien ſich nicht zu der Allgemeinheit ausbreiten könnten, deren die Vernunft in moraliſcher Abſicht bedarf. Ihre ganze Zurüſtung iſt darauf gerichtet: was zu thun ſei, wenn der Wille frei, wenn ein Gott und eine künftige Welt iſt. Da dies nun unſer Verhalten in Beziehung auf den höchſten Zweck betrifft, ſo iſt die letzte Abſicht der Natur bei der Einrichtung unſerer Vernunft eigentlich aufs Moraliſche geſtellt. —

Nachdem Kant ſoweit gekommen, ſtimmt er plötzlich einen andern Ton an: froh gleichſam, endlich dem Labyrinth der Speculation entronnen zu ſein, wird er bequem, populär, man möchte ſagen leutſelig.

„Die praktiſche Freiheit kann durch Erfahrung bewieſen werden. Denn nicht blos das was reizt, d. h. die Sinne unmittelbar afficirt, beſtimmt die menſchliche Willkür, ſondern wir haben ein Vermögen, durch Vorſtellungen von dem, was ſelbſt auf entfernte Art nützlich oder ſchädlich iſt, die Eindrücke auf unſer ſinnliches Begehrungsvermögen zu überwinden; dieſe Ueberlegungen aber von dem, was in Anſehung unſers ganzen Zuſtandes begehrungswerth, d. h. gut iſt, beruhen auf der Vernunft. Dieſe giebt Geſetze, welche Imperative, d. h. objective Geſetze der Freiheit ſind, und welche ſagen, was geſchehen ſoll, ob es gleich vielleicht nie geſchieht, und ſich darin von Naturgeſetzen unterſcheiden. Ob aber die Vernunft ſelbſt in dieſen Handlungen, dadurch ſie Geſetze vorſchreibt, nicht wiederum durch anderweitige Einflüſſe beſtimmt ſei, und das, was in Abſicht auf ſinnliche Antriebe Freiheit heißt, in Anſehung höherer und entfernter wirkender Urſachen nicht wiederum Natur ſein möge, das geht uns im Praktiſchen nichts an. Wir erkennen die praktiſche Freiheit durch Erfahrung als eine von den Natururſachen, nämlich eine Cauſalität der Vernunft in Beſtimmung des Willens, indeß die transcendentale Freiheit eine Unabhängigkeit dieſer Vernunft ſelbſt von allen beſtimmenden Urſachen der

Sinnenwelt fordert, mithin aller möglichen Erfahrung zuwider zu sein scheint, und also ein Problem bleibt."

„Der praktische Begriff der Freiheit hat mit dem speculativen, der den Metaphysikern gänzlich überlassen bleibt, gar nichts zu thun. Woher mir ursprünglich der Zustand, in welchem ich jetzt handeln soll, gekommen sei, kann mir ganz gleichgiltig sein; ich frage nur, was ich nun zu thun habe? und da ist die Freiheit eine nothwendige praktische Voraussetzung und eine Idee, unter der allein ich die Gebote der Vernunft als giltig ansehen kann. Selbst der hartnäckigste Skeptiker gesteht, daß, wenn es zum Handeln kommt, alle sophistische Bedenklichkeiten wegen eines allgemein täuschenden Scheins wegfallen müssen. Ebenso muß der entschlossenste Fatalist, der es ist, so lange er sich der bloßen Speculation ergiebt, dennoch, sobald es ihm um Weisheit und Pflicht zu thun ist, jederzeit so handeln, *als ob er frei wäre*; und diese Idee bringt auch wirklich die damit einstimmige That hervor, und kann sie auch allein hervorbringen. Es ist schwer, den Menschen ganz abzulegen. Auch wer jedes Menschen Handlung, so abgeschmackt sie erscheinen mag, aus dem Grund seiner besondern Stimmung rechtfertigt, setzt im Grund seiner Seele voraus, daß der Verstand nach objectiven, jederzeit giltigen Gründen sein Urtheil zu bestimmen das Vermögen habe; mithin nimmt er Freiheit zu denken an. Ebenso muß er auch Freiheit des Willens im Handeln voraussetzen, wenn er im Leben den ewigen Gesetzen der Pflicht gemäß verfahren und nicht ein Spiel seiner Instincte und Neigungen sein will, ob er schon zu gleicher Zeit sich selbst diese Freiheit abspricht, weil er seine praktischen Grundsätze mit den speculativen sonst nicht in Einstimmung zu bringen vermag; — *woran aber, wenn es auch Niemandem gelänge, in der That nicht viel verloren sein würde.*"

In diesem Sinn ist auch der Glaube an Gott, die Hoffnung auf ein Jenseits zu fassen. „Das Wort *Glauben* geht nur auf die Leitung, die mir eine Idee giebt, und den subjectiven Einfluß auf die Beförderung meiner Vernunfthandlungen, die mich an derselben festhält, ob ich gleich von ihr nicht im Stande bin, in speculativer Absicht Rechenschaft zu geben."

„So bleibt uns, nach Vereitelung aller ehrgeizigen Absichten einer über die Grenzen aller Erfahrung herumschweifenden Vernunft, noch genug übrig, daß wir damit in praktischer Absicht zufrieden zu sein Ursache haben. Zwar wird freilich sich Niemand rühmen können, er *wisse*, daß ein Gott und daß ein künftiges Leben sei: denn wenn er es weiß, so ist er gerade der Mann, den ich längst gesucht habe. Nein die Ueberzeugung ist nur *moralische* Gewißheit, und da sie auf subjectiven Gründen (der moralischen Gesinnung) beruht, so darf ich nicht einmal sagen: *es ist* moralisch gewiß, daß ein Gott

ſei u. ſ. w.; ſondern ich bin moraliſch gewiß u. ſ. w.; d. h. der Glaube an einen Gott und eine andere Welt iſt mit meiner moraliſchen Geſinnung ſo verwebt, daß, ſo wenig ich Gefahr laufe, die erſtere einzubüßen, ebenſowenig beſorge ich, daß mir der zweite jemals könne entriſſen werden."

„Iſt das aber alles, was reine Vernunft ausrichtet, indem ſie über die Grenzen der Erfahrung hinaus Ausſichten eröffnet? nichts mehr als zwei Glaubensartikel? Soviel hätte auch wohl der gemeine Verſtand ausrichten können, ohne den Philoſophen zu fragen! — Allerdings entdeckt die tiefſte Metaphyſik nur, daß die Natur in dem, was Menſchen ohne Unterſchied angelegen iſt, keiner parteiiſchen Austheilung ihrer Gaben zu beſchuldigen ſei, und daß in Anſehung der weſentlichen Zwecke die höchſte Philoſophie es nicht weiter bringen könne, als was die Natur auch dem gemeinſten Verſtand hat angedeihen laſſen." — —

Daß Kant im Ton mitunter ſtark wechſelt, ſieht man leicht: bald iſt er der feinſte, gewandteſte Dialektiker, der den Abgrund zu ermeſſen nicht die mindeſte Scheu trägt; bald der derbe Praktiker mit dem breiten und geraden Verſtand, der mit Achſelzucken von der Tiefe ſich abwendet. Dieſe beiden Regiſter ſeiner Stimmung ſind nicht ganz ausgeglichen, und vergebens würde man ableugnen wollen, daß mehr als die Stimmung von dieſer Abweichung getroffen wird, bei der unerhörteſten Conſequenz in den Denkformen.

Am lebendigſten iſt er, wenn er die gemeine Vorſtellung analyſirt; daß er es für nöthig hielt, überall die Gründe ſeines Verfahrens anzugeben, hat ſpäter bei der Gründung ſeiner Schule ſehr genutzt, für den Anfang machte es die Darſtellung etwas ſchwerfällig. Auch ſieht man bei der Kritik mitunter, daß er 57 J. alt war und ſeit 33 J. Collegien geleſen hatte: das ewige Regiſter der Kategorien und die zahlreichen Kunſtausdrücke ſchaden dem Schriftſteller; für die Gründung der Schule war es wiederum ſehr wichtig, daß man ein ganzes Vocabularium auswendig zu lernen hatte. Jetzt, da die Schule vergangen iſt, muß man bei der Lectüre oft abſtrahiren: dann aber wird man Fr. Schlegel von Herzen Recht geben müſſen, daß Kant auch als Schriftſteller zu unſern erſten Claſſikern gehört. Unſerer wiſſenſchaftlichen Sprache hat er das feſte Gepräge gegeben: wir alle denken in ſeiner Weiſe, mit ſeinen Worten, ohne es zu wiſſen. Aber ihn ſelbſt muß man vor Augen nehmen, um das Wehen eines hohen Geiſtes zu empfinden.

Die Dedication der „Kritik", an Zedlitz, iſt vom 29. März 1781; 6. April ſchreibt Hamann: „Menſchlichem Vermuthen nach wird das Buch Aufſehen machen, im Grunde aber möchten ſehr wenig Leſer dem ſcholaſtiſchen Inhalt gewachſen ſein. Mit dem Fortgang wächſt das Intereſſe, und es giebt reizende und blühende Ruheplätze, nachdem man lange im Sande gewatet.

Ueberhaupt ist es reich an Aussichten, und Sauerteig zu neuen Gährungen in und außerhalb der Facultät." „Hume ist mein Mann, weil er wenigstens das Princip des Glaubens veredelt und in sein System aufgenommen; seine Dialogen schließen mit der jüdischen und platonischen Hoffnung eines Propheten, der noch kommen soll. Kant ist mehr ein Cabbalist, der einen Aion zur Gottheit macht, um die mathematische Gewißheit festzusetzen. Ohne es zu wissen, schwärmt er ärger als Plato in der Intellectualwelt." — 1. Juli bringt er eine Anzeige zustande, die er aber, um Kant nicht zu schaden, vorläufig bei Seite legt. „Sind ideae matrices und ideae innatae nicht Kinder eines Geistes? Entspringen Sinnlichkeit und Verstand, als die zween Stämme der menschlichen Erkenntniß, aus einer gemeinschaftlichen uns unbekannten Wurzel, wozu eine so gewaltthätige, unbefugte Scheidung dessen, was die Natur zusammengefügt hat?" „Der neue kritische Fußsteig scheint ebenso unbequem zu einer Heerstraße, als eine Tänzerlinie zum gemeinen Fußsteig zu sein." „Wenn meine Uebersetzung des Hume herauskommt, will ich dem englischen und preußischen Kritiker mit einmal antworten, mit denen beiden ich in Ansehung der Kritik völlig einig bin, aber desto mehr von ihrer mystischen oder skeptischen Syntheſe abweiche."*) Kant stutzte über diese Aeußerung: „er wußte gar nicht, wie er zur Mystik kam. Mich hat es gefreut, daß La-

*) Die „Metakritik" erschien Oct. 1784. „Bei mir ist nicht sowohl die Frage: was ist Vernunft? sondern: was ist Sprache? und hier vermuthe ich den Grund aller Paralogismen und Antinomien, die man jener zur Last legt; daher kommt es, daß man Wörter für Begriffe, und Begriffe für die Dinge selbst hält. In Worten und Begriffen ist keine Existenz möglich, welche blos den Dingen und Sachen zukommt. Kein Genuß ergrübelt sich, und alle Dinge, folglich auch das Ens Entium ist zum Genuß da, nicht zur Speculation. Durch den Baum der Erkenntniß wird uns der Baum des Lebens entzogen; und soll uns dieser nicht lieber sein wie jener? wollen wir denn immer dem Exempel des alten Adam vielmehr folgen als uns an seinem Beispiel spiegeln, keine Kinder werden, nicht wie der neue Adam Fleisch und Blut an- und das Kreuz auf uns nehmen? Alle Terminologie der Metaphysik läuft auf dies historische Factum hinaus, und sensus ist das Principium alles intellectus . . . *Ουδεν και παντα*! . . . Er schuf den Menschen sich zum Bilde, wir sind seines Geschlechts, die Differentia specifica liegt blos darin, daß wir noch in der Mache sind und unser Leben noch verborgen ist, mit Christo in Gott. Unsere Vernunft muß warten und hoffen, Dienerin, nicht Gesetzgeberin der Natur sein wollen. Niemand kann sein Herz und seinen Magen sehn, und ein zu starkes Gefühl ihres Daseins ist eben kein Zeichen ihrer Gesundheit, noch ein angenehmes Bewußtsein. Erfahrung und Offenbarung sind einerlei, und unentbehrliche Flügel oder Krücken unserer Vernunft, wenn sie nicht lahm bleiben und kriechen soll. Sinn und Geschichte ist das Fundament und der Boden, jene mögen noch so trügen und diese noch so einfältig sein, so zieh' ich sie allen Luftschlössern vor. *Δον μοι που στω* — nur keine geläuterte und abgezogene und leere Wörter — die scheu' ich wie tiefe stille Wasser und glattes Eis."

vater eine gleichförmige Sprache mit Kant führt; ein neuer Beweis für mich, daß alle Philosophen Schwärmer sind und umgekehrt, ohne es zu wissen."

In demselben Sinn beschuldigte die erste Recension, welche 19. Jan. 1782 in den Gött. Gel. Anz. erschien, halb von Garve, halb von Feder, die Kritik der reinen Vernunft, in einer schwer verständlichen Sprache nichts anderes zu lehren als den Berkeley'schen Idealismus. Diese und ähnliche Vorwürfe abzuwehren, schrieb Kant 1783 die „Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik", welche schon darum populärer waren, weil sie seine Ueberzeugungen genetisch vortrugen. — Die Formel aller echten Idealisten sei: „alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung ist nichts als Schein, und nur in den Ideen des reinen Verstandes und der reinen Vernunft ist Wahrheit;" der Grundsatz dagegen, der sein System durchgängig bestimme: „alle Erkenntniß von Dingen aus bloßem reinem Verstande oder reiner Vernunft ist nichts als Schein, und nur in der Erfahrung ist Wahrheit." Sein kritischer Idealismus lehre also gerade das Gegentheil des schwärmerischen Idealismus; er verhalte sich zur gewöhnlichen Metaphysik wie Chemie zur Alchymie, wie Astronomie zur Astrologie. „Mancher Naturalist der reinen Vernunft möchte wohl vorgeben, er habe das, was hier so weitschweifig vorgetragen worden, längst durch den Wahrsagergeist seiner gesunden Vernunft nicht blos vermuthet, sondern auch gewußt und eingesehen: daß wir nämlich mit all' unserer Vernunft über das Feld der Erfahrungen nie herauskommen. Allein da er sich, wenn man ihm seine Vernunftprinzipien allmälig abfragt, gestehen muß, daß darunter viele sind, die er nicht aus Erfahrung geschöpft hat, die also von dieser unabhängig sind: mit welchen Gründen will er den Dogmatiker in Schranken halten? der sich dieser Begriffe und Grundsätze über alle mögliche Erfahrung hinaus bedient, darum eben, weil sie unabhängig von dieser erkannt werden. Und selbst er, dieser Adept der gesunden Vernunft, ist so sicher nicht, ungeachtet aller seiner angemaßten wohlfeil erworbenen Weisheit, unvermerkt über Gegenstände der Erfahrung hinaus in das Feld der Hirngespinnste zu gerathen. Auch ist er gemeiniglich tief genug darin verwickelt, ob er zwar durch die populäre Sprache, da er alles blos für Wahrscheinlichkeit, vernünftige Vermuthungen oder Analogie ausgiebt, seinen grundlosen Ansprüchen einigen Anstrich giebt."

„An eine neue Wissenschaft, die gänzlich isolirt und die einzige ihrer Art ist, mit dem Vorurtheil gehen, als könne man sie vermittelst seiner sonst erworbenen vermeinten Erkenntnisse beurtheilen, obgleich die eben es sind, an deren Realität zuvor gänzlich gezweifelt werden muß, bringt nichts anderes zuwege, als daß man allenthalben das zu sehen glaubt, was einem schon sonst bekannt war, weil etwa die Ausdrücke jenem ähnlich lauten, nur daß einem

alles äußerſt verunſtaltet, widerſinnig und kauderwelſch vorkommen muß, weil man nicht die Gedanken des Verfaſſers, ſondern immer nur ſeine eigenen durch lange Gewohnheit zur Natur gewordene Denkart dabei zu Grunde legt." — Wer nun die Erläuterung ſelbſt wieder dunkel findet, „der mag bedenken, daß es eben nicht nöthig ſei, daß jeder Metaphyſik ſtudire, daß es manches Talent gebe, welches in gründlichen Wiſſenſchaften, die ſich mehr der Anſchauung nähern, ganz wohl fortkommt, dem es aber mit Nachforſchungen durch lauter abgezogene Begriffe nicht gelingen will, und daß man ſeine Geiſtesgaben in ſolchem Fall auf einen andern Gegenſtand wenden müſſe."

Mit beſonderer Freude begrüßte Kant ſeines Freundes, des Hofprediger Schulz, „Erläuterungen zur Kritik der reinen Vernunft" (1784), die in der That in der Stimmung des Publicums einen Wendepunkt bezeichnen. Nicht wenig wurde dieſe Popularität durch die kleinen Aufſätze gefördert, in welchen Kant für den Liberalismus Partei nahm. So Dec. 1784 in der Berl. Mon. Schr.

„Aufklärung iſt der Ausgang des Menſchen aus ſeiner ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit. Ihr Wahlſpruch: sapere aude! Habe Muth, dich deines eignen Verſtandes zu bedienen! — Faulheit und Feigheit ſind die Urſachen, warum ein ſo großer Theil der Menſchen gern zeitlebens unmündig bleibt. Es iſt ſo bequem, unmündig zu ſein. Habe ich ein Buch, das für mich Verſtand hat, einen Seelſorger, der für mich Gewiſſen hat, ſo brauche ich mich nicht ſelbſt zu bemühen. Daß der größte Theil der Menſchen den Schritt zur Mündigkeit, außerdem daß er beſchwerlich iſt, auch für ſehr gefährlich halte, dafür ſorgen ſchon jene Vormünder, die die Oberaufſicht über ſie gütigſt übernommen haben. Nachdem ſie ihr Hausvieh zuerſt dumm gemacht, und ſorgfältig verhüten, daß dieſe ruhigen Geſchöpfe einen Schritt außer den Gängelwegen thun, ſo zeigen ſie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen droht, wenn ſie es verſuchten. Nun iſt zwar dieſe Gefahr ſo groß nicht, denn ſie würden durch einige Mal Fallen wohl endlich gehn lernen; allein ein Beiſpiel dieſer Art macht doch ſchüchtern, und ſchreckt gemeiniglich von allen fernern Verſuchen ab."

Nicht auf des Einzelnen Aufklärung iſt hinzuarbeiten, ſondern des Publicums. Auch dieſes „kann nur langſam zur Aufklärung gelangen. Durch eine Revolution wird vielleicht ein Abfall von perſönlichem Despotismus und gewinnſüchtiger oder herrſchſüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen, ſondern neue Vorurtheile werden wie die alten zum Leitband des gedankenloſen Haufens dienen." „Zu dieſer Aufklärung wird nichts erfordert als Freiheit, und zwar die unſchädlichſte: die Freiheit, von ſeiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Ge-

brauch zu machen." Alle Gesetze, die dieser Freiheit im Wege stehen, sind null und nichtig, „sollten sie auch durch die oberste Gewalt, durch Reichstage und die feierlichsten Friedensschlüsse bestätigt sein. Ein Zeitalter kann sich nicht verschwören, das folgende in einen Zustand zu versetzen, darin es ihm unmöglich werden muß, in der Aufklärung weiter zu schreiten. Das wäre ein Verbrechen wider die menschliche Natur." — Die Freiheit ist am unverfänglichsten in einer festgefugten Staatsordnung. Nur ein Friedrich kann sagen, was ein Freistaat nicht wagen darf: räsonnirt soviel ihr wollt, nur gehorcht! — „So zeigt sich hier ein befremdlicher Gang menschlicher Dinge; sowie auch sonst, wenn man ihn im Großen betrachtet, fast alles paradox ist. Ein größerer Grad bürgerlicher Freiheit scheint der Freiheit des Geistes vortheilhaft, und setzt ihr doch unübersteigliche Schranken; ein Grad weniger von jener verschafft diesem Raum, sich nach all' seinem Vermögen auszubreiten." — In demselben Sinn schreibt Wieland gleichzeitig: „Nicht die wohlmeinenden Leute, die der Welt ihre Gesichte und Träume, nicht die Forscher, die ihr die Resultate ihrer Beobachtungen mittheilen, noch die Sophisten, stören den Frieden der bürgerlichen Gesellschaft: sondern die sich einen Gerichtszwang über den menschlichen Verstand anmaßen, die Formelnschmiede und Ketzermacher. „Laßt Glauben mit Unglauben, Sinn mit Unsinn kämpfen, ohne euch jemals einzumischen; das geheime Werk der Vorsehung kann nur durch dieses unaufhaltsame Treiben, Arbeiten, Gähren und Ringen aller Kräfte zustande kommen."

Nov. 1784 veröffentlichte Kant in der Berl. Mon. Schr. die „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht." „Was man sich auch metaphysisch für einen Begriff von der Freiheit des Willens machen mag, so sind doch die Erscheinungen desselben, die menschlichen Handlungen, ebensowohl als jede andere Naturbegebenheit, nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt. Es läßt sich hoffen, daß wenn die Geschichte das Spiel der Freiheit im Großen betrachtet, sie einen regelmäßigen Gang entdecken könne, und daß, was von Einzelnen regellos in die Augen fällt, an der ganzen Gattung als eine stetig fortgehende obgleich langsame Entwickelung der ursprünglichen Anlagen werde erkannt werden können."

„Man kann sich eines gewissen Unwillens nicht erwehren, wenn man das Thun und Lassen der Menschen auf der großen Weltbühne betrachtet, und bei anscheinender Weisheit im Einzelnen, doch endlich alles aus Thorheit, kindischer Eitelkeit, oft auch aus Bosheit und Zerstörungstrieb zusammengewebt findet. Da der Philosoph bei Menschen und ihrem Spiel im Großen keine vernünftige eigene Absicht voraussetzen kann, bleibt ihm keine Auskunft als zu versuchen, ob er nicht eine Naturabsicht in diesem wider-

sinnigen Gang menschlicher Dinge entdecken könne, aus welcher von Geschöpfen, die ohne eignen Plan verfahren, dennoch eine Geschichte nach einem bestimmten Plan der Natur möglich sei." — Als Leitfaden für einen solchen Versuch findet Kant folgende Grundsätze.

„Alle Naturanlagen eines Geschöpfs sind bestimmt, sich einmal vollständig und zweckmäßig zu entwickeln. Am Menschen sollten sich diejenigen Naturanlagen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abzielen, nur in der Gattung, nicht aber im Individuum vollständig entwickeln. Das Mittel, dessen sich die Natur bedient, die Entwickelung aller ihrer Anlagen zustande zu bringen, ist die ungesellige Geselligkeit der Menschen. Der Mensch hat die Neigung, sich zu vergesellschaften, weil er in einem solchen Zustand sich mehr fühlt; er hat aber auch den Hang sich zu vereinzelnen, weil er in sich die Eigenschaft antrifft, alles blos nach seinem Sinn richten zu wollen, und daher allerwärts Widerstand erwartet, so wie er seinerseits zum Widerstand geneigt ist. Dieser Widerstand ist es, welcher alle Kräfte des Menschen weckt, ihn dahin bringt, seinen Hang zur Faulheit zu überwinden, und getrieben durch Ehrsucht, Herrschsucht oder Habsucht, sich einen Rang unter seinen Genossen zu verschaffen, die er nicht wohl leiden, von denen er aber auch nicht lassen kann. Ohne jene, an sich zwar eben nicht liebenswürdigen Eigenschaften der Ungeselligkeit, woraus der Widerstand entspringt, den jeder bei seinen selbstsüchtigen Anmaßungen nothwendig antreffen muß, würden in einem arkadischen Schäferleben, bei vollkommener Eintracht, Genügsamkeit und Wechselliebe, alle Talente auf ewig in ihren Keimen verborgen bleiben; die Menschen, gutartig wie die Schafe, die sie weiden, würden ihrem Dasein kaum einen größern Werth verschaffen, als dieses ihr Hausvieh hat; sie würden das Leere der Schöpfung in Ansehung ihres Zwecks nicht ausfüllen. Dank also der Natur für die Unverträglichkeit, für die mißgünstig wetteifernde Eitelkeit, für die nicht zu befriedigende Begierde zum Haben oder auch zum Herrschen! Der Mensch will Eintracht, aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist: sie will Zwietracht."

„Der Mensch ist ein Thier, das, wenn es unter andern seiner Gattung lebt, einen Herrn nöthig hat. Denn er mißbraucht gewiß seine Freiheit in Ansehung Anderer; und ob er gleich, als vernünftiges Geschöpf, ein Gesetz wünscht, welches der Freiheit Aller Schranken setze, so verleitet ihn doch seine selbstsüchtige thierische Neigung, wo er darf, sich selbst auszunehmen. Er bedarf einen Herrn, der ihn nöthige, einem allgemein giltigen Willen zu gehorchen. — In einem solchen Gehege thun dieselben Neigungen, welche sie hindern, in wilder Freiheit neben einander zu bestehn, nachher die beste Wirkung: so wie Bäume in einem Walde, eben dadurch, daß ein jeder dem

andern Luft und Sonne zu benehmen ſucht, einander nöthigen, beides über ſich zu ſuchen, und dadurch einen ſchönen geraden Wuchs bekommen."

„Dieſelbe Ungeſelligkeit, welche die Menſchen in Staatsverbände trieb, iſt wieder die Urſache, daß ein jedes Gemeinweſen im äußern Verhältniß, d. h. als Staat in Beziehung auf Staaten, in ungebundener Freiheit ſteht, und folglich einer von dem andern eben die Uebel erwarten muß, welche die einzelnen Menſchen drückten. Die Natur treibt durch die Kriege, durch die überſpannte und niemals nachlaſſende Zurüſtung zu denſelben, durch die Noth, die dadurch endlich ein jeder Staat, ſelbſt mitten im Frieden, innerlich fühlen muß, zu anfänglich unvollkommenen Verſuchen, endlich aber, nach vielen Verwüſtungen und Revolutionen, nach ſelbſt durchgängiger Erſchöpfung der Kräfte, zu dem, was ihnen die Vernunft auch ohne ſoviel traurige Erfahrung hätte ſagen können, nämlich: aus dem geſetzloſen Zuſtand der Wilden hinauszugehn, und in einen Völkerbund zu treten, wo jeder Sicherheit und Recht nicht von eigner Macht, ſondern von geſetzlicher Entſcheidung erwartet."

„Man kann die Geſchichte der Menſchengattung im Großen als die Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur anſehn, um eine innerlich und zu dieſem Zweck auch äußerlich vollkommene Staatsverfaſſung zuſtande zu bringen, als den einzigen Zuſtand, in welchem ſie alle ihre Anlagen in der Menſchheit völlig entwickeln kann. Man ſieht, auch die Philoſophie kann ihren Chiliasmus haben. Vielleicht ſind manche Schwärmer nur darum verlacht worden, weil ſie die Ausführung zu nahe glaubten." (Leſſing!) „Eine ſolche Verfaſſung muß die höchſte Aufgabe für die Menſchengattung ſein. Ihre vollkommene Auflöſung iſt freilich unmöglich, weil ein der Menſchengattung angeborner böſer Hang durch die allgemeine Vernunft wohl gebändigt, aber nicht getilgt wird: aus ſo krummem Holz, als woraus der Menſch gemacht iſt, kann etwas ganz Gerades nicht gezimmert werden. *Nur die Annäherung zu dieſer Idee iſt uns von der Natur auferlegt.*"

„Wenn man von der griechiſchen Geſchichte anhebt — als derjenigen, wodurch uns jede andere ältere oder gleichzeitige aufbehalten worden, wenigſtens beglaubigt werden muß; — wenn man derſelben Einfluß auf die Bildung und Mißbildung des römiſchen Staats, der den griechiſchen verſchlang, und deſſen Einfluß auf die Barbaren, die jenen wiederum zerſtörten, bis auf unſere Zeit verfolgt, ſo wird man einen regelmäßigen Gang der Verbeſſerung der Staatsverfaſſung in unſerm Welttheil, der wahrſcheinlich allen andern dereinſt Geſetze geben wird, entdecken. Indem man ferner allenthalben nur auf die bürgerliche Verfaſſung und deren Geſetze, und auf das Staatsverhältniß Acht hat, inſofern beide durch das Gute, welches ſie enthielten, eine Zeit lang dazu dienten, Völker (mit ihnen auch Künſte und Wiſſenſchaften) emporzuheben

und zu verherrlichen, durch das Fehlerhafte aber, das ihnen anhing, sie wiederum zu stürzen, so doch, daß immer ein Keim der Aufklärung übrig blieb, der, durch jede Revolution mehr entwickelt, eine folgende noch höhere Stufe der Verbesserung vorbereitete, so wird sich ein Leitfaden entdecken, der zur Erklärung des so verworrenen Spiels menschlicher Dinge dienen kann."

Schon jetzt sind die Staaten in einem so künstlichen Verhältniß gegen einander, daß keiner in der innern Cultur nachlassen kann, ohne gegen die andern an Macht und Einfluß zu verlieren. Jede Beeinträchtigung der bürgerlichen und Verkehrsfreiheit sowie der Aufklärung beeinträchtigt zugleich die Kraft des Staats nach Außen hin. Diese Aufklärung und mit ihr ein gewisser Herzensantheil, den der aufgeklärte Mensch am Guten, das er vollkommen begreift, zu nehmen nicht vermeiden kann, muß nach und nach auf die Regierungsgrundsätze selbst Einfluß haben. Ohnehin werden bei den verwickelten Culturverhältnissen Kriege u. s. w. immer schwieriger. Das Gefühl der Einheit regt sich durch mehrere Welttheile, und es ist Hoffnung, daß nach manchen Revolutionen ein allgemeiner weltbürgerlicher Zustand dereinst einmal zu Stande kommen werde.

Aber bis dahin? — „Ehe dieser letzte Schritt geschehn, erduldet die menschliche Natur die härtesten Uebel, unter dem betrüglichen Schein äußerer Wohlfahrt. — Befremdend bleibt es immer, daß die ältern Generationen nur scheinen um der spätern willen ihr mühseliges Geschäft zu treiben; daß nur die spätesten das Glück haben sollen, in dem Gebäude zu wohnen, woran eine lange Reihe von Vorfahren, freilich ohne Absicht, gearbeitet."

Das ist es nicht allein. Wo bleibt in dem goldenen Zeitalter, in welchem der Krieg im Princip überwunden ist, das nothwendige Motiv der Entwickelung der menschlichen Kräfte? — Kant selbst findet nöthig anzumerken, dieser höchste weltbürgerliche Zustand der öffentlichen Sicherheit dürfe „nicht ohne Gefahr sein, damit die Kräfte der Menschheit nicht einschlafen": „da ein langer Friede Eigennutz und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkart des Volks zu erniedrigen pflegt." Ueber das „goldene Zeitalter", wo jeder Wunsch Erfüllung ist, spricht er sich verächtlich aus, da nur Handlungen dem Leben Werth verleihen.

In einem spätern Aufsatz „über den muthmaßlichen Anfang der Menschengeschichte" erläutert Kant den Mythus vom Sündenfall, als die erste Entwickelung der Freiheit aus ihrer ursprünglichen Anlage in der Natur der Menschen; als das Heraustreten des Menschen aus den Gängelwegen des Instincts, der göttlichen Leitung, in die bedenkliche Sphäre der Wahl; aus der Vormundschaft der Natur in den Stand der Freiheit. „Ob der Mensch durch diese Veränderung gewonnen oder verloren habe, kann nicht mehr die Frage

ſein, wenn man auf die Beſtimmung ſeiner Gattung ſieht, die in nichts als im Fortſchreiten zur Vollkommenheit beſteht. Indeß iſt dieſer Gang, der für die Gattung ein Fortſchritt vom Schlechtern zum Beſſern iſt, nicht eben das Nämliche für das Individuum. Ehe die Vernunft erwachte, war noch kein Verbot und alſo keine Uebertretung; als ſie ihr Geſchäft anfing und mit der Thierheit ins Gemenge kam, mußten Uebel und Laſter entſpringen, die dem Stand der Unwiſſenheit fremd waren. Der erſte Schritt aus dieſem Stande war ein Fall. Die Geſchichte der Natur fängt vom Guten an, denn ſie iſt das Werk Gottes; die Geſchichte der Freiheit vom Böſen, denn ſie iſt Menſchenwerk. Für das Individuum, welches im Gebrauch ſeiner Freiheit blos auf ſich ſelbſt ſieht, war bei einer ſolchen Veränderung Verluſt; für die Natur, die ihren Zweck mit dem Menſchen auf die Gattung richtet, war ſie Gewinn."

Dieſe Anſichten waren in hartem Widerſpruch gegen Herder's Ideen, mit welchen ſich auseinanderzuſetzen Kant für nothwendig hielt. Es geſchah Jan. 1785 in der neugegründeten Jenaiſchen „Allgemeinen Literaturzeitung" — herausgegeben von dem Philologen Schütz (geb. 19. Mai 1747 zu Duderſtädt) und dem Juriſten Hufeland (geb. zu Danzig 19. Oct. 1760)*), der gleichzeitig „Vorleſungen über die Grundſätze des Naturrechts" veröffentlichte. „Es iſt, als ob das Genie des Verf. nicht etwa blos die Ideen aus dem weiten Feld der Wiſſenſchaften und Künſte ſammelte, um ſie mit andern der Mittheilung fähigen zu vermehren, ſondern als verwandelte er ſie nach einem gewiſſen Geſetz der Aſſimilation auf eine ihm eigne Weiſe in ſeine ſpecifiſche Denkungsart, wodurch ſie von denjenigen, dadurch ſich andere Seelen nähren und wachſen, merklich unterſchieden und der Mittheilung weniger fähig werden. Daher möchte wohl, was ihm Philoſophie der Geſchichte heißt, etwas ganz anderes ſein als was man gewöhnlich unter dieſem Namen verſteht: nicht etwa eine logiſche Pünktlichkeit in Beſtimmung der Begriffe oder ſorgfältige Unterſcheidung und Bewährung der Grundſätze, ſondern ein ſich nicht lange verweilender viel umfaſſender Blick, eine in Auffindung von Analogien fertige Sagacität, im Gebrauch derſelben aber kühne Einbildungskraft, verbunden mit der Geſchicklichkeit, für ſeinen immer in dunkler Ferne gehaltenen Gegenſtand durch Gefühle und Empfindungen einzunehmen, die als Wirkungen von einem großen Gehalt der Gedanken oder als vielbedeutende Winke mehr von ſich vermuthen laſſen, als kalte Beurtheilung wohl geradezu in denſelben antreffen würde." Zum Schluß wünſcht er, daß der geiſtvolle Verf. in der Fort-

*) Sein Bruder, der berühmte Arzt, war 12. Aug. 1762 geb. — Die A. L. Z. war urſprünglich durch Wieland veranlaßt.

ſetzung „ſeinem lebhaften Genie einigen Zwang auflege, und daß Philoſophie, deren Beſorgung mehr im Beſchneiden als Treiben üppiger Schößlinge beſteht, ihn nicht durch Winke ſondern beſtimmte Begriffe, nicht durch gemuthmaßte ſondern beobachtete Geſetze, nicht vermittelſt einer durch Metaphyſik oder durch Gefühle beflügelten Einbildungskraft, ſondern durch eine im Entwurf ausgebreitete aber in der Ausübung behutſame Vernunft zur Vollendung ſeines Unternehmens leiten möge."

Aufs äußerſte aufgebracht, nannte Herder gegen Jacobi u. a. dieſe Kritik eine „hundelende, eiskalte Knechtsſchwärmerei". „Es iſt ſonderbar," ſchreibt er an Hamann, „daß die Metaphyſiker wie Kant auch in der Geſchichte keine Geſchichte wollen und ſie mit dreiſter Stirn ſo gut als aus der Welt leugnen. Ich will Feuer und Holz zuſammentragen, die hiſtoriſche Flamme recht groß zu machen; laß ſie in ihrem kalten, leeren Eishimmel ſpeculiren!" —

Der 2. Bd. der „Ideen", Aug. 1785, war voll von Invectiven gegen Kant's Lehrſätze, — namentlich den von dem Zweck der Gattung — ſein Name freilich war gar nicht erwähnt. In der Vertheidigung der Natur gegen die zerſetzende Macht der Idee ſcheut Herder keine Conſequenz. „Es iſt ein grauſamer Frevel der ſogenannten gebildeten Nationen, die Wilden cultiviren zu wollen. Nur was einem Volk eigenthümlich und urſprünglich, iſt ſeine Bildung. Die Natur hat entweder allenthalben ihren Zweck erreicht, oder ſie erreichte ihn nirgend. Die Glückſeligkeit der Menſchen iſt allenthalben ein individuelles Gut. Die Völker, von denen wir glauben, daß die Natur ſie als Stiefmutter behandelt habe, waren ihr vielleicht die liebſten. Der Zweck des Geſchlechts iſt: Humanität und Glückſeligkeit auf dieſer Stelle, in dieſem Grad, als dieſes und kein anderes Glied der Bildungskette, die durchs ganze Geſchlecht reicht. Wo und wie du geboren biſt, o Menſch, da biſt du, der du ſein ſollſt: verlaß die Kette nicht, noch ſetze dich über ſie hinaus, ſondern ſchlinge dich an ſie." — In dieſem Sinn brandmarkte Herder ſpäter die ganze römiſche Geſchichte als einen unausgeſetzten Frevel; in dieſem Sinn faßte er die Antike nicht als das Ideal, dem wir nachſtreben ſollen, ſondern als das individuelle Naturproduct eines beſtimmten Stammes, als einen Ton aus dem Accord des Ganzen.

Kant's Erwiderung war: „In allen Epochen der Menſchheit, ſo wie zu derſelben Zeit in allen Ständen, findet allerdings eine Glückſeligkeit ſtatt, die gerade den Begriffen und der Gewohnheit des Geſchöpfs an die Umſtände, darin es geboren und erwachſen iſt, angemeſſen iſt. Aber nicht dieſes Schattenbild der Glückſeligkeit, welches ſich ein Jeder ſelbſt macht, ſondern die dadurch ins Spiel geſetzte, immer fortgehende Cultur durch Freiheit iſt der Zweck

der Vorsehung.“ „Wenn Menschengattung das Ganze einer ins Unbestimmbare gehenden Reihe von Zeugungen bedeutet, und es wird angenommen, daß diese Reihe der Linie ihrer Bestimmung, die ihr zur Seite läuft, sich unaufhörlich nähert: so ist es kein Widerspruch, zu sagen, daß sie in all ihren Theilen dieser asymtotisch sei und doch im Ganzen mit ihr zusammenkomme, d. h., daß kein Glied aller Zeugungen des Menschengeschlechts, sondern nur die Gattung ihre Bestimmung völlig erreiche. Die Bestimmung des menschlichen Geschlechts im Ganzen ist unaufhörliches Fortschreiten, und die Vollendung derselben ist eine bloße, aber sehr nützliche Idee von dem Ziel, worauf wir unsere Bestrebungen zu richten haben.“

Hier ist also der Plan der „Natur“, d. h. Gottes, lediglich auf die Gattung und deren unendlichen Proceß gerichtet; das Individuum wird ihr geopfert. Das ist der historische Standpunkt. Ganz anders sieht es auf dem moralischen aus. Diesem war die „Grundlage zur Metaphysik der Sitten“ gewidmet, April 1785, der abgerundetsten Schrift, die wir von Kant haben. Er ging nicht darauf aus, einen neuen Inhalt der Moral zu entdecken, sondern nur eine neue, allgemein giltige Formel, und knüpfte, wie überall, an die gemeine Vorstellung an. So lange die Welt steht, redet man von Pflichten; was denkt man sich dabei? — Vielleicht, wenn es der Philosophie gelingt, die gemeine Vorstellung über sich selbst zu orientiren, wird sie auch den wahren und bleibenden Inhalt in ihr entdecken. Sie hat sich aber bei dieser Untersuchung nicht an die Handlungen der Menschen, sondern an ihre Urtheile zu halten.

Was ist der Maßstab der Menschen, wenn sie vom Standpunkt der Moral eine Handlung beurtheilen? Nicht der Erfolg, nicht die Geschicklichkeit, mit der man ihn herbeiführt, nicht der Zweck, sondern einzig die Güte des Willens, die sich in der Handlung zeigt. Die Güte des Willens liegt in der Reinheit der Triebfeder; eine Handlung mag ihrem Inhalt nach noch so vortrefflich sein, sie wird vom moralischen Standpunkt nicht geachtet, wenn irgend ein selbstisches Motiv, Furcht, Lust oder Neigung mitwirken. Obgleich es in der Beobachtung schwer, ja unmöglich ist, die wahre Maxime zu erkennen, obgleich man aus der Erfahrung weder bei Andern noch bei sich jemals erkennen kann, ob irgend eine Handlung aus einem völlig reinen Motiv entsprungen ist, obgleich uns daher die eigentliche Moralität jeder einzelnen Handlung gänzlich verborgen bleibt: so zweifelt doch Niemand an der Richtigkeit dieses Maßstabs.

Auch für die Natur scheint die Güte des Willens das einzig Werthvolle zu sein, denn wäre es ihr nur auf Erreichung der Zwecke angekommen, so würde sie auch die Wahl der Mittel übernommen und bei den Menschen wie

bei der ganzen übrigen Welt ſie dem Inſtinkt anvertraut haben. In der That finden wir, daß je mehr eine cultivirte Vernunft ſich mit Abſicht auf den Genuß des Lebens und der Glückſeligkeit abgiebt, deſto weiter der Menſch von der wahren Zufriedenheit abkomme, woraus bei vielen und zwar den verſuchteſten, wenn ſie nur aufrichtig genug ſind es zu geſtehn, ein gewiſſer Haß der Vernunft entſpringt, weil ſie finden, daß ſie ſich durch den Gebrauch derſelben mehr Mühſeligkeit auf den Hals gezogen als an Glückſeligkeit gewonnen haben; ja ſie beneiden wohl gar den gemeinern Schlag der Menſchen, welcher der Leitung des Inſtinkts näher ſteht.

Wäre Glückſeligkeit das höchſte Gut, ſo hätte die Natur, indem ſie dem Menſchen Vernunft gab, ihren Zweck verfehlt: zur Güte des Willens dagegen war allerdings Vernunft nöthig, denn die Vernunft giebt das Geſetz, deſſen Aufnahme in den Willen die Güte deſſelben ausmacht. Achtung vor dem Geſetz iſt die einzige unbezweifelte moraliſche Triebfeder. Achtung iſt an ſich ſo wenig ein Gefühl der Luſt, daß man ſich ihr in Anſehung eines Menſchen nur ungern überläßt; ſie gilt nur dem Geſetz, welches uns zwar auch demüthigt, inſofern wir ihm gegenüber die Unzulänglichkeit unſerer Natur empfinden, uns aber zugleich über uns ſelbſt erhebt: denn ſie entſpringt daraus, daß wir uns das Geſetz ſelbſt gegeben haben und daß es wie für uns ſo für Alle verpflichtend iſt. Allgemeingiltigkeit und Autonomie ſind die Kennzeichen des echten moraliſchen Geſetzes.

Mit allen dieſen Sätzen ſoll der gemeinen Vorſtellung nichts Neues gelehrt, ſie ſoll nur darauf aufmerkſam gemacht werden, was ſie ſich unter Moral denkt, wenn ſie ſich überhaupt etwas denkt. Nicht ohne Bewunderung ſieht man, wieviel im gemeinen Verſtand das praktiſche Urtheil vor dem theoretiſchen voraus hat. Ja die Philoſophie könnte die Menſchen gar wohl im Stand der Unſchuld laſſen, wenn dieſer nicht durch Vernünftelei und Sophismen ſo leicht unterbrochen würde. Nicht ein neues Princip der Moral zu finden, ſondern das Ewige, Unvergängliche gegen die Angriffe der Vernünftelei zu ſichern, iſt die Aufgabe der echten Moralphiloſophie.

Das Princip der Moral entſpringt nicht aus der Erfahrung. Es iſt nicht davon die Rede, ob dies oder das geſchehe, ſondern die Vernunft, unabhängig von allen Erſcheinungen, gebietet, was geſchehn ſoll; ſie gebietet Handlungen, von denen die Welt vielleicht bisher noch gar kein Beiſpiel geſehn, an deren Thunlichkeit ſogar der, welcher alles auf Erfahrung gründet, ſehr zweifeln möchte. Selbſt der Heilige des Evangeliums muß zuvor mit unſerm Ideal der ſittlichen Vollkommenheit verglichen werden, ehe man ihn dafür erkennt. Das Geſetz entſpringt lediglich aus der Vernunft, aus einer Vernunft, die nicht blos für Menſchen, ſondern an und für ſich ſelbſt gilt.

Ein jedes Ding der Natur wirkt nach Geſetzen. Nur ein vernünftiges Weſen hat das Vermögen nach der Vorſtellung der Geſetze d. h. nach Principien zu handeln. Dies Vermögen heißt der Wille. Bei Menſchen wird er durch die Vernunft nicht unbedingt beſtimmt; er iſt noch ſubjectiven Triebfedern unterworfen, die nicht immer der Vernunft gemäß ſind. Hier nun wird das Verhältniß der objectiven Geſetze zu einem nicht durchaus guten Willen vorgeſtellt als die Beſtimmung des Willens zwar durch Gründe der Vernunft, denen aber dieſer Wille ſeiner Natur nach nicht nothwendig folgt. Dadurch entſpringt der Begriff des Sollens, des Gebots, des Imperativs. Der Imperativ iſt die Formel, das Verhältniß objectiver Geſetze überhaupt zu der ſubjectiven Unvollkommenheit des Willens dieſes oder jenes vernünftigen Weſens z. B. des menſchlichen Willens auszudrücken, und zwar iſt derjenige Imperativ, welcher eine Handlung als für ſich ſelbſt ohne Beziehung auf einen andern Zweck als objectiv nothwendig vorſtellt, der kategoriſche.

Die Erfahrung lehrt nichts von einem ſolchen Imperativ; aber wir haben den Vortheil, aus dem bloßen Begriff auch den Inhalt, die Formel deſſelben zu finden. Denn da der Imperativ außer dem Geſetze nur die Nothwendigkeit der Maxime enthält, dieſem Geſetze gemäß zu ſein, das Geſetz aber keine Bedingung enthält, auf die es eingeſchränkt wäre, ſo bleibt nichts als die Allgemeinheit eines Geſetzes überhaupt übrig, welchem die Maxime der Handlung gemäß ſein ſoll, und welche Gemäßheit allein den Imperativ als nothwendig vorſtellt. Der kategoriſche Imperativ iſt alſo nur ein einziger und zwar dieſer: handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannſt, daß ſie ein allgemeines Geſetz werde. Oder beſtimmter ausgedrückt: handle ſo, als ob die Maxime deiner Handlung durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgeſetz werden ſollte. —

Nur in etwas, deſſen Daſein in ſich ſelbſt einen abſoluten Werth hat, kann ferner der Grund eines möglichen kategoriſchen Imperativs liegen. Nun exiſtirt als einziger Zweck an ſich ſelbſt die vernünftige Natur. Giebt es alſo einen kategoriſchen Imperativ, ſo muß er lauten: Handle ſo, daß du die Menſchheit ſowohl in deiner Perſon als in der Perſon eines jeden Andern zugleich als Zweck, niemals blos als Mittel brauchſt. Da unter dieſem Geſetz alle vernünftigen Weſen ſtehen, ſo führt uns die Idee in ein „Reich der Zwecke“ — der praktiſche Ausdruck für den ſpeculativen der „intelligibeln Welt“. Moralität beſteht in der Beziehung aller Handlung auf die Geſetzgebung, dadurch allein ein Reich der Zwecke möglich iſt. In dieſem Reich giebt es keinen Marktpreis, alles hat ſeinen unbedingten Werth, d. h. ſeine Würde. Sittlichkeit und die Menſchheit, ſofern ſie derſelben fähig iſt, iſt dasjenige, was allein Würde hat.

Ein ſolches Reich der Zwecke würde durch Maximen, deren Regel der kategoriſche Imperativ allen vernünftigen Weſen vorſchreibt, wirklich zu Stande kommen, wenn ſie allgemein befolgt würden. Allein obgleich das vernünftige Weſen darauf nicht rechnen kann, ſo bleibt doch jenes Geſetz: handle nach Maximen eines allgemein geſetzgebenden Gliedes zu einem blos möglichen Reich der Zwecke! in ſeiner vollen Kraft. Und hierin liegt eben das Paradoxon: daß blos die Würde der Menſchheit, als vernünftiger Natur, ohne irgend einen andern dadurch zu erreichenden Zweck oder Vortheil, mithin die Achtung für eine bloße Idee, dennoch zur unnachläſſigen Vorſchrift des Willens dienen ſoll, und daß gerade in dieſer Unabhängigkeit der Maxime von allen ſolchen Triebfedern die Erhabenheit derſelben beſteht.

Die Ehrwürdigkeit der Pflicht hat nichts mit Lebensgenuß zu ſchaffen; ſie hat ihr eigenthümliches Geſetz, auch ihr eigenthümliches Gericht. Wenn man beide noch ſo ſehr zuſammenſchütteln wollte, um ſie vermiſcht, gleichſam als Arznei, der kranken Seele zuzureichen, ſo ſcheiden ſie ſich doch alsbald von ſelbſt, und thun ſie es nicht, ſo würde, wenn auch das phyſiſche Leben dabei einige Kraft gewönne, das moraliſche ohne Rettung dahinſchwinden. Alles Empiriſche iſt, als Zuthat zum Princip der Sittlichkeit, der Lauterkeit der Sitten höchſt nachtheilig. Wider dieſe niedrige Denkungsart kann man nicht zuviel Warnungen ergehn laſſen, indem die menſchliche Vernunft in ihrer Ermüdung gern auf dieſem Polſter ausruht, und in dem Traume ſüßer Vorſpiegelungen, die ſie doch ſtatt der Juno eine Wolke umarmen laſſen, der Sittlichkeit einen Baſtard unterſchiebt, der allem ähnlich ſieht, was man daran ſehen will, nur der Tugend nicht, für den, der ſie einmal in ihrer wahren Geſtalt erblickt hat. So deutlich und ſcharf ſind die Grenzen der Sittlichkeit und der Selbſtliebe abgeſchnitten, daß ſelbſt das gemeinſte Auge den Unterſchied gar nicht verfehlen kann.

Zur Erklärung der Autonomie des Willens iſt der Begriff der Freiheit der Schlüſſel. Freiheit iſt nichts anderes, als die Eigenſchaft des Willens, ſich ſelbſt ein Geſetz zu ſein. Eben das iſt die Formel des kategoriſchen Imperativs, alſo iſt ein freier Wille und ein Wille unter ſittlichen Geſetzen einerlei. Wenn Freiheit des Willens vorausgeſetzt wird, ſo folgt die Sittlichkeit ſammt ihrem Princip daraus, durch bloße Zergliederung ihres Begriffs. — Es zeigt ſich hier, man muß es geſtehn, ein Art von Cirkel. Wir nehmen uns in der Ordnung der wirkenden Urſachen als frei an, um uns in der Ordnung der Zwecke unter ſittlichen Geſetzen zu denken, und wir denken uns nachher als dieſen Geſetzen unterworfen, weil wir uns die Freiheit des Willens beigelegt haben. — Doch können wir uns in der Praxis von der Laſt befreien, welche die Theorie drückt.

Ein jedes Weſen, das nicht anders als unter der Idee der Freiheit handeln kann, iſt eben darum in praktiſcher Rückſicht wirklich frei, d. h. es gelten für daſſelbe alle Geſetze, die mit der Freiheit unzertrennlich verbunden ſind, ebenſo, als ob ſein Wille auch an ſich ſelbſt für frei erklärt wäre. Nun müſſen wir jedem vernünftigen Weſen, das einen Willen hat, nothwendig auch die Idee der Freiheit leihen, unter der es allein handle; ſein Wille kann nur unter der Idee der Freiheit ein eigener Wille ſein. Der Rechtsanſpruch ſelbſt der gemeinſten Vernunft auf Freiheit des Willens gründet ſich auf das Bewußtſein und die zugeſtandene Vorausſetzung der Unabhängigkeit der Vernunft von blos ſubjectiv beſtimmenden Urſachen. Der Menſch, der ſich auf ſolche Weiſe als Intelligenz betrachtet, ſetzt ſich dadurch aus der Sinnenwelt heraus in eine ganz andere Ordnung der Dinge. Weil aber die Verſtandeswelt den Grund der Sinnenwelt, mithin auch der Geſetze derſelben, enthält, alſo in Anſehung meines Willens, der ganz zur Verſtandeswelt gehört, unmittelbar geſetzgebend iſt, ſo werde ich mich als Intelligenz der Vernunft, und alſo der Autonomie des Willens unterworfen erkennen. Da ich mich aber zugleich als Glied der Sinnenwelt anſchaue, ſo erſcheint mir das Cauſalgeſetz der Vernunft als Gebot. Das moraliſche Sollen iſt alſo eigenes nothwendiges Wollen als Gliedes einer intelligibeln Welt, und wird nur ſofern vom Menſchen das Sollen gedacht, als er ſich zugleich wie ein Glied der Sinnenwelt betrachtet.

„Die Cauſalität iſt ein Verſtandesbegriff, der ſeine Realität durch Erfahrung beweiſt; die Freiheit nur eine Idee der Vernunft. In praktiſcher Abſicht iſt aber der Fußſteig der Freiheit der einzige, auf welchem es möglich iſt, von der Vernunft bei unſerm Thun und Laſſen Gebrauch zu machen; daher wird es der ſubtilſten Philoſophie unmöglich, die Freiheit hinwegzuvernünfteln. Dadurch, daß die praktiſche Vernunft ſich in eine Verſtandeswelt hinein denkt, überſchreitet ſie nicht ihre Grenzen; wohl aber, wenn ſie ſich hineinſchauen, hinein empfinden wollte; wenn ſie ſich zu erklären unterfinge, wie Freiheit möglich ſei. Freiheit iſt eine bloße Idee, deren objective Realität auf keine Weiſe nach Naturgeſetzen dargethan, die alſo niemals begriffen werden kann. Sie gilt nur als nothwendige Vorausſetzung der Vernunft in einem Weſen, das ſich eines Willens, d. h. eines vom bloßen Begehrungsvermögen noch verſchiedenen Vermögens bewußt zu ſein glaubt. Es bleibt nichts übrig, als Vertheidigung, d. h. Abtreibung der Einwürfe derer, die tiefer in das Weſen der Dinge geſchaut zu haben vorgeben, und die Freiheit dreiſt für unmöglich erklären. Wir begreifen zwar nicht die Nothwendigkeit des moraliſchen Imperativs, aber wir begreifen doch ſeine Unbegreiflichkeit, und mehr darf man nicht verlangen.“

Gleichwohl konnte ſich Kant nicht verſagen, immer von Neuem wieder an die Erforſchung dieſes eigentlichen „Dinges an ſich“ zu gehn; ſo in der „Kritik der praktiſchen Vernunft“ (1788), die im Uebrigen nicht viel Neues enthält. Er ſchildert das Cauſalgeſetz, wie es das Subject in der Welt der Erſcheinung empfindet: „aber ebendaſſelbe Subject betrachtet auch ſein Daſein, ſofern es nicht unter Zeitbedingungen ſteht, und in dieſem Daſein iſt ihm nichts vorhergehend vor ſeiner Willensbeſtimmung, ſondern jede Handlung und überhaupt jede dem innern Sinn gemäß wechſelnde Beſtimmung ſeines Daſeins, ſelbſt die ganze Reihenfolge ſeiner Exiſtenz als Sinnenweſen iſt im Bewußtſein ſeiner intelligiblen Exiſtenz nichts als Folge. In dieſem Betracht kann das vernünftige Weſen von einer jeden geſetzwidrigen Handlung, die es verübt, ob ſie gleich als Erſcheinung in dem Vergangenen hinreichend beſtimmt und ſofern unausbleiblich nothwendig iſt, mit Recht ſagen, daß es ſie hätte unterlaſſen können: denn ſie mit allem Vergangenen, das ſie beſtimmt, gehört zu einem einzigen Phänomen ſeines Charakters, den es ſich ſelbſt verſchafft, und nach welchem es ſich die Cauſalität jener Erſcheinungen ſelbſt zurechnet. — Hiermit ſtimmen auch die Richterſprüche desjenigen wunderbaren Vermögens in uns, welches wir Gewiſſen nennen, vollkommen überein“: — es verurtheilt in der böſen That nicht blos die böſe That an ſich, ſondern den eignen bleibenden Charakter, den es mit Schauder erſt aus der That erkennt, und den es — ohne zu wiſſen warum? — als eigne Schuld empfindet. — Die Erklärung ſieht myſtiſch aus, ohne darum weniger tief oder weniger richtig zu ſein.

„Man muß alſo einräumen, daß, wenn es für uns möglich wäre, in eines Menſchen Denkart, wie ſie ſich durch innere und äußere Handlungen zeigt, ſo tiefe Einſicht zu haben, daß jede, auch die mindeſte Triebfeder dazu uns bekannt würde, ingleichen alle auf dieſe wirkenden äußeren Veranlaſſungen, man eines Menſchen Verhalten auf die Zukunft mit Gewißheit, ſo wie eine Mond- und Sonnenfinſterniß ausrechnen könnte, und dennoch behaupten, daß der Menſch frei ſei. Wenn wir nämlich noch eines andern Blicks (der uns aber freilich gar nicht verliehen iſt), nämlich einer intellectuellen Anſchauung deſſelben Subjects fähig wären, ſo würden wir inne werden, daß dieſe ganze Kette von Erſcheinungen in Anſehung deſſen, was nur immer das moraliſche Geſetz angehn kann, von der Spontaneität des intelligibeln Subjects abhängt. In Ermangelung dieſer Anſchauung verſichert uns das moraliſche Geſetz, daß alles, was aus unſrer Willkür entſpringt, eine freie Cauſalität zum Grunde habe, welche von früher Jugend an ihren Charakter in ihren Erſcheinungen (den Handlungen) ausdrückt: eine Beſchaffenheit des Willens, die wir als Folge freiwillig angenommener böſer und unwandelbarer Grundſätze empfinden.“

Ganz consequent ist es, wenn in der „Anthropologie“ später gesagt wird: „Der Mensch, der sich eines Charakters bewußt ist, hat ihn nicht von der Natur, sondern muß ihn jederzeit erworben haben. Man kann annehmen, daß die Gründung desselben, gleich einer Art Wiedergeburt, eine gewisse Feierlichkeit der Angelobung, die er sich selbst thut, sie und den Zeitpunkt, da diese Umwandlung in ihm vorging, gleich einer neuen Epoche ihm unvergeßlich mache. Erziehung, Beispiele und Belehrung können diese Festigkeit und Beharrlichkeit in Grundsätzen nicht nach und nach, sondern nur gleichsam durch eine Explosion, die auf den Ueberdruß am schwankenden Zustand des Instinkts auf einmal erfolgt, bewirken. Fragmentarisch ein besserer Mensch werden zu wollen, ist ein vergeblicher Versuch; denn der eine Eindruck erlischt, während man an einem andern arbeitet; die Gründung eines Charakters aber ist absolute Einheit des innern Princips des Lebenswandels überhaupt.“

Auch in der „Kritik der praktischen Vernunft“ wird auf die Ideen vom höchsten Gut, von der Unsterblichkeit der Seele*) und von Gott kein großes Gewicht gelegt: sie sind nothwendig, um dem Streben der Vernunft nach dem Unbedingten zu genügen, aber sie lehren uns nichts. Im Gegentheil ist es erst das moralische Gesetz, welches dem Begriff Gottes einen realen Inhalt giebt: eine oberste Natur, die eine dem moralischen Gesetz gemäße Causalität hat. „An Gott zu glauben, ist moralisches Bedürfniß, aber nicht Pflicht.“ „Durch den Begriff des höchsten Gutes, als das Object der reinen praktischen Vernunft, führt das moralische Gesetz zur Religion, d. h. zur Erkenntniß aller Pflichten als göttlicher Gebote. Die Moral ist nicht die Lehre, wie wir uns glücklich machen, sondern wie wir der Glückseligkeit würdig werden sollen. Nur wenn Religion dazu kommt, tritt auch die Hoffnung ein, der Glückseligkeit dereinst in dem Maß theilhaftig zu werden, als wir darauf bedacht gewesen sind, ihrer nicht unwürdig zu sein.“ „Es ist etwas sehr Erhabenes in der menschlichen Natur, unmittelbar durch ein reines Vernunftgesetz zu Handlungen bestimmt zu werden;“ aber wenn er nur daran festhält, so darf der Rechtschaffene wohl sagen: „ich will, daß ein Gott, daß außer der Naturverknüpfung noch ein Dasein in einer reinen Verstandeswelt sei; ich beharre darauf und lasse mir diesen Glauben nicht nehmen; denn dies ist das Einzige, wo mein Interesse, weil ich von demselben nichts nachlassen darf, mein Urtheil unvermeidlich bestimmt, ohne auf Vernünfteleien zu achten, so wenig ich auch darauf zu antworten oder ihnen scheinbarere entgegenzustellen im Stande sein würde.“ —

*) Die übrigens nicht als eine Zukunft, sondern außerhalb der Bestimmungen der Zeit gedacht wird. Werke Bd. 8, S. 263.

Der eigentliche Zweck dieſer ganzen Moralphiloſophie iſt nicht Bereicherung des ſpeculativen Wiſſens, ſondern Läuterung des Urtheils. Man ſoll ſich daran gewöhnen, die trübe Miſchung von Motiven zu verbannen, welche den Charakter ſchwächen und unſicher machen, welche die Wahrheit gegen ſich ſelbſt und Andere beeinträchtigen. — Iſt nun das Urtheil der Moral, wonach die Güte des Willens das einzig Werthvolle iſt, das höchſte Urtheil über die Handlungen der Menſchen? Kant läßt es zweifelhaft, denn in ſeiner Philoſophie der Geſchichte tritt ein anderer Maßſtab auf; in der That würde es wenig fruchtbar ſein, an die Würdigung Cäſar's und Alexander's, an die Würdigung Romeo's und Hamlet's den Maßſtab des kategoriſchen Imperativs zu legen. Die Philoſophie der Geſchichte ſucht den Zweck der Menſchheit in dem Progreß der Gattung, die Kritik der praktiſchen Vernunft in dem guten Willen des Individuums; es wird in Kant's Philoſophie ſelbſt noch ein dritter Maßſtab ſich entwickeln, der äſthetiſche. Sie mit einander zu einigen hat er nicht verſucht. — Daß in der Richtung ſeiner Moral, die mit ſeiner individuellen Natur zuſammenhängt, etwas Einſeitiges liegt, zeigt die Härte ſeines Kampfs gegen die geſammte Gefühlswelt.

„Zufriedenheit bedeutet nur ein negatives Wohlgefallen an ſeiner Exiſtenz, in welchem man nichts zu bedürfen ſich bewußt iſt. Unabhängigkeit von Neigungen, wenigſtens als beſtimmenden Bewegungsurſachen unſers Begehrens, iſt der einzige Quell einer auf keinem beſondern Gefühl beruhenden, intellectuellen unveränderlichen Zufriedenheit. Die Neigungen wechſeln, wachſen mit der Begünſtigung, die man ihnen widerfahren läßt, und laſſen immer ein noch größeres Leere zurück, als man auszufüllen gedacht hat. Daher ſind ſie einem vernünftigen Weſen jederzeit läſtig. Neigung iſt blind und knechtiſch, ſie mag nun gutartig ſein oder nicht, und die Vernunft, wo es auf Sittlichkeit ankommt, muß nicht blos den Vormund derſelben vorſtellen, ſondern, ohne auf ſie Rückſicht zu nehmen, als reine praktiſche Vernunft ihr eignes Intereſſe ganz allein beſorgen. Selbſt das Gefühl des Mitleids und der weichherzigen Theilnehmung, wenn es vor der Ueberlegung, was Pflicht ſei, vorhergeht und Beſtimmungsgrund wird, iſt wohldenkenden Perſonen läſtig, da es ihre überlegten Maximen in Verwirrung bringt.“

„Der moraliſche Zuſtand, darin der Menſch jedesmal ſein kann, iſt Tugend, d. h. moraliſche Geſinnung im Kampf, und nicht Heiligkeit im vermeintlichen Beſitz einer völligen Reinheit der Geſinnung. Es iſt Schwärmerei und Steigerung des Eigendünkels, wozu man die Gemüther durch Aufmunterung zu Handlungen, als edler, erhabener und großmüthiger ſtimmt, dadurch man ſie in den Wahn verſetzt, als wäre es nicht Achtung vor dem Geſetz, deſſen Joch ſie, wenngleich ungern, tragen müßten, und welches ſie

immer noch demüthigt, indem sie es befolgen; es wäre nicht Pflicht, was den Bestimmungsgrund ihrer Handlungen ausmacht: sondern als wären diese Handlungen baares Verdienst. Daraus entsteht eine windige, überfliegende, phantastische Denkart, sich mit einer freiwilligen Gutartigkeit des Gemüths, das weder Sporn noch Zügel bedürfe, zu schmeicheln, und darüber ihre Schuldigkeit zu vergessen. Nicht allein Romanschreiber oder empfindelnde Erzieher, sondern bisweilen selbst Philosophen haben moralische Schwärmerei statt nüchterner aber weiser Disciplin der Sitten eingeführt. Zu allen guten Handlungen werden wir, wenn wir recht suchen, ein Gesetz der Pflicht finden, welches gebietet und nicht auf unser Belieben ankommen läßt, was unserm Hange gefällig sein möchte; überall eine Schuld, die wir zu bezahlen haben. Das ist die einzige Darstellungsart, welche die Seele moralisch bildet, weil sie allein fester und genau bestimmter Grundsätze fähig ist. Sehnsucht nach unersteiglicher Vollkommenheit bringt Romanhelden hervor, die, indem sie sich auf ihr Gefühl für das überschwänglich Große viel zu Gute thun, sich dafür von der Beobachtung der gemeinen und gangbaren Schuldigkeit, die alsdann ihnen nur unbedeutend klein scheint, frei sprechen."

„Alle Gefühle, vornämlich die, welche ungewohnte Anstrengung bewirken sollen, müssen in dem Augenblick, da sie in ihrer Heftigkeit sind und ehe sie verbrausen, ihre Wirkung thun; sonst thun sie nichts: indem das Herz natürlicherweise zu seiner natürlichen gemäßigten Lebensbewegung zurückkehrt, und sonach in die Mattigkeit verfällt, die ihm vorher eigen war. Grundsätze müssen auf Begriffe errichtet werden; auf alle andern Grundlagen können nur Anwandlungen zu Stande kommen, die der Person keinen moralischen Werth, ja nicht einmal eine Zuversicht auf sich selbst verschaffen können, ohne die das Bewußtsein seiner moralischen Gesinnung, das höchste Gut des Menschen, gar nicht stattfinden kann." —

„Das Princip der Apathie, daß nämlich der Weise niemals im Affect, selbst nicht in dem des Mitleids mit den Uebeln seines besten Freundes sein müsse, ist ein ganz richtiger und erhabener Grundsatz, denn der Affect macht blind. Daß gleichwohl die Natur in uns die Anlage dazu eingepflanzt hat, war weise, um provisorisch, ehe die Vernunft zu der gehörigen Stärke gelangt ist, den Zügel zu führen, nämlich den moralischen Triebfedern zum Guten noch die des pathologischen Anreizes als einstweiliges Surrogat zur Belebung beizufügen. Denn übrigens ist Affect für sich allein betrachtet jederzeit unklug; er macht sich selbst unfähig, seinen eigenen Zweck zu verfolgen. — Leidenschaften sind nicht blos, wie die Affecte, unglückliche Gemüthsstimmungen, die mit viel Uebeln schwanger gehn, sondern auch ohne Ausnahme böse, und die gutartigste Begierde ist, sobald sie in Leidenschaft ausschlägt, nicht blos

pragmatiſch verderblich, ſondern auch moraliſch verwerflich. Gleichwohl haben die Leidenſchaften auch ihre Lobredner gefunden: ohne ſie ſei nie etwas Großes in der Welt ausgerichtet worden, und die Vorſehung ſelbſt habe ſie weislich als Springfedern in die menſchliche Natur gepflanzt. Solche Aeußerungen mögen dem Dichter verziehen werden, aber der Philoſoph darf ſie nicht an ſich kommen laſſen."

Die Haltung ſeines Denkens im Großen iſt ſo erhaben, daß es eine grenzenloſe Thorheit wäre, zu behaupten, nur ſein Kopf ſei dabei betheiligt geweſen: aber bei ſeiner Strenge in wiſſenſchaftlichen Dingen lag ihm daran, das Denken ſoviel als möglich zu iſoliren. In einer Zeit, wo alle Welt geſchäftig war, über das eigne Innere zu grübeln und daſſelbe aufzuſchließen, hielt Kant ſtrenge zurück; ſein Leben war methodiſch geregelt, beſtimmte Stunden waren dem Nachdenken überwieſen; wenn er ſpazieren ging oder einige Freunde zur heitern Tiſchgeſellſchaft bei ſich hatte, ließ er die Stunden der Erholung durch metaphyſiſche Fragen nicht ſtören; ungeſtüme Verehrer, die in ſeine Geheimniſſe eindringen wollten, verwies er an den Hofprediger Schulze. Auf Polemik ließ er ſich faſt niemals ein, in der Regel las er die Schriften ſeiner Gegner gar nicht, ſondern ſchickte ſie dem „neugierigen alten Mann", der einen wahren Heißhunger nach neuen Büchern hatte. Auch andere philoſophiſche Werke las er wenig; er hatte den Schwerpunkt ſeines Denkens ſo ſicher in ſich ſelbſt, daß ihn wenig kümmerte, was andere dachten. Deſto eifriger ſtudirte er alles, was ſeine reale Kenntniß vermehren konnte, Naturwiſſenſchaft, Geographie u. ſ. w. Seinen Anhängern ließ er mitunter einige wohlwollende Worte zukommen, ohne zwiſchen ihnen viel Unterſchied zu machen; aber dieſe Briefe ſind weder ſehr gemüthlichen noch ſehr ſpeculativen Inhalts: dem getreuen Tiefſtrunk meldet er, er habe die ihm zugeſchickten märkiſchen Rübchen mit großem Wohlgeſchmack verzehrt, den getreuen Herz erſucht er wiederholt um Recepte gegen Verſtopfung; in dieſer Unperſönlichkeit ſind die kantiſchen Briefe einzig in unſerer Literatur. So heiter er im Umgang war, und ſo wenig er Geſelligkeit entbehren konnte, ſo blieb er doch auch den nächſten Freunden gegenüber auf dem Standpunkt kühler Höflichkeit, ſelbſt in den äußern Formen; ein Bedürfniß, ſein Inneres mitzutheilen oder ſolche Mittheilungen zu empfangen, hatte er nicht. Endlich, was bei der ſtarren Form ſeines Moralſyſtems doch in Anſchlag gebracht werden muß, er verbrachte den langen, methodiſch geregelten Gang ſeines Lebens als unverheiratheter Mann, frei von Selbſtſucht wie von Schwäche, und kannte daher manche Bedürfniſſe des Gefühls, manche Conflicte verſchiedenartiger Pflichten nicht aus jener unmittelbaren Erfahrung, die auch der Theorie wenigſtens die Farbe giebt.

Wie nothwendig es war, der Empfindelei und den laxen Geſinnungen ſeichter Philanthropie durch ſtrenge Grundſätze entgegenzuwirken, lehrt jeder Blick auf die populäre Literatur jener Tage. Es war die Zeit der Illuminaten, welche die Methode der Jeſuiten für Aufklärung und Philanthropie auszubeuten vermeinten. Der Orden war Mai 1776 geſtiftet, von Profeſſor Weishaupt*) in Ingolſtadt (geb. 6. Febr. 1748) und v. Knigge (geb. zu Hannover 16. Oct. 1752), Verfaſſer mehrerer pſychologiſcher Romane; er wurde 1. März 1785 in Bayern verboten und die Anhänger verfolgt. Ein anderer Abenteurer, Wekherlin (geb. 7. Juli 1739), machte wie ſein Landsmann Schubert als Journaliſt („Graues Ungeheuer" 1784—87) und durch Pasquille die Reichsſtädte Süddeutſchlands unſicher.

Noch in ſpätern Zeiten beſchrieb Goethe den Eindruck, den die Halsbandgeſchichte April 1785 auf ihn gemacht. „In dem unſittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrund, der ſich hier eröffnete, erſchienen mir die greulichſten Folgen geſpenſterhaft, deren Erſcheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich ſo ſeltſam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben aufhielt, als die erſte Nachricht zu uns gelangte, geſtanden, ich ſei ihnen damals wie wahnſinnig vorgekommen. Einem thätigen productiven Geiſt wird man es zugute halten, wenn ihn der Umſturz alles Vorhandenen ſchreckt, ohne daß die mindeſte Ahnung zu ihm ſpräche, was Beſſeres, ja nur Anderes daraus erfolgen ſolle."

Auch Wieland bemerkt um dieſelbe Zeit, „daß illuminirte Bauern und begeiſterte Knipperdollinge gefährliche Sachwalter der Menſchheitsrechte ſind, und daß es beſſer iſt, die wohlthätigen Wirkungen, die ein unvermerkt zunehmendes Wachsthum der Vernunft unfehlbar hervorbringen wird, ruhig abzuwarten, als dieſen Zeitpunkt durch Mittel beſchleunigen zu wollen, deren unüberlegte Folgen ſchlimmer und verderblicher ſein würden als die Uebel, die man dadurch zu heben glaubt."

„Wenn ſeichte Philoſophie und Unſittlichkeit die Gemüther verwildert haben, ſo ſehnen ſich die Menſchen wieder nach Kindereinfalt, und verfallen in Kinderthorheit. Man will lieber von Geſpenſtern umgeben ſein, als in einer todten Natur zwiſchen lauter Leichnamen wandeln. Man will lieber

*) Selbſt Jacobi, ſein leidenſchaftlicher Gegner, nennt ihn einen Mann von vorzüglichen Gaben und ungemeiner Energie. „Nicht wenige Stellen in der Apologie des Mißvergnügens und des Uebels beweiſen eine Seele, welche die Natur ſchön und edel gebildet hatte; ſie beweiſen, daß Weishaupt viel zu gut für den Verſuch war, aus dem Geiſt unſerer Zeit, der ein Geſpenſt iſt, ein lebendiges handelndes Weſen zu machen. Aber ſelbſt bei dieſem Mißgriff hat er ſich genommen wie ein Mann."

im Schlaraffenlande, als länger ohne Gott leben. — Wie oft ist ein Ungezieser verordnet, einem noch schädlichern Ungeziefer Einhalt zu thun. Tödtet jenes nicht, ohne für dieses gesichert zu sein!" — So äußerte sich Mendelssohn Aug. 1785 in den „Morgengedanken" über das Dasein und die Eigenschaften Gottes. „Ich weiß, daß meine Philosophie nicht mehr die Philosophie der Zeit ist; sie hat noch allzusehr den Geruch der Schule, in welcher ich mich gebildet habe. Ich begnüge mich, meinen Freunden und Nachkommen Rechenschaft zu hinterlassen von dem, was ich für wahr gehalten habe." „Die alten bekannten Gründe, so schlußrichtig sie mir vorkommen, sind den Sophisten unseres Jahrhunderts zu Spott und Mähre geworden. Was nicht quer durch den Sinn fährt und wie ein Wetterschlag erschüttert, macht keinen Eindruck mehr, und die Arbeit der Penelope von Neuem anzufangen, alle Schlupfwinkel und Irrgänge der Sophisterei durchzugehn und das Ungeheuer zu bekämpfen, dazu bin ich zu alt und zu steif." —

Garve, Gleim, die Reimarus traten auf seine Seite; Kant verglich sein Verfahren mit dem Versuch, den Durchbruch des Oceans mit einem Strohwisch zu verstopfen. Hamann schreibt: „es ist eitel Taschenspielerei mit seinem Suchen und Finden der Wahrheit, es ist keine Kunst, zu finden, wenn man die Sache selbst hingelegt hat, wo man sie hernehmen will." Nicht anders urtheilte Herder: „es ist sonderbar, daß in dem alten Mann der versteckte Haß gegen die Christen immer mehr hervortritt; allenthalben bringt er, wo mit der eiskalten wolffischen Philosophie nicht weiter auszukommen ist, die Christen als geborne Schwärmer ins Spiel."

Noch ehe er die Schrift seines Gegners gelesen, trat Jacobi mit „Briefen über Spinoza" hervor. Sie enthielten, chronologisch geordnet, die sämmtlichen Actenstücke, die in dem Briefwechsel mit Moses angewachsen waren. Die Sätze, die er zu beweisen unternahm, waren: „Spinozismus ist Atheismus". „Die Leibnitz-Wolffische Philosophie ist nicht minder fatalistisch als die Spinozistische". „Jeder Weg der Demonstration geht in Fatalismus aus." „Wir können nur in identischen Sätzen fortschreiten. Jeder Beweis setzt etwas schon Erwiesenes voraus, dessen Princip Offenbarung ist." „Das Element aller menschlichen Erkenntniß ist der Glaube." — Seine Polemik war anmaßend, hastig und zum Theil sophistisch; auf Rührung berechnet, wo er den Verstand zu überzeugen hatte, und stark mit Autoritäten gewürzt. Aber in das Wesen Spinoza's hatte er tiefe Blicke gethan, wenn er auch durch Uebertragung der ruhevollen mathematischen Form in seine aufgeregte Gemüthssprache die Färbung wesentlich veränderte.

„Ich kenne die Natur des Willens, ihre innere Möglichkeit und deren Gesetze nicht. Aber ich fühle eine solche Kraft als mein innerstes Leben,

und lerne im Gebrauch derſelben, was mir Fleiſch und Blut allein nicht offenbaren. Auf dieſen Gebrauch finde ich alles bezogen in Natur und Schrift, alle Verheißungen und Drohungen. Daneben lehren mich Natur und Geſchichte, daß des Menſchen Thun viel weniger von ſeinem Denken abhängt als umgekehrt, und von dieſer Erkenntniß glaube ich nicht, daß ſie um das Leben bringe, ſondern im Gegentheil." — „Mein großes Thema werde ich behalten, jene Worte Pascal's: La nature confond les Pyrrhoniens, et la raison confond les Dogmatistes. Nous avons une impuissance à prouver, invincible à tout le dogmatisme; nous avons une idée de la vérité, invincible à tout le Pyrrhonisme. Wir erſchaffen und wir unterrichten uns nicht ſelbſt, ſind auf keine Weiſe a priori, und können nichts rein und vollſtändig a priori wiſſen; nichts erfahren ohne Erfahrung. — Kann lebendige Philoſophie je etwas anderes als Geſchichte ſein? Wie die Gegenſtände, ſo die Vorſtellungen; wie die Vorſtellungen, ſo die Neigungen und Leidenſchaften; wie die Neigungen und Leidenſchaften, ſo die Handlungen; wie die Handlungen, ſo die Grundſätze und die ganze Erkenntniß. Was hat der Lehre eines Helvetius, eines Diderot, den ſchnellen allgemeinen Eingang verſchafft? Nichts anderes, als daß dieſe Lehre die Wahrheit des Jahrhunderts wirklich in ſich faßte. Die Philoſophie kann ihre Materie nicht erſchaffen; dieſe liegt immer da in gegenwärtiger oder vergangener Geſchichte. Aus vergangener Geſchichte philoſophiren wir nur ſchlecht, wenn ſie Erfahrungen enthält, die wir nicht wiederholen können. Nur über das, was uns vorliegt, urtheilen wir mit Zuverläſſigkeit. Was einem jeden Zeitalter vorliegt, das kann es beobachten, zergliedern, auf die einfachſten Grundſätze zurückführen. Auf dieſe Weiſe hat ein jedes Zeitalter, wie ſeine eigne Wahrheit, ebenſo auch ſeine eigne lebendige Philoſophie, welche die herrſchende Handlungsweiſe dieſes Zeitalters in ihrem Fortgang darſtellt. — Die Geſchichte der Menſchen entſpringt nicht aus ihrer Denkungsart, ſondern ihre Denkungsart aus ihrer Geſchichte." — „Alle Nationen waren überzeugt, Religion ſei das einzige Mittel, der elenden Natur des Menſchen aufzuhelfen. Unterwerfung unter ein höheres Anſehn, ſtrenger Gehorſam iſt der Geiſt jeder Zeit geweſen, welche große Thaten, große Geſinnungen, große Menſchen hervorbrachte. Der heiligſte Tempel der Spartaner war der Furcht geweiht."

„Es giebt eine unmittelbare Gewißheit, welche nicht allein keiner Beweiſe bedarf, ſondern ſchlechterdings alle Beweiſe ausſchließt und ihren Grund in ſich ſelbſt hat. Die Ueberzeugung durch Beweiſe iſt eine Gewißheit aus zweiter Hand und kann nie ſicher ſein. Wenn nun jedes Fürwahrhalten, welches nicht aus Vernunftgründen entſpringt, Glaube iſt, ſo muß die Ueberzeugung aus Vernunftgründen ſelbſt aus dem Glauben kommen und ihre Kraft von

ihm allein empfangen. Durch den Glauben wiſſen wir, daß wir einen Körper haben, und daß außer uns andere Körper und andere denkende Weſen vorhanden ſind. So haben wir denn eine Offenbarung der Natur, welche nicht allein befiehlt, ſondern alle und jeden Menſchen zwingt, zu glauben und durch den Glauben ewige Wahrheiten anzunehmen."

Er begann nun (Oct. 1785) eine Fehde der widerlichſten Art. Sämmtliche Berliner fielen mit den boshafteſten Anſchuldigungen über Jacobi her, eine wüſte Klätſcherei ging durch ganz Deutſchland, und Jacobi hatte nicht Haltung genug, in ſeiner Antwort die Perſönlichkeiten zu vermeiden, die ihn ſelbſt ſo ſehr aufgeregt hatten: ſie war larmoyant, anmaßend und kleinlich. „Was mir bevorſteht, weiß ich. Ich bin allein gegen eine Legion, und die Menge läßt ſich von der Menge leicht bethören."

Lavater, mit ihm in gleicher Verdammniß, konnte ihm wenig Troſt gewähren. „Bis wir da ſind zu wiſſen, daß jedes lebende Weſen durch das, was ihm am ähnlichſten und unähnlichſten iſt, ſich am beſten erkennen kann (Gott ſich am Gekreuzigten, der Allmächtige in dem machtloſen, von Ihm verlaſſenen Sohn), ſollten wir von keinem εὕρηκα der Philoſophie ſprechen ... Daß ein Weſen von der Art wie Chriſtus der Menſchheit ſo unentbehrlich iſt als der Compaß dem Seefahrer, davon bin ich ſo gewiß, wie ich von dem Vorhandenſein irgend eines phyſiſchen Bedürfniſſes gewiß ſein kann, daß es ewiges Leben ſein muß, Gott durch ein ſolch Medium zu erkennen, daran kann ich nicht zweifeln. Die Schwierigkeit liegt nicht in dem Mittel, ſondern in dem Mittel zum Mittel. Dies hab ich noch nicht gefunden — heilig und ſelig, der es findet, und mir erlaubt, mich unter ſeine Ferſe zu ſetzen, wenn er mich lehren will, wie ich es ſuchen ſoll! ... Es müſſen Chriſten in der Welt ſein, ſo gewiß ein Chriſtus im Himmel iſt, Initiirte durch Handauflegung ... Es muß Menſchen geben, königliche, prieſterliche, prophetiſche Seelen; die das haben, was uns des Morgens beim Erwachen und Abends beim Einſchlafen fehlt und deſſen Mangel uns in ſchlafloſen Nächten mit glühenden Peitſchen quält. Solche Menſchen müſſen zu uns kommen, uns in ihre Schule nehmen; ſie müſſen uns mit dem Herrn menſchlich ſprechen lehren ... Dieſen unbekannten, in der Welt zerſtreuten Auserwählten, die vermuthlich ein ebenſo dringendes Bedürfniß haben, ihre ſo tief individuellen Erfahrungen mitzutheilen, wird, wenn unſere Stunde gekommen, d. h. unſer Bedürfniß unüberſpannbar geſpannt iſt, unſer Verlangen nach dem einen Nothwendigen auf irgend eine Weiſe offenbar werden ... Ein Zug des Vaters wird ſie zu uns ziehen, und ſie werden dem Gebeugten ſagen: ſehet! da iſt euer Gott! — Sende mir einen Ueberzeugten! iſt mein tägliches und gewiß nicht vergebliches Gebet, meine Hoffnung, Ahndung, Re-

ligion! — Die Gnade des Einzignothwendigen ſei mit uns.“ (30. Juni 1785.)

Lavater hatte um dieſe Zeit in Genf den thieriſchen Magnetismus näher ſtudirt, und durch denſelben ſeine Frau „in einen ſo exaltirten Zuſtand verſetzt, daß ſie im Schlaf weiſſagt und Wunder redet, die den ungläubigen und liebloſen Berlinern zum Gelächter dienen.“ Die Anfechtungen gegen ihn wurden immer ſtärker. Hamann drückte zwar ſeine Sympathie aus: „ſo anſtößig meiner reinen Vernunft alle Abentheuer, Wunder und Zeichen ſind, ſo behagen ſie doch immer meinem alten Adam, und daß meine jungen Brüder etwas wagen, wozu ich zu unbeholfen und ungeſchickt bin. Erfahrung iſt doch immer die beſte Schule und Evidenz der beſte Beweis.“ Aber er ſetzte hinzu: „es iſt ihm ebenſo heilſam wie dem heiligen Paulo, bisweilen geſtäupt zu werden.“ „Die Wahrheit zu ſagen, ſehe ich den Philoſophen mit Mitleid an, der einen Beweis fordert, daß er einen Körper hat und daß es eine materielle Welt giebt. Ueber dergleichen ſeine Zeit und ſeinen Scharfſinn verlieren, iſt ebenſo traurig als lächerlich. Es giebt Zweifel, die nicht mit Gründen und Antworten, ſondern ſchlechterdings mit einem Bah! abgewieſen werden müſſen, ſowie es Sorgen giebt, die durch Gelächter am beſten gehoben werden. — Wenn die Narren ſind, die in ihrem Herzen das Daſein Gottes leugnen, ſo kommen mir die noch unſinniger vor, die ſelbiges erſt beweiſen wollen. Individuelle Beweiſe göttlicher Güte und Herablaſſung zu unſern Bedürfniſſen dringen tiefer in die Seele als das faule Holz ſcholaſtiſcher Begriffe von Subſtanz, Attribut u. ſ. w.; wer keine Erfahrung hat oder braucht, mag ſich mit dieſen Schellen reiner Vernunft die Zeit vertreiben. — In der erſten Formel des Spinoza, Causa sui, liegt der ganze Irrthum: ein Vater, der ſein eigner Sohn, und ein Sohn, der ſein eigner Vater iſt — giebt die ganze Natur ſo ein Beiſpiel? — Es geht den Philoſophen wie den Juden; beide wiſſen nicht, wozu Vernunft und Geſetz gegeben ſind: zur Erkenntniß der Sünde und Unwiſſenheit, nicht der Gnade und Wahrheit, die geſchichtlich offenbart werden muß und ſich nicht ergrübeln noch erwerben läßt. Die Furcht des Herrn iſt der Weisheit Anfang, und ſeine evangeliſche Liebe der Weisheit Ende. Ein anderes δος μοι που στω kenne und weiß ich nicht als ſein Wort.“

„Was Homer den alten Sophiſten war, ſind für mich die heiligen Bücher geweſen, aus deren Quelle ich bis zum Mißbrauch vielleicht mich überrauſcht. Noch bis auf den heutigen Tag, wo ich ſtumpf, kalt und lau geworden bin, leſe ich niemals ohne die innigſte Rührung das Cap. 38. des Jeremias und ſeine Rettung aus der tiefen Grube vermittelſt zerriſſener und vertragener alter Lumpen. Mein Aberglaube an dieſe Religion iſt im Grunde herz-

licher Dank für die Dienſte, welche mir dieſe Bücher gethan und noch thun." — „Meine Urtheile beruhen vielleicht oft auf meiner beſondern Lage und Laune." „Ueberhaupt fließt bei der Lectüre das, was man dabei denkt und fühlt, mit dem, was man lieſt, ſo in einander, daß man nicht im Stande iſt, eins von dem andern abzuſondern, und daher ſo mancher Bock in meinen ſchwärmeriſchen Urtheilen." — „Ich weiß keinen andern Rath als: iß dein Brod mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Muth, brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb haſt, ſolange du das eitle Leben haſt, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat. Nimm auch das Kreuz deſſelben auf dich, und trag' es Ihm zu Liebe und Ehren nach."*)

Die Geſellſchaft in Kaſſel, wo die Atmoſphäre unter dem Einfluß der Roſenkreuzer immer ſchwüler geworden war, hatte ſich aufgelöſt. J. Müller ging 31. Juni 1783 nach der Schweiz ab, um Vorleſer bei einem 73 j. Greiſe (Tronchin) zu werden, der ihm dafür ein Legat auszuſetzen verſprach; Sömmering fand eine Anſtellung in Mainz; G. Forſter nahm einen Ruf an die polniſche Univerſität Wilna an und reiſte April 1784 dahin ab.**) Unterwegs hielt er ſich 14 T. in Göttingen auf, bei Lichtenberg und Heyne, deſſen Tochter Thereſe, geb. 7. Mai 1764, vor kurzem mit ihrem Oheim

*) Die kleine Gemeinde Hamanns, meiſt aus wunderlichen Originalen beſtehend, hatte ſich anſehnlich vermehrt. Ein junger Verehrer, Buchholz in Münſter, geb. 10. Nov. 1759, (er heirathete 15. Juni 1785), ſandte ihm 15. Dec. 1784 ein „fürſtliches" Geſchenk, das ihn in Stand ſetzte, für die Erziehung ſeiner Kinder zu ſorgen; Hamann (Sokrates) fand in ihm den lange geſuchten Alcibiades und weihte ihm eine ſchwärmeriſche Liebe. Gleichzeitig ließ die Fürſtin Galizin durch die Gräfin Kayſerlingk ſeine kleinen Schriften ſammeln. Stolberg beſuchte ihn 7 Oct., Reichard 5. Nov. 1785. — Zu ſeiner Charakteriſtik gehört noch, daß er Perſius und Petron ſeine Lieblingsautoren nannte.

**) „Wenn auch," ſchreibt er an Sömmering, „alle Phantome von Einfluß auf Menſchenbildung, von Ausſaat wiſſenſchaftlicher Cultur unter fremdem Himmel zerronnen ſind, dann finde ich dort mich ſelbſt wieder. Was das Schickſal an uns Einzelnen fortbildet, indem es uns in neue Thätigkeit verſetzt, uns neue Berührungspunkte verſchafft, uns auffordert, für Andere zu wirken, das iſt der erhabene Zweck unſers Daſeins, wobei wir nur das Zuſehn haben. Ich ringe 8—10 J. mit neuen Verhältniſſen, ſammle neue Vorſtellungen, neue Begriffe, laſſe durch neue Eindrücke Reactionen hervorrufen aus meinem eignen Selbſt, die mir jetzt noch unbekannt ſein mögen; Vernunft und Empfindung, durch einander geſchärft und berichtigt, ſchaffen in mir eine Welt, wozu ich jetzt nur die formleere Hyle in mir trage. So geht ein vollkommneres Weſen hervor mit erhöhtem Bewußtſein, mit andern Quellen des Genuſſes, zu erleſeneren Freuden und Leiden gebildet!"

Blumenbach von einer Schweizerreiſe zurückgekehrt war. Eine ziemlich ſelbſtzufriedene und kühle junge Dame, nahm ſie Forſter's Huldigungen etwas vornehm auf; ſie beſchreibt ihn folgendermaßen.

„Seine Perſönlichkeit vermehrte das Intereſſe, das er als Weltumſegler einflößte; nicht weil er hübſch war — ſeine urſprünglich regelmäßigen Züge waren durch die Blattern eingeſchrumpft und mit Narben bedeckt; der heftige Scorbut, den er auf ſeiner Seereiſe erlitten, und von dem die Maſſe ſeiner Säfte auf immer angeſteckt war, hatte das Weiße ſeiner Augen gefärbt; — aber ſobald er durch das Geſpräch belebt ward, erhielten ſeine Züge den mannigfachſten Ausdruck, und kaum ſah ich je ein Geſicht, das durch Geiſt und Empfindung einer größern Verſchönerung und eben auch des Gegentheils fähig geweſen wäre. Ein Ausdruck von Beſcheidenheit und Sicherheit zugleich gab ihm den Anſtand der beſten Geſellſchaft, ſo daß er im geiſtvollſten Cirkel gefiel und im vornehmſten an ſeinem Platz war. Unaufgeregt ſprach er nicht, aber ſobald er von einer Idee erwärmt war, drückte er ſich, nicht im Deutſchen allein, ſondern auch im Engliſchen und Franzöſiſchen, mit ſoviel Leichtigkeit und in ſo klarem Zuſammenhang aus, daß ſeine Unbehilflichkeit auf dem Lehrſtuhl gar nicht zu erklären iſt. Sein Betragen im engen Familienkreis war immer ſo fein und geſittet wie in der Geſellſchaft; nie hörten die Seinen ein rauhes Wort von ihm, nie vernachläſſigte er ſeine Kleidung, ſein Zimmer, noch die Aufmerkſamkeit eines Mannes von ſeinem Ton gegen weibliche Bekannte. Bei dieſem höchſt gebildeten Betragen zeigte er die gütevollſte Theilnahme an fremden Schickſalen, wurde leicht heimiſch im engern Kreiſe und machte keine Art von geſellſchaftlichen Anſprüchen. Dafür hatte er das Glück einer Art unſchöner Männer, daß ihm die Frauen auf halbem Weg entgegenkamen, was ihm bei ſeinem ſehr weichen Herzen ſtets den Genuß einer geſteigerten Freundſchaft gewährte."

Da Heyne nicht ſehr für die Sache war, kam es noch nicht zur förmlichen Verlobung; doch wurde lebhaft correſpondirt, freilich etwas kühl und gemeſſen, wenn man die feurigen Briefe an Sömmering vergleicht.*) Thereſe war eine große Philoſophin und ſprach ſich mit äußerſter Erbitterung über

*) Z. B. an Sömmering: „Der Gedanke, daß Dir die Trennung von mir ſo ſchwer ward, daß Du vielleicht aus Unmuth könnteſt geſtorben ſein, beugte mich bis zur Verzweiflung. Ich machte mich gefaßt, Dir zu folgen in jene Welt; ich war ſinnlos und gefühllos; ich haßte mein Daſein. O mein einziger, mein herzgeliebteſter Freund! ich habe es bitterlich bereut, daß ich mich von Dir trennte. Durch unſere Trennung fühle ich feurig, unwiderleglbar, daß es noch jenſeit dieſes Lumpenlebens eine beſſere Exiſtenz geben muß. Selbſt die Liebe weicht dem Seelenbündniß, welches mich an Dich kettet."

die Vorurtheile aus, welche die Geſellſchaft der Freiheit der Frauen entgegenſtellt; darin gab ihr Forſter Recht, und über ihre Philoſophie ſchrieb er ihr: „Ich laſſe Ihren Kopf unter den Sternen wandern, wenn es ihm einfällt, ſich von mir zu verſteigen, und halte mich an Ihr liebes Herz deſto feſter.“

In Leipzig belehrte ihn Nicolai über die Umtriebe der Jeſuiten in den geheimen Geſellſchaften; dieſe Mittheilungen ſetzten ihn und Sömmering in großen Schrecken; beide waren von einer tiefen Angſt vor den Verfolgungen ihrer ehemaligen Bundesbrüder gepeinigt. Forſter's Vorliebe für den Katholicismus war ganz geſchwunden;*) ſeine Myſtik hatte einer epikureiſchen Lebensanſchauung Platz gemacht. „Empfinden,“ ſchreibt er an Sömmering, „iſt mir ſtets die erſte, Wiſſen nur die zweite Wolluſt geweſen ... Ich bin ſinnlicher als jemals, ſeitdem ich der Schwärmerei auf immer Adieu geſagt und einſehn gelernt habe, daß es Thorheit ſei, um des ungewiſſen Zukünftigen willen das ſichere Gegenwärtige verſcherzen ... Wahres Glück iſt, alles zu genießen, was erlaubt iſt, d. h. was mir ſelbſt und Andern nicht ſchadet.“

Mit dieſen Grundſätzen fand er in Wien, wo er ſich den Auguſt hindurch aufhielt, allgemeinen Anklang. Der Kaiſer unterhielt ſich freundſchaftlich mit ihm, die gute Geſellſchaft trug ihn auf den Händen. 20. Sept. kam er in Krakau an, machte den Reichstag in Grodno mit — ſeine ſpätere Beſchreibung der „Polniſchen Wirthſchaft“ iſt eine der vortrefflichſten Monographien unſerer hiſtoriſchen Literatur — und trat 18. Nov. ſein neues Lehramt in Wilna an. Trotz ſeines bedeutenden Gehalts (auch ihn unterſtützte Gleim) kam er bald in Schulden, und die Einſamkeit ward ihm ſo drückend, daß er endlich Heyne bewog, in die Heirath zu willigen. 21. Aug. 1785 kam er in Göttingen an, bald darauf war die Hochzeit, und er führte auf der Rückreiſe nach Polen 14. Sept. ſeine Frau in Weimar ein. Naturwiſſenſchaft ſtand hier noch immer auf der Tagesordnung, Forſter war alſo ein willkommener Gaſt. Goethe, der ihn ſchon mehrmals geſprochen, war eben aus Karlsbad zurückgekehrt;**) Herder ließ ſich über Otaheiti und das Weſen der Naturvölker belehren; Forſter war ſein Bundesgenoſſe gegen Kant, deſſen Ab-

*) „Obgleich meine Meinungen weder mit denen der Lutheraner noch Calviniſten noch Katholiken, noch irgend einer andern chriſtlichen Secte übereinſtimmen, werde ich doch fortfahren, mich zu der Kirche zu bekennen, in der ich geboren und auferzogen ward. Die römiſch-katholiſche Religion iſt mir vor allen andern zuwider, wegen ihres despotiſchen Geiſtes und ihrer Unduldſamkeit.“

**) Um dieſe Zeit ließ ſich eine Fr. v. Werthern (nicht die von Neunheiligen) todt ſagen und an ihrer Statt eine Puppe begraben, während ſie ſelbſt nach Algier ging, um dort ihren Liebhaber v. Einſiedel zu treffen. Später kehrte ſie unangefochten nach Weimar zurück.

handlung „über den Urſprung der Menſchenracen“ er zu widerlegen verſuchte.

Bald nach Forſter's Abreiſe, 20. Sept., kam die Fürſtin Galizin mit Gefolge — Fürſtenberg, Hemſterhuis, Sprickmann — in Weimar an: ſie wollte den proteſtantiſchen Unterricht und ſeine Anwendbarkeit auf katholiſche Zuſtände erforſchen; Mathematik war nach ihrer Ueberzeugung der ſicherſte Weg zum feinen Gefühl des Wahren und zum richtigen Denken; im halliſchen Pädagogium trug ſie mit Kreide an der Tafel einen ſelbſterfundenen Beweis des pythagoreiſchen Satzes vor. Ihre Kinder gingen barfuß und barhäuptig, und ſchwammen öffentlich. In Weimar ſchloß ſich hauptſächlich Caroline Herder an ſie an, auch Goethe erwies ihr viel Aufmerkſamkeit, doch wollte ſich kein rechtes Verhältniß herausſtellen. „Soviel weiß ich, man ſoll nicht zu ſehr aus dem Coſtüm der Welt und Zeit, worin man lebt, ſchreiten, und ein Weib ſoll ihre Weiblichkeit nicht ausziehn wollen.“ Doch zuletzt, bei dem Abſchied in Jena 30. Sept. „ward alles recht gut und gewann ein menſchliches Ende“. — Nach ihrer Rückkehr, 19. Oct, konnte ſie Goethe der Fr. v. Stein vorſtellen. „Dieſe herrliche Seele,“ ſchreibt Goethe an Jacobi über die Fürſtin, „hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem geweckt und geſtärkt. Du kennſt mich und ſie, und wenn ich Dir ſage, daß wir diesmal ganz natürlich und offen gegen einander geweſen ſind, ſo kannſt Du Dir das Uebrige denken.“ Mitten unter den dringendſten Amtsgeſchäften und Reiſen hatte Goethe 6 Bücher des Meiſter vollendet, und las ſie 11. Nov. ſeinen Freundinnen vor.

Schon ſeit Jahren hatte man in Berlin wie in Karlsruhe an ein Bündniß der deutſchen Fürſten gegen die öſtreichiſchen Uebergriffe gedacht; als Jan. 1785 durch den Herzog von Zweibrücken die Pläne des Kaiſers auf die bairiſche Erbfolge bekannt wurden, ſchritt man ans Werk: 23. Juli wurde zwiſchen Preußen, Sachſen und Hannover der Fürſtenbund abgeſchloſſen: jeder Theilnehmer verpflichtete ſich zu einem Hilfscorps von 15,000 M. Zweibrücken, Weimar, Gotha, Braunſchweig, Baden, Kaſſel, Anhalt folgten; die wichtigſte Acquiſition war der Kurfürſt von Mainz. — Dieſer war 1774 mit Hilfe der Jeſuiten auf den Thron gelangt und hatte den Frömmler geſpielt; bald aber hatte er die Maske abgeworfen, eine wüſte Maitreſſenwirthſchaft eingeführt, und wenn er auch die Illuminaten verfolgte, gewiſſe liberale Velleitäten zur Schau getragen. Dazu gehörte die Reorganiſation der Univerſität im Sommer 1784. Für die Bibliothek ſchlug Sömmering, der bei

dem Kurfürſten viel .galt, den alten Freund J. Müller vor. Dieſer hatte die Launen ſeines alten Gönners nicht ertragen, und war Oct. 1784 nach Valeires entwichen, zu Bonſtetten: dort arbeitete er in ſtrengſter Einſamkeit an ſeiner Schweizergeſchichte. Der erſte Theil wurde ganz umgeſtaltet; nur die Schlachtbilder blieben in der alten Form. Die beiden erſten Bände erſchienen Anfang des f. J.*) Dies war die Ausgabe, welche Müller den Ruf eines claſſiſchen Schriftſtellers verſchaffte: freilich ging es ihr wie manchem andern berühmten Buch; obgleich viel genannt, iſt ſie als Ganzes wenig geleſen worden, man begnügte ſich mit den ſchönen Stellen, namentlich den Schlachtgemälden. Müller's Kraft war ausſchließlich auf einzelne Gemälde gerichtet, welche die Einbildungskraft und das Gemüth anregen. Da nicht jeder Moment der Geſchichte ſich dazu eignet, ſo blieben in ſeiner Chronik große Lücken, matte Darſtellungen, die nur ein locales Intereſſe haben konnten. Und doch war der Stoff für eine einheitliche Behandlung nicht ungünſtig. Es iſt für einen Geſchichtſchreiber kein geringer Gewinn, einem Volk anzugehören, in dem jeder am Gemeinweſen theilnimmt, in dem ſich Urſprung und Fortbildung der Zuſtände in ununterbrochener Ueberlieferung erhalten haben, in dem jeder Einzelne ſich als Erbe des Nationalruhms betrachtet. Um wie viel günſtiger war der ſchweizer Geſchichtſchreiber geſtellt als der deutſche. Dazu kam die maleriſche Localität, die den Ereigniſſen Farbe und Stimmung ungeſucht entgegenbrachte. Die Heldenthaten der Schweizer waren faſt durchweg Abwehr, die großen Welthändel hatten ſie nicht berührt, der Geſchichtſchreiber konnte in der Heimath bleiben .und dort jene Stetigkeit des Blicks gewinnen, die man auf einem ſehr umfangreichen Schauplatz nur zu leicht verliert. In dem Local ſeiner Geſchichte war Müller ſo zu Hauſe wie Homer in den Gegenden ſeiner Ilias. Er wußte über jeden Berg, über jedes Dorf Rechen-

*) In dieſe Zeit fallen folgende Geſtändniſſe. „Das iſt an mir ein großer Fehler, daß ich zu geneigt bin, außer mir zu ſuchen, was in mir ſein ſoll. Darum ſcheint mir jede noch nicht verſuchte Lage und von denen, die ich ſchon erfahren habe, allemal die, in der ich nicht bin, der, worin ich mich befinde, vorzuziehen; darum iſt nicht leicht ein europäiſches Land, wohin zu gehen ich mir nicht bisweilen vorgenommen hätte. In der That habe ich meine Reiſen immer in ſchlechter Geſellſchaft gethan; denn ich habe mich mitgenommen.“ „Ich bin in meinem Leben bis dahin meiſt glücklich geweſen, faſt nie aber auf dem Wege, den ich gehen wollte. Alſo wollen wir uns tröſten, wenn das nicht geſchieht, was wir wünſchen. Ihr könnt mir glauben, daß ich von der wunderbaren Fügung aller Dinge täglich neue Proben entdecke. Es iſt eine Kette, die von Gott ausgeht und alle Weſen vom Weltall bis zum Staub in Verbindung hält; alles iſt verknüpft; hin und wieder finden wir einige Glieder der Kette, aber das Meiſte iſt in Dunkel gehüllt.“ — Der 3. Bd. der Schw. Geſch. erſchien 1788, der 4. 1805; die 1. Abth. des 5. Bd. 1808: auch dieſe war nicht einmal bis zum Frieden von 1499 fortgeführt, ſie brach 1489 ab.

schaft zu geben, und einzelne seiner Alpenbilder sind prachtvoll ausgeführt. Aber historisch motiviren sie nichts, ist die Beschreibung fertig, läßt der Geschichtschreiber den Faden fallen; selbst wo die Landschaft für das Ereigniß maßgebend ist, sieht sie wie ein Ornament aus. Müller hatte nicht jenen festen Blick, der schnell zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem scheidet, er brachte den Thatsachen keine bestimmten Fragen entgegen, sondern ließ sich von ihnen leiten. Seine Gemälde sind unruhig: er sucht alles, was ihm an Farbe aufstößt, anzubringen, wenn auch eine Farbe die andere aufhebt.

Die kritischen Untersuchungen über das römische Zeitalter sind später überholt; sein Talent ging nicht nach dieser Seite: der rothe Faden ist Haß gegen das Weltreich, das alle individuelle Gestaltung zertrümmert. Bedeutender sind die Sittenschilderungen aus dem 10. und 11. Jahrh., wobei ihm zu statten kam, daß in den einfachen Verhältnissen der Schweiz die Jahrhunderte wenig Veränderungen hervorgebracht hatten; für die werthvollsten Züge seiner Chroniken fand er entsprechende Gegenbilder in der nächsten Umgebung. Der glänzendste Abschnitt beginnt mit der Sage von Tell, deren Glaubwürdigkeit er gegen alle Anfechtungen vertheidigte; er hatte einen frommen Sinn für jede Art der Ueberlieferung, sein Eifer gegen die zersetzende Kritik, die alle Anschauung in Begriffe auflösen möchte, war zugleich im Interesse seines Talents; auch hätte es sich wenig mit dem treuherzigen Ton eines biderben Chronisten, den er annahm, vertragen, wenn er an die Heiligthümer des Volks, dessen Phantasie er kräftigen und in höhere Stimmung setzen wollte, das Messer der Kritik gelegt hätte. Die rhetorische Kraft in den Gemälden jener Heldenkämpfe von Morgarten, Sempach, Granson, St. Jakob, was sie auch an Deutlichkeit zu wünschen übrig läßt, hat zuweilen etwas Hinreißendes. Personen wie Erlach, Rudolph Brun, Hans Waldmann u. a., für deren Porträts er das vollständige Material in seinen Chroniken fand, werden dem Leser vollkommen gegenwärtig und erregen Mitgefühl. Viel weniger gelingt die Zeichnung solcher Charaktere, die einen weitern Horizont verlangen. Müller hatte den Grundsatz, bei der Charakteristik nichts zu construiren, sondern alle einzelnen Züge seiner Quellen aufzunehmen, auch wenn sie sich widersprachen. Dieser Grundsatz, der wie die meisten schriftstellerischen Grundsätze eine Grenze des Talents ausdrückt, ließ sich wohl bei einfachen Naturen durchführen, aber nicht bei hochstehenden Menschen, die sehr abweichende Urtheile herausfordern. So ist ihm bei Ludwig 11. trotz seiner Abneigung gegen alle historische Construction begegnet, daß er ihn gegen das Zeugniß aller Quellen als eine Art von Musterkönig darstellt: hier verräth sich einmal der Schüler Machiavell's. Einen großen historischen Charakter zu zeichnen, ist Divination oder constructive Kraft nöthig: aus einer bloßen Copie der Quellen geht

immer nur ein Moſaikgemälde hervor. Auch derjenige Theil der Geſchichte, wo der Verſtand ein Wort mitzuſprechen hat, z. B. die Zeit des koſtnitzer Concils, hat keinen befriedigenden Abſchluß. Zwar iſt die Darſtellung reich an Ideen; aber dieſe erſcheinen nur wie etwas Zufälliges, als geniale Ahnung oder als Reminiscenz; ſie ergeben ſich nicht mit innerer Nothwendigkeit aus den Thatſachen. Weil er nicht im Stande iſt zu generaliſiren, überläßt er ſich der Weiſſagung, er flickt Gedankenſpähne ein, die er vorher in ſeinen Excerpten fixirt hat. Dazu kam, daß er noch während der Vorſtudien an die Ausarbeitung ging, und daß nicht ſelten ſein Urtheil erſt nachträglich berichtigt wurde.

Müller empfand ſeine Mängel ſehr wohl, aber er ſuchte den Grund in der unvollkommenen Feile.*) Das iſt Selbſttäuſchung; ſein Stil iſt am ſchönſten in einigen ſeiner Briefe, wo er ſich ganz der erſten Eingebung überläßt, am ſchlechteſten in ſeinen Vorreden und kleinen Abhandlungen, die er wohl zehn- bis zwölfmal durchgearbeitet hat. Aber es iſt eine unerhörte Ungerechtigkeit, nur dieſe Fehler zu ſehen. Müller's Stil hat zuerſt dem deutſchen Volk das Mittelalter in der Fülle ſeines Lebens und in ſeiner lebendigen Farbe aufgeſchloſſen, namentlich das 14. und 15. Jahrhundert: ohne ihn würden die ſpäteren Declamationen zu Gunſten des Mittelalters wenig gefruchtet haben.

Es galt die Darſtellung aus dem Gemeinen und Gewöhnlichen zu erhöhen. Klopſtock fand eine verwäſſerte Poeſie, Müller eine triviale und rohe Proſa vor. Beide wandten ein Mittel an, welches leicht zum Unwahren verleitet: ſie ließen den Stil nicht aus der Sache hervorgehen, ſondern ſie brachten ihn als äſthetiſche Forderung der Sache entgegen. Sie lernten ihn beide aus den Alten, aus der Bibel, aus der noch nicht verwäſſerten Volksſprache, z. B. Müller aus den Chroniken; ſie verwarfen jede Breite und Bequemlichkeit, jedes Wort ſollte bedeutend wirken; ſie ſpannten das Gemüth zur Feierlichkeit. Vieles iſt gezwungen, am wenigſten darf man ein Vorbild in ihnen ſuchen; aber wo das Gemüth ſich wirklich regt und wo eine lebendige Anſchauung die Seele erfüllt, wiſſen beide mächtig zu ergreifen. Freilich fehlte beiden die Geſtaltungskraft. Müller hatte edle und warme Empfindungen, lebhafte Anſchauungen, einen ſcharfen Verſtand: das reicht aber noch nicht aus, die

*) „Die Urſache meiner oftmals dunkeln Manier war immer der Mangel genugſamer Muße zur Ausarbeitung; es iſt mir nicht möglich geweſen, die Schweizergeſchichte auch nur abzuſchreiben. Daher ein Excerptenſtil, den lange Gewohnheit mir, wie Haller, eigen gemacht. Auch was aus der Seele gefloſſen, iſt aus dieſem Grunde nicht ein heller Bach, ſondern hervorbrechender trüber Alpenſtrom, der mehr fortreißt als befeuchtet."

schöpferische Kraft zu ersetzen, die darin liegt, daß Empfindung, Bild und Gedanke gleichzeitig in der Seele entspringen. Wenn Müller stark empfand schwieg seine Intelligenz, und wenn er ernsthaft nachdachte, war sein Gemüth gelähmt. Die Vorschnelligkeit seiner Empfindungen trübte auch im Einzelnen sein Gesicht, und so kamen Gedanken, Bilder, Stimmungen wie Inspirationen über ihn, die er schnell aufzeichnete und die ihn infolge dessen beherrschten. Was er Composition nannte, bestand darin, daß er sich bemühte, diese einzelnen Aufzeichnungen aneinander zu schweißen. Wir finden fast alle Momente bei ihm zusammen, die zur Charakteristik eines Menschen oder einer Begebenheit gehören; aber es sind disjecti membra poetae, der elektrische Funke fehlt, der ihnen Leben einhaucht, fast nie gelang es ihm, den innern Kern eines Charakters schnell zu fassen, und aus ihm heraus alles Einzelne zu begreifen. Daher der Aufwand von Farben, die in ihrer Unruhe mehr verwirren als deutlich machen. Daher seine Mystik, die unfähig, das Gesetz des Wesens zu ergründen, im Spiel des Zufalls ein geheimes Gesetz sucht und in dunkle Weissagungen flüchtet, weil sie in ihrer Einsicht sich selbst nicht genügt.

Im Winter 1785 hielt Müller in Bern Vorlesungen über allgemeine Geschichte, als das mainzer Anerbieten seinen Plänen eine neue Richtung gab. „Wenn je ein Protestant," schreibt er an Sömmering, „an einem solchen Ort zu stehn verdient, so kann derjenige, welcher der erste unter allen Protestanten dieser Zeit die Hierarchie vertheidigt, wohl vorzüglichen Anspruch darauf machen. Ich bin gewissermaßen ein Märtyrer derselben, da die Allg. Dt. Bibl. für gut gefunden, mich einer Verständniß mit den Jesuiten zu insinuliren." Und an Gleim, 8. Jan. 1786: „Ich fühle für die kommenden Zeiten, für Europa, Ihr und mein Land, wenn es der Union mißglückte: ich denke, jeder Mann von Geist und Muth sollte arbeiten, die öffentliche Meinung mehr und mehr für die Grundsätze dieses großen Bundes zu gewinnen."

17. Jan. 1786 erhielt er einen eigenhändigen Brief des Kurfürsten, der ihn berief. Drei Tage darauf hielt er die Abschiedsrede an die Zuhörer in Bern, zum Schluß seines Collegiums über allgemeine Geschichte. „Große Zubereitungen und Wahrzeichen eines Uebergangs des vorigen in eine ganz neue Verfassung der menschlichen Gesellschaft bezeichnen unsere Zeit. Schuldenlasten der Seemächte, vor deren Summe alle patriotischen Staatsrechner der vorigen Jahrhunderte würden zurückgebebt haben, Kriegsheere so groß und so vortrefflich geordnet, als in keiner von den Geschichtschreibern aufbehaltenen Periode; solche Bündnisse, wodurch, menschlicherweise zu reden, der allgemeine Frieden oder die fürchterlichste Erschütterung aller Staaten vom Glück und Willen etwa vier sterblicher Menschen abhängt; eine Thätigkeit von seiten großer Mächte,

durch die Auflöſung der alten Religion oft wider Gott und alle Rechte ungeſcheut, kühn, und nur durch die Vervollkommnung der politiſchen Arithmetik eingeſchränkt. Bei den Privatperſonen ein auf die Freiheit geſtimmter Charakter, von welchem aber noch nicht recht entſchieden iſt, ob er nach und nach den Despotismus hemmen und mäßigen wird, oder ob er nicht aus Ueberdruß endlich den Gewalthabern die Willkür alles Politiſchen überlaſſen, und ſich nur die unedle Befreiung von der Pflicht beſchwerlicher Tugenden vorbehalten wird —: ſolche Züge bezeichnen unſere Zeit; eine Zeit, von der ich nicht weiß, ob im Umfang der Hiſtorie irgendeine wichtigere vorkommt." „Die Städte und Länder der dreizehn mit uns verbundenen Orte ſchweizeriſcher Nation ruhen in dem wohlerlangten Erbe ihrer biderben Vorältern, von ihrem großen alten ewigen Bund wie von einer majeſtätiſchen Eiche beſchattet"; aber auch ihnen naht ſich die Gefahr des militäriſchen Despotismus. „Die Mittel wider einen ſo ſchändlichen Untergang ſollten vor der Gefahr betrachtet werden, denn in der Noth geſchieht alles leidenſchaftlich und ſelten mit Klugheit. Zu leicht wird in langem Frieden das Große in der Politik nach und nach aus den Augen geſetzt; es altern die Grundfeſten der Verfaſſungen; der Väter Weisheit geht aus Mißverſtand in Vorurtheile über." Die Gefahr kann nur durch Eines abgewandt werden: „die Umſchmelzung aller ewigen Bünde der dreizehn uns zugewandten Orte in einen allgemeinen, beſtimmtern Bund."

Durch dieſe Rede wurden ſeine Zuhörer ſo gerührt, daß ſie ſich erboten, durch freiwillige Beiträge ihm ein Auskommen zu ſichern, wenn er bliebe. Schon war er geneigt anzunehmen, da kam 12. Febr. der Beſcheid aus Mainz: Hofrathstitel, 1800 Gl. Gehalt, 100 Duk. Reiſegeld. Müller ſchlug ein: „der Menſch, des Schickſals Ball, weiß ſelten was er wünſchen ſoll." — „Wie ich höre," ſchreibt ihm Heyne, „hat das Schickſal für Mainz entſchieden. Aber um's Himmelswillen, wenn es einmal ſo iſt, bleiben Sie ſtandhaft in dem Beruf, den Ihnen der Himmel zugeſchickt hat; Sie könnten endlich an gutem Namen und an Zutrauen verlieren! Verzeihen Sie meiner Ergießung des Herzens gegen den Mann, den ich ſo liebe und doch bei ſeinem Wankelmuth auf einem ſo gefährlichen Wege wie in Genf wieder ſehe."

---

4. Jan. 1786 ſtarb Mendelsſohn, 57 J. alt, indem er nur ein mäßiges Vermögen hinterließ; eben hatte er ſeine letzte Schrift „M. Mendelsſohn an die Freunde Leſſings, ein Anfang zu Herrn Jacobi's Briefwechſel", dem Buchhändler übergeben; eine Erkältung bei dieſer Gelegenheit ſoll ſeiner ohnehin ſchon zerrütteten Geſundheit den Reſt gegeben haben. Der

Schluß lautete: „Ich bleibe bei meinem jüdiſchen Unglauben, traue keinem Sterblichen einen engelreinen Mund zu, möchte ſelbſt von der Autorität eines Erzengels nicht abhängen, wenn von ewigen Wahrheiten die Rede iſt, auf welche ſich des Menſchen Glückſeligkeit gründet, und muß alſo ſchon hierin auf eignen Füßen ſtehn und fallen."

Hamann war ſehr betroffen, ja zerknirſcht; er machte ſich Vorwürfe, einen Mann befehdet zu haben, bei dem er einſt Gaſtfreundſchaft genoſſen. „Heraus mit der metaphyſiſchen Hagar!" ſchreibt er an Jacobi; „alle Kritik iſt Logo- und Scio-machia. Vive la bagatelle! Die machen Sie zum Gegenſtand Ihres Forſchens. Optimus Maximus verlangt keine Kopfſchmerzen, ſondern Pulsſchläge: *Αυτος εφα.*" — „Alle Fehde hat nun ein Ende," ſchreibt Herder. „Mit Todten zu ſtreiten iſt immer unangenehm; die Göttin hat ihn weggerückt und wahrſcheinlich weiß er — doch wahrſcheinlich weiß er's auch jetzt noch nicht — woran er iſt."

Aber gleich darauf erſchien Mendelsohn's letzte Schrift, von Engel herausgegeben, welcher Jacobi beſchuldigte, an dem Tode des Weltweiſen ſchuld zu ſein, ja ihn gemordet zu haben. Goethe las es mit äußerſtem Unmuth: „Ich habe gleich den Spinoza aufgeſchlagen, und von der Propoſition: qui Deum amat, conari non potest, ut Deus ipsum contra amet, einige Blätter mit der größten Erbauung zum Abendſegen ſtudirt. Aus allem dieſem folgert, daß ich auch das Teſtament Johannis aber und abermal empfehle, deſſen Inhalt Moſen und die Propheten, Evangeliſten und Apoſtel begreift: „Kindlein, liebt euch!"*) — „Ich habe die Epiſtel," ſchreibt Hamann 4. Feb., „mehr angerochen als geleſen. Wie ſchief, abgeſchmackt, weitſchweifig mir alles vorkommt! — Die Anklage eines Mordes hat eine ſehr komiſche Seite. Das böſe Gewiſſen macht die berliner Engel ſo geſchäftig, daß ſie ins Gelage hineinreden. Allerdings liegt die Schuld an Ihnen, die Schuld, daß Sie Wahrheit bei einem Juden, einem natürlichen Feinde der Wahrheit vorausgeſetzt haben. Es iſt lächerliche Eitelkeit, daß Ihr Gegner alles in ein Point d'honneur verdreht: ein Jude, ein Sophiſt — und Point d'honneur und Delicateſſe! Wer hier nicht faule Fiſche riecht, hat weder Geruch noch Geſchmack!"

Als die Berliner über ſein eignes „Golgatha und Scheblimini" herfielen, beſchloß Hamann, den „tückiſchen Hunden" aufs Fell zu kommen. „Giebt mir Gott Glück und Kräfte, das Ideal, das in meiner Seele gährt, darzuſtellen, ſo ſollen dem andächtigen Leſer in Berlin die Haare zu Berge ſtehn

*) Vom radicalen Standpunkt ſchrieb Prediger Schulze, der „Zopfſchulze" genannt, gegen Engel die Schmähſchrift „der entlarvte Moſes".

vor meiner Gabe der Deutlichkeit." Eifrig macht er sich ans Werk und erfindet nach längerem Nachsinnen den Titel: „Fliegender Brief an Niemand den Kundbaren". Anfang 1786 schickt er Jacobi die ersten Blätter. „Ich werde alle Augenblicke auf Abwege hingerissen, in denen ich mich verwildere." — „Ich bin aus dem Ton heraus, und kann nicht wieder auf die rechte Spur kommen. Das macht mich trostlos und bringt mich beinahe zur Verzweiflung an mir selbst. Mein verfluchter Wurststil, der von Verstopfung herkommt, und von Lavaters Durchfall ein Gegensatz ist, macht mir Ekel und Grauen."*) „Es scheint wirklich, daß ich diese Blätter in trunknem Muth geschrieben habe." Den folgenden Monat schickt er ein neues Brouillon: „Trotz meiner Unthätigkeit wüthet ein feuerspeiender Vesuv in meinem Gehirn und Nieren . . . Schade, daß ich mein gesundes Urtheil nicht von der überflüssigen Galle sondern kann." — „Es geht meinen Gedanken wie den Bällen eines ungeschickten Spielers, die sich immer selbst verlaufen — ich rede von einem Spiel, das ich niemals selbst gekannt und jetzt völlig vergessen habe. Mit meinem Chaos geht es sachte weiter und ich verzweifle noch nicht, das Ende zu erleben . . . Unser Leben ist ein Dampf, und alle Freuden und Leiden desselben scheinen aus Dünsten zu bestehn, oder Vapeurs, von denen man nicht weiß, woher sie kommen und wo sie bleiben. Es war hohe Zeit, um mein Golgatha nicht ganz auszuschwitzen, das ich, wenig gefehlt, bald selbst nicht mehr verstehe. Wenn es mir so geht, daß ich mir selbst deutlich zu sein aufhöre, sobald ich abgekühlt bin, wie darf ich mich wundern, andern nicht deutlich zu sein? Aber ich habe ein Non possum non zum Reden und Schreiben nöthig ein, dem lächerlichen Sturm und Drang ähnliches Interesse, wie ein brennend Feuer in meinen Gebeinen verschlossen, daß ich's nicht leiden kann, und schier vergehe. Diese Schäferstunde will nicht kommen." — „Alle Augenblicke verlaufe ich mich und jage Irrlichtern nach; ich falle in Sumpf bis über die Ohren, und habe Mühe, den rechten Weg wiederzufinden." „Ich kann nicht von der Stelle, und es geht mir wie einem stätigen Pferd, das sich immer bäumt aber nicht fort will. Ich habe durchaus Zeit nöthig, um meine Gedanken in Ordnung und zur gehörigen Reife zu bringen." „Ich bin die beiden abgeschriebenen letzten Bogen mit wahrem Schauder und Schrecken durchgegangen, und begreife nicht, wie ich so verblendet habe sein können, Ihnen solches rohe, unschlachtige Gewäsch zu überschicken, das ein wahrer Wechselbalg ist. Ich verzage an allem was ich schreibe und geschrieben habe beinahe bis zur Verzweiflung." Nun liest er die Bogen mit Kraus: „Dar-

*) Herder bat Jacobi dringend, den Freund mit Ideen zu verschonen: „Du weißt nicht, wie ihn alles regt und in seinem alten Kopf gährt."

über kam ich aus aller Contenance, ich machte ihm Vorwürfe, daß er mir ſolches Zeug hätte paſſiren laſſen. Er wollte manches mit meiner Excentricität entſchuldigen, die man mir nicht nehmen könnte, ſondern laſſen müßte. Aber wir waren doch einig, daß eine gänzliche Umarbeitung nöthig wäre. Ich und alles, Freundſchaft und Feindſchaft kam mir als das zweideutigſte Ding verdächtig vor; und ich hätte vor Angſt aus der Welt laufen mögen." Bald aber verlieren ſich die „Bähungen", und Kraus, Hippel u. ſ. w. votiren dafür, daß alles ſo bleiben ſoll wie es iſt. — „Hypochondriſche und mikrologiſche Aengſtlichkeit macht mich untüchtig, das Ganze meines Ideals zu faſſen und feſtzuhalten, und jeder Theil drängt ſich und will ſelbſt das Ganze ſein, daß ich mit der Subordination nicht fertig werden kann." „Mein Zuſtand iſt ein wahres Fegefeuer. Sobald ich aber im Begriff bin, alles wegzuwerfen und aufzugeben, dann bekomme ich wieder Luſt und Muth fortzuſetzen. Mein fliegender Brief iſt eine wahre Angſtgeburt, die aber doch zur Welt kommen wird, ohne daß ich abſehn kann, unter welcher Geſtalt." — „Ich möchte alles widerrufen, was ich geſchrieben habe, und bisweilen kommt es mir vor, daß ich mit meiner Polypragmoſyne mich ſelbſt und andere verwirre. Gott verſteht mich, weil ich aus mir ſelbſt nicht klug werden kann." — „Den Bienenſchwarm in meinem Gehirn ohne eine Königin kannſt Du Dir leicht vorſtellen. Ein Wald rauſcht in meinen Ohren, daß ich mein eigen Wort nicht hören kann." — So geht das fort, an einigen Bogen faſt zwei Jahre hindurch! Aus dieſer Art der Arbeit begreift man ſeinen Stil.

Die Fehde wurde von den Berlinern unermüdlich fortgeſetzt; auch Mirabeau miſchte ſich hinein. „Diesmal habe ich mich," ſchreibt Jacobi 21. März „über die Bosheit dieſer Leute doch etwas entſetzt; ſie treten mich wahrlich unter die Füße, wenn ich nicht dazu thue." — Und ſo ſchrieb er 19. April ſeine Rechtfertigung „wider Mendelsſohns Beſchuldigungen;" mit dem Motto von Hobbes: „Ego sane in eo opinione jam diu sum, neque egregiam sententiam umquam fuisse quae placuit populo, neque sapientiam vulgari majorem vulgo agnosci posse: quippe quam vel non intelligunt, vel intelligentes negant." — Die Tendenz der Schrift ſah liberal genug aus: „Der Menſch empfindet ein natürliches Verlangen, ſeine eigne Denkart auch in andern zu finden oder ſie denſelben einzuflößen; in den meiſten Fällen erträgt er geduldiger, wenn gegen ſeinen Vortheil gehandelt als wenn wider ſeine Meinung geurtheilt wird. Je lebhafter unſere Vorſtellung, deſto größer wird unſer Widerwille gegen alles, was ſie zweifelhaft zu machen droht, denn unſer Bewußtſein ſelbſt, unſer ganzes Daſein ſcheint dabei Gefahr zu laufen. Ebenſo natürlich iſt deswegen die Verfolgung, welche derjenige erfährt, der mit Wahrheiten auftritt, die herrſchenden Lehrgebäuden zuwiderlaufen." —

Aber Jacobi war innerlich zu erregt, um dieſe Unbefangenheit feſtzuhalten und die Leidenſchaftlichkeit ſeines Ausdrucks gab den Gegnern gewonnenes Spiel. — „So wenig echt philoſophiſchen Geiſt," ſchreibt er 3. Mai an J. Müller, der ganz auf ſeiner Seite war,*) „und ſoviel dummen und böſen Leichtſinn unter meinen Landsleuten hatte ich doch nicht erwartet. Nicht einmal negativ einen Menſchen verſtehn zu wollen, der doch nicht geradezu Galimathias ſchreibt, das iſt zu arg. Es iſt unbegreiflich und entſetzlich." — Bald ſchiebt er es auf einen ränkevollen Plan, bald auf den böſen Geiſt des Jahrhunderts. „Der Haß und die Verachtung gegen alles," ſchreibt er an Lavater, „was auf Offenbarung nur einigermaßen hinweiſt, kommt in den Angriffen gegen mich ganz außerordentlich zu Tage. Die geduldigen Gottesgelehrten ſpielen bei dem allen eine ſonderbare Rolle." Lavater ſelbſt macht ihn auf den rechten Grund aufmerkſam: „der Totaleffect aller deiner Schriften erfolgt bei mir nie unmittelbar bei oder ſogleich nach dem Leſen; ich muß alles zwei- oder dreimal leſen. Auch find' ich's ſchwer, was daraus zu erzählen und ſogleich praktiſche Anwendung davon zu machen, welches beides ich ſehr liebe. So lieb' ich auch vollendete Darſtellung, numerirte Beweiſe, palpable Anwendbarkeit und luminöſe Verallgemeinung zu ſehr, um nicht von dieſem Lavaterismus mehr in Deinen Schriften zu wünſchen."

Um dem Gefühl dieſer Wirren zu entgehn,**) entwich Jacobi 22. Juni bis 10. Aug. nach England, wo er hauptſächlich mit Schönborn und der gräflichen Familie Reventlow verkehrte: Gräfin Julia geb. Schimmelmann war eine der ſchönſten Seelen, und ſchloß ſich Jacobi ebenſo innig an, als die Fürſten Galizin, die ihn häufig beſuchte, und an ihrem Geburtstag, 27. Aug., ihre Selbſterziehung ſoweit vollendet hielt, daß ſie in einer Generalbeichte ihrem Freunde Overberg ihr ganzes Herz ausſchütten und verſprechen konnte, von nun an nichts als eine gehorſame Tochter der Kirche zu ſein.

---

*) „Der Streit Jacobi's iſt wichtig und nützlich; ſeine Gedanken ſind meine. Die Berliner haben über die Religion ſolche Gedanken, daß der Jeſuitismus mir dagegen lieb ſein würde. Die Modephiloſophen beſeufzen, daß unſere Fürſten anfangen, Religion zu ehren: aber wenn ſie auch katholiſch wären, ſo dünkt mir's ſowohl für ſie als für das Volk beſſer als die Epiſtel Friedrich's wider die Unſterblichkeit. Man möchte Chriſtum aus der Welt ſchreien, es wird aber nicht gelingen. Je mehr ich leſe und denke, deſto beſſer ſehe ich, daß Raiſonnement hierüber nie wohin führt; die Religion iſt Gefühl, Sage, Hiſtorie; die erſte Offenbarung brachte der Vater der Menſchen mit ſich in die Welt. Religion war Väterſage, bis Schrift nöthig ward, und wird in gewiſſen Zeiten der Verdunkelung durch Männer Gottes erneuert; Jeſus Chriſtus aber iſt der Schlüſſel der Hiſtorie."

**) Für ihn trat ein junger Verehrer und Hausgenoß, Wizenmann in die Schranken, der 22. Febr. 1787 in Münſter an der Schwindſucht ſtarb.

Mit äußerſter Spannung harrte Jacobi auf den Beſcheid der Freunde in Weimar. „Dein Büchlein," ſchreibt ihm Goethe, „habe ich mit Antheil geleſen, nicht mit Freude. An Dir könnte ich vieles beneiden, wenn ich in meiner Seele einen Wunſch aufkommen ließe nach irgend einem Gut, das mir das Schickſal verſagt oder geraubt hat: Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schweſtern und Freunde; dagegen hat Dich Gott mit der Metaphyſik geſtraft und Dir einen Pfahl ins Fleiſch geſetzt, mich dagegen mit der Phyſik geſegnet, damit es mir im Anſchauen ſeiner Werke wohl werde. Uebrigens biſt Du ein guter Menſch, mit dem man Freund ſein kann, auch ohne Deiner Meinung zu ſein: denn wie weit wir in unſern Anſichten von einander entfernt ſind, hat mir das neue Büchlein erſt recht wieder gezeigt. Was Du Dir unter Religion denkſt, überlaſſe ich Andern, und halte mich an die Gottesverehrung des Atheiſten Spinoza, und wenn Du behaupteſt, man könne Gott nur glauben, ſo halte ich viel aufs Schauen. Die einzige Behauptung Spinoza's, die intuitive Erkenntnißart erhebe ſich von der adäquaten Idee des begrifflichen Weſens einiger Attribute Gottes zu einer adäquaten Erkenntniß des Weſens der Dinge, giebt mir Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu weihen, die ich reichen und von denen ich mir eine adäquate Idee bilden kann, ohne mich im mindeſten zu kümmern, wie weit ich kommen kann und was mir zugeſchnitten iſt."

Goethe brachte den größten Theil ſeiner Zeit mit naturhiſtoriſchen Studien zu, hauptſächlich in Jena: mit Loder trieb er Knochenlehre, mit Hofrath Büttner und dem neu angeſtellten Prof. Batſch (geb. 28. Oct. 1761 zu Jena) Botanik; das Mikroskop wurde vielfach angewandt, Kryſtalle und Schwämme unterſucht, Infuſionsthierchen betrachtet, über die Samenentwickelung nachgedacht. „Wie lesbar mir das Buch der Natur wird," ſchreibt er 15. Juni an Fr. v. Stein, „kann ich Dir nicht ausdrücken; mein langes Buchſtabiren hat mir geholfen; jetzt wirkt's auf einmal und meine ſtille Freude iſt unausſprechlich. Soviel Neues ich finde, find' ich doch nichts Unerwartetes; es paßt alles und ſchließt ſich an, weil ich kein Syſtem habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen. — Die Blumen haben mir wieder gar ſchöne Eigenſchaften zu bemerken gegeben, bald wird es mir hell und licht über alles Lebendige. — Ich bin von tauſend Vorſtellungen getrieben, beglückt und gepeinigt. Das Pflanzenreich raſt einmal wieder in meinem Gemüth, ich kann es nicht einen Augenblick loswerden, mache aber auch ſchöne Fortſchritte. Da iſt's recht, wie einem eine Sache zu eigen wird. Es zwingt ſich mir alles auf, ich ſinne nicht mehr darüber, es kommt mir alles entgegen, und das ungeheure Reich ſimplificirt ſich mir in der Seele, daß ich bald die ſchwerſte Aufgabe gleich wegleſen kann. Wenn ich nur Je-

mand den Blick und die Freude mittheilen könnte! es ist aber nicht möglich. Und es ist kein Traum, keine Phantasie; es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt. Hätt' ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraute ich mich es auf alle Reiche der Natur — auf ihr ganzes Reich — auszudehnen."

„Nun leb wohl, Geliebteste, Einzige, der sich meine ganze Seele enthüllen und hingeben mag; ich freue mich Deiner Liebe, und rechne darauf für alle künftige Zeiten. ... Laß uns ein Gut, das wir nie wieder finden werden, wenigstens bewahren, wenn auch Augenblicke sind, wo wir dessen nicht genießen können. — Des Menschen Leben ist mühselig, doch überwiegt das Leben alles, wenn die Liebe in der Schaale liegt."

28. Juni schloß Goethe mit dem Buchhändler Göschen einen Vertrag wegen der Gesammtausgabe seiner Schriften ab, und ging zu diesem Zweck mit Herder seine unvollendeten Arbeiten durch. „Dabei werden viele alte Uebel rege. Es ist eine wunderbare Epoche für mich." „Ich corrigire am Werther, und finde immer, daß der Verfasser übel gethan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen."

Ein längerer Besuch des Herzogs von Braunschweig in Weimar (2. Juli) schien das politische Interesse nahe zu bringen; aber Goethe widerstand. „Die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguirt mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und einem die Füße versagen. Sie kommen mir wie solche Träumende vor, und mir ist's als wenn ich mit ihnen träumte." „Ich habe auf dies Capitel weder Barmherzigkeit, Antheil, noch Hoffnung und Schonung mehr." „Wer sich mit der Administration abgiebt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein." „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesem Boden gesät, und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und — ich finde mein jugendliches Glück wiederhergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, ebenso getrennt laß ich jetzt den Geh. Rath und mein anderes Selbst. Nur im Innersten meiner Pläne und Vorsätze und Unternehmungen bleib' ich mir geheimnißvoll selbst getreu."

Immer unerträglicher wurde ihm der Aufenthalt in Weimar; eins nach dem andern von den Banden riß, die ihn an seine Jugend fesselten. Mit Grauen erwartete er Lavater's Besuch, den er noch vor fünf Jahren fast leidenschaftlich geliebt. Die innere Unwahrheit einer künstlich festgehaltenen

Exaltation war ihm anſchaulich geworden. Die Welt lauert auf die Schwächen des Propheten; um der Läſterung nicht unnützen Spielraum zu geben, muß er, der guten Sache willen, dieſelben verſtecken. Der geheime Ehrgeiz verſchmäht auch kleine Mittel nicht. Der Prophet läßt ſich zu Zugeſtändniſſen herab, er unterhandelt mit allen Parteien, er macht ſich Katholiken und Proteſtanten, Dichtern und Weltmännern, Idealiſten und Materialiſten verſtändlich. Die Sache liegt nur in der Reflexion, ſie läßt ſich drehen und wenden; der Prophet richtet ſich nach Neigungen und Leidenſchaften, nach Sprache und Terminologie, um ſich der Maſſe zu nähern, die er an ſich heranziehen will.

In einer „Rechenſchaft an ſeine Freunde" ſuchte Lavater ſeine Stellung zu den Magnetiſeurs und den Katholiken ins Klare zu ſetzen. An Mesmer's Syſtem glaube er nicht, wohl aber, daß eine Kraft im Menſchen ſei, die durch eine gewiſſe Berührungsart in den andern übergehen könne und die frappanteſten Wirkungen hervorbringe, wie er an ſeiner eigenen Frau erfahren. „Keine äußerliche ſogenannte Kirche, weder die katholiſche noch die lutheriſche noch die reformirte als ſolche iſt die rechte; ſondern die rechte iſt das Aggregat aller von Chriſtus allein beſeelten Menſchen. Wer Chriſtus lieb hat, ihn von Herzen ſeinen Herrn nennt und ſich durch ſeine Lehre beſtimmen läßt, iſt ein Chriſt und ein Heiliger, er heiße Jeſuit oder Akatholik, Vernunftheld oder Schwärmer." So öffentlich; gleichzeitig ſchrieb er aber an Gaßner: „Laß uns ſtille, ſtille unſere Seelen einander mittheilen — die Welt iſt's nicht werth, daß wir ihr die Kraft Gottes vor die Füße werfen." — Bald darauf reiſte er nach Bremen ab, wo ihm eine Pfarrerſtelle angeboten war. Die Reiſe war wie der Triumphzug eines Propheten. 22. Juni war er in Göttingen, 1. bis 8. Juli in Bremen. Seine Kanzelberedſamkeit war überwältigend, eine Menge Gläubige ſtrömten ihm zu, dennoch lehnte er zuletzt ab. Auf der Rückreiſe ſprach er ſich in Halle gegen Zollikofer bitter über Nicolai aus, in Halberſtadt (12. Juli) ſuchte er Gleim zu gewinnen, was ihm aber nicht gelang; 18. Juli traf er mit dem Fürſten von Deſſau in Weimar ein. Von Herder, der ihn hier zuerſt ſah, wurde er freundlich empfangen, auch bei Amalia fand er Beifall: „Wenn ich eine große Monarchin wäre," ſchrieb ſie an Merck, der ſich in der Schweiz aufhielt (er hatte auch Schloſſer beſucht), „müßte Lavater mein Premierminiſter ſein." Wieland ſoll ihm gar die Hand geküßt haben. — Bei Goethe wohnte er. Er fand den alten Freund „älter, kälter, weiſer, feſter, verſchloſſener, praktiſcher". Goethe hatte ſeiner Ankunft mit Verdruß entgegengeſehn: „wie gern wäre ich dem Propheten auf ſeinem apoſtoliſchen Zug aus dem Wege gegangen! Denn aus Verbindungen, die nicht ins Innerſte der Exiſtenz gehn, kann nichts Kluges werden." Nach Lavater's Abreiſe, 21. Juli,

ſchrieb er an Fr. v. Stein: „Die Götter wiſſen beſſer, was uns gut iſt, als wir es wiſſen, darum haben ſie mich gezwungen ihn zu ſehn. Kein herzlich vertraulich Wort iſt unter uns gewechſelt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat ſich in den wenig Stunden mit ſeinen Vollkommenheiten und Eigenheiten ſo vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Waſſer. Ich habe auch unter ſeine Exiſtenz einen großen Strich gemacht."

Goethe empfand, daß in heimlicher Entwickelung, von ihm ſelber nur ſtückweiſe bemerkt, eine bedeutende Umgeſtaltung ſeines Innern gereift war, die eines bewußten Abſchluſſes bedurfte. Die amtlichen Verhältniſſe wurden ihm unerträglicher, je mehr ſie ſich befeſtigten; die Unklarheit im Verhältniß zur Geliebten und zum Fürſten peinigte ihn: „ich habe viele, viele Gedanken und bin ein wenig dunkel. — Ich denke und thue kaum etwas, und alle Empfindungen löſen ſich ins allgemeine Warten auf." — Nur eine große Revolution in ſeiner Exiſtenz konnte ihm die alte Friſche wieder geben. — Seit langer Zeit war die Sehnſucht nach Italien, die ſchon ſein Vater ihm eingeflößt, zur Krankheit gewachſen: er durfte keinen lateiniſchen Autor anſehn, nichts betrachten, was ihm das Bild Italiens hervorrief; geſchah es zufällig, ſo duldete er unſäglichen Schmerz. „Hätte ich nicht den Entſchluß gefaßt, ſo wäre ich zu Grunde gegangen: zu einer ſolchen Reiſe war die Begierde, dieſe Gegenſtände mit Augen zu ſehn, in meinem Gemüth geſtiegen."

24. Juli reiſte er nach Karlsbad ab, wo die ganze weimariſche Geſellſchaft verſammelt war, auch Herders und Fr. v. Stein. Die Letztere verließ den Ort 14. Aug.; am 3. Sept. war Goethe verſchwunden; wie es ſcheint, wußte nur der Herzog, daß er nach Italien ging, ſelbſt von Frau v. Stein iſt es zweifelhaft. Aber faſt täglich erhielt ſie Briefe; hier einen derſelben, 27. Oct., aus Terni: „Wieder in einer Höhle ſitzend, die vor einem Jahr vom Erdbeben gelitten, wende ich mein Gebet zu Dir, mein lieber Schutzgeiſt! Wie verwöhnt ich bin, fühle ich erſt jetzt, zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu ſein, und nun in einer fremden Welt. Ich ſagte mir's voraus, und nur die höchſte Nothwendigkeit konnte mich zwingen, den Entſchluß zu faſſen. Laß uns keinen andern Gedanken haben, als unſer Leben mit einander zu endigen."

Wenn Hamann nicht müde wurde, gegen die Berliner zu eifern, ſo meinte er damit ebenſo die franzöſiſche Regie, die ihn in ſeiner amtlichen Stellung bedrückte, als die Monatſchrift und die Bibliothek. „Es war dem Herzogthum eine ſolche Schande, von Polen abzuhängen, als es dem König-

reich ein Unglück ist, abzuhängen von der Politik der Chaldäer im deutschen römischen Reich. Ein Staat, der alle seine Unterthanen für unfähig erklärt, seinem Finanzwesen vorzustehn, und dafür einer Bande unwissender Spitzbuben sein Herz, den Beutel seiner Unterthanen anvertraut! Mein Plan ist darauf angelegt, den Betrug der allgemeinen deutschen Babel und die heillose Politik der Kinder Belials gegen mein Vaterland und Deutschland zu Schanden zu machen." — Nur einen Trost hatte er: „Fällt eine öffentliche Veränderung vor, die alle Tage zu vermuthen (20. Juni)*), so kann ich meinen Lauf anders einrichten."

Die öffentliche Veränderung trat ein: Friedrich der Große starb 17. Aug. 1786, 74 J. alt; ein neues Regiment kam über Deutschland. Schubart schrieb eine feurige Hymne auf Friedrich den Einzigen, die er selbst einen „Obelisk" taufte; nicht minder begeistert sprach sich der Franzose Gnibert aus; Mirabeau veröffentlichte die berühmten Briefe über den preußischen Hof; zwischen Zimmermann, der Friedrich in seiner letzten Krankheit behandelt, und Nicolai entbrannten über den Todten ärgerliche Streitigkeiten.

„Eben da ich aus dem Hause gehn wollte," schreibt Hamann an Jacobi 23. Aug. 1786, „kamen zwei Boten mir zu melden, daß die Thore geschlossen wären, und die Regimenter noch denselben Morgen schwören würden dem neuen Könige. Eine Art von Wehmuth und Schauder überfiel mich doch. — Der Held starb also wirklich. Was für eine Lebenswärme, was für ein Lebensfeuer muß in seiner Natur gewesen sein! Er war ein Mensch, ein großer Mensch in der Kunst, seines Gleichen zu regieren. Er war ein treuer Knecht seines Herrn und Ich. Trotz seinem guten Willen zu einem Anti- wurde er durch Schicksal und Mißverständniß zu einem Meta-Machiavell."

Gleim, der 22. Dec. 1785 zum erstenmal seinen angebeteten Monarchen gesehn (dieser hatte Auskunft verlangt, wer größer sei, Klopstock oder Wieland?), erhielt den Hut des Königs zum Andenken; er wagte an den Thronfolger die Bitte, sich der Poesie anzunehmen, und erhielt 27. Aug. die Antwort: „zur Aufmunterung könnt Ihr der deutschen Muse, der Ihr mit

*) „Das zusammengeschmolzene Licht," schreibt Karl August, der Jan. 1786 den berliner Carneval besuchte, „fängt an seinen Leuchter glühend zu machen; einige anschlagende Strahlen, und — eine große Schnuppe kündigt die nahe Verlöschung an." — In Italien, bis nach Sicilien hin fand Goethe alles voll vom Ruhm des großen Königs; er wagte nicht, seinen Tod zu melden. Er selbst schreibt aus Rom, 19. Jan. 1787: „So hat denn der große König endlich auch das Zeitliche gesegnet, um sich mit den Herren seines Gleichen im Schattenreich zu unterhalten. Wie gern ist man still, wenn man einen solchen zur Ruhe gebracht hat."

deutſcher Treuherzigkeit das Wort redet, die Verſicherung geben, daß ich mit Vergnügen ihr Beſchützer ſein werde. Beſonders wenn ſich alle deutſchen Dichter bemühen, Euch zu gleichen." — Berlin's Sappho, die Karſchin, jetzt 64 J. alt, die über ihren Dichterberuf ihre Familie arg vernachläſſigt hatte*), richtete an den neuen König eine poetiſche Schuldforderung. Sie wurde in das Haus des Oberhofbuchdruckers Decker beſchieden, in der Mitte einer glänzenden Geſellſchaft ſtand Wöllner im ſchwarzen Sammetkleide und rief ihr zu: „Freu Dich, Deutſchlands Dichterin! Freu Dich hoch in Deinem Sinn! Der König hat befohlen mir, ein neues Haus zu bauen Dir!" — Die Direction des Hoftheaters wurde an Ramler und Engel gegeben.

Der neue König — 42 J. alt — wurde anfangs mit Jubel begrüßt; der Druck des alten Syſtems war zu ſchwer empfunden. Aber bald hörte man mit Befremden, daß er eine förmliche Maitreſſe, die Lichtenau einſetzte; und wenn die alten Rathgeber ſeines Vorgängers, Prinz Heinrich, der Herzog v. Braunſchweig, Herzberg, Zedlitz, vorläufig ihr Amt behielten, hatten der Geiſterſeher Biſchofswerder (45 J. alt) und der Zelot Wöllner (54 J. alt) das Ohr des Monarchen: der Letztere war erſt Pfarrer geweſen, hatte als Hauslehrer eine Itzenplitz geheirathet, ſich dann auf Volkswirthſchaft gelegt und dem Prinzen darin Unterricht gegeben.

Sept. 1786 war die Huldigung in Königsberg. Kant, zum erſtenmal Rector, — er begann jetzt ſeinen eigenen Haushalt (62 J. alt), wurde ſehr ausgezeichnet; ebenſo Kraus, Prof. der Volkswirthſchaft, ſein beſtändiger Tiſchgenoſſe, auch mit Hamann befreundet und für die Bildung der Provinz von großer Wichtigkeit. Hippel (45 J.) ließ den alten Adel ſeiner Familie erneuern: „wo er Zeit und Kräfte hernimmt zu allem was er thut," ſchreibt Hamann, „iſt mir ein Wunder. Er iſt Bürgermeiſter, Polizeidirector, Obercriminalrichter, nimmt an allen Geſellſchaften theil, pflanzt Gärten, hat einen Baugeiſt, ſammelt Kupfer, weiß Luxus und Oekonomie, wie Weisheit und Thorheit zu vereinigen. — Scheffner (50 J. alt) giebt ſich auf dem Lande als Kirchenvorſteher mit Projecten à la Rochow ab,

*) Karoline, ihre Tochter aus zweiter Ehe, geb. 1754, war 1769 durch ſie genöthigt worden, ihren Oheim zu heirathen; 1778 wurde die Ehe gelöſt. 1782 heirathete ſie einen H. v. Klencke, der ſterben wollte, wenn ſie ihn nicht erhörte; im folgenden Jahr, nach der Geburt einer Tochter Helmine, wurden ſie wieder geſchieden. Bei dieſer Gelegenheit machte ſie folgendes Lied an ihren Schwiegerſohn: „Wiederkehren willſt Du nun? Denkſt der Tochter zu genießen und in meinem Arm zu ruhn, wenn Du erſt zu meinen Füßen hundertmal geſunken wärſt, und Dich einem Wurme gleich gekrümmet, bis Du endlich mich hätteſt umgeſtimmet? O Du Falſcher! ſchäme Dich! Kannſt Du neue Schwüre finden, meinen Abſcheu jetzt zu überwinden, der ſo unauslöſchlich iſt?" U. ſ. w. — Die Karſchin ſtarb 12. Oct. 1791, 69 J. alt.

wird von ſeinen Freunden darüber geneckt und lacht ſelber mit. — Der Gang dieſer Leute iſt ebenſo ſonderbar als ihr Ton. Was ich für eine Figur zwiſchen ihnen vorſtelle, weiß ich ſelber nicht: es ſcheint, daß wir einander lieben und ſchätzen, ohne uns recht zu trauen."

Für die allgemeine Anerkennung Kants zeigten ſich ſtarke Symptome. Prof. Schmid in Jena (geb. 1761, ſpäter Verfaſſer eines philoſophiſchen Wörterbuchs und einer empiriſchen Philoſophie) gab einen Auszug aus der „Kritik der reinen Vernunft", die bald darauf von Born ins Lateiniſche überſetzt wurde; Jung-Stilling widmete eine neue Schrift Kant und Herder zugleich (Kant ſchickte ſie, ohne ſie zu leſen, an „den neugierigen alten Mann", d. h. Hamann); entſcheidend waren die „Briefe über die Kant'ſche Philoſophie", welche ſeit Aug. 1786 im Mercur erſchienen.

Der Verfaſſer derſelben, Reinhold, geb. zu Wien 26. Oct. 1758, war im 14. J. bei den Jeſuiten eingetreten, und hatte ſich an dem Treiben dieſes Ordens mit aller Schwärmerei der Jugend betheiligt; noch nach Aufhebung deſſelben ſchloß er ſich den Barnabiten an. Als aber nach dem Tode Maria Thereſia's ein freieres Leben begann, wurde er durch Alxinger, Blumauer und Ign. v. Born in die neuerrichtete „Loge zur wahren Eintracht" eingeführt, eine Abzweigung des Maurerordens, die ſich hauptſächlich Wahrung der Gewiſſensfreiheit zum Zweck ſetzte, und ſchrieb für Blumauers „Realzeitung". Ein leipziger Profeſſor, der Wien beſuchte, veranlaßte ihn Oct. 1783, ſich den drückenden Banden ſeines Ordens zu entziehn; er nahm ihn mit nach Leipzig, wo er durch Platner's Unterricht vollends ſeinem alten Glaubensſyſtem entfremdet wurde. Von Gemmingen und Blumauer empfohlen, kam er Mai 1784 bei Wieland an, der ihn in ſein Haus nahm, und ihm 18. Mai 1785, nachdem er Proteſtant geworden, ſeine 17j. Tochter Sophie zur Frau gab. Er wurde jetzt Hauptmitarbeiter des Mercur, Ausleger des Oberon u. ſ. w., ſchrieb aber auch, als „Bruder Decius", für wiener Maurerzeitungen, namentlich über hebräiſche Myſterien. Erſt im Herbſt 1785 legte er ſich auf das Studium Kant's, für deſſen Speculationen er einen lebhaften, das Gemüth anregenden Vortrag fand. Er hatte einen angebornen Hang, alles Bedeutende anzuerkennen und ſich ihm unterzuordnen; die Lebhaftigkeit ſeines Gemüths beſchleunigte den Proceß ſeiner Ueberzeugungen, und eine unglaubliche Schreibfertigkeit machte dieſelben ſchnell öffentlich.

Noch wichtiger war ein Schritt Kant's: die neue Ausgabe der „Kritik", welche verſchiedene Härten der ältern milderte, den allgemeinen Begriffen ſtarke Zugeſtändniſſe machte, eine förmliche Widerlegung des Idealismus verſuchte, und den praktiſchen Zweck der neuen Wiſſenſchaft betonte, die allerdings mit der Entdeckung des Copernicus verglichen wurde. „Ich mußte das

Wiſſen aufheben, um zum Glauben Platz zu machen. Der Dogmatismus der Metaphyſik iſt die wahre Quelle alles der Moralität widerſtreitenden Unglaubens. Nicht der kleinſte Nutzen der Kritik iſt die beſſere Zeitanwendung einer wißbegierigen Jugend, die beim gewöhnlichen Dogmatismus ſoviel Aufmunterung bekommt, über Dinge, davon ſie nichts verſteht, bequem zu vernünfteln, oder gar auf Erfindung neuer Gedanken und Meinungen auszugehn und die Erlernung gründlicher Wiſſenſchaften zu verſäumen." Er ermahnte die „verdienten Männer", welche auf dem dornigten Pfade der Kritik ſich ſchulgerecht fortgebildet hatten, ſich „von dem Modeton einer geniemäßigen Freiheit im Denken nicht überſchreien zu laſſen".

Es ging das auf Jacobi, gegen den er Zeugniß abzulegen von verſchiedenen Seiten ſchon lange aufgefordert war. Oct. 1786 ſchrieb Kant in die Berl. Mon. Schr.: „was heißt, ſich im Denken orientiren?"*)— Das Dogmatiſiren mit der reinen Vernunft im Felde des Ueberſinnlichen ſei der gerade Weg zur philoſophiſchen Schwärmerei. Durch den bloßen Begriff ſei im Reich des Ueberſinnlichen nichts auszurichten. „Nun aber tritt das Recht der Vernunft ein, etwas vorauszuſetzen, was ſie durch objective Gründe zu wiſſen ſich nicht anmaßen darf; und folglich ſich im Denken, im unermeßlichen und für uns mit dicker Nacht erfüllten Raum des Ueberſinnlichen, lediglich durch ihr eigenes Bedürfniß zu orientiren." „Dieſer reine Vernunftglaube iſt der Compaß, wodurch der ſpeculative Denker ſich auf ſeinen Streifereien im Ueberſinnlichen orientiren, der Menſch von geſunder Vernunft aber ſeinen Weg ſeiner Beſtimmung angemeſſen bezeichnen kann; und dieſer Vernunftglaube iſt es, der jedem andern Glauben, ja jeder Offenbarung zum Grunde gelegt werden muß. Der Begriff von Gott und ſelbſt die Ueberzeugung von ſeinem Daſein kann nur in der Vernunft angetroffen werden, und weder durch Eingebung noch durch eine ertheilte Nachricht, von noch ſo großer Autorität, zuerſt in uns kommen." „Wenn alſo der Vernunft in Sachen, welche überſinnliche Gegenſtände betreffen, das ihr zuſtehende Recht, zuerſt zu ſprechen, beſtritten wird, ſo iſt dem Aberglauben eine weite Pforte geöffnet." — Dies iſt der Punkt, wo er ſich gegen Jacobi und ſeine Schule wendet: — „Habt ihr wohl überlegt, was ihr thut, und wo es mit euern Angriffen auf die Vernunft hinaus will? Ohne Zweifel wollt ihr, daß Frei-

*) Gleichzeitig erinnert Lichtenberg an Leibnitz' Ausſpruch: „c'est un malheur des hommes, de se dégoûter enfin de la raison même et de s'ennuyer de la lumière. Les chimères commencent à revenir, et plaisent, parce qu'elles ont quelque chose de merveilleux. Il arrive dans le pays philosophique ce qui est arrivé dans le pays poétique: on s'est lassé des romans raisonnables et en est revenu aux contes de fées."

heit zu denken ungekränkt erhalten werde; denn ohne dieſe würde es mit euern Schwüngen des Genies bald ein Ende haben." Aber „wenn die Vernunft dem Geſetz nicht unterworfen ſein will, das ſie ſich ſelbſt giebt, ſo muß ſie ſich unter das Joch der Geſetze beugen, das ihr ein Anderer giebt; und durch die erklärte Geſetzloſigkeit im Denken wird die Freiheit zu denken zuletzt im Uebermuth verſcherzt." — „Der Gang der Dinge iſt ungefähr dieſer. Zuerſt gefällt ſich das Genie ſehr in ſeinem kühnen Schwunge, da es den Faden, woran es ſonſt die Vernunft lenkte, abgeſtreift hat. Es bezaubert bald auch Andere durch Machtſprüche und große Erwartungen, und ſcheint ſich ſelbſt nunmehr auf einen Thron geſetzt zu haben, den langſame und ſchwerfällige Vernunft ſo ſchlecht zierte; wobei es gleichwohl immer die Sprache derſelben führt. Die alsdann angenommene Maxime einer zu oberſt geſetzgebenden Vernunft nennen wir gemeine Menſchen Schwärmerei; jene Günſtlinge der gütigen Natur aber Erleuchtung. Weil indeſſen bald eine Sprachverwirrung unter dieſen ſelbſt entſpringen muß, indem, da Vernunft allein für Jedermann gültig gebieten kann, jetzt jeder ſeiner Eingebung folgt, ſo müſſen zuletzt aus innern Eingebungen durch Zeugniſſe äußere bewegte Facta, aus Traditionen, die anfänglich ſelbſt gewählt waren, mit der Zeit aufgedrungene Urkunden, mit einem Wort, die gänzliche Unterwerfung der Vernunft unter Facta, d. i. der Aberglaube entſpringen, weil dieſer ſich doch wenigſtens in eine geſetzliche Form, und dadurch in einen Ruheſtand bringen läßt." — „Weil gleichwohl die menſchliche Vernunft immer noch nach Freiheit ſtrebt" . . . ſo entſpringt als natürliche Reaction daraus die Freigeiſterei, d. h. der Grundſatz, gar keine Pflicht mehr zu erkennen. „Hier mengt ſich nun die Obrigkeit ins Spiel: damit nicht ſelbſt bürgerliche Angelegenheiten in die größte Unordnung kommen; und da das behendeſte und doch nachdrücklichſte Mittel ihr gerade das beſte iſt, ſo hebt ſie die Freiheit zu denken gar auf, und unterwirft dieſes, gleich andern Gewerben, den Landesordnungen." — „Zwar ſagt man, die Freiheit zu denken könne durch Gewalt nicht genommen werden. Allein, wieviel und mit welcher Nothwendigkeit würden wir wohl denken, wenn wir nicht gleichſam in Gemeinſchaft mit Andern dächten! Alſo kann man wohl ſagen, daß diejenige Gewalt, welche die Freiheit, ſeine Gedanken öffentlich mitzutheilen, den Menſchen entreißt, ihnen auch die Freiheit zu denken nehme, das einzige Kleinod, das uns bei allen bürgerlichen Laſten noch übrig bleibt, und wodurch allein wider alle Uebel dieſes Zuſtandes noch Rath geſchafft werden kann."

Es iſt eigen, daß zwiſchen Kant und Jacobi nie der ernſte Verſuch einer Verſtändigung gemacht wurde, da etwas Verwandtes doch in ihren Reſultaten liegt. Der Gegenſatz zeigt ſich mehr in Stimmung und Ausdruck. — Jacobi

bot seinen ganzen Scharfsinn und seine ganze Gelehrsamkeit auf, nachzuweisen, daß man auf dem Wege der Verstandesschlüsse niemals über die Sphäre des Endlichen hinaus, niemals zu Gott und Freiheit, dem Einzigen, woran ihm lag, vordringen könne; bei Kant führt die Kritik zu derselben Ueberzeugung. — Auf der andern Seite bot Jacobi alle Kraft seiner Beredsamkeit auf, um das Entsetzen auszudrücken, das diese Resultate in ihm erregten. Dies Entsetzen betrachtete er als den Hebel, der ihn durch einen Schwung (salto mortale) aus dem Reich des abstracten Denkens in das Reich des Glaubens, aus dem Naturzusammenhang in die Freiheit und das Wunder tragen, mit andern Worten, die Ueberzeugung erwecken sollte, daß trotz aller Verstandesschlüsse Gott und Freiheit existiren. — Einen solchen Sprung, zu dem Jacobi die Kraft fehlte, so daß es immer nur beim Anlauf blieb, hatte Kant wirklich gemacht: er hatte die Idee der intelligiblen Freiheit aus dem Begriff des moralischen Gesetzes wieder hergestellt. Kant erschrak vor nichts, weil er auch den Schrecken analysirte; seine Nächte wurden nie durch die Gespenster seiner Gedanken gestört. Er zeigte, daß die Vernunft es zu nichts weiter bringt, als zu Ideen; aber in den Ideen begriff er die Hauptsache des Lebens. — Jacobi dagegen war mit Ideen nicht gedient, er wollte Realität, und kam immer wieder auf den Weg der Deduction zurück. Diesen beständigen Wechsel der Gemüthsbewegung fühlte er sich gedrungen, den Freunden zu schildern, seinen Brüdern im Unglauben seine Sehnsucht nach dem Glauben verständlich zu machen, und da ihm selbst diese Zustände von großer Wichtigkeit waren, nahm er fast von allen Briefen, die er schrieb oder erhielt, Abschrift und ließ sie circuliren, bis endlich ein Buch daraus aufwuchs. In fieberhafter Angst, was man von seinen Schriften sagen würde, hätte er sich am liebsten an jeden Einzelnen gewandt, sich mit jeder Art der Bildung auseinandergesetzt. Am wichtigsten war es ihm, Autoritäten zu sammeln, zum Zeugniß, daß er geistig nicht isolirt, d. h. nicht verrückt sei.

Vollgepfropft von Autoritäten ist auch seine nächste Schrift: „David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus; ein Gespräch;" April 1787. Sie enthält sehr anziehende Darstellungen aus dem innern geistigen Leben des Verfassers, der Hauptzweck aber ist, aus Stellen von Schriftstellern aller möglichen Nationen nachzuweisen, daß selbst für ausgemachte Skeptiker Glaube und Offenbarung wichtige Erkenntnißquellen gewesen sind. Dabei begegnet ihm, was man nach Kants Auseinandersetzungen kaum für möglich halten sollte, theoretischen und praktischen Glauben fortwährend zu verwechseln; und wenn er gar von einer „Offenbarung der Sinne" spricht, ist die Sophisterei handgreiflich. — Einige Aperçus sind doch sehr zu beachten.

„Nichts anderes ist unsere Seele als eine gewisse bestimmte Form des

Lebens. Ich weiß nichts verkehrteres, als das Leben zu einer Beſchaffenheit der Dinge zu machen, da im Gegentheil die Dinge nur Beſchaffenheiten des Lebens, nur verſchiedene Ausdrücke deſſelben ſind; denn das Mannigfaltige kann im Lebendigen allein ſich durchdringen und Eins werden. Wo reale Individualität aufhört, da hört alles Daſein auf. — Gott als das vollkommenſte Weſen beſitzt auch die höchſte Perſönlichkeit."

„Solche Menſchen, die in ihrer engen Sphäre leicht ſehr hell denken können, pflegen auf die hartnäckigſte Weiſe die Grenzen ihrer Imagination für die Grenzen der Möglichkeit, und die Geſetze ihrer Imagination für die abſoluten Geſetze der Natur und Vernunft zu halten. Sie würden eher ihre Sinne als ihre vorgefaßten Meinungen verleugnen. — Die Möglichkeit der Alleinherrſchaft der „Vernunft" hängt von den Einſchränkungen (Verſtümmelungen) ab, zu welchen ſich das Ich bequemt. — Das goldene Zeitalter, welches die modernen Aufklärer träumen, würde vollkommene, unveränderliche Verfaſſungen mit ſich bringen, wie die — der Ameiſen und Bienen. Einigermaßen ein Vorbild dazu haben wir bereits in China; und es iſt als ſolches von europäiſchen Philoſophen auch ſchon mehrmals angeprieſen worden. — Alles muß der Erde gleich gemacht werden; was ſich auf ihr über ſie erhebt, das iſt vom Uebel. — Tempel und Altäre müſſen einſinken. Dann erſt iſt das goldene Zeitalter wirklich eingetreten, wenn von Gott und göttlichen Dingen gar nicht mehr die Rede ſein kann. Damit wieder auch nur die Rede darauf käme, müßten wenigſtens neue wunderthätige Propheten auftreten und ein allgemeines Staunen erregen."

Am wichtigſten war der Anhang „über den transcendentalen Idealismus". Jacobi ſuchte Kant, von dem er übrigens mit großer Hochachtung ſprach, nachzuweiſen, daß er viel mehr Idealiſt ſei als er ſelber glaube. Er ſcheine alles in Subjectivität aufzulöſen, d. h. in Geſpenſter und Wahn; aber ſein Werk ſei eben nur *Kritik*, er zeige nur, was leer ſei, in ſeiner Leerheit. Die Vorſtellungen könnten freilich das Wirkliche als ſolches nie darſtellen; aber es ſei unmöglich, daß es urſprüngliche Träume, urſprünglichen Wahn gebe. — „In die Sprache von Weſen, die nur anſchauen und urtheilen können, wäre der Begriff von Urſache und Wirkung nie gekommen. Sind wir denn ſolche Weſen? — Lieber! wir können auch *handeln*. — Aus der Selbſtthat geht der Begriff der Cauſalität hervor. — — „Wir glauben durch das Schattenſpiel unſerer Begriffe nicht allein zum Anſchauen über alle Erfahrung hinausreichender Wahrheiten zu gelangen, ſondern auch Triebe, Leidenſchaften, Zwecke und Handlungen hervorbringen zu können. Darum täuſcht uns jedes Schattenſpiel, das uns ein Anderer vormacht, und wir wiſſen nicht, warum es nicht wirkliche Dinge ſein könnten. Mich hat nichts als eine tiefere Me-

taphyſik vor dem Illuminatismus bewahrt, nichts als die Ueberzeugung, daß wirkſame Grundſätze nur Reſultat ſchon vorhandener Wirkſamkeit ſein können, und daß ſich das Ding auf keine Weiſe umkehren läßt. Der Menſch wird durch Triebe, Leidenſchaften, allgemeines Beiſpiel und Meinung geformt und regiert, nicht durch Räſonnement und Imagination a priori. — — Wollte die Kantiſche Philoſophie von der transcendentalen Unwiſſenheit des Idealismus ſich nur um ein Haarbreit durch Vermuthung oder Glauben entfernen, ſo verlöre ſie nicht allein in demſelben Augenblick alle Haltung, ſondern ſie müßte auch, was ſie als ihren Hauptvorzug angiebt, nämlich die Vernunft in Ruhe zu ſetzen, ganz und gar fahren laſſen; denn dieſe Anmaßung hat keinen andern Grund als die durchgängige abſolute Unwiſſenheit, welche der transcendentale Idealismus behauptet; dieſe durchgängige abſolute Unwiſſenheit würde aber alle Kraft verlieren, wenn irgend eine Vermuthung ſich über ſie erheben und auch nur den kleinſten Vortheil ihr abgewinnen könnte."

„Es hilft nichts zum Sehen, die Nacht zu beſchreiben; nur wenn Du das Licht anzündeſt, kannſt Du zeigen, was die Nacht war. Die Menſchen vom Irrthum abzuführen, muß man nicht die Worte der Thoren widerlegen, ſondern den Geiſt ihrer Thorheit in ihnen auslöſchen. Wir verheeren unſer Inneres, wenn wir dem Schatten entweichen wollen, den Gott um uns gelegt hat. Gott hat die Nacht gemacht wie den Tag; warum willſt Du nicht ruhen in Gottes Nacht, bis er ſeine Sonne Dir zeigt, die ewig kein Träumen hinter den Wolken, hinter denen Gott ſie verborgen, hervorrufen wird? Gott iſt für den Menſchen nur durch den Menſchen der Gott der Menſchen. Der Menſch kennt Gott nur, indem er ſich ſelber kennt, und ehrt Gott nur, inſofern er ſich ſelber ehrt, d. h. nach den reinſten und beſten Trieben handelt. Mit Bildern und Worten lehrt kein Menſch den Andern Gott kennen. Aber wenn Du dem Armen hilfſt, daß er wie ein Menſch leben kann, ſo zeigſt Du ihm Gott, der Dein Herz alſo gebildet."

Die Allg. Lit. Z. erwiederte: „Wir *glauben* nicht, daß wir einen Körper haben und daß außer uns andere Körper und andere lebende Weſen vorhanden ſind, ſondern wir *empfinden* uns ſelbſt, empfinden unſern und andere Körper, und *ſchließen* auf denkende Weſen außer uns. Logik und Gemeinſinn haben ſeit undenklichen Zeiten zwiſchen Glauben und Empfinden einen Unterſchied gemacht. Was Andere Empfindung heißen, Glauben zu nennen, iſt eine willkürliche Verdrehung des Sprachgebrauchs. Man ſoll bekannte Sachen mit bekannten Worten ausdrücken, nicht einen leeren Dunſt erregen, Mißverſtändniſſe veranlaſſen, und zu dem Verdacht Gelegenheit geben, man wolle unvermerkt alles auf Glauben und poſitive Sätze der Religion zurückführen." Härter drückte ſich die Berl. Mon. Schr. aus: ſie beſchuldigte

Jacobi und Schloſſer heimlicher Verbindungen mit den Jeſuiten. — Wieland ließ in der „Luſtreiſe in Elyſium“ und Lucianiſchen Todtengeſprächen harmloſe Spöttereien über das Zauberwort der Glaubensphiloſophie Quiribirini, wodurch die Seele die Fähigkeit erhält, ſich aus dem Körper zu verſetzen, vom Stapel laufen.

Hamann zeichnete eine Reihe von Gegenbemerkungen zu der Schrift ſeines Freundes auf. „Die Wahrheit muß aus der Erde gegraben werden und nicht aus der Luft geſchöpft, nicht aus Kunſtwerken, ſondern aus irdiſchen und unterirdiſchen Gegenſtänden erſt ans Licht gebracht werden durch Gleichniſſe und Parabeln der höchſten Ideen und tranſcendenten Ahnungen. — Unſere Begriffe von Dingen ſind wandelbar durch eine neue Sprache, durch neue Zeichen, die neue Verhältniſſe uns gegenwärtig machen. — Was Gott zuſammengefügt, kann keine Philoſophie ſcheiden. Glaube hat Vernunft ebenſo nöthig, als dieſe jenen. Philoſophie iſt aus Idealismus und Realismus, wie unſre Natur aus Leib und Seele zuſammengeſetzt. Nur die Schulvernunft theilt ſich in Idealismus und Realismus; die echte weiß nichts von dieſem erdichteten Unterſchied, der nicht in der Natur der Sache gegründet iſt, und der Einheit widerſpricht, die allen unſern Begriffen zum Grunde liegt oder wenigſtens liegen ſollte. — Jede Philoſophie beſteht aus gewiſſer und ungewiſſer Erkenntniß, aus Idealismus und Realismus, aus Sinnlichkeit und Schlüſſen. Wozu ſoll blos die ungewiſſe Erkenntniß Glaube genannt werden? Erkenntniß ohne Vernunftgründe iſt ebenſo unmöglich als sensus sine intellectu. Je mehr Worte, deſto mehr Stoff zu Mißverſtändniſſen. — Es lohnt nicht, ein Wort weiter darüber zu verlieren, bis man einig iſt, was jeder durch Vernunft und Glauben verſteht, nicht was Hume, Du und Ich und Er verſtehen, ſondern was die Sache iſt, und ob es eine iſt. Ein allgemeines Wort iſt ein leerer Schlauch. — Vernunft iſt die Quelle aller Wahrheit und aller Irrthümer; alſo haben beide Theile Recht und beide Unrecht, die ſie vergöttern und die ſie läſtern. Glaube ebenſo die Quelle des Unglaubens und des Aberglaubens. Die Sprache iſt die Verführerin unſeres Verſtandes und wird es immer bleiben, bis wir auf den Anfang und Urſprung wieder zurück und zu Hauſe kommen. Sein, Glaube, Vernunft ſind lauter Verhältniſſe, die ſich nicht abſolut behandeln laſſen; ſind keine Dinge, ſondern reine Schulbegriffe, Zeichen zum Verſtehn und Bewundern, Hilfsmittel, unſere Aufmerkſamkeit zu erwecken und zu feſſeln, wie die Natur Offenbarung iſt, nicht ihrer ſelbſt, ſondern eines höhern Gegenſtandes, nicht ihrer Eitelkeit, ſondern Seiner Herrlichkeit, die ohne erleuchtete und bewaffnete Augen nicht ſichtbar iſt, noch ſichtbar gemacht werden kann. — Warum ſetzeſt Du den Gegnern Deine eigne Philoſophie entgegen? Du hätteſt Dir

ihre Philoſophie zu eigen machen und die Widerſprüche derſelben zeigen ſollen. — Geſelligkeit iſt das wahre Princip der Vernunft und Sprache, durch welche unſere Empfindungen und Vorſtellungen modificirt werden. — Allenthalben ſtoße ich auf identiſche Sätze, deren Identität unter neuen Ausdrücken, Gleichungen und Formeln von Dir nicht gemerkt, und daher bald bejaht bald verneint wird, weil die Begriffe in einer andern Uniform erſcheinen. Wenn wir unſern Empfindungen, unſern Vorſtellungen glauben, dann hört freilich aller Unterſchied auf. Wir können für uns dieſe Zeugen nicht entbehren, aber Niemand durch ihre Uebereinſtimmung widerlegen. Da jeder an der Analyſis des Andern und an der Syntheſis ſeiner eignen Begriffe arbeitet, ſo iſt keine Stetigkeit möglich von beiden Seiten, ſondern ein ewiges Drehen und ein unvermeidlicher Wechſel. — Den kleinſten Satz von Zweideutigkeit zu befreien, iſt keine leichte, ſondern die ſchwerſte Arbeit. Noch weiß ich weder was Hume, noch was wir beide unter Glauben verſtehn, und je mehr wir darüber reden oder ſchreiben würden, deſto weniger würde uns gelingen, dies Queckſilber feſtzuhalten. Glaube iſt nicht Jedermanns Ding und auch nicht communicabel wie eine Waare, ſondern das Himmelreich und die Hölle in uns. Glauben, daß ein Gott ſei, und glauben, daß keiner ſei, iſt ein identiſcher Widerſpruch. Zwiſchen Sein und Glauben iſt ebenſowenig Zuſammenhang, als zwiſchen Urſache und Wirkung, wenn ich das Band der Natur entzwei geſchnitten habe. Incredibile sed verum."

„Meinſt Du, daß es Andern beſſer gehe als Dir mit Deinem Chriſtenthum? Wundere Dich alſo nicht, daß Du allenthalben Dein eigen Elend findeſt. Mit ſolchen Geſinnungen, hoffe ich, iſt man nicht weit vom Reiche Gottes. Haſt Du geſucht? haſt Du geſtrebt? haſt Du nichts als zerlöcherte Ciſternen gefunden? Nun ſo verſuche es ein Vierteljahr mit Stillſein und Hoffen. Fürchtet euch nicht, ſtehet feſt und ſehet zu; der Herr wird für uns ſtreiten und wir werden ſtille ſein. — Unſere beſten Kenntniſſe und Leidenſchaften hängen oft von Mißverſtändniſſen ab ... Der allein, welcher ins Herz und ins Verborgene ſehen kann, iſt das Object unſerer Begierden und Ideen, alles Uebrige ſind Erſcheinungen, wie die Philoſophen ganz recht ſagen, ohne ſich ſelbſt zu verſtehn oder verſtanden zu werden. Mit dieſen Phänomenen müſſen wir uns behelfen, bis wir ins Reine und Freie kommen, aus unſerm Mutterleibe heraus, der uns eingewindelt hat und aushalten muß, bis wir zur Reife kommen. — Ich werde ein Myſtiker; das iſt ein Zeichen zur Mittagsſtunde, und ein Gähnen meines Magens, der ſich auf einen Häring und ein Glas Wein freut." —

„Gewiß ſcheint mir," ſchreibt Lavater an Jacobi 21. April 1787, „wir haben in uns eine Kraft, die ich nicht anders als magiſch nennen kann,

Alle Magie ſchafft, wie ſie meint,*) aus Nichts, ſie realiſirt Ideen zu Geſtalten, giebt dieſen Geſtalten Solidität und Leben. Würdeſt Du Dich entſetzen, wenn ich das eigentliche Weſen der Religion, inſofern ſie von Moral verſchieden iſt, dieſe Götterzauberei, Engelerſchaffung, Gottesrealiſirung, dieſe Hypoſtaſis in uns Magie nennen würde? . . . Der Glaube, den Chriſtus erregen will, was iſt er anders als Magie? . . . Er verträgt nichts Unſolides, Halbes, Schwankendes; er macht alles ſich ſelbſt gleich in Anſehung der Gewißheit und Realität . . . Die Kraft des Menſchen, ſich die Geiſterwelt ſo exiſtent zu machen als die Körperwelt, heiße ich Magie und Religion." „Religion," ſetzt er hinzu, „iſt die Ahnung eines Verhältniſſes zu etwas mir Analogem, von mir verſchiedenem Kraftreicheren, ohne welche Ahnung mir alles zerſtückt, zerrüttet, widerſprechend, ungenießbar wird, durch welche ſich mir alles humaniſirt . . . Betrachte ich die Welt blos als Zuſchauer, nicht als determinirte bedürfnißvolle Perſon, ſo ſcheint ſie mir ein ewiges nothwendiges Syſtem unwillkürlicher Kräfte zu ſein . . . Kurz, ich ſeh' ein regelmäßig gebärendes und wieder verzehrendes Ungeheuer. — Nun, möcht' ich ſagen, hat dies Ungeheuer die Mepriſe gemacht und die ungeheure Etourderie begangen, mich ſo zu organiſiren, daß ich kein immer gebärendes allverzehrendes Ungeheuer ertragen kann. — Ich Perſon muß alles perſonificiren, meine Natur bringt das mit ſich; der decidirteſte Atheiſt perſonificirt alle Augenblicke ſeine Welt und ſein Schickſal; ſo wenig kann die menſchliche Natur Perſönlichkeit entbehren. Wir abſtrahiren alles von uns; wir ſelbſt ſind der Maßſtab aller Dinge. — In meiner Natur ſeh' ich ganz klar zwei Naturen in unaufhörlicher Harmonie: im vegetirenden Menſchen die Gottwelt des Spinoza, im freithätigen den Gottmenſch Chriſtus . . . Wir treten aus unſerer Natur heraus, wenn wir uns einen blos willkürlichen, durch keinen Weltmechanismus gebundenen Gott denken; wir treten aus unſerer Natur heraus, wenn wir uns einen blos mechaniſchen Gott denken. — So vereinig' ich Spinozismus und Chriſtenthum, das ſich wie Ja und Nein aufzuheben ſcheint, aber ſich nicht mehr aufhebt als der Mechanismus und die Freithätigkeit unſerer Natur. Beides coexiſtirt in und neben einander in uns, keins hebt das andre wirklich auf." — „Wie jeder ſich anſieht, ſieht er das Univerſum an, der menſchlichſte Menſch hat den menſchlichſten Gott, der freieſte den freieſten. Wem es ſcheint,

*) „Mir iſt nicht bekannt," antwortet Jacobi, „daß die Magie irgendwo ſich dergleichen angemaßt habe: ſie giebt nur an, zu verborgenen Kräften geheime Mittel des Zugangs zu haben." — In derſelben Zeit lernte Goethe Caglioſtro's Familie in Sicilien kennen, und enthüllte die Betrügereien dieſes Gauners. — Uebrigens kam ihm gerade dort ſeine Freimaurerei zu ſtatten: er fand in bedrängten Umſtänden geheime Verbündete.

daß er actionum in distans fähig ist, dessen Gott ist magisch, freischöpferisch, wunderthätig. Was allen meinen Bedürfnissen genugthut, das ist mein Gott . . . Indeß da alles dies nur ein Abstractum unserer Individualität ist, dem wir durch die magische Kraft unsrer Natur die völlige Solidität und Realität unsrer eignen Existenz geben, so hat der Atheist recht, wenn er eine Demonstration Gottes als eines außerweltlichen Wesens als unmöglich verwirft: denn mein Gott, wie frei er ist, ist doch nur ein Abstractum meiner Individualität. Religion ist ein innerer Sinn, der sich Götter schafft, die wahre Magie der menschlichen Natur; die Schöpfungskraft eines nahen, möglichst verschiedenen Universalmediums des frohesten Selbstgenusses . . . Bis ich einen persönlichen Gott habe, mit dem ich wenigstens so vertraulich correspondiren kann wie mit Dir, der mir so determinirt antwortet wie Du, — hab' ich keinen! — Mein tägliches Gebet ist: zeige Dich, Abrahams Gott! Gott Isaaes, zeige Dich!"

Also nicht Sicherheit des Glaubens, sondern Sehnsucht nach dem Glauben; nicht hingebende Frömmigkeit, sondern der ungestüme Drang, die Fülle der eignen Persönlichkeit durch eine höhere Macht zu kräftigen. Unter Feuerbach's scheinbaren Paradoxien wird man nur wenige finden, die Lavater nicht schon in vollstem Ernst gewagt hätte. Auch in seinen polemischen Schriften gegen die Unchristen ist vieles blos Controvers, vieles gegen die eignen Zweifel gerichtet. Seine Sehnsucht wendet sich nicht blos den wahren Aposteln zu, sondern jedem Menschen von starker Willenskraft; selbst für den Stifter der Illuminaten hegt er einige Sympathie. „Die Feinde des Christenthums," schreibt Stolberg an Jacobi, „wünschen nichts mehr als daß die Sache der Religion mit der schändlichen Sache unserer Thaumaturgen und Magier verwechselt werde."

Unter dem wunderlichen Titel: „Gott!" veröffentlichte Herder gleich darauf Gespräche über Spinoza, zur Widerlegung Jacobi's, gegen den er sich wie gegen Lavater und Claudius immer fremder fühlte. Goethe pflichtete ihm darin völlig bei*) (23. Aug. 1787): „mit den Genannten war unser Verhältniß nur ein gutmüthiger Waffenstillstand von beiden Seiten; ich habe das wohl gewußt. Es wird immer weitere Entfernung, und endlich, wenn's recht gut geht, leise, lose Trennung werden. Der eine (Claudius) ist ein Narr, der voller Einfaltsprätensionen steckt. „Meine Mutter hat

*) Doch gleichzeitig: „Ich bin mit meiner Vorstellung sehr ans Gegenwärtige geheftet, und je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daß die Menschheit je eine weise, glückliche Masse werden könne. Und wenn dieser Traumwunsch wirklich einmal in Erfüllung ginge? Zu gleicher Zeit wird die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein."

Gänſe," ſingt ſich mit bequemerer Naivetät, als „Allein Gott in der Höh ſei Ehr!" Bleibt von dieſem Volke! Der erſte Undank iſt beſſer als der letzte. Der andere (Jacobi) denkt, er kommt aus einem fremden Lande zu den Seinigen, und er kommt zu Menſchen, die ſich ſelbſt ſuchen, ohne es geſtehn zu wollen; er wird ſich fremd finden, und vielleicht nicht wiſſen, warum. Der züricher Prophet iſt klug genug und gewandt genug, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu ſubſtituiren, durcheinander zu miſchen, um das Wahre und Falſche nach ſeinem theologiſchen Dichtergemüth gelten und verſchwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel, der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen und Sehnſuchten u. ſ. w. iſt von Anfang . . . Würde der eine ſagen: Alles was lebt, lebt durch etwas außer ſich, würde der andere ſich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechſelung der Worte Wiſſen und Glauben, von Ueberlieferung und Erfahrung nicht ſchämen, würde der dritte nicht um ein Paar Bänke tiefer hinunter müſſen, wenn ſie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzuſtellen bemüht wären, wenn ſie nicht ſich ſorgfältig hüteten, den feſten Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur iſt, was er iſt, wo wir alle gleiche Anſprüche haben! Wenn Lavater ſeine ganze Kraft anwendet, um ein Mährchen wahr zu machen, wenn Jacobi ſich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, ſo iſt offenbar, daß ſie alles, was die Tiefen der Natur näher aufſchließt, verabſcheuen müſſen."

Noch rückſichtsloſer, und öffentlich, traten die Berliner auf. Lavater's und Swedenborg's alte Sünden wurden wieder hervorgeſucht; des zweideutigen darmſtädter Hofpredigers Stark „Apologie" (Oct. 1787) veranlaßte heftige Angriffe von Bieſter, Gedike und Nicolai; Eliſe v. d. Recke enthüllte in einer öffentlichen Erklärung die Betrügereien Caglioſtro's und ſeiner Jünger; auch Garve, v. Knigge (als Philo), Campe (jetzt Schulrath in Braunſchweig) und Reimarus miſchten ſich in den Streit. „Wer iſt," fragt Lavater, „die herrſchende und wer die unterdrückte Kirche? Offenbar iſt es die herrſchende Philoſophie, durch welche die Kirche unterdrückt wird. Wodurch unterſcheidet ſich die herrſchende philoſophiſche Kirche von jeder gemeinen orthodoxen oder hierarchiſchen Kirche? Gewiß nicht in Duldung und Schonung, gewiß nicht in Sanftmuth und Billigkeit gegen ihre kaum mehr ſprechen dürfenden Gegner! Welche Bände von inhumanen Urtheilen, Proſtitutionen, unwürdigen Verhöhnungen, unwürdigen Mißhandlungen könnte man zuſammenfinden!"

Joh. Müller — den Jacobi Sept. 1786 zuerſt hatte kennen lernen und der ihm ſehr unheimlich vorgekommen war, trotz der Uebereinſtimmung in ihren religiöſen Anſichten — hatte unmittelbar nach dem Tode des Königs ſeine Anſtellung in Berlin betrieben: er verhieß eine deutſche Reichsgeſchichte, die öſtreichiſch geſinnte von M. J. Schmid zu verdrängen. Vorläufig verlangte man etwas über den Fürſtenbund zur Ergänzung der Dohm'ſchen Schrift; zu dieſem Zweck gab ihm der mainzer Hof, der jetzt ganz in die preußiſchen Plane eingegangen war, Urlaub von ſeinen Geſchäften. Die „Darſtellung des Fürſtenbundes“ (Febr. 1787) vertiefte ſich in die erſten Begriffe der Rechtsphiloſophie. Bürgerliche Freiheit iſt, wo Geſetze einen jeden Menſchen wider alle willkürliche Gewalt bei Ehre, Leib und Gut ſichern; politiſche Freiheit, wo Fundamentalverordnungen und Friedensverträge dem Staat ſeine Verfaſſung und ſeine Beſitzungen gewähren. „Ein unbedeutender Philoſoph (beſonders wenn er ſchweigt) iſt überall frei, die Lazzaroni ſind es ebenfalls; wo keine Polizei iſt, ſind es auch die Bettler. Aber daß er ſich der Staatspflichten entäußert, entſchuldigt kein Gefühl unbezwingbarer Seelenhoheit, keine Philoſophie.“ „Bei den Verbindungen für die allgemeine Freiheit kommt es nicht auf höhere Motive an. Privatintereſſe und Nebenumſtände haben das Meiſte gethan. Uns kann gleichgiltig ſein, ob König Wilhelm aus Privathaß, aus Ruhmbegierde oder aus ſtaatskluger Sorge für Europa die Projecte Frankreichs gehemmt: edel genug, wenn er ſeinen Leidenſchaften die gemeinnützigſte Richtung gab. Solange Menſchen ſein werden, läßt ſich kaum eine beſſere Lage der Geſchäfte denken, als worin das öffentliche Gute zugleich der Weg für das Privatglück ſei. Staatsverbindungen beruhen weniger auf dem Charakter des Urhebers, als daß wir uns folgende Fragen wohl beantworten: Was iſt unſer und ſein Intereſſe? ſind ſie dieſelben? hat er den Geiſt ſolches zu fühlen und Macht uns zu helfen?“ — Die deutſchen Fürſten hatten Recht, ſich in ihrem Kampfe gegen den Kaiſer auf Gregor 7. zu ſtützen. „Niemand konnte ſo wie der Papſt ihrer Aſſociation Conſiſtenz geben. Seine Theologie beurtheile die Kirche, ſeine Privatabſichten der Richter der Lebendigen und der Todten; aber wer hat wider den alldrohenden Despotismus der klügſten, der thätigſten und mächtigſten Kaiſer beharrlicher und wirkſamer gearbeitet? Unſere Reichsverfaſſung, die ihre Stärke jetzt in ſich ſelbſt, und in welcher Europa ſeine Sicherheit findet, ſind wir dem Papſt ſchuldig. Weder weltliche noch geiſtliche Univerſaldespotie iſt gut: vielleicht aber hat dieſe folgenden wichtigen Vorzug. Alle Herrſchaft, welche auf der Meinung beruht, beſteht nur ſolange ſie erträglich verwaltet wird; was hat es nicht gekoſtet, um die Welt von den Cäſaren zu befreien. Als dem Norden der Papſt nicht mehr gefiel, ſo entzog er ſich ihm.“ Darum tritt er auf Seite der

Welfen, auf Seite Heinrich des Löwen. „Die Geſetze können ſich nicht ſelber helfen; Glück genug, wenn ein großer Fürſt für ſie intereſſirt iſt, und wenn mehrere Fürſten vom zweiten Rang ihn bei der guten Sache unterſtützen.“ Doch war die Macht der Welfen beim Fall der Hohenſtaufen zu gering, um die Anarchie abzuwehren. „Dies wird vermieden, wenn ein Reichsfürſt groß genug iſt, um wider den größten zu ſchirmen, und nicht ſo groß, daß ihm das Reich gleichgiltig ſein könnte.“ Mit Begeiſterung ſchildert er die moderne Idee des europäiſchen Gleichgewichts. „Wie dem gewaltigſten ſo dem geringſten Staat werden durch die Theilnehmung der zunächſt intereſſirten und ferner der übrigen Staaten ſeine Rechte geſichert. Verträge ſoll keiner unter irgend einem Vorwand eigenmächtig verändern. In unbeſtimmten Fällen wird nach allgemeinem Intereſſe entſchieden. Am aufmerkſamſten werden die Schritte des mächtigſten beobachtet; man darf ihm nicht erlauben, was Geringern hingehen könnte; die kleinſte Uebertretung von ihm wird allgemeine Sache.“ — Das europäiſche Gleichgewicht wird hauptſächlich durch die öſtreichiſche Univerſalmonarchie bedroht. Schon durch Karl 5. Man fand gegen ihn das richtige Mittel der Union; aber dieſe ſäumte zu lange. „Die Proteſtanten waren überzeugt, ihre Sache ſei gut, ſie ſei die Sache Gottes. Man führt eine gute Sache ſelten ſo klug und fleißig als eine böſe; die menſchliche Trägheit überredet uns, was gut iſt, gehe von ſelber: ein Irrthum ſowohl wider die Schrift als wider die Ordnung der Natur.“ Denſelben Fehler beging die Union gegen Ferdinand 2.; und rückſichtsloſer betrat nach ihrem Fall die öſtreichiſche Monarchie den Weg des Despotismus. Auch diesmal mußte Frankreich helfen wie gegen Karl 5.; ſchlimm genug, aber es war nicht zu vermeiden. „Der weſtfäliſche Frieden, den Umſtänden der Zeit ſo angemeſſen, in ſeinem Geiſt ſo umfaſſend und ſyſtematiſch, daß er das erſte Studium der Staatsmänner ſein muß, befeſtigte die Geſetze der Deutſchen und die europäiſche Freiheit.“ Der Vollender dieſes Staatenſyſtems war Wilhelm von England, der die Uebermacht Ludwig's 14. brach. „Seither wird für das Gleichgewicht ſo entſcheidend am Ganges wie am Rhein geſtritten, und der iſt nicht mehr ein vollkommener Staatsmann, deſſen Kenntniß und Blick nicht alle Staatenverhältniſſe auf dem Erdboden umfaßt.“ Dieſes Staatenſyſtem, „worin die Macht unter mehrere Fürſtenthümer und Republiken ſo vertheilt iſt, daß kein Staat ungerecht ſein dürfe, iſt in einer bedenklichen, doch nicht verzweifelten Lage“. Es wird wiederum durch Oeſtreich bedroht. Dieſer Gefahr zu begegnen, iſt vor allem nöthig, den Begriff der Reichsgewalt zu unterſuchen. „Die Reichsverfaſſung iſt eine große Eidgenoſſenſchaft ungleicher Mitglieder, die, bewogen durch den Wechſel der Zeiten, ſich zuſammen einverſtanden auf gemeines Recht und gemeine Hilfe.“ — Und wenn ſie bedroht wird? —

„Jede Verfaſſung, welche eine Erneuerung ihrer Kräfte nöthig hat, findet ſie am beſten in der Natur ihres Grundſatzes: die Deutſchen haben ſich in allen Kriſen durch Aſſociationen geholfen.“ — Am größten iſt die Gefahr, ſeit das Haus Lothringen in Oeſtreich regiert. Ungeſcheut wird ſeitdem die Nichtigkeit aller Verträge, die ausſchließliche Berechtigung des momentan Zweckmäßigen gepredigt. Zunächſt empfinden die geiſtlichen Fürſten Kaiſer Joſeph's Uebergriffe. Die Entſcheidung dieſer Fragen liegt in den „Geſetzen der katholiſchen Kirche, nach welchen jene auf das Ewige und Innere zielende Macht, von der ſoviele Staaten ihre erſte Aufklärung und moraliſche Bildung haben, in den Biſthümern unabhängig exiſtirt: ewig nach den katholiſchen Lehren, und wenn ſie umgeändert werden müßte“ (ſetzt doch der Proteſtant hinzu), „gewiß nicht von Einem, ſondern durch die Nation, durch Geiſt und Kraft und nie mit Feuer und Schwert.“ „Wenn die Hierarchie ein Uebel wäre, beſſer doch als Despotie: ſie ſei eine leimerne Mauer, ſie iſt's doch gegen Tyrannei. Der Prieſter hat ſein Geſetz, der Despot hat keines; jener beredet, letzterer zwingt; jener predigt Gott, dieſer ſich. Man ſpricht wider den Papſt, als ob ein großes Unglück wäre, wenn ein Aufſeher der chriſtlichen Moral dem Ehrgeiz und der Tyrannei befehlen könnte: bis hierher und nicht weiter!“ — Alle Stände werden durch die öſtreichiſche Uſurpation gleichmäßig bedroht: die Fürſten, die Städte, die Ritter; Müller ruft die Schweizer zu Hilfe, ja im Nothfall die Franzoſen; er weiſt endlich auf den natürlichen Schutz des Reichs, auf Preußen. „Seither ſammelte Friedrich Bürgerkronen als der Wohlthäter ſeiner Preußen; die öffentlichen Angelegenheiten betrachtete er mit jenem Blick, dem nichts entging, was er ſehen wollte, mit einem offenen feſten Heldenblick, in dem nichts Aengſtliches, nichts Unſtetes war, da er gegen die vorkommenden Schwierigkeiten in ſeinem großen Geiſt gemeiniglich mehrere Gegenmittel fand, und meiſt nur die wählte, deren Gebrauch ganz von ihm abhing. Die Rolle Preußens iſt nicht die Frucht beſonderer Tugend; vielmehr gründet ſie ſich auf die Lage dieſer Monarchie; ſolange dieſe bleibt, müſſen die Preußen die Erhaltung des Reichs wollen, das Können hat Friedrich hinterlaſſen.“

Mit dem Fürſtenbund ſtand es mißlich. Ein Mitglied deſſelben, der Kurfürſt v. Heſſen-Kaſſel, übte Febr. 1787 in Bückeburg Fauſtrecht, und es dauerte Monate, ehe die Sache beigelegt wurde; in demſelben Monat vermittelte Preußen (Lucheſini) zwiſchen Mainz und Rom, um den öſtreichiſchen Einflüſſen zu begegnen, und bewog ſchließlich den Kurfürſten in der That, die emſer Punktationen aufzugeben. Gleichzeitig wurde die Wahl Dalberg's zum Coadjutor von Mainz durchgeſetzt. Alle dieſe Punkte zu ſchlichten, wurde J. Müller nach Rom geſchickt. Seine Schrift ſcheint gefallen zu haben,

man verwandte ihn jetzt ausſchließlich zu Staatsgeſchäften. In Rom bemerkte er, daß der heilige Vater für ſeinen Segen erſtaunlich viel Geld verlange. 28. Sept. brachte der Gothaiſche Reichsanzeiger die Notiz, er ſei in Rom katholiſch geworden; ähnliche Gerüchte gingen über Goethe. — Doch weit über das Intereſſe für dieſe religiöſen Wirren ging die Aufmerkſamkeit, welche die Bewegungen in Frankreich erregen mußten.

„In lange ſchon beſtehenden policirten Staaten, wo der Druck der höchſten Gewalt durch ein ſo künſtliches Räderwerk vertheilt iſt, daß er von den meiſten nur auf eine ſehr dumpfe Art gefühlt wird; wo die Gewohnheit dieſes Gefühl endlich ſo mechaniſch gemacht hat, daß der große Hauſe die ihm aufgebürdeten Laſten ebenſo gedankenlos wie jedes andere Laſtthier trägt: . . . in ſolchen Staaten wird der tyranniſche Uebermuth auf der einen, die ſklaviſche Unterwürfigkeit auf der andern Seite oft bis zum Unbegreiflichen getrieben. Indeß ereignet ſich doch zuweilen der Fall, daß der allzuſtraff geſpannte Bogen plötzlich bricht, daß ein aufs äußerſte getriebenes Volk in der Wuth der Verzweiflung ſeine eigne lange verkannte Stärke zu fühlen anfängt, und nun an ſeinem Theil das Recht des Stärkern gegen ſeine Unterdrücker geltend macht."

Wenig ließ ſich Wieland träumen, als er dieſe Worte Aug. 1787 ſchrieb, daß in zwei Jahren ſeine Weiſſagung auf eine ſo unerhörte Weiſe in Erfüllung gehn würde. Ahnen konnte es Deutſchland aus zwei Werken, die eben erſchienen waren, als der Mercur jene Bemerkung brachte: Heinſe's „Ardinghello" und Schiller's „Don Carlos". Faſt unbemerkt von der herrſchenden Literatur, die ganz in ihre ſpinoziſtiſchen Studien vertieft war, hatte ſich eine gewaltige Gährung des Volks bemächtigt.

Zweites Buch.

Schiller war 10. Nov. 1759 zu Marbach in Würtemberg geboren; die Dienſtgeſchäfte des Vaters führten die Familie nach Lorch, zuletzt in das herzogliche Luſtſchloß Solitude bei Stuttgart. Der Vater, urſprünglich Feldſcheer, dann Werbeofficier, endlich Aufſeher einer Baumſchule in der Solitude mit Hauptmannsrang, ein braver, gedrungener, reſoluter Militär, hielt den Knaben, der noch als gemachter Mann mit Er angeredet wurde, knapp und ſtreng, ſo lieb er ihn hatte. Auch die Schullehrer waren grimmige Gebieter: der Junge mußte den Katechismus mit allen Nebenfragen auswendig lernen und durfte nicht räſonniren, wozu er einige Anlage zeigte. Solche Zucht hat einen geſunden Knaben noch nie ruinirt; ſchlimmer iſt für ein ſtolzes Gemüth das Bewußtſein, daß der Vater Andern gegenüber in einem untergeordneten Verhältniß ſteht. Der Sohn des Handwerkers oder des Bauern empfindet das nicht ſo als der Sohn des Dienſtmanns, deſſen Gedanken ſich um Verſorgung und die Gunſt der Vorgeſetzten drehn.

Schiller war zum Theologen beſtimmt. Der natürliche Lauf der Dinge hätte ihn in eine ſchwäbiſche Kloſterſchule geführt, aber der Herzog brauchte Recruten für die neu gegründete Militärakademie, ſein Steckenpferd, und der junge Schiller wurde 17. Jan. 1773 gepreßt, um die Rechte zu ſtudiren. — Der Herzog hatte eine zügelloſe Jugend durchlebt, und die Willkürlichkeiten ſeiner Regierung (Moſer, G. L. 2., S. 260) waren ſo weit über das gewöhnliche keineswegs geringe Maß der damaligen Kleinſtaaten hinausgegangen, daß vom Reich Warnungen und Rechtsbedenken einliefen. Jetzt im 45. J. legte er ſich mehr auf Beglückung ſeiner Unterthanen, zum Theil veranlaßt durch ſeine Geliebte, Gräfin Franciska v. Hohenheim, die er ihrem

Mann entführt hatte und sich später zur linken Hand antrauen ließ. — 18. Nov. 1775 wurde die Akademie in die Hauptstadt verlegt, und ein Lehrstuhl der Medicin errichtet: ursprünglich sollte sie nur Officiere, Beamte und Techniker bilden. Schiller wurde für die Medicin gepreßt.

Die „Cavaliere und Eleven" waren des Herzogs Günstlinge; er wollte von ihnen gemüthlich angeregt sein, sie mußten alljährlich eine Charakteristik einliefern, und sich namentlich über ihre Gesinnung gegen den fürstlichen Wohlthäter mit vollem Freimuth aussprechen. Schiller schrieb in seinem 15. J.: „Dieser Fürst, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, muß mir viel schätzbarer als die Eltern sein, welche von seiner Gnade abhängen. — Dürfte ich mich ihm mit der Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt! . . Beurtheilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht anbete! Ich kenne den Werth der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beschämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohlthäters . . . Welche Großmuth herrscht in Ihren Zügen! . . . Lassen Sie mich, Durchlauchtigster! vor Ihr Leben Weihrauch bringen, lassen Sie meine Eltern vor Ihnen niederknieen und Ihnen für mein Glück danken. Lassen Sie mich endlich seufzen, daß ich nicht danken kann." — In diesem Ton hatte Schiller alljährlich Festreden auf den Herzog und Franciska zu verfertigen, die vielen Beifall fanden: fast durchweg steht darin die Versicherung, daß er die kriechende Schmeichelei verachte!

Fast gleichzeitig mit jener Lobrede, 20. Febr. 1775 fällt ein Billet an einen Mitschüler: „Du wähnst, ich solle mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinn der Inspectoren ehrwürdigen Schlendrian? So lange mein Geist sich frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen; dem freien Mann ist schon der Anblick der Sklaverei verhaßt, und er sollte die Fesseln duldend betrachten, die man ihm schmiedet? O Karl! wir haben eine ganz andere Welt in unserm Herzen als die wirkliche ist; wir kannten nur Ideale." — In welcher von diesen Stilübungen ist Wahrheit? — Schiller verstand scharf und boshaft zu beobachten; dann aber hatte er das Bedürfniß der Begeisterung, und wenn die Rede ihn überkam, hörte die Wirklichkeit für ihn auf. Der Trieb, zu empfinden, ging stets der wirklichen Empfindung voraus.

23. Jan. 1777 ließ der Herzog (G. L. 2., S. 650) den Dichter Schubart, der Anzügliches gegen die Fürsten gesagt, nach dem Hohen-Asperg schleppen, ein Jahr in finsterm, feuchtem, unterirdischem Kerker halten, und Jahre lang auf die ausgesuchteste Weise quälen. — Er erreichte seinen Zweck; Schubart wurde fromm, schrieb Loblieder auf die Fürsten und konnte endlich zum Hofjournalisten ernannt werden.

Schubart als Lyriker war Schillers Vorbild. Seine ersten lyrischen Versuche waren kein leichter Erguß; mühsam drängte er die Eindrücke aus gelesenen Schriften zusammen: dann war er wie durch einen Krampf ganz in sich zurückgezogen und für die Außenwelt nicht vorhanden; er brachte seine Gedanken unter Stampfen, Brausen und Schnauben zu Papier, wie er selbst in einer Ode von 1777 sagt: „fahr' ich wüthend auf, stampfe gegen die Erde, schalle mit Sturmgeheul deinen Namen, Verworfener!" Eine Erzählung von Schubart gab ihm den Stoff zu den Räubern; Ugolino, Julius von Tarent, später Shakespeare die dramatische Form. Aus den Gesprächen der Räuber sieht man, was in den Köpfen der Karlsschüler gährte, wenn auch die guten Jungen keine Gelegenheit hatten, 40,000 Dukaten auf der leipziger Messe zu verthun und zum Begräbniß eines Hundes allgemeine Fasten auszuschreiben. „Mir ekelt vor diesem tintenklexenden Säculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Männern!" „Pfui über das schlappe Kastratenjahrhundert, zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen und die Helden des Alterthums mit Commentationen zu schinden und zu verhunzen mit Trauerspielen!" „Stelle mich vor dreihundert Kerle wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sind!"

1779 sollte Schiller aus der Akademie entlassen werden, aber die Probeschrift, „Philosophie der Physiologie", befriedigte den Professor nicht. „Zweimal habe ich diese weitläufige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht errathen können. Sein etwas zu stolzer Geist, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefährliche Hang zum Besserwissen allzuviel anklebt, wandelt in so dunkel gelehrten Wildnissen, wo hinein zu folgen ich mir nimmermehr getraue. Dabei ist der Verfasser äußerst verwegen, und sehr oft gegen die würdigsten Männer hart und unbescheiden: so greift er den unsterblichen v. Haller so beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Und so bekriegt er alles, was nicht vor seine neue Theorien passend ist. Uebrigens giebt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gährungen einen nützlichen Gelehrten." — Der Herzog resolvirte 13. Nov., „daß der junge Mensch viel Schönes gesagt und besonders viel Feuer gezeigt. Eben deswegen aber, und weil solches wirklich noch zu stark ist, denke Ich, wird es recht gut vor ihm sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch etwas gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann."

14. Dec. 1779 war die öffentliche Prüfung; Karl August und

Goethe, die eben aus der Schweiz zurückkehrten, wohnten als geehrte Gäste den Festlichkeiten bei. Schiller erhielt drei Prämien, in der praktischen Medicin, in der materia medica und in der Chirurgie; um den vierten Preis, in der deutschen Schreibart, mußte er mit andern Bewerbern loosen, das Loos entschied gegen ihn. — Goethe stand in der vollsten Blüthe der Schönheit und des Glücks. Zehn Jahr jünger, war der Eleve Schiller keine blendende Erscheinung: hoch aufgeschossen (6 F. 3 Z.), aber linkisch in seiner Haltung, blaß, mit Sommersprossen und rothem Haar, die Augen beständig geröthet und blinzelnd, in eine geschmacklose Uniform gepreßt und wenig achtsam auf sein Aeußeres. Aber dieser unbeholfene, selbst unreinliche, von vielfachem Druck belastete Jüngling hatte das stolze Gefühl, der großen Erscheinung, die ihm gegenüberstand, einst ebenbürtig zu werden; er hatte es in diesem Augenblick mehr als 17 J. später, wo er in engster Freundschaft mit Goethe verbunden den W. Meister anstaunte.

Welch ein Contrast in diesem Zusammentreffen! Kein geringerer als zwischen W. Meister und „Kabale und Liebe", zwischen jener Lobrede — die noch jetzt sich wiederholte, da schon die Räuber gedichtet wurden! — und dem Gedicht „in Ilmenau". — Durch Goethe's Jugend athmet der Geist der Freiheit. In der kleinen Republik kennt er keinen über sich; die Familie gehört zum Patriciat, dem Vater und liebevollen Erzieher, der ihn beständig nach Italien drängt, um auch das Vergnügen zu seiner Bildung zu verwerthen, wächst er bald über den Kopf, und jener begnügt sich, den genialen Einfällen des Knaben und Jünglings mit Ordnung und Maß nachzugehn. Wohl blickt er in die geheimen unterirdischen Irrgänge der Wirklichkeit, aber er betrachtet sie als lustiges Schauspiel, da ihn selbst der Druck jener Atmosphäre nicht berührt. Die besten Köpfe der Nation huldigen schon dem Jüngling, dem zugleich jedes weibliche Herz entgegenschlägt. Auch als Mitglied des Hofs bewahrt er seine Freiheit. Wohl kann er das wirkliche Leben lieben, denn es bot ihm sein schönstes Gesicht. Wie wäre das bei Schiller möglich gewesen, den der äußere Druck bis in seinen Familienkreis, ja bis in sein eigenes Gemüth verfolgte! Sobald er zum ersten Mal zur Besinnung kam, mußte die Huldigung vor der Macht in Haß umschlagen.

15. Dec. 1780 wurde Schiller aus der Akademie entlassen. Diesmal genügte die Abhandlung „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen". Er hatte die Dreistigkeit, darin sein eigenes Trauerspiel unter falschem Namen zu citiren: es ist die Stelle, wo Franz seinen Traum erzählt. Sehr fein führt der Dichter die von ihm erfundenen Seelenbewegungen auf physiologische Gesetze zurück; er bemüht sich, sie bis in die Nerven, bis ins Blut zu verfolgen. Dasselbe thut er mit Stellen aus

Shakespeare. — Auch sonst war das Studium der Medicin nicht ohne Einfluß auf seine Dichtung, die Theorien des jüngern Moor schmecken stark nach dem Fleischmesser des Anatomen.

Als Regimentsfeldscheer in Stuttgart trat Schiller ins Leben. Seine Praxis war nicht bedeutend, die Rechnungen wurden nicht immer bezahlt, Gegner bezeichneten ihn als „notorischen Trunkenbold", in der Wirthschaft sah es unordentlich aus. Die Hauswirthin war die Wittwe des Quartiermeister Vischer, 8 J. älter als Schiller (geb. 24. Aug. 1751); nach der (gewiß übertriebenen) Aussage eines Schulfreundes „ein wie an Geist so an Gestalt gänzlich verwahrlostes Weib, eine wahre Mumie"; übrigens eine gutmüthige Frau und äußerst empfänglich für junge Leute.*) — Einerlei! ihr wurden die Oden an Laura vorgelesen und gewidmet.

April 1781 wurde der Druck der „Räuber" vorbereitet; 24. Juli erschien die erste Recension in der Erf. Gel. Z. — Die Farbe war aus Don Quixote (Räuber Roque), Lear (Edmund), Rousseau, Plutarch, Ugolino. — In den sieben Jahren, welche zwischen Werther und den Räubern liegen, war eine Revolution vorgegangen. Goethe mußte erleben, was er dichten wollte; aber was er angriff, wurde unter seinen Händen zur Poesie, er hatte nicht nöthig, ungestüm nach der Zukunft zu greifen, er freute sich der Gaben, die ihm die Götter in den Schooß warfen. — Schiller, äußerlich gedrückt, fand eine reiche, wenn auch verworrene Bildung vor, aus der er schöpfen mußte. Es lebte in ihm ein brennender Ehrgeiz ohne bestimmtes Ziel; er hatte das Gefühl der Größe und wußte auch in den Umgebungen den Glauben daran zu erregen, aber er wußte zugleich, daß seine Willenskraft das Meiste dabei thun müsse. Der Dichter der Räuber wurde nicht, wie Werther, von dem Zwang einer ihn ganz beherrschenden und quälenden Empfindung getrieben, noch weniger von einer Idee. Daß die Grundsätze des Materialismus für die Welt nicht förderlich sind, und daß es unzweckmäßig ist, in den böhmischen Wäldern eine Räuberbande einzurichten, um das verwüstete Recht wieder in seine Fugen einzurenken: solche Plattitüden dem Publicum einzuschärfen, konnte Schiller nicht einfallen. Es sind ihm nur dramatische Hebel, deren Anwendung auf den Effect er sehr genau, wenn auch mit unreifer Bildung, zu berechnen weiß. Er wird weder vom Haß des Sittengesetzes noch von Schwärmerei für das Menschenglück verzehrt; die Leidenschaften, die er darstellt, sind nicht die seinigen. Wenn er äußerte, das Stück müsse vom Schinder verbrannt werden, so war das nicht eine Kriegserklärung gegen die bürgerliche

*) 1785 ging sie mit einem adligen Juristen der Karlsschule aus Wien durch: „ob sie in der Hoffnung ist." schreibt Schiller's Vater, „wird bald versichert, bald verneint."

Gesellschaft, bei der er im Gegentheil eine angemessene Stellung suchte, sondern der Wunsch, schnell berühmt, wenn auch berüchtigt zu werden. Das Revolutionäre des Stücks liegt nicht in der politischen Gesinnung, sondern in der unbändigen Leidenschaft, die sich austobt, und in der Verwegenheit, mit der das Aergste gerade herausgesprochen wird. Was er seinem Franz in den Mund legt, überbietet alles, was je in Deutschland oder Frankreich Ruchloses gewagt ist.

Um das Stück richtig zu würdigen, muß man das ganze Gewebe der Handlung fallen lassen. Nur wo er sich zur Leidenschaft steigerte, konnte Schiller damals schaffen; Uebergänge, motivirende Scenen und Intriguen sind schülerhaft; das Stück ist eine Mosaik, aber eine Mosaik aus grandiosen Scenen. Denkt man sich das Uebrige verloren und nur die beiden letzten Acte aufbewahrt, so würde man glauben, den Torso eines Dichterwerks vom ersten Range zu besitzen. Die ganze Geschichte vom Traum bis zum Hereinstürmen der Räuber ist ein prachtvolles Bild, und wie dialektisch richtig, mit einem wie vollen Athem der Leidenschaft herausgetrieben!

Als die Räuber erschienen, hatten sich die Führer der Sturm- und Drangperiode entweder schon von der Bühne zurückgezogen,*) oder sie hatten sich, wie Goethe, der entgegengesetzten Richtung ergeben: Iphigenie war vor 3 J. bei Hofe aufgeführt. Die Fabrikanten dagegen, und nur diese waren der Menge zugänglich, arbeiteten rüstig in der alten Weise fort, und so brachte das Publicum den Räubern eine empfängliche Stimmung entgegen. Der französischen Convenienz müde, fühlte es das Bedürfniß gewaltiger und ursprünglicher Naturen; es wollte sich an Menschen erbauen, die durch Bildung noch nicht abgeschwächt waren: wenn nicht Heroen, so doch Narren und Verbrecher. In diesem Sinne zerpflückte Schröder den Shakespeare mit Weglassung aller Mittelglieder, so daß nur die leidenschaftlichen Scenen hervortreten; ja Bürger wagte den Macbeth (1783) ins Fratzenhafte und Gemeine zu vergröbern.

In der sittlichen wie in der physischen Welt gehn jeder großen Erschütterung gewisse unklare aber eindringliche Zeichen vorher; das Vorgefühl des Orkans zittert in allen Nerven, man ist von einer angsthaften Unruhe ergriffen und weiß nicht woher. Die Gewitterluft drückte lange alle Gemüther, ehe sie in Frankreich zu jener furchtbaren Explosion kam. Es gab in Deutschland weder einen gemeinsamen Feind, noch einen gemeinsamen Glauben. Das

*) Klinger, 1785 Director des Cadettencorps in St. Petersburg, sammelte seit 1785 seine Theaterstücke, nahm aber nur „Sturm und Drang", „die neue Arria" und „die Zwillinge" auf. Neue Stücke sind das Lustspiel „der Schwur gegen die Ehe", und die Trauerspiele „Elfriede", „Konradin", „Medea in Korinth".

Leben verkümmerte in Privatverhältnissen, der Einzelne war im strengsten Sinn des Worts auf sich selbst gewiesen. In Frankreich hatte die Verstimmung wenigstens einen greifbaren Gegensatz: man war einig, Monarchie und Kirche als die Feinde des gesunden Rechtsgefühls anzusehn, mit deren Beseitigung alles in Ordnung gebracht sein würde. Trotz aller Schwächen des Staatslebens fühlte sich der Einzelne noch immer als Glied einer großen Nation; er stand nicht isolirt seinen Feinden gegenüber, das öffentliche Leben zeigte ihm seine Gesinnung als die allgemeine, die gute Gesellschaft hatte einen ausgeprägten Ton und eine Sitte, gegen deren Bestimmungen der kühnste Revolutionär sich nicht zu empören wagte. Daher jene freudig elastische, freilich etwas leichtsinnige Gestaltungskraft, die mit hoffnungsreichen Augen der Revolution entgegensah.

Wenn dagegen in Deutschland die Dichter, zwischen Pietismus und Spießbürgerei eingeklemmt, die frohe Botschaft des freien Herzens zu verkünden unternahmen, wenn sie Gestalten ersannen, denen die Alltäglichkeit eine Qual war, so konnten sie der verhaßten Weltordnung nur ein dunkles Gefühl entgegensetzen, ein gestaltloses Ideal, eine innere Gährung, die sie trieb, sie wußten nicht wohin. Indem nun die Propheten der „Natur", die „Titanen" in Vers und Prosa gegen das Bestehende anstürmten, zeigte sich bald, daß bei ihnen das Gefühl über das Vermögen ging: sie wollten Helden schaffen, und es wurden weiche Gemüthsmenschen. Auch Karl Moor ist nicht, was er sein wollte: über jede seiner Handlungen waltet eine besondere Stimmung, die Phrase geht nicht blos mit seinen Handlungen durch, sondern auch mit seinem Gefühl. Er wird von Wallungen getragen, auf eigenen Füßen kann er nicht stehn, ihm fehlt der Schwerpunkt, der eigentliche Kern des Charakters, der das Ganze beherrschen sollte. — Das Publicum täuschte sich: es nahm sein Mitleid für Begeisterung. — Die Wirkung war ungeheuer, im Widerspruch mit allen Autoritäten Deutschlands. Freilich ist der Erfolg kein vollgiltiges Zeugniß für den Werth: sechs Jahre nach den Räubern that „Menschenhaß und Reue" ungefähr dieselbe Wirkung; der Titanismus hatte seine Maske abgeworfen und verherrlichte die Schwäche.

Schiller wurde bald die Wirkungen gewahr; die stuttgarter Jugend war in Enthusiasmus; Fremde besuchten ihn in seiner unordentlichen Wirthschaft, darunter Leuchsenring; Rieger, der Gouverneur des Hohen-Asperg, führte ihn bei Schubart ein, dessen Gefängniß um etwas gemildert wurde, und der ihn mit Jubel und Freudenthränen empfing*); sein Schulfreund

*) Erst 11. Mai 1787 wurde er freigelassen, nach zehnjähriger Haft, und gab im Sinn des Hofs eine „Chronik" heraus, die ihn zum wohlhabenden Mann machte. Er starb 10. Oct. 1791, 52 J. alt.

M. v. Wolzogen (geb. 5. Nov. 1762), ſtellte ihn ſeiner Mutter, der Wittwe v. Wolzogen vor (geb. 18. Juni 1745), die dem Dichter eine innige Theilnahme ſchenkte.

Vor allem war Schiller an der Aufführung des Stücks gelegen. Das mannheimer Theater hatte vor einigen Jahren mit Leſſing und Wieland angeknüpft, der jetzige Intendant, Heribert v. Dalberg, geb. 1750, hatte der Bühne bereits einige ſehr tüchtige Kräfte zugeführt, namentlich Iffland. — Gleichalterig mit Schiller, geb. 19. April 1759 zu Hannover, aus einer ſehr wohlhabenden Familie, hatte Iffland ſchon als Knabe mit Eifer das Theater beſucht; Sara Sampſon, Weiße's Richard 3., die Dramaturgie, daneben die Richardſon'ſchen Romane hatten ihn begeiſtert, und als er ſich von der Moralität der dramatiſchen Kunſt überzeugt hatte, entwich er aus dem Vaterhauſe und betrat 15. März 1777 unter Eckhoff's Leitung zu Gotha die Bühne. Nach Auflöſung des gothaiſchen Hoftheaters gingen die Reſte der Truppe nach Mannheim.

Schiller hatte die Aushängebogen der Räuber an den Buchhändler Schwan in Mannheim geſchickt, und dieſer ſie dem Intendanten mitgetheilt. Dalberg ſchrieb dem Dichter einen ſchmeichelhaften Brief, und forderte ihn auf, das Stück für die Bühne zu bearbeiten. Schiller willigte ein, und lieferte 6. Oct. das Manuſcript ab. Einige ſtarke Dinge waren gemildert, obgleich noch genug ſtehn blieb. Dem Baſtard wurde eine breitere Rolle gegeben, Franz im Walde ſeinem Bruder gegenübergeſtellt und zur Strafe in den Thurm geſperrt; Schweizer und Koſinsky verſorgt u. ſ. w. Auch das genügte Dalberg noch nicht: er fand für unſere aufgeklärte Zeit eine Räuberbande anſtößig und verlangte, das Coſtüm in die Zeit des erſten Landfriedens verlegt zu ſehn. Schiller ſträubte ſich: „Alle meine Perſonen ſprechen zu modern, zu aufgeklärt, die Simplicität des Götz fehlt ganz; viele Tiraden, kleine und große Züge, Charaktere ſogar ſind aus dem Schooß unſerer Gegenwart herausgehoben und taugen nichts in dem Maximilianiſchen Alter.“ Aber er mußte ſich fügen, und ſogar geſtatten, daß Amalie ihren Geliebten der Nothwendigkeit, ſie zu ermorden, überhob.

So wurde das Stück 13. Jan. 1782 in Mannheim aufgeführt. Schiller war zugegen; er hatte ein moraliſches Programm drucken laſſen („der Zuſchauer lerne ſeine Leidenſchaften unter die Geſetze der Religion und des Verſtandes beugen, der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach“ u. ſ. w.), und ſchrieb in das „Würtemberger Repertorium“ einen Bericht über die Aufführung. Iffland ſpielte den Franz. Der Erfolg war glänzend, wenigſtens in den beiden letzten Acten. Schiller machte ſich ſofort nach ſeiner Rückkehr nach Stuttgart an den Fiesco. Die

erſte Auflage der Räuber war vergriffen, es wurde eine zweite veranſtaltet, dann eine dritte: jetzt erſt kam auf den Titel der zornig ſich bäumende Löwe mit dem Motto: In tyrannos!

Wenn in Folge der Räuber Gymnaſiaſten ſich verſchworen, in die böhmiſchen Wälder zu ziehn, und wenn eine Fluth von Banditenromanen die Modewaare der Siegwart-Empfindſamkeit vom Markt wegſpülte, ſo darf man deswegen Schiller nicht anſchuldigen; und wenn ein deutſcher Fürſt geäußert haben ſoll: „wäre ich Gott geweſen, im Begriff die Welt zu erſchaffen, und ich hätte vorausgeſehn, daß Schiller's Räuber darin würden geſchrieben werden, — ich hätte die Welt nicht erſchaffen!“ — ſo iſt das doch wohl zu viel geſagt. —

Unmittelbar nach der Aufführung der Räuber (Febr. 1782) gab Schiller die „lyriſche Anthologie“ in Druck, mit einem „aus Tobolsko“ datirten Vorwort und einer Widmung an den Tod, „den großmächtigſten Herrn alles Fleiſches!“ — In Goethe's Gedichten bleibt vieles unklar, weil er überall die geheime Geſchichte ſeines Innern giebt und die äußern Anläſſe verſchweigt; ſie bedürfen zum Theil eines hiſtoriſchen Commentars: wo er dieſen giebt, leuchtet jedes Wort, jedes Bild, jede Stimmung ein, und man empfindet bei den gewagteſten Sprüngen die ſubjective Nothwendigkeit. Bei Schiller würde ein ſolcher Commentar nicht viel fruchten. Er iſt faſt niemals ſubjectiv, ſeine poetiſchen Empfindungen ſind faſt niemals aus realen, zeitlich beſtimmten Empfindungen hervorgegangen; ſeine Gedichte führen uns nicht in die Geheimniſſe ſeines Innern ein, ſondern in die Harmonie der Sphären, den Zuſammenhang des Univerſums und ähnliche Dinge, die ſich auf die Seele des Dichters nur mittelbar beziehn. Und hier ſchafft, verbindet, ſcheidet, zerſetzt ſeine Phantaſie mit ſolcher Kühnheit, daß uns zuweilen die tiefere Bedeutung um ſo ferner tritt, je mehr wir in den nächſtliegenden Sinn eindringen. — „Oft widerfährt mir,“ ſchreibt er 11 J. ſpäter, „daß ich mich der Entſtehungsart meiner gelungenſten Producte ſchäme. Man ſagt gewöhnlich daß der Dichter ſeines Gegenſtandes voll ſein müſſe, wenn er ſchreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer wichtige Seite eines Gegenſtandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erſt unter der Arbeit entwickelt ſich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künſtler zu machen, iſt weggeſtrichen, als ſie fertig waren, ſo im Carlos. Wie iſt nun möglich, daß bei einem ſo unpoetiſchen Verfahren doch etwas Vortreffliches entſteht? — Ich glaube, es iſt nicht immer die lebhafte Vorſtellung ſeines Stoffs, ſondern nur ein Bedürfniß nach Stoff, ein unbeſtimmter Drang nach Ergießung ſtrebender Gefühle, was Werke der Begeiſterung erzeugt. Das Muſikaliſche eines Gedichts ſchwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinſetze, es zu machen, als der

klare Begriff vom Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin ... Es ist dem Schöpfungswerk nachtheilig, wenn der Verstand die zuströmenden Ideen gleichsam an den Thoren zu scharf mustert. Eine Idee kann, isolirt betrachtet, sehr unbeträchtlich und sehr abenteuerlich sein, aber vielleicht wird sie durch eine, die nach ihr kommt, wichtig; vielleicht kann sie in Verbindung mit andern, die ebenso abgeschmackt scheinen, ein zweckmäßiges Glied abgeben: — alles dies kann der Verstand nicht beurtheilen, wenn er sie nicht so lange festhält, bis er sie in Verbindung mit diesen andern angeschaut hat. Bei einem schöpferischen Kopf hingegen hat der Verstand seine Wache an den Thoren zurückgezogen, die Ideen stürzen pêle-mêle herein, und alsdann erst übersieht und mustert er den großen Haufen." —

Ein Canon des Schaffens ist das nicht, aber Schiller machte es so. Wenn bei Goethe Stimmung, Klang, Bild und Gedanke zugleich und als identisch aufgingen, mußte Schiller sie erst ineinanderfügen; jener hatte das Gedicht fertig, wenn er es niederschrieb, Schiller arbeitete es erst auf dem Papier; in späteren Perioden fand er dann den Faden der Combination nicht wieder, und seine eigenen Gedichte wurden ihm fremd und anstößig.

Der Dichter der Gebrüder Moor verleugnet sich auch in der Anthologie nicht; überhaupt tritt der Zerstörungstrieb im poetischen Gefühl früher ein, als das Behagen an der schönen Welt. Da ist ein „Triumphgesang der Hölle", in welchem der Chor der Teufel mit Klopstock's Adramelech in greulichen Blasphemien wetteifert; eine Fluchsammlung gegen die Eroberer und die schlimmen Monarchen; zwei Leichenphantasien, um deren willen der Dichter, wie er mit einem gewissen Selbstgefühl meldet, als neuer Herostrat verschrieen wurde: das Individuelle darin ist bis zum Komischen verzerrt, aber wir empfinden die Gewalt des Dichters, wenn er ins Allgemeine tritt: „Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle! Diesem komisch tragischen Gewühl, dieser ungestümen Glückswelle, diesem possenhaften Lottospiel, diesem faulen, fleißigen Gewimmel, dieser arbeitsvollen Ruh — Bruder! diesem teufelvollen Himmel schloß dein Auge sich auf ewig zu." „Wo der Mensch, der Gottes Rathschluß prüfte! wo das Aug', den Rathschluß durchzuschaun! Heilig, heilig, heilig bist du, Gott der Grüfte! Wir verehren dich mit Graun." — So ist es auch mit den Liebesempfindungen: ob es die gute Frau Vischer war oder wer sonst, irgend wem mußte er seine Schöpfungen vortragen; er war nicht wählerisch. „Ständ im All' der Schöpfung ich alleine, Seelen träumt' ich in die Felsensteine, und umarmend küßt' ich sie. Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte, freute mich, antworteten die Klüfte, Thor genug, der süßen Sympathie." — Von einer individuellen Empfindung, die sich durch eigne, zarte, ursprüngliche Züge verräth, nicht die leiseste Spur: das Wesen, das er Laura

tauft, aus deſſen Clavierſpiel „Sonnen, vom Schöpfungsſturm aufgejagt, funkelnd aus der Nacht des Chaos fahren“, dem aber auch der Cocytus mit ſeinem „verlornen Heulen“ folgt; hinter der, wenn ſie walzt, „die trunknen Fichten ſpringen“, deren Blicke „Leben durch den Marmor fächeln“, deren Auge, „entbunden von den goldnen Kindern“, Sonnenpracht ſtrahlt, von deren „wolluſtheißem Munde die Silbertöne nur ungern fliehn“: — dies Weſen iſt allegoriſch. Das Weltall wird durch ein Princip zuſammengehalten, welches der Dichter Liebe tauft; es verbindet Sonnenſtäubchen mit Sonnenſtäubchen, Welten mit Welten, die Hoffnung mit der Verzweiflung, die Reue mit der Sünde, die Gefahr mit der Größe, den Tod mit der Lüſternheit u. ſ. w. Auch durch das Reich des Uebels „waltet fürchterliche Sympathie“; „mit der Hölle buhlen unſre Laſter“; „mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft in die Arme der Vergangenheit; lange ſucht der fliehende Saturnus ſeine Braut, die Ewigkeit. Einſt, ſo hört' ich das Orakel ſprechen, einſtens haſcht Saturn die Braut: Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden, wenn mit Ewigkeit die Zeit ſich traut.“ — Es iſt eine grandioſe Tollheit, aber — ſie iſt grandios! und der Dichter wird Großes leiſten, ſobald er ſeine Kraft begrenzen lernt. — Dieſe Liebe waltet auch zwiſchen Laura und dem Dichter; er grübelt darüber nach: „in ewig feſtgebundnen Weſen waren wir ein Gott, ein ſchaffend Leben, und uns ward, ſie herrſchend zu durchweben, frei die Welt gegeben. Weine, Laura! dieſer Gott iſt nimmer; du und ich des Gottes ſchöne Trümmer, und in uns ein unerſättlich Dringen, das verlorne Weſen einzuſchlingen, Gottheit zu erſchwingen. Darum, Laura, dieſes Gluthverlangen, ewig ſtarr an deinem Mund zu hangen, und die Wolluſt, deinen Hauch zu trinken, in dein Weſen ſterbend zu verſinken.“ — Es kommt nur auf die Stimmung der Seele an, im Pantheismus die Freude über das allgemeine Leben oder den Jammer über das allgemeine Sterben hervorzukehren. „Prahlſt du mit des Auges Glut, mit der Wangen friſchem Purpurblut, aufgeborgt von mürben Modern? Wuchernd fürs geliehne Roth, wuchernd, Mädchen! wird der Tod ſchwere Zinſen fodern! .. Jeder deiner Strahlenblicke trinkt des Lebens karges Lämpchen ärmer ... Deine Pulſe, prahleſt du, hüpfen noch ſo jugendlich von dannen: ach die Creaturen des Tyrannen ſchlagen tückiſch der Verweſung zu!“ — Und ſo fühlt er ſich ſelbſt mit ſeinen Gedanken, die kühn durchs Weltall ſteuern: „Lern' es, Mädchen: dieſer Trank der Luft, dieſer Kelch, woraus mir Gottheit düftet, Laura, iſt vergiftet! Unglückſelig, die es wagen, Götterfunken aus dem Staub zu ſchlagen ... Der lohe Aetherſtrahl Genie nährt ſich nur von Lebens-Lampenſchimmer ... Ach ſchon ſchwören ſich, mißbraucht zu frechen Flammen, meine Geiſter wider mich zuſammen ... und im eignen Strahle löſch' ich aus.“ Als aber Laura weint, erhebt ſich der Dichter zum ſtolzen

Gefühl ſeiner Kraft. Wie! Laura will — „daß des Buſens lichte Himmelsflamme mit erfrornem Herzen ich verdamme? daß die Augen meines Geiſt's erblinden, daß ich fluche meinen ſchönſten Sünden? Nein! verſiege Thräne, Sünderin! Brich die Blumen in der ſchönſten Schöne, löſch', o Jüngling mit der Trauermiene meine Fackel weinend aus! Wie der Vorhang an der Bühne niederrauſchet bei der ſchönſten Scene, fliehn die Schatten und noch ſchweigend horcht das Haus.“ — — Das Gedicht mit ſeinem ſeltſamen Klang hat etwas unausſprechlich Rührendes: es deutet auf Schiller's eignes Leben.

Einen wohlthuenden Eindruck macht die Anthologie nicht. Ueberall ein Jagen nach ſinnlichen Bildern; ein fieberhafter Drang, gerade dasjenige auszumalen, was der Schönheitsſinn dem Blick zu entziehen ſtrebt; ein wildes Durcheinandermengen von Gedanken und Empfindungen, die nicht aus dem Herzen quellen, ſondern durch künſtliches Feuer in Gährung gebracht ſind. Die Sinnlichkeit wird durch Grübelei, der Gedanke durch mediciniſche Bilder verwirrt. — Dann aber plötzlich jene Kühnheit der Einbildungskraft, raſch ein Bild heranzurufen, das man nicht wieder vergißt, wie das „Grüße mein Lottchen, Freund!“ und jene Gabe gewaltiger Worte, die zerſtreute Empfindungen und Gedanken in einen prachtvollen Spruch zuſammenfaßt. Dieſe Eingebungen kommen nur großen Seelen, wie eine Offenbarung; und manch liebliches Gedicht, das nicht blos an Abrundung, ſondern auch an poetiſcher Innigkeit dieſe wilden Verſuche beſchämt, wird längſt vergeſſen ſein, wenn jene mächtigen Worte im Volk noch fortleben. „Todte Gruppen ſind wir, wenn wir haſſen; Götter, wenn wir liebend uns umfaſſen, lechzen nach dem ſüßen Feſſelzwang. Aufwärts durch die tauſendfachen Stufen zahlenloſer Geiſter, die nicht ſchufen, waltet göttlich dieſer Drang. Arm in Arme, höher ſtets und höher, vom Mongolen bis zum griech'ſchen Seher, der ſich an den letzten Seraph reiht, wallen wir einmüth'gen Ringeltanzes, bis ſich dort im Meer des ew'gen Glanzes ſterbend untertauchen Maß und Zeit. Freudlos war der große Weltenmeiſter, fühlte Mangel, darum ſchuf er Geiſter, ſel'ge Spiegel ſeiner Seligkeit. Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches: aus dem Kelch des ganzen Weſenreiches ſchäumt ihm die Unendlichkeit.“

Die Anthologie fand nur einen ſehr getheilten Beifall. „Sie ſcheint ſich,“ ſchreibt Schiller ſelbſt im würtemb. Repert. April 1782, „wenn ſie die Abſicht hatte, jedermänniglich zu gefallen, ſchlimm betrogen zu finden, denn der darin herrſchende Ton iſt durchaus zu eigen, zu tief und männlich, als daß er unſern zuckerſüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte.“

Da er ſtark in Schulden war, ſuchte er Dalberg näher zu kommen; in dieſen Unterhandlungen zeigt er ſich von einer neuen Seite. Die Schmeicheleien, die er ihm ſagt, ſind nicht mehr Ausflüſſe der Rhetorik, ſie ſind

Mittel zum Zweck. Schiller will mit ſeiner Hilfe von Stuttgart loskommen, das ihm immer unerträglicher wird. Er giebt dem vermeintlichen Gönner pſychologiſch fein gewählte Mittel an die Hand, auf den Herzog zu wirken: er iſt ſo naiv, einen aufgeblaſenen Hofmann in der Intrigue unterrichten zu wollen. Er ſelbſt hat das Gefühl, ein tüchtiger Intrigant zu ſein, vom Fiesco iſt ſchon der größte Theil geſchrieben.

Eine unbedeutende Stelle der Räuber machte Lärm in Graubündten. Der Landesherr, darüber verdroſſen, unterſagte ſeinem Regimentsfeldſcheer, Komödien „und dergleichen Zeug“ drucken zu laſſen. Jetzt regte ſich der Freiheitstrotz des Dichters: er weigerte ſich, beſuchte einmal ſogar, 23. Mai, ohne Urlaub das mannheimer Theater, kam in Arreſt und fiel in völlige Ungnade. Er glaubte ſich in ſeiner perſönlichen Sicherheit gefährdet, ein junger Muſicus, Streicher, 21 J. alt, der ſich dem Dichter der Räuber mit Leib und Seele verſchrieben hatte, ſchaffte die Mittel zur Flucht, die 17. Sept. 1782 ausgeführt wurde.

In Mannheim empfing man ihn allgemein mit der Frage, was er nun anzufangen gedenke? Der Fiesco fand bei den Schauſpielern keinen Beifall. Es wurde ihm die ſtraſloſe Rückkehr angeboten, er war zu ſtolz dazu. Ganz ſicher konnte er nicht ſein, ob man ihn nicht als Deſerteur verfolgen werde. Da ſeines Bleibens in Mannheim nicht war, ging er mit Streicher zu Fuß über Darmſtadt nach Frankfurt; von hier ſchrieb er 30. Sept. an Dalberg, ſchilderte ſeine verzweifelte Lage und bat um Unterſtützung. In Dalberg hatte er ſich verrechnet: der geriebene Hofmann war nicht gemeint, ſich ausnutzen zu laſſen; noch weniger wollte er eines jungen Dichters wegen, deſſen Brauchbarkeit ihm noch keineswegs ausgemacht ſchien, ſich mit dem Herzog von Würtemberg überwerfen. Er lehnte ab. — In denſelben Tagen — 21. Sept. — wurden die Räuber mit glänzendem Erfolg in Leipzig und Hamburg aufgeführt; Berlin folgte 1. Jan. 1783. — Wenn ſich jemals Schiller's Dichterberuf bewährt hat, ſo war es hier. Die Noth war groß, die Ausſichten hoffnungslos, aber Schiller hielt elaſtiſch den Kopf empor und fuhr ſelbſt in der Unruhe der Wanderſchaft unabläſſig fort zu dichten. Er glaubte an ſeinen Genius und an ſeine Willenskraft.

Streicher mußte wieder Geld ſchaffen, man ging über Mainz und Worms nach Oggersheim. Von dort ſchickte Schiller 16. Nov. den fertigen Fiesco an Dalberg. Die Antwort war kurz und grob: das Stück ſei nicht zu brauchen. „Die Qual erlahme an meinem Stolz!“ rief Schiller. Der Fiesco wurde an Schwan zum Druck befördert.

Rouſſeau, Schiller's Liebling, ſagt vom Plutarch: „er hat darum ſo herrliche Biographien geſchrieben, weil er keine halbgroßen Menſchen wählte,

ſondern große, tugendhafte und erhabene Verbrecher. In der neuern Geſchichte gab es einen Mann, der ſeinen Pinſel verdient, Fiesco.“ — „Zerrüttungen im Körper,“ ſagt Schiller in ſeiner Diſſertation 1780, „können den ſchlimmſten Leidenſchaften den Weg bahnen. Catilina war ein Wollüſtling, ehe er Mordbrenner wurde, und Doria hatte ſich gewaltig geirrt, wenn er den wollüſtigen Fiesco nicht fürchten zu dürfen glaubte.“ — Als Catilina alſo ſchwebte ihm Fiesco vor, als er ſich zuerſt mit der Idee des Stücks trug: ſo wird man die Epiſode mit Julia verſtehn, die auch nach der Ueberarbeitung noch Spuren zeigt, daß der „wollüſtige“ Fiesco nicht blos aus Heuchelei mit der blendenden Gräfin ſpielte — ſchade, daß er damals nur mannheimer Theaterprinceſſinnen zu Modellen nehmen konnte! — Nach der erſten Idee (Schiller war denn doch immer würtembergiſcher Unterthan!) liegt Fiesco's Verbrechen in dem Aufruhr; dann regt ſich der plutarchiſche Republikaner: das Unrecht liegt nicht in der Empörung, die vielmehr ſehr berechtigt iſt, ſondern in der ſelbſtſüchtigen Ausbeutung derſelben. Indeß durchkreuzt ſich beides, in den Motiven bleibt Unſicherheit und Verwirrung. Mit Selbſtgefühl nennt er ſein Stück ein „republikaniſches Trauerſpiel“; was er aber an republikaniſchen Velleitäten in ſich trug, erinnert an die Pläne Karl Moors. Wie dieſer iſt Fiesco durch jeden Eindruck beſtimmbar, und geht lediglich auf große Effecte aus: ſo in der Mondſcheinträumerei beim Anblick Genuas, ſo in der großen Scene mit dem Dogen: jede neue Gemüthswallung läßt ihn ſeinen Plan vergeſſen; nicht blos ſeine eignen Gedanken und Empfindungen, ſondern die Gedanken und Empfindungen Anderer ſpielen mit ſeinem Willen. Alle Welt ſehnt ſich nach heroiſchen Stimmungen, mit Jubel ruft Bourgognino: *ich habe einen Tyrannen!* — Der Mittelpunkt des Stücks iſt die Scene, wo Verrina ſeine Tochter entehrt findet, entehrt durch denſelben Mann, den er als Tyrannen haßt. Der neue Virginius ſpricht über ſie den Fluch, ſie ſolle ſo lange in einem unterirdiſchen Verließ bleiben, bis Genua frei iſt. Die „edelſten Männer von Genua“ geloben feierlich, die Rache auszuüben. — Aber man faſſe jene „edelſten Männer“ näher ins Auge! Der eine, „ein hagerer Wollüſtling“, läßt ſich in die Verſchwörung ein, um bei der Gelegenheit die Gräfin Fiesco zu verführen; der andere, ein „gewöhnlicher Menſch“, will in der allgemeinen Unruhe ſich ſeiner Gläubiger entledigen: ein ſchöner Stoff für eine Republik! — Verrina ſelbſt denkt vortrefflich römiſch, wenn er ſchon im Augenblick der höchſten Begeiſterung beſchließt, ſobald die Freiheit hergeſtellt ſein würde, Fiesco umzubringen, den geliebten Freund, den gefährlichſten Tyrannen. Leider iſt die Republik noch nicht hergeſtellt, als er ſein Vorhaben ausführt: Andreas kehrt zurück, für die Verſchwörer wird das Schaffot aufgerichtet, und der Republikaner, ſtatt wie ein Mann zu ſterben,

erinnert ſich, daß er Familienvater iſt; die geſchändete Bertha wird mit ihrem jungen Gemahl, der nun das ſtolze Bewußtſein, einen Tyrannen gehabt zu haben, mit ſich nehmen mag, nach Marſeille in Sicherheit gebracht, und der alte Herr wird ihnen folgen, nachdem er vorher ſich dem Andreas unterworfen! — Dieſer Andreas iſt ſeiner Gegner würdig; als ſein Neffe „wie ein Gaſſenjunge auf den Geſetzen trampelt", macht er zwar große Worte gegen ihn, aber er läßt ihn nicht blos ungeſtraft, er ſtellt nicht einmal das Geſetz wieder her. Der Mohr macht ihm die Anzeige einer furchtbaren Verſchwörung, und ſtatt die Sache zu unterſuchen, hat der Doge die Pflichtvergeſſenheit, ihn dem Fiesco auszuliefern, weil er geplaudert habe. Fiesco, um ſich an Großmuth nicht überbieten zu laſſen, denuncirt ſich ſelbſt u. ſ. w. Kurz, die eigentliche Seele dieſer catilinariſchen Verſchwörung iſt der „confiscirte Mohrenkopf", dem es einfach daran liegt, Unfug zu ſtiften. — Es liegt eine bittere Wahrheit darin, die ſich der Dichter aber nicht zum vollen Bewußtſein herausgearbeitet hat.

Das Verdienſt des Stücks liegt theils in der Haſt, mit welcher der Dichter die Handlung vorwärts treibt, ſo daß der Zuſchauer ſtets in Athem gehalten wird, theils in dem breiten Pinſel, mit welchem die einzelnen Phyſiognomien ſo weit ausgeführt ſind, daß ſie ſich dem Gedächtniß einprägen. Das Werk verräth ein außerordentliches, in den Mitteln nicht ſehr wähleriſches theatraliſches Talent. — Die Rohheit der Formen geht noch weit über die Sturm- und Drangperiode hinaus: ſo wenn Fiesco, als er ſein Weib umgebracht, „viehiſch um ſich haut" und „mit frechem Zähneblöken gen Himmel" den Wunſch ausſpricht, „den Weltbau Gottes zwiſchen den Zähnen zu haben und die ganze Natur in ein grinſendes Scheuſal zu zerkratzen, bis ſie ſcheußlich ausſehe, ſcheußlich wie ſein Schmerz!" — wenn Verrina „bei allen Schaudern der Ewigkeit" ihm zuſchwört, „einen Strick wolle er drehen aus ſeinen eigenen Gedärmen und ſich erdroſſeln, daß ſeine fliehende Seele in gichtriſchen Schaumblaſen ihm zuſpritzen ſolle" — u. ſ. w.

Die wilde Sprache verfehlte ihre Wirkung auf empfängliche Gemüther keineswegs. Unmittelbar nachdem das Stück im Druck erſchien, ſchreibt ein junger Menſch in Leipzig, Huber, 19 J. alt, an ſeinen Freund Körner: „Ich dächte, der beſte unſrer dramatiſchen Schriftſteller müßte, wenn er Schiller geleſen, mit Bourgognino ausrufen: bin ich denn gar nichts mehr? Im Vergleich mit den Räubern iſt im Fiesco die Sprache viel gleicher und erhabener, der Reichthum an Gedanken größer, das Intereſſe anziehender und unterhaltender ... und doch möcht' ich die rieſengroße philoſophiſche Idee, die Räuber zu ſchreiben, lieber gehabt haben. Ich habe den Fiesco ſchon unendliche Male geleſen, und habe mehrere Einwürfe gegen manches gehabt, aber wenn meine Kritik einige

Zeit geruht hatte und gereift war, so fand ich, daß das künstliche Gewebe des Meisters nicht so geradezu dem flüchtigen Anfänger in die Augen springt, und vieles, was mir Fehler des Dichters schien, war nothwendiger Fehler des Charakters und wahre Schönheit des Dichters." — Die Wirkung wußte Schiller in diesen Jugendversuchen viel besser zu treffen als Goethe im Götz u. s. w., vielleicht gerade darum, weil es ihm auf die Wahrheit weniger ankam.

Frau v. Wolzogen — obgleich selbst unbemittelt, und wegen der Erziehung ihrer Kinder vom Herzog von Würtemberg abhängig — hatte dem jungen Freunde eine Zuflucht auf ihrem Gut Bauerbach bei Meiningen angeboten. Dort kam Schiller 7. Dec. 1782 an. „Behalten Sie," schreibt er dem guten Streicher, „diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zuviel gekostet hat: wenn man die Menschen braucht, muß man ein Hundsfott werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eins von beiden, oder man sinkt unter." Uebrigens recht kühl und herablassend: „Sein Sie vollkommen versichert, daß ich thätig an Sie denken werde, sobald sich meine Aussichten verschönern, welches, wie ich hoffe, nicht mehr lange anstehn soll." Und an Frau v. Wolzogen, 4. Jan. 1783: „Es ist ein Unglück, daß gutherzige Menschen so leicht in den Menschenhaß geworfen werden, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe." — Gleich darauf kam Frau v. Wolzogen selbst nach Bauerbach, und brachte ihre Tochter Lotte mit: die Mutter 37, die Tochter (geb. 16. April 1766) 16 J. alt, zwischen beide theilte sich das empfängliche Herz des Dichters. Der stete Wechsel von Hingebung und Mißtrauen, von herausfordernder Anmaßung und thränenvoller Demuth, von wilder Eifersucht und Entsagung, kurz das ganze Räthselspiel des Goetheschen Tasso wiederholt sich in den wunderlichen Briefen von Bauerbach.

In diesem Klima wuchs Don Carlos auf, über dem Schiller schon seit einem Jahr brütete. An einen neugewonnenen Freund, den hypochondrischen Bibliothekar Reinwald in Meiningen, der später sein Schwager wurde, schreibt er 23. März: „der Charakter eines feurigen, groß empfindenden Jünglings, einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindungen verunglückt, eines grausamen, heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs Alba sollten mir wohl nicht mißlingen . . . Ich will in der Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger stellen. Ich will einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen . . . Carlos hat von

Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Julius von Tarent, und den Puls von mir ... Ich habe ihn gewissermaßen statt meines Mädchens; ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend ... Wir Dichter rühren und erschüttern und entflammen am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden, er muß dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein ... Jede Dichtung ist nichts anderes als enthusiastische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfs. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehn, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unserer Seele alle Charaktere nach ihren Urbildern schlafen. Alle Geburten unserer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst ... Liebe, das Band der empfindenden Schöpfung, ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. Erglühen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. — Wir leiden nur für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist." U. s. w. — Es ist noch ganz der Dichter der Anthologie. 7 J. später tadelt er an Bürger's Gedichten, daß sie nicht blos Gemälde einer eigenthümlichen Seelenlage sind, sondern auch Geburten derselben; der Dichter nehme sich ja in Acht, unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affects zu schreiben: er fange damit an, sich selbst fremd zu werden. —

23. Mai 1783 kam Fr. v. Wolzogen mit Lotte wieder nach Bauerbach: Wilhelm hatte die Schwester dem Freunde ausdrücklich zur Obhut anvertraut. „Noch ganz aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hang des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüths — so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen so schnell gethan ist." Noch ist Schiller so uneigennützig, einen adligen Bewerber als Lottens nicht unwürdig zu bezeichnen; aber bald tritt Eifersucht ein. „Es war eine Zeit," schreibt er 30. Mai, „wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhms so gut als ein Galakleid ein Frauenzimmer gekitzelt hat. Jetzt gilt mir alles gleich, und ich schenke Ihnen meine dichterischen Lorbeeren in dem nächsten boeuf à la mode. Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben! Mit meinem vormaligen Plan ist es aus, und wehe mir, wenn das auch von meinem jetzigen gelten sollte! Daß ich bei Ihnen bleibe und womöglich begraben werde, versteht sich. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann; aber gründen will ich sie oder nicht leben!" —

Es war anders beſchloſſen. Dalberg hatte ſich überzeugt, daß vom Herzog nichts zu fürchten ſei; er konnte einen brauchen, der Theaterſtücke zuſchnitt, und wandte ſich als Weltmann ohne Verlegenheit an Schiller. Dieſer fand den rechten Ton; er antwortete kühl höflich, Dalberg wurde dringender, und Schiller ging endlich auf ſein Anerbieten ein. — Eigentlich war nur ein Beſuch beabſichtigt, Schiller wollte bald zurückkehren. 27. Juli kam er in Mannheim an, er fand Streicher dort, und Margarethe Schwan drängte Lottens Bild in Schatten. 13. Aug. wurde „Louiſe Millerin" vorgeleſen, fand Beifall, und da Schiller aus Briefen aus Bauerbach entnahm, daß man ſeine Rückkehr vorerſt nicht wünſche, ſchloß er 1. Sept. einen Contract auf ein Jahr: er verpflichtete ſich, den Fiesco für das Theater zu bearbeiten, noch ein drittes Stück zu liefern, und ſich an der Begutachtung der eingehenden Arbeiten zu betheiligen.*) Leider verfiel er gleich darauf in ein ſchleichendes Fieber, das ſich viele Monate hinzog.

Noch während deſſelben ließ er ſich durch Schwan in Speier (Anf. Oct.) bei Sophie Laroche einführen: „eine der angenehmſten Stunden meines hieſigen Lebens. Ich fand die ſanfte, gute, geiſtvolle Frau, die 53 J. alt, das Herz eines 19jährigen Mädchens hat. Ich ging mit Bezauberung von ihr; ich weiß und bin ſtolz darauf, daß ſie mit mir zufrieden war." — An einen ſtuttgarter Freund ſchreibt er um dieſe Zeit: „Bedenke, wie mich eine Heirath von der Bahn zu meinem Glück ablenken würde. Zwar habe ich über ein großes Glück meine eignen Caprieen, doch auch bei der größten Gleichgiltigkeit gegen Ruhm und glänzendere Schickſale wäre eine Heirath mein Fall nicht, denn mein ungeſtümer Kopf und warmes Herz würden keine Frau glücklich machen."

Ende des Jahres konnte Schiller die Umarbeitung des Fiesco dem Intendanten übergeben, nach welcher das Stück 11. Jan. 1784 in Mannheim aufgeführt wurde. Der Umarbeiter hatte das Unmögliche geleiſtet. Als Verrina den Fiesco umbringen will, legt ſich das Volk dazwiſchen; Fiesco zerbricht das Scepter und ruft: „Ein Diadem erkämpfen, iſt groß, es wegzuwerfen, göttlich! Seid frei, Genueſer, und die monarchiſche Gewalt vergehe mit dieſem Zeichen!" Worauf das Volk jauchzend auf die Knie ſtürzt, und Fiesco ſich zu dem beſchämten Verrina wendet: „Und mit Drohungen wollteſt du mir einen Entſchluß abnöthigen, den mein eignes Herz nicht geboren hat?

*) „Vor einigen Tagen," ſchreibt er 12. Sept. an Fr. v. W., „hat mich ein reiſender Maurer beſucht, ein Mann von den ausgebreitetſten Kenntniſſen und einem großen verborgenen Einfluß, der mir geſagt, daß ich ſchon auf verſchiedenen Freimaurerliſten ſtände, und mich inſtändigſt gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen; er verſichert mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Ausſicht ſei."

Genua's Freiheit war in dieſem Buſen entſchieden, ehe Verrina noch dafür zitterte, aber Fiesco ſelbſt mußte der Schöpfer ſein!" Verrina ſtürzt begeiſtert in ſeine Arme, und Fiesco, der gerührt auf das kniende Volk zeigt, ruft aus: „Himmliſcher Anblick, belohnender als alle Kronen der Erde!" — Leonore bleibt am Leben, Fiesco giebt von ſeinem Verhalten gegen Julia eine moraliſche Rechtfertigung, auch Bertha's Entehrung war nur ein Mißverſtändniß. Toller iſt nie ein Dichter mit ſeinem Stück umgegangen: es wäre ihm unmöglich geweſen, hätten die Geſtalten wirklich in ſeiner Seele gelebt.

„Wenn jeder von uns," ſagt das Programm, „zum Beſten des Vaterlandes diejenige Krone wegwerfen lernt, die er fähig iſt zu erringen, ſo iſt die Moral des Fiesco die größte des Lebens... Vielleicht daß ich für den Leſer anders dichten wollte als für den Hörer: reizender iſt es nun doch, mit dem großen Mann in die Wette zu laufen, als ſich von einem geſtraften Verbrecher belehren zu laſſen." — Trotz dieſer Moralität machte die Aufführung kein Glück. „Die Mannheimer," ſchreibt Schiller, „ſagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für ſie. Republikaniſche Freiheit iſt hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, in den Adern der Pfälzer fließt kein römiſches Blut." Deſto größer war der Erfolg in Berlin, wo der geniale Fleck, damals 26 J. alt (geb. zu Breslau, erſt Theolog, dann 20. Mai 1779 Mitglied der hamburger Bühne, ſeit einem Jahr in Berlin), 8. März 1784 den Fiesco durchſetzte; auch in Wien fand er Beifall.

Mit großer Erbitterung kämpfte Moritz in der Voſſ. Z. gegen den Dichter: „Alles, was dieſer Verf. angreift," ſchreibt er 20. Juli, „wird unter ſeinen Händen zu Schaum und Blaſe." — Auch Goethe war ſehr verſtimmt. Die Werke der Sturm- und Drangperiode waren ihm nicht ein Lebensbekenntniß geweſen, ſondern nur ein bedeutender Moment, den das Leben in ſeine natürlichen Schranken wies. Jetzt erneuerte ſich dieſelbe Richtung mit einer ganz andern Kraft und drang wirklich ins Volk ein. „Schiller war mir verhaßt, weil ein kraftvolles aber unreifes Talent gerade die ethiſchen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen geſtrebt, recht im vollen hinreißenden Strom über das Vaterland ausgoß. Mich erſchreckte das Rumoren, das dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, ſo von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward." — Ebenſo ſchrieb Schröder, der jetzt, 40 J. alt, von einem dreijährigen Aufenthalt in Wien nach Hamburg zurückkehrte, an Dalberg: „Ich haſſe Schiller, weil er wieder eine Bahn eröffnet, welche der Wind ſchon verweht hatte," obgleich er das außerordentliche Talent des Dichters anerkannte.

Diderot's Stücke, Leſſing's Sara und Gebler's „Miniſter" hatten dem bürgerlichen Trauerſpiel den Weg gebahnt, Götz einer Fluth von Ritterſtücken

die Schleuſen geöffnet; eine höhere Kunſtform war durch Emilia Galotti, Julius von Tarent und Clavigo den Theaterdichtern gewieſen. Die Schauſpieler aus Schröder's Schule bemühten ſich um ſtrenge, detaillirte Naturwahrheit. An mittelmäßigen, wohlgemeinten Stücken iſt die damalige Bühne reich; einige heben ſich vortheilhaft hervor. Dazu gehört „Agnes Bernauer" (1780) von Graf Törring in München (geb. 1754; 1785 folgte „Caspar der Thorringer"); „Inez de Caſtro" (1784) vom Gr. v. Soden in Anſpach, geb. 4. Dec. 1754; „Otto von Wittelsbach" (1781) vom Prof. v. Babo in München (geb. 14. Jan. 1756 zu Ehrenbreitſtein). Otto v. Wittelsbach, ein redlichgeſinnter Jüngling, der im Zorn über die Falſchheit des Kaiſers ſich zum Mord verleiten läßt, wurde eine beliebte Studie für Schauſpieler und Dramaturgen: die veränderte Phyſiognomie bei Leſung des verhängnißvollen Briefs wurde mehrfach gezeichnet. Staatsrath v. Gemmingen in Mannheim, geb. 1739 (Verfaſſer einer „mannheimer Dramaturgie", auch als Publiciſt bekannt), ſchrieb 1781 nach franzöſiſchen Muſtern den „deutſchen Hausvater": ein junger Edelmann ſoll eine kokette Gräfin Amaldi heirathen, die ihn liebt, aber durch das Flehen einer Malerstochter, die, von jenem geſchwängert iſt, beſtimmt wird ihn aufzugeben. Auch der deutſche Hausvater wird erweicht, er giebt ſeine Adelsvorurtheile auf, und erklärt, es komme nicht auf Geburt, ſondern auf Tugend an. Nicht minder wird ein laſterhafter Schwiegerſohn und ein leichtſinniger junger Officier bekehrt. — Durch den „deutſchen Hausvater" kam das bürgerliche Trauerſpiel in Cours; der idealen Sprache müde, wollte man der Menge ihre nächſtliegende Noth und Sorge vorführen, mit den Schrecken der Wirklichkeit das empfängliche Gemüth quälen und ängſtigen. Entſcheidend wurde für die Richtung Iffland's „Verbrechen aus Ehrſucht", 9. März 1784 in Mannheim aufgeführt. — Ruhberg, ein junger Mann von großen Talenten und einem vortrefflichen Herzen, läßt ſich durch Liebe zu einem Fräulein zur Verſchwendung verführen. In einer Spielgeſellſchaft macht er Ehrenſchulden, beſtiehlt, um dem Hohn ſeiner vornehmen Bekannten zu entgehn, eine öffentliche Kaſſe; es wird entdeckt, das Fräulein entfernt ſich hochmüthig, das Deficit wird zwar gedeckt und dem Verbrecher das Zuchthaus erſpart, aber er wird in die Verbannung geſchickt, nachdem er vorher gelobt, nicht Hand an ſich zu legen. — Das Stück iſt pſychologiſch und theatraliſch ſehr ſauber gearbeitet, wenn auch aus dem Groben: jede Figur zeichnet ſich deutlich ab, der Gang des Verbrechens und der Reue tritt in höchſter Anſchaulichkeit vor die Seele, die Empfindung iſt gewöhnlich, aber lebhaft und richtig. Iffland ſucht keineswegs das Verbrechen zu beſchönigen, Ruhberg wird moraliſch völlig zermalmt; ja damit noch nicht zufrieden, verfolgt der Dichter in zwei Nachträgen ſein weiteres Leben, und ſchildert ihn

in einem Elend, wogegen das Zuchthaus faſt wie eine Gnade ausſähe. — Von dieſer Strenge iſt Iffland nie abgewichen. — Gleichzeitig ſchrieb er den „Spieler“ und „die Jäger“, welche jenes Stück überlebt haben: nicht wegen ihres innern Werths (in den Jägern iſt die Handlung ganz äußerlich, und ſo auch die Löſung), ſondern durch die äußerſt geſchickte Zuſammenfügung der Ereigniſſe und durch die vortreffliche Zeichnung der Figuren. — Engel's „Grundlinien zu einer Mimik“ (1785), urſprünglich an Emilia Galotti gelehnt, wurden weſentlich dadurch bereichert, und noch heute iſt für die theatraliſche Technik viel daraus zu lernen.

Dem Stück hatte Schiller den Namen gegeben; dafür taufte Iffland des Freundes neues Trauerſpiel, das 15. April aufgeführt wurde, „Kabale und Liebe“. Es hatte einen glänzenden Erfolg, ebenſo in Frankfurt, wo noch in demſelben Monat beide Stücke in Gegenwart der beiden Dichter wiederholt wurden,*) und in Hamburg, wo Schröder den Muſikus gab. — „Kabale und Liebe“ iſt ein entſchiedener Fortſchritt gegen die beiden frühern Stücke, ſowohl in der Compoſition, als namentlich in der Charakteriſtik. Die Muſikanten-Familie iſt vortrefflich portraitirt; in den leidenſchaftlichen Scenen, z. B. in der Vergiftung, hat ſich der Dichter bemüht, was in der Seele vorgeht, bis in die Nerven Schritt für Schritt, Nuance für Nuance zu verfolgen und deutlich auszumalen, und es iſt ihm gelungen. Einzelne Züge ſind ſo fein beobachtet und erfunden, daß ſich ihnen in der ganzen deutſchen Dramatik wenig an die Seite ſtellen läßt. Was die Kleinſtaaterei und die damit verbundene Uebermaſſe von Höfen aus dem Bürgerthum gemacht hatten, tritt mit entſetzlicher Wahrheit vor die Seele. — Peinlich ſind allerdings dieſe fortgeſetzten Quälereien; für uns am peinlichſten deshalb, weil die andere Seite, die vornehme Welt, völlig vergriffen iſt; ſie iſt mit Haß, aber ohne Sachkenntniß entworfen. Am traurigſten iſt die fürſtliche Maitreſſe, die ſich zuletzt — höchſt lächerlich! — als edle Johanna Norfolk entpuppt, und nicht blos das Gefühl Ferdinand's verwirrt — wie früher bei Fiesco — ſondern auch das des Dichters. Sämmtliche Vorbilder, nach denen Schiller gearbeitet, die Amaldi, Marwood, Orſina, ſind beſſer als dieſe überſpannte Copie. — Das Stück verräth ein ſehr ſtarkes realiſtiſches Talent; aber zugleich hatte Schiller das Gefühl, daß er damit auf der Grenze der Kunſt angekommen ſei.

Es iſt keine erfreuliche Zeit, wenn man den wahren Zweck der Kunſt, den Geiſt über die gemeine Wirklichkeit zu erheben, vergißt, und ſie zur Copie derſelben herabſetzt. Aber ſie iſt in der Entwickelung von Völkern und In-

*) Hier lernte Schiller die Schauſpielerin Sophie Albrecht kennen, die, geb. 1757, in Frankfurt debutirt hatte; er ſuchte ſie moraliſch zu bilden.

dividuen nothwendig. Unter der Herrschaft eines conventionellen Ideals vergißt man leicht die Wahrheit: man ist so geübt in den Linien, die man in der Akademie gelernt, daß man die Figuren aus dem Handgelenk entwirft, eine wie die andere. Die Kunst, welche die Erde, d. h. die aufmerksame Beobachtung verläßt, wird leer und leblos. Bei bessern Gemüthern ist dann die Sehnsucht begreiflich, die Poesie dieser falschen Flittern zu entkleiden: Studienblätter werden angelegt, man arbeitet nach Modellen, das Genre bemächtigt sich der Tragödie, man greift nach dem Nächstliegenden, dem Gemeinen, weil man das am schärfsten verfolgen kann. Das Gemüth des Zuschauers wird um so schärfer ergriffen, je unmittelbarer die Leiden, die er sieht, in ihm nachzittern. Freilich liegt dann die Gefahr nahe, die Wahrheit der Wahrscheinlichkeit zu opfern, das Zufällige mit dem Wesentlichen zu vermischen, über der genauen Nachbildung des Einzelnen die großen Perspectiven zu verlieren. Sieht man die eigne Noth und Sorge vor sich, so wird das Gemüth nicht frei, und wo das Zuchthaus oder der Orden die Stelle der Katharsis vertritt, geht in der bürgerlichen Misere mit dem Schönen auch das Tragische verloren. — Aber auch der größte Dichter wird, um das Bild der Menschheit zu gewinnen, die eigne Zeit zu Grunde legen müssen: die Gesetze des Herzens sind ja ewig. „Kabale und Liebe" war für Schiller ein großer Schritt zur Wahrheit, soviel Unwahres und Leeres es auch enthält; das weitere Eindringen in die Natur hätte ihn auch dem Ideal näher geführt. Statt dessen verließ er den Weg, auf den sein Talent ihn wies, und bildete sich Phantome nach philosophischen Gesichtspunkten, die dann Herr über ihn wurden.

8. Mai 1784 kam eine Dame in Mannheim an, die großen Einfluß auf Schiller's Leben haben sollte: Frau v. Kalb (gerade zu einer Aufführung von „Kabale und Liebe", wo der unglückselige Hofmarschall auch Kalb heißt). Charlotte v. Ostheim, geb. 25. Juli 1761, war Sept. 1783 mit dem Major v. Kalb verheirathet worden, dem Bruder des Präsidenten, der die jüngere Schwester zur Frau hatte: die Güter sollten nicht aus der Familie. Sie war schön, geistreich — 23. J. alt — von einer überströmenden Phantasie und einer seltnen Gluth der Leidenschaft, sehr empfänglich für poetische Gemüther. Der Dichter führte sie in die Antiken, machte mit ihr Ausflüge und fühlte sich sehr verstanden. Als sie 12. Mai mit ihrem Mann in die Garnison Landau abreiste, versprach sie bald wiederzukommen. „Sie zeigt sehr viel Geist," schreibt er an Fr. v. Wolzogen, „und gehört nicht unter die gewöhnlichen Frauenzimmerseelen."

9. Juni erhielt er eine kostbare Brieftasche mit Portraits und begeisterten Zuschriften von vier jungen Leuten aus Leipzig; darunter jener Huber, der für den Fiesco schwärmte. Die Zusendung that dem Dichter sehr wohl;

von dem rohen Theatervolk als Kamerad behandelt, von der eignen Familie als Thor angesehn, der eine sichere Versorgung aufgegeben hat und nun in Gefahr ist, ein Landstreicher zu werden; außerdem selbst eine zu kritische Natur, um nicht zuweilen die eigne Unvollkommenheit bitter zu empfinden, bedurfte er für seinen Glauben an sich selbst eines äußern Halts.

21. Juni hielt Schiller in der kurpfälzischen „Deutschen Gesellschaft", in die er aufgenommen war (Dalberg hatte den Vorsitz) seine Antrittsrede: „was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" worin er auf die moralische Bedeutung des Instituts hinwies, um das allgemeine Vorurtheil gegen die Schauspieler zu bekämpfen. Die Aufnahme hatte ihn sehr erfreut; er hatte stets den Trieb nach „einer gewissen Bürgerlichkeit und Rechtlichkeit", glaubte nun als kurpfälzischer Unterthan das durch seine Flucht verwirkte „Vaterland" wiedergefunden zu haben, und fand sogar Gelegenheit, sich bei Beurtheilung eingegangener Arbeiten den zurückgelassenen Freunden als einflußreicher Mann zu beweisen.

6. Juli kam eine Verwandte der Wolzogen, Wittwe v. Lengefeld (geb. 27. Juli 1743) mit ihren beiden Töchtern Caroline und Lottchen aus der Schweiz zurück, von Lavater erbaut und gesegnet, auch mit Goethe und Fr. v. Stein sehr befreundet. Wolzogen, eben als Leutnant aus der Karlsschule entlassen, hatte sie an Schiller gewiesen, der sie in Mannheim umherführte. Die ältere Tochter, 21 J. alt, war mit einem Herrn v. Beulwitz verlobt, und schrieb für ein Taschenbuch der Sophie Laroche; Lottchen war 18 J.: Schiller hatte kein Vorgefühl ihrer spätern Verbindung. „Mir ist," schreibt Schiller an Fr. v. Wolzogen, indem er diesen Besuch meldet, „hier schon manches Angenehme widerfahren, aber es ging nie bis auf den Grund meines Herzens, und dieses blieb immer kalt und leer. — Wenn ich jetzt ernsthaft über mein Schicksal nachdenke, so finde ich mich seltsam und sonderbar gerührt. — War mein Aufenthalt in Bauerbach etwa nur eine schöne Laune meines Schicksals, die nie wiederkommen wird? — — Sie werden lachen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeit lang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht als wenn ich schon gewählt hätte. Aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die Ruhe und meinem Geist die zu Kopfarbeiten so nöthige Freiheit verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. — Könnte ich Sie beim Worte nehmen und Ihr Sohn werden. — Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich." — „Der Brief ist wieder ein paar Tage unterbrochen worden. Ich überlese ihn, und erschrecke über meine thörichte Hoffnung. — Doch, meine Beste, soviel

närriſche Einfälle, als Sie ſchon von mir hören mußten, werden auch dieſen entſchuldigen."

Ende des Monats kam Fr. v. Kalb wieder nach Mannheim, wo ſie bald darauf entbunden wurde: der Aufenthalt einer Dame in einer Garniſonſtadt galt für unſchicklich. Schiller fand Gelegenheit ihr nahe zu treten: er las ihr die neuen Scenen des Don Carlos vor. — In dieſem Stück mußte er nun eine andere Wendung nehmen, dem Indendanten, der etwas Reelles erwartete, durfte er mit ſeinen platoniſchen Schwärmereien nicht kommen. „Woher ich Briefe bekomme," ſchreibt er ihm, „dringt man darauf, ich möchte meinen Carlos zur Hand nehmen, davon Gotter*) den Plan zu Geſicht bekommen und groß befunden hat . . . Es würde nichts weniger ſein als ein politiſches Stück, vielmehr ein ſchreckliches Familiengemälde in einem fürſtlichen Hauſe . . . Alles was die Empfindung empört, würde ich mit größter Sorgfalt vermeiden . . . Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba, öffnen mir ein unendliches Feld . . . Es war eigenſinnig von mir, meine Phantaſie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein ſo fruchtbares Feld, und für mich, möcht' ich ſagen, da iſt; da ich in dieſem Fach größer und glänzender erſcheinen kann, als in einem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. — Froh bin ich, daß ich nunmehr ſo ziemlich Meiſter über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos ſehr viel Würde und Glanz geben wird." —

Welches tragiſche Moment in jener Periode im Carlos am meiſten hervortreten mußte, ergiebt ſich aus den mannheimer Zuſtänden. Eine „miſerable Leidenſchaft" im Herzen, wie er ſich ſpäter gegen ſeine Braut ausdrückte (Käthchen Baumann, Amalia in den Räubern), von Mademoiſelle Schwan bald angezogen bald abgeſtoßen; endlich im intimſten Verhältniß zu einer höchſt geiſtvollen verheiratheten Frau, der erſten, die ihm an Bildung überlegen war und ſeiner Seele eine höhere Stimmung gab: — welche glückliche Studien für die Eboli und die Königin! Frau v. Kalb wurde ſeine Eliſabeth, und dadurch erhielt dieſe Figur ſelbſt einen idealiſcheren Schwung; aber wenn ſeine „miſerabeln Leidenſchaften" auch mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit ſpielten, ſo zeigt die große Scene der Eboli, theatraliſch die dankbarſte des Stücks, doch einen gewaltigen Fortſchritt gegen die Imperiali und die Milford. Indem Eliſabeth's Geſtalt immer idealere Formen annahm, erhob

*) Damals 38 J. alt, Geh. Secretär in Gotha, ſeit 4 J. verheirathet: er ſetzte ſeine dilettantiſchen Productionen fort, und ſein franzöſiſch gebildetes Urtheil galt etwas

ſich der Dichter allmälig auch über ſein urſprüngliches Ebenbild, den jungen Prinzen, deſſen Temperament und poetiſche Empfänglichkeit größer war als ſein Charakter. Charlotte oder Eliſabeth verdiente einen höher entwickelten, einen uneigennützigen Freund, der ihr eigentliches Leben verſtand. Aber dieſe Umwandlung erfolgte allmälig; wie Schiller damals empfand, zeigt ein Gedicht, das er ſpäter „Freigeiſterei der Leidenſchaft" taufte; ein Gedicht, das den ſchwülſtigen Briefen an Reinwald mit ſeiner greifbaren Sprache eine willkommene Ergänzung bietet. „Woher dies Zittern, dies unnennbare Entſetzen, wenn mich dein liebevoller Arm umſchlang? — Weil dich ein Eid, den auch ſchon Wallungen verletzen, in fremde Feſſeln zwang? weil ein Gebrauch, den die Geſetze heilig prägen, des Zufalls ſchwere Miſſethat geweiht? Nein! unerſchrocken trotz' ich einem Bund entgegen, den die erröthende Natur bereut. O zittre nicht! Du haſt als Sünderin geſchworen, ein Meineid iſt der Reue fromme Pflicht, das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren; mit Menſchenfreuden ſpielt der Himmel nicht. — Zum Kampf auf die Vernichtung ſei er vorgeladen, an den der feierliche Spruch dich band! Die Vorſicht kann den überflüßgen Geiſt entrathen, für den ſie keine Seligkeit erfand. Getrennt von dir — warum bin ich geworden? Weil du biſt, ſchuf mich Gott. Er widerrufe, oder lerne Geiſter morden, und flüchte ſich vor ſeines Wurmes Spott! — Sanftmüthigſter der fühlenden Dämonen, zum Wütherich verzerrt dich Menſchenwahn! Dich ſollten meine Qualen nur belohnen, und dieſen Nero beten Geiſter an? Beſticht man dich mit blutendem Entſagen? Durch eine Hölle nur kannſt du zu deinem Himmel eine Brücke ſchlagen? nur auf der Folter merkt dich die Natur? — O dieſem Gott laßt unſre Tempel uns verſchließen! kein Loblied feire ihn, und keine Freudenthräne ſoll ihm wieder fließen! Er hat für immer ſeinen Lohn dahin." — In den leidenſchaftlichſten ſeiner Lieder hat Bürger dergleichen nicht gewagt.*)

Die Amtsgeſchäfte — Zuſchneiden von franzöſiſchen und deutſchen Stücken u. ſ. w. — wurden Schiller bald unbequem; er fiel auf eine neue Auskunft. 11. Nov. 1784 erſchien folgendes Programm einer neuen Zeitſchrift, „Rheiniſche Thalia:" „Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauſchen, die ich nur durch Fernröhre kannte. Ein ſeltſamer Mißverſtand der Natur hatte mich in meinem Geburtsort zum Dichter verurtheilt. Acht Jahre rang mein Enthuſiasmus mit der militäriſchen Regel; aber Leidenſchaft für die Dichtkunſt iſt feurig und ſtark wie die erſte Liebe. Was ſie erſticken ſollte, fachte ſie an. Verhältniſſen zu entfliehen, die mir eine Folter

*) Eben hatte Bürger nach dem Tode ſeiner erſten Frau ſeine Molly geheirathet.

waren, ſchweifte mein Herz in eine Idealwelt aus; aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiſerne Stäbe ſchieden; unbekannt mit den Neigungen freier, ſich ſelbſt überlaſſener Weſen, denn hier kam nur eine zur Reife, eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede Eigenheit, jede Ausgelaſſenheit der tauſendfach ſpielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrſchenden Ordnung verloren; unbekannt mit dem ſchönen Geſchlecht; unbekannt mit Menſchen und Menſchenſchickſal, mußte mein Pinſel nothwendig die mittlere Linie zwiſchen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück nicht in der Welt vorhanden war; dem ich nur darum Unſterblichkeit wünſchen möchte, um das Beiſpiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrigen Vermiſchung der Subordination und des Genius entſprang. Ich meine die Räuber." Er habe jetzt alle feſſelnden Verbindungen gebrochen. „Das Publicum iſt mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor dieſem und keinem andern Tribunal werde ich mich ſtellen. Dieſes nur fürcht' und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorſtellung, keine andre Feſſel zu tragen, als den Ausſpruch der Welt; an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menſchliche Seele. Den Schriftſteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war als ſeine Werke."

Goethe war mit ſeinen Gedichten fertig, ſobald ſie ſeine Seele befreit hatten; Schiller, der während des Schaffens faſt regelmäßig über die Größe ſeines Werks in Erſtaunen gerieth, fing, ſobald er fertig war, ſofort zu kritiſiren an, und das eben noch bewunderte Werk wurde ihm bald unbequem, zuletzt wohl gar verhaßt. Doch verlor er darüber nie oder nur ſelten den Muth, ſondern traute ſich im ſtolzen Bewußtſein der neugewonnenen Bildung auch dann das Größte zu, wenn er ſeine bisherigen Leiſtungen verurtheilte.

Durch Fr. v. Kalb empfohlen, durfte Schiller 27. Dec. in Darmſtadt den erſten Act des Don Carlos dem Herzog von Weimar vorleſen, wofür ihn dieſer am folgenden Tag mit dem Rathstitel erfreute. Dagegen wurde ſeine Stellnng zum Theater immer mißlicher; er reichte 19. Jan. 1785 bei Dalberg eine drohende Beſchwerde ein, und ſprach gegen die leipziger Freunde den dringenden Wunſch aus, von ſeiner Stellung erlöſt zu werden. 22. Febr.: „Ich kann nicht mehr hier bleiben. Menſchen, Verhältniſſe, Erdreich und Himmel ſind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllt, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch theuer ſein könnte, davon ſcheiden mich Convenienz und Situation." — Vergebens ſuchte Fr. v. Kalb ihn zurückzuhalten: ihr leidenſchaftlicher Schmerz riß ſie, wie ſie ſelbſt erzählt, zu dem Vorwurf hin, daß er auf Koſten ſeines Herzens nach Bewunderung ſtrebe.

Gleich darauf erſchien das erſte Heft der Thalia. Der neue Souverain, das Publicum, zeigte ſich wenig dankbar; Schiller mußte das verſprochene Namensverzeichniß der Abnnenten aus guten Gründen unterlaſſen. Das Heft enthielt eine bittere Kritik der mannheimer Schauſpieler, die einen wahren Sturm erregte; ſein Bleiben war unmöglich. Von Leipzig erfolgten die nöthigen Wechſel, er ſchied nach einem zerriſſenen Abſchied von Charlotte: in den Memoiren wird der erſte Kuß erwähnt.

Außer jener Recenſion brachte die Thalia noch den erſten Act des „Don Carlos", der Wieland veranlaßte, ſich über den Dichter auszuſprechen. „Ich hege keine geringe Meinung von ſeinen Fähigkeiten ... glaube aber, daß er ſeine noch immer zu feurige und zum Ausſchweifen geneigte Einbildung durch leichtere Vorübungen noch mehr zu bändigen ſuchen und ſich um eine philoſophiſche Theorie der menſchlichen Natur bewerben ſollte, ehe er ein Werk unternähme, wo der Verfaſſer der Räuber Gefahr läuft, gegen Wahrſcheinlichkeit, Schicklichkeit und Anſtand zu verſtoßen. Nichts als das Wahre iſt ſchön. Ein Dichter kann ſeinen Perſonen die ſchimmerndſten Gedanken, die gewaltigſten Ausdrücke einer heroiſchen Sinnesart, die ſchönſten Bilder in den Mund legen: wenn es nicht am rechten Ort geſchieht, wenn ſie alle Augenblicke wie Pacten, und ſogar wie lyriſche und dithyrambiſche Pacten reden, wenn ſie, um ſich recht ſtark und neu auszudrücken, ins Schwülſtige und Affectirte verfallen, ſo iſt es unmöglich, daß er die Täuſchung hervorbringe, in welcher die Magie der Dichtkunſt beſteht ... Ich finde weder die Charaktere richtig gezeichnet, noch die Leidenſchaften mit Wahrheit dargeſtellt .... und bin ziemlich häufig auf Gedanken und Ausdrücke geſtoßen, die meinem Gefühl nach bald ſchwülſtig, bald zur Unzeit witzig ſind ... Ich ſehe, was Hr. S. thun wollte, ich ſehe auch, daß es ihm hie und da gelungen iſt, aber im Ganzen ſehe ich mehr einen Giganten als einen Helden. — Hrn. S's. größter Fehler — ein Fehler, um den ihn mancher deutſche Schriftſteller zu beneiden Urſache hätte — iſt, daß er noch zu reich iſt, zu viel ſagt, zu voll an Gedanken und Bildern iſt, und ſich noch nicht genug zum Herrn über ſeine Einbildungskraft und ſeinen Witz gemacht hat."

15. April 1785 kam Schiller in Leipzig an. Von ſeinen vier Correſpondenten — der wichtigſte, Körner, war in Dresden — traf er nur Huber und die beiden Töchter des Kupferſtecher Stock, der auch mit Goethe befreundet geweſen war, Dora und Minna: die jüngere war mit Körner verlobt, die ältere ließ ſich Huber's Huldigungen gefallen.

Huber's Vater, geb. 1727, hatte ſeit ſeinem 16. J. in Paris gelebt und dort eine Franzöſin geheirathet; als Ueberſetzer Geßner's u. ſ. w. wohl angeſehn, kam er 1766 als Lector des Franzöſiſchen nach Leipzig. Seine

Kunſtliebhaberei verſchaffte ihm angeſehene Bekanntſchaften: er bekam Aufträge, Kupferſtiche zu kaufen, Copien anfertigen zu laſſen, Erkundigungen über literariſche oder artiſtiſche Gegenſtände einzuziehn; Me. Huber gründete einen Koſttiſch für vornehme Studirende, den ſie bis 1786 fortführte, und den ihr Mann durch geiſtvolle Unterhaltung belebte. So gründete er ſich mit den beſcheidenſten Mitteln eine in ihrer Art glänzende Exiſtenz. Der Sohn, geb. Sept. 1764 in Paris, wurde von der Mutter verzärtelt, er lernte weder reiten noch tanzen und litt unerträglich am Schwindel; ſie hielt ihn unter kleinlicher Aufſicht, öffnete ſeine Briefe, ſchickte ihm Mägde nach, ihn zu bewachen, ließ ihn ohne Geld u. ſ. w. Im Uebrigen war er keineswegs linkiſch: ein talentvoller Schauſpieler, im Extemporiren geübt; ſeine Bildung war ganz franzöſiſch. Schon früh überſetzte er aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen, und der alte Huber hatte den Gram, in ſeinem Sohn einen leidenſchaftlichen Anhänger des regelloſen Shakeſpeare zu ſehn, und endlich gar einen Bewunderer der Räuber. — In Huber fand Schiller einen warmen Freund und einen geiſtvollen Umgang, aber nicht den Halt, den er ſuchte.

„Ich habe," ſchreibt er 24. April an Schwan, „in der erſten Woche meines Hierſeins ſchon unzählige Bekanntſchaften gemacht, worunter mir Weiße, Oeſer, Hiller, Zollikofer, Huber, Jünger,*) der Schauſpieler Reinecke und einige Kaufmannshäuſer die intereſſanteſten ſind. Es iſt eine eigne Sache mit einem ſchriftſtelleriſchen Namen: die wenigen Menſchen von Werth und Bedeutung, die ſich einem auf dieſe Veranlaſſung darbieten, werden durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die einen wie ein Wunderthier angaffen. Vielen wollte es gar nicht zu Kopf, daß ein Menſch, der die Räuber gemacht, wie andere Mutterſöhne ausſehen ſollte. Wenigſtens ausgeſchnittene Haare, Courierſtiefeln und eine Hetzpeitſche hätte man erwartet." — Zum Schluß hielt er förmlich und dringend um Margarethens Hand an; es erfolgte eine höfliche Ablehnung.

Die alte Freundin aus Mannheim, die Schauſpielerin Sophie Albrecht, fand er in Leipzig vor, und erneuerte den Umgang. Durch den Buchhändler Göſchen wurde er mit Moritz bekannt gemacht, ſeinem mißliebigen Kritiker, der ſich während der Meſſe in Leipzig aufhielt. Bald darauf nahm Schiller ſeinen Sommeraufenthalt in Gohlis; dort beſuchte ihn 2. Juli Körner aus Dresden. Sohn eines wohlhabenden Superintendenten, 2. Juli 1756 zu Leipzig geboren, hatte er lange zwiſchen den verſchiedenen Facultäten

*) Geb. zu Leipzig 15. Febr. 1759. „Huldreich Wurmſamen, ein komiſcher Roman" 1781—1787. Die erſte Sammlung ſeiner ziemlich frivolen Luſtſpiele (z. B. „Der Ton unſerer Zeiten") erſchien 1785. 1787 ging er nach Wien, wo er 1797 ſtarb. — Clodius war als Prof. poes., 47 J. alt, 30. Nov. 1784 geſtorben.

geſchwankt und ſich endlich für die Rechte entſchieden. 1776—1777 hatte er noch in Göttingen ſtudirt, dann ſich nach einigen Reiſen 1781 in Leipzig habilitirt. 1783 war er ins Conſiſtorium zu Dresden berufen, Anfang 1785 durch den Tod ſeines Vaters unabhängig geworden. Er war feingebildeter Muſiker, Kenner der Kunſt und Literatur: der erſte Mann, zu dem der Dichter emporblickte. Schon äußerlich eine ſtattliche Erſcheinung, gefühlvoll und gemeſſen zugleich, eifern in ſeinen Grundſätzen, und doch liberal jeder Natur gegenüber, die er ehren konnte. Bei ſeiner unabhängigen Lage und der Gewiſſenhaftigkeit in ſeinen Geſchäften wäre ſein Leben, wenn auch ehrenhaft, im Lauf des Gewöhnlichen geblieben, wenn ihn nicht zugleich ein allſeitiger Bildungstrieb und ein lebendiges Gefühl für alles Schöne beſtimmt hätte.

Schiller hatte der Augenblick zu glühender Freundſchaft gezündet. „Mit welcher Beſchämung," ſchreibt er ihm Tags darauf, „die nicht niederdrückt, ſondern männlich emporrafft, ſah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglückſeligſte Verſchwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene, vielleicht große Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnſinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schickſals, die zweite und größere aber durch mich ſelbſt zernichtet. Tief habe ich das empfunden, und in der feurigen Gährung meiner Gefühle haben ſich Kopf und Herz zu dem herkuliſchen Gelübde vereinigt, die Vergangenheit nachzuholen, und den edlen Wettlauf zum höchſten Ziel von vorn anzufangen." — Da er ſowohl wie Huber „auf dem Saude" war, ſchlug er Körner vor, auf den künftigen Verlag ſeiner Schriften ihm vorzuſchießen. „Ueber die Geldangelegenheit," antwortet ihm dieſer 8. Juli, „müſſen wir uns einmal ganz verſtändigen. — Wenn ich noch ſo reich wäre, und Du ganz überzeugt ſein könnteſt, welch ein geringes Object es für mich wäre, Dich aller Nahrungsſorgen auf Dein ganzes Leben zu überheben, ſo würde ich doch nicht wagen, Dir ein ſolches Anerbieten zu machen. Aber ein Jahr wenigſtens laß mir die Freude, Dich außer Nothwendigkeit des Broderwerbs zu ſetzen ... Von jeher habe ich das Geld ſo gering geſchätzt, daß es mich immer geekelt hat, mit Seelen, die mir theuer waren, davon zu reden. Es ſollte mir weh thun, wenn Du mir zutrauen könnteſt, daß ich einen Werth auf Handlungen legte, die Leuten unſerer Art blos natürlich ſind. Nicht einen Augenblick habe ich daran gezweifelt, daß ich bei umgekehrten Verhältniſſen eben das von Dir zu erwarten hätte. Ich hoffe alſo nicht, daß Du das jemals in Anſchlag bringen wirſt, wenn von dem, was wir einander ſind, die Rede iſt." — 7. Aug. feierte Körner in Leipzig ſeine Hochzeit, und ging mit Minna und Dora nach Dresden, wohin ihm Schiller, der es

vor Sehnſucht nicht aushalten konnte, 11. Sept. folgte. Auch Huber, der eine Stelle im auswärtigen Miniſterium ſuchen ſollte, fand bald darauf ſich ein.

Wenn der innige Verkehr mit edlen und guten Menſchen, die Liebe und Achtung für uns hegen, uns zu beglücken genügt, ſo konnte Schiller glücklich ſein. Daß Körner als liebevoller Kritiker, der ganz in die Eigenthümlichkeiten des Dichters einging, ihn in ſeinem Schaffen förderte, war viel werth; ungleich wichtiger war ſein Einfluß auf den Menſchen: erſt in der Achtung des Einzelnen lernt man die Menſchheit ehren. Schiller ſtrebte aus der empfindſamen Stimmung des Carlos heraus, er ſuchte einen Poſa; Julius vermißte in ſeiner myſtiſchen Theoſophie einen Halt, er ſuchte einen Rafael: Körner, durch das Leben und die Kant'ſche Philoſophie gebildet, wurde ihm Poſa und Rafael. Freilich zeigen die „philoſophiſchen Briefe", die Schiller Herbſt 1785 in der „Tholia" abdrucken ließ, dieſen Einfluß nur wenig: die große Bewegung der Philoſophie in den letzten Jahren iſt ihm fremd geblieben, er bewegt ſich noch ganz in den pantheiſtiſchen Bildern der Anthologie.

Schon in der Räuberzeit hatte Schiller einen Roman vor, in welchem zwei Freunde ihre Anſichten über Gott und die Natur ausſprechen ſollten: daß die Weſen zuerſt einen Gott bildeten, der zerſchlagen wurde, deſſen Stücke ſich nun nach einander ſehnen u. ſ. w. „Daß ſich mein Julius," erzählt er ſpäter, „gleich mit dem Univerſum eingelaſſen; iſt bei mir individuell, weil ich zufällig mit keiner andern Philoſophie bekannt geworden bin. Ich habe immer nur das aus philoſophiſchen Schriften, den wenigen, die ich las, genommen, was ſich dichteriſch fühlen und behandeln läßt." So phantaſirt Julius z. B.: „Alles in mir und außer mir iſt nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich iſt; jeder Zuſtand der menſchlichen Seele hat irgend eine Parabel in der phyſiſchen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geiſt; wo ich Bewegung bemerke, da rathe ich auf einen Gedanken. Gott und Natur ſind zwei Größen, die ſich vollkommen gleich ſind. Die ganze Summe von harmoniſcher Thätigkeit, die in der göttlichen Subſtanz beiſammen exiſtirt, iſt in dem Abbilde dieſer Subſtanz, der Natur, in unzähligen Graden, Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur iſt ein unendlich getheilter Gott; wie in einem prismatiſchen Glaſe hat ſich das göttliche Licht in zahlloſe empfindliche Subſtanzen gebrochen, die alle nur ein unendliches Farbenſpiel jenes einfachen göttlichen Strahles ſind. Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Gefiele es der Allmacht einſt dieſes Prisma zu zerſchlagen, ſo ſtürzte der Damm zwiſchen ihr und der Welt ein, und alle Geiſter würden in einem Unendlichen untergehn, alle Accorde in einer Harmonie ineinanderfließen." — Das ſind ſchöne Bilder, aber doch mehr Monologe der

dichteriſchen Einbildungskraft als ein ſchmerzvolles Ringen des Gedankens nach Wahrheit; er träumt und dichtet ſtatt zu denken.

Das nächſte Heft der Thalia (Anfang 1786) enthielt den „Verbrecher aus verlorner Ehre“ und drei große lyriſche Gedichte. Zunächſt die „Freigeiſterei der Leidenſchaft“; als Ergänzung die „Reſignation“. Prieſter haben den Glauben verbreitet, der Genuß ſei ſündhaft, und der Menſch habe die Pflicht, auf Erden zu entſagen, dafür erwarte ihn im Himmel der Genuß höherer Freuden. Der Himmel zahlt dieſen Wechſel nicht. Den Gläubigen, die in Folge dieſer Illuſion ihre Erdenfreuden in Ausſicht auf die himmliſchen aufgegeben haben, bleibt kein anderer Troſt, als der Genuß, den die Illuſion ſelbſt auf Erden ihnen verſchafft hat. „Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!“ Jede That hat auf Erden ihre natürlichen Folgen, und es gibt keine anderen. „Wer glauben kann, entbehre!“ Dem Weiſen ziemt der Genuß. — Das dritte Lied, „an die Freude“, erinnert ſtärker an die Laura-Oden: was dort „Liebe“ genannt wird, heißt hier „Freude“, daſſelbe unbeſtimmte Princip, welches die Atome miteinander verbindet. Ein ſolches Durcheinander von Vorſtellungen findet ſich kaum in irgend einem anderen Gedicht; bei manchen Verſen ſucht man vergebens die Spur eines Zuſammenhangs. Die Freude ſoll uns einen Freund geben, geprüft im Tod, die Freude ſoll Blumen aus den Steinen locken, Sonnen aus dem Firmament, die Freude ſoll Sphären in den Räumen rollen, ſie iſt identiſch mit der Wahrheit, mit der Tugend, mit dem Glauben, aus ihr ſollen die Kannibalen Sanftmuth trinken; die Menſchen ſollen vorwärts gehn wie die Sonnen u. ſ. w., kurz eine Reihe von Behauptungen wird aufgeſtellt, die man gar nicht verſtehn würde, wenn man ſie ſich nicht aus der allgemeinen Stimmung der Trunkenheit erklärte. Durch dieſe Stimmung gewinnt das Gedicht wirklich eine gewiſſe Einheit: die trunkene jubelnde Brüderſchaft ahnt in dem Gefühl ihrer Luſt den großen Unbekannten, ſie ſucht ihn über dem Sternenzelt, — womit freilich noch nicht viel geſagt iſt —; aber dieſer Jubel des Herzens führt ſie auch auf die goldene Inſpiration: „Göttern kann man nicht vergelten; ſchön iſt's ihnen gleich zu ſein“; und in dem immer ſich ſteigernden Jubel laſſen ſie die Gläſer klingen: „der liebe Gott ſoll leben, der Unbekannte über den Sternen!“ „Auch die Todten ſollen leben! Brüder trinkt und ſtimmt mit ein. Allen Sündern ſoll vergeben, und die Hölle nicht mehr ſein.“ — Und dieſen goldenen Spruch, der in ſeiner wildſchönen Trunkenheit das Wort des ganzen Räthſels ausſpricht, dieſen Spruch, um deſſen willen man alle Verkehrtheiten der vorhergehenden Strophen gern vergißt, dieſen Spruch ſtrich Schiller aus, als er das Gedicht in ſeine Sammlung aufnahm. So fremd war ihm die Stimmung geworden, die ihm dieſen Dithyrambus eingegeben

hatte. Freilich ist die Tyrannenkette, das Sterbebette und das Hochgericht nicht gerade ein Bild, durch das man an die Freude erinnert sein möchte; aber nur die volle Kühnheit kann die Kühnheit rechtfertigen. Die Religion der Lust soll verkündet werden, und fern von jenem finstern Priestergott, der in den früheren Gedichten als ein feindseliger Dämon erschien, allem Leben verhaßt, kündigt sich der große Gott der Freude an, der in dem Jubel aller seiner Geschöpfe zuckt. Diese dunkle Vorstellung leitete Schiller bei dem Lied an die Freude wie bei den Göttern Griechenlands; später verstand er sie nicht mehr.

Die drei Gedichte wurden in jenen Jahren ausnehmend populär; die ganze Jugend wußte sie auswendig. Doch fehlte es nicht an Stimmen, die auf das Bedenkliche hinwiesen. „Selbst bei denen," heißt es in den Gött. Gel. Anz., „welche die schaudervolle Erhabenheit in den beiden letzten Stücken ganz fühlen, möchte doch eine leise Stimme gegen manche Stelle sprechen. Sie werden es dem Dichter nicht verargen, daß er so etwas im Drange der Leidenschaft sagte, aber wohl, daß er es bei ruhiger Ueberlegung drucken ließ. Die kränkende Betrachtung, daß Kraft auch unwillkürlich oft schadet und zerstört, sollte den Mann von Genie um so behutsamer machen, es nie willkürlich zu thun." — Der Kritiker war A. W. Schlegel, ein Schüler und Verehrer Bürgers.

Im Sinn der „Resignation" hatte Schiller den Plan zu einem Drama „der Menschenfeind" entworfen, auf den er selbst großes Gewicht legte; man kann aber sehr zufrieden sein, daß es nicht zur Ausführung kam: es lag nicht in Schillers Talent, in die Tiefen einer menschlichen Seele einzudringen. — Das 4. H. der „Thalia" brachte den Anfang einer Novelle „der Geisterseher", eine Farce im damaligen Modegeschmack ohne tiefere Bedeutung: aber wie glänzend ist die Virtuosität, die sich darin entwickelt! Hätte Schiller auf rohe Weise das Publicum gewinnen wollen, es wäre ihm ein Spiel gewesen. — Auch der Geschichte wandte er zuweilen seine Aufmerksamkeit zu; er verkehrte mit Archenholz, dem Historiker des siebenjährigen Krieges;*) schon Don Carlos leitete ihn zu den Quellen des niederländischen Freiheitskrieges.

Die ursprüngliche Anlage des Don Carlos ist mit der seiner ersten Stücke verwandt: die Stimme der Natur kämpft gegen die Willkür des Gesetzes und des Herkommens. Die Liebe zu Fr. v. Kalb bereicherte den Stoff, dann aber veredelte sie ihn: die Flamme der Leidenschaft läuterte sich, sie

*) Außerdem mit dem Kapellmeister Naumann und dem Portraitmaler Graff. Die Galerie interessirte ihn wenig, und er fragte einmal ganz unbefangen, was denn an den alten Lumpen zu sehn sei!

ſollte ein Mittel werden, den Staat, die Menſchheit zu befreien. Was die Königin an Würde gewann, mußte ſie freilich ihrer jugendlichen Nebenbuhlerin an Friſche abtreten. Das höhere Weib ſuchte ein höheres Ideal: Poſa verdrängte den jüngern Freund nicht blos in des Dichters Neigung: „Gehen Sie! ich ſchätze keinen Mann mehr!“ In den Geſinnungen des Dichters war ein merkwürdiger Umſchwung eingetreten: aus Empfindungen und Leidenſchaften ging er zu Begriffen und Ideen über; das Ideal trat an die Stelle der Gefühlsſchwelgerei, aus einer epiſodiſchen Figur wurde der eigentliche Held, durch Heranziehn der niederländiſchen Rebellion trat das Familienſtück in die Weltgeſchichte. Hingebende Freundſchaft eines genialen aber unreifen Jünglings zu einer höher entwickelten männlichen Natur war ein Gefühl, das Schiller jetzt erſt kennen lernte. Körner's Freundſchaft war ganz ideal, der Freund ſollte gehoben werden, und ideal mußte auch die Liebe ſein. — Freilich iſt die Umwendung der Geſinnung in der Bruſt eines Menſchen noch nicht eine Umgeſtaltung des Charakters; Poſa iſt in ſeinem intriganten Despotismus, in der Art, wie er ſich wechſelnden Stimmungen überläßt, bald dem Drang, ſich für die Zukunft zu opfern, bald dem Eifer, augenblicklich ſein Ideal zu verwirklichen, noch ſehr Fiesco: Gefühl und Idee liegen im beſtändigen Streit, und ſeine Opferung für einen doch ſehr unſichern Zweck iſt nur die Flucht aus dieſer qualvollen Entzweiung. Noch ſieht er alle Verbeſſerung nur von Oben ausgehn, aber er verlangt nicht mehr den aufgeklärten Despotismus wie Wieland, ſondern Gedankenfreiheit. Die deutſche Bildung hat — zwei Jahre vor der Revolution — einen wichtigen Schritt vorwärts gethan; die ganze Jugend ruft von nun an mit den ſchönen Worten des Dichters nach Freiheit!

Die metriſche Form verſteckt die Verwilderung der Bilder; dafür beeinträchtigt der Drang des idealen Gefühls die realiſtiſche Naturtreue; um ſchöner Stellen willen wird oft die Wahrheit geopfert. Theatraliſch iſt es eine große Leiſtung, man empfindet es noch heute, ſo ſehr Sprache und Denkweiſe einer vergangenen Zeit angehören. — Für das Theater waren Striche nothwendig; es iſt ſehr zu beachten, daß Schiller dringend ermahnte, die Scene mit dem Großinquiſitor nicht zu ſtreichen, weil ſie für das Stück von Bedeutung ſei. Daß der Despotismus der Natur widerſpricht, und Niemand unglücklicher und unfreier macht als den Despoten ſelbſt, das iſt ſo ſtark und wahr noch nirgend ausgeſprochen. — Aber die innere Geſchichte der Dichtung war noch nicht zu Ende.

Drei Acte waren in der Thalia erſchienen und 24. Mai 1786 an Wieland geſchickt. 12. Sept. ſchreibt er an Schröder: „in Mannheim hatte ich beinahe allen Enthuſiasmus für das Drama verloren; jetzt fängt er wieder

an aufzuwachen, aber mir graut vor den gräßlichen Mißhandlungen auf unsern Bühnen. Mit Ungeduld habe ich bisher nach derjenigen Bühne geschmachtet, wo ich meiner Phantasie einige Kühnheit erlauben darf und den freien Flug meiner Empfindung nicht so erstaunlich gehemmt sehn muß." Er hofft diese Bühne in Hamburg zu finden, als aber Schröder ihn auffordert, unter sehr günstigen Bedingungen ganz dahin überzusiedeln, antwortet er 18. Dec. ausweichend. Erst 13. Juni 1787 schickte er ihm das vollendete Stück. — Es war eine Wendung seines Schicksals. Wäre er dem Rufe gefolgt, so würde er sein dramatisches Geschäft fortgesetzt und wahrscheinlich seine ursprüngliche Anlage folgerichtiger ausgebildet haben.

Was ihn zurückhielt, war eine mächtige Leidenschaft. Auf einem Maskenball bei der alten Freundin Sophie Albrecht, die nun in Dresden engagirt war, sah er Dec. 1786 ein schönes junges Fräulein, Henriette v. Arnim, der er seine Zeit nun fast ganz widmete. Nach dem Urtheil der Freunde eine herzlose Kokette; Schiller scheint später selbst so gedacht zu haben, doch dauerte das Verhältniß bis zum Mai des folgenden Jahres in gleicher Stärke.

Es wurde ihm zuletzt quälend, auch das Verhältniß zu den alten Freunden hatte zuletzt etwas Peinliches. Körner liebte in ihm den Genius; um seinen Schwingen freien Raum zu geben, wollte er ihm die kleinen Sorgen des Lebens unvermerkt entfernen; er wollte ihn behandeln, wie man Tasso in Ferrara behandelte. Aber er wollte ihn seinem Ideal gemäß auch meistern, und Schiller hatte das dringende Bedürfniß, auf eignen Füßen zu stehn. Huber, der sich in dilettantischen Versuchen („das heimliche Gericht") abquälte, war ihm wenig; und er hatte kein einziges Verhältniß ganz für sich. „Ich habe euch ganz genießen können," schreibt er einmal, „aber meine Seele war für euch von trüben Stimmungen umwölkt. Ihr waret mir so viel und ich euch so wenig; mich drückt eine Schuld, die ich euch noch nicht abgetragen zu haben fühle."

Mit Fr. v. Kalb war er in beständigem Briefwechsel geblieben; die Ferne hatte ihr Bild verklärt. Sie hielt sich im Herbst 1786 auf dem Gut ihres Mannes, Kalbsrieth bei Weimar auf; er fragte an, ob sie einen Besuch annehmen wolle, sie lud ihn nach Weimar ein, wohin sie im Frühling ging. — Körner sah die Reise gern; er hoffte den idealen Einfluß Charlottens, er hoffte von dem Umgang mit den weimarer Größen eine günstige Einwirkung auf die Stimmung des Freundes, dem bei seinem Mißmuth frische Eindrücke sehr nöthig waren. — Ehe Schiller Dresden verließ, war Don Carlos gedruckt; er wurde 30. Aug. 1787 in Hamburg (Schröder spielte den König) mit glänzendem Erfolg aufgeführt, in Leipzig nach einer prosaischen

Bearbeitung, die der Dichter ſelbſt verfaßt, mit geringerem. Mannheim, Stuttgart und Berlin folgten erſt im nächſten Jahr.

Wenn man Don Carlos als einen Vorboten der Revolution auffaſſen kann, ſo gilt das von zwei Romanen, die April 1787 erſchienen, in noch höherm Grade. — Die Liaisons dangereuses gehn aus der tiefſten Corruption der franzöſiſchen Geſellſchaft hervor; ſie ſchildern Sitten und Charaktere, bei denen Franz Moor hätte in die Schule gehn können. Es iſt eigen, wie Schiller darüber empfand. „Ich geſtehe, daß ich weniges mit ſo großem Vergnügen geleſen habe. Sie ſind allerliebſt geſchrieben. Ein fortreißendes Intereſſe, feiner und leichter Witz, treffende Bemerkungen und Sentiment. Ich würde vor dem Frauenzimmer nicht erröthen, das mir geſtände, dieſe Briefe geleſen und vortrefflich gefunden zu haben.“ — Der zweite Roman war Heinſe's*) „Ardinghello“, das Werk, an dem er ſeit Jahren gearbeitet, das Männer wie Gleim, Hamann, J. Müller entzückte. Das Muſter des Agathon iſt nicht zu verkennen; Heinſe hat ſeinen Helden in die Spät-Renaiſſance verlegt; die Eindrücke ſeines dreijährigen Aufenthalts in Italien ſind mit großer ſinnlicher Kraft wiedergegeben; die Urtheile über Kunſt, welche mehr als die Hälfte des Buchs ausfüllen, erhalten ihren Werth durch eine gewiſſe Paradoxie. Die ſittliche Tendenz des Romans iſt zum Erſtaunen, es iſt eine unbedingte Apologie der Leidenſchaft, wie ſie ſich Allwill nie hätte träumen laſſen. Nur der Genuß giebt dem Leben Werth; Treue iſt Wahn, Ardinghello eilt aus den Armen des einen Weibes in die des andern, für jeden, der ihm Widerſtand leiſtet, iſt ein Dolchſtoß bereit, zuletzt zieht er mit ſeinen Weibern und gleich ſtarkgeiſtigen Freunden nach den glückſeligen Inſeln des Archipelagus, um eine Piratencolonie zu gründen. Und ohne Arg geht der Dichter mit, Polygamie und Aufhören aller Arbeit wird geſetzlich fixirt. Freilich findet man im Benvenuto Cellini ein ähnliches Uebermaß ruchloſer Sinnlichkeit, aber was bei dem Deutſchen beleidigt, iſt die doctrinäre Haltung. Die einzelnen Urtheile variiren das Thema, daß zum Künſtler nur derjenige geſchaffen ſei, der ſtarke Sinne habe, und daß die einzig richtige Methode der Kunſt mitfühlende Beobachtung der ſinnlichen Natur ſei. — „Im freien Athen,“ ſchreibt Stolberg, „hätte kein Schriftſteller ungeſtraft die Tugend ſo angreifen können, keiner ungeſtraft ſagen können, daß alle Geſetze und Moral nur Bande für den Pöbel wären. Aber wir Deutſchen halten nur zu oft Frechheit für Freiheit, ſchmeicheln den Großen und entſchädigen unſere Eitelkeit durch Schmähung deſſen, was gut und

*) Er hatte durch J. Müller Oct. 1786 eine Anſtellung als Vorleſer beim Kurfürſten von Mainz erhalten.

edel ist. Wenn das Büchlein auch wirklich mit dem Genie geschrieben wäre, auf welches es so lauten Anspruch macht, so würde ich es doch mit eben dem Unwillen lesen, als ob es ein genievolles Pasquill auf meinen Vater wäre." Boie meinte, er möchte dieses „Meisterstück üppigster Phantasie" haben schreiben können und doch nicht geschrieben haben. — „Die Moral des Verfassers," schreibt Knebel an seine Schwester, „ist freilich schwankend, aber das Buch ist voll Leben, und das ist genug. Moral ist, denk' ich, jedes eigne Sache." „Du wirst mir nicht verargen," antwortet Fräulein Henriette, „daß ich mich über Ardinghello gefreut habe; denn seine Immoralität kann mich nichts angehn, da ich ihn nicht deswegen, weil ich auch ein Mensch bin, als meines Gleichen betrachten kann, ebensowenig als ein fremdes vortreffliches Gewächs; denn so müßten mir die Sitten von Tahiti gefährlich sein. Jeden großen vorzüglichen Menschen sehn wir doch am liebsten als freien Wilden, auf den weder sein Zeitalter noch dessen Sitten viel Einfluß hat. Das Buch hat mir wirklich viel Vergnügen gemacht." Darauf findet Knebel denn doch zu erinnern: „Nur läßt sich diese Immoralität nicht ganz mit der tahitischen oder thierischen vergleichen. Es ist nämlich ein ander Ding, einen Wilden in dem freien Gebrauch seiner blos thierischen Kräfte zu sehn, und ein ander Ding, einen Sophisten mit reizenden und einnehmenden Bildern die Sache so vorstellen zu sehn, als wenn sie wirklich das höchste Glück der Menschen sei. Letzteres ist nicht wahr, und deshalb wird's uns widrig; wir verlangen von erhöhten Denkkräften auch erhöhte Vorstellungsart." Inzwischen haben die glühenden Bilder Heinse's doch auf ihn gewirkt: „Wir sollten alle die kalten, spröden Hülsen abstreifen, die uns an dem Genuß des allzu kurzen Daseins verhindern." — „Des Menschen Bestimmung ist Erkenntniß und Genuß. Soll ich ewig nach Schatten laufen? Je mehr glückliche Momente er zusammenbringt, um desto mehr hat der Mensch gelebt."

21. Juli 1787 kam Schiller in Weimar an. „Am nämlichen Abend sah ich Charlotten. Unser erstes Wiedersehn hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mir's unmöglich fällt, es zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleich geblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxismus des Wiedersehns für diesen Abend verlöschte. Sonderbar war, daß ich mich schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins nicht anders fühlte, als hätte ich sie erst gestern verlassen, so heimisch war mir alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unseres Umgangs wieder an." „Charlotte ist eine große, sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größern Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich wie schöne Partien in einer weiten Landschaft überraschen und

entzücken." — 23. Juli besuchte er Wieland,*) „zu dem ich durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen gelangte. Unser erstes Zusammentreffen war wie eine vorausgesetzte Bekanntschaft . . . Wieland fand es glücklich, daß wir uns erst jetzt gefunden hätten. Wir wollen dahin kommen, sagte er zu mir, daß einer zu dem andern wahr und vertraulich rede, wie man mit seinem Genius redet . . . Sein Aeußeres hat mich überrascht. Was er ist, hätte ich in diesem Gesicht nicht gesucht — doch gewinnt es sehr durch den augenblicklichen Ausdruck seiner Seele, wenn er mit Wärme spricht. Er war sehr bald aufgeweckt, lebhaft, warm; ich fühlte, daß er sich bei mir gefiel. Sehr gern hört er sich sprechen, seine Unterhaltung ist weitläufig und manchmal bis zur Pedanterie vollständig; er sagte übrigens viel Alltägliches: bei lebendigem Leibe fange er an vergessen zu werden, nach seinem Tode werde es ganz vorbei sein. — Mit meinen bisherigen Producten ist er übel zufrieden; aber er versichert mir, daß er nie daran gezweifelt habe, ich könnte und würde ein großer Schriftsteller werden: ich habe eine starke Zeichnung, große und weitläufige Compositionen, aber nicht Reinheit, Geschmack, Delicatesse."

Tags darauf zu Herder. „Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehn in Haß oder Liebe. Goethe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung. — Den Herzog von Würtemberg haßt er mit Tyrannenhaß. Ich muß ihm erstaunlich fremd sein; er ging mit mir um, wie mit einem Menschen, von dem er nichts weiter weiß, als daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube, er hat nichts von mir gelesen . . . Er lebt äußerst eingezogen . . . Er klagt sehr über viele Geschäfte und daß er zur Schriftstellerei wenig Zeit übrig behielte." — „Er macht sich aus schriftstellerischen Menschen nichts, aus Dichtern und dramatischen vollends am wenigsten, aus Fremdheit, wie er selbst gesteht, in diesem Fach des Geistes; und doch wird Herder beinahe am billigsten gegen mich sein . . . Ich sprach vom Geisterseher . . . Er neigt sich sehr zu der Meinung eines wechselseitigen Ineinanderwirkens der Geister nach unbekannten Gesetzen. Es gebe Menschen, die ihr Schicksal im Allgemeinen vorher wissen,

*) Um diese Zeit gab Wieland „Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geistermährchen" heraus, zum Theil nach dem Französischen, eine Ergänzung der „Volksmährchen" seines Freundes Musäus, der 28. Oct 1787 starb, darin „die Salamander und die Bildsäule"; und schrieb die vortrefflichen Abhandlungen „über Mährchen" und „über romantische Poesie". — In seinem Sinn waren Heyne's (Anton Wall) „Bagatellen" 1783; Kortum's (Arzt in der Grafschaft Mark) komisches Heldengedicht „Jobsiade" 1784; der berühmte „Münchhausen" 1787 (er soll von Bürger sein); Alxinger's „Doolin von Mainz" 1787 u. s. w.

unter welchen er selbst sei. Er ist sehr für verborgene physische Kräfte, besonders für eine Art von Emanation des fluidi nervei aus einem Körper in den andern . . . Er sagt von sich, daß ihm das erste Zusammenkommen mit einem fremden Menschen ein dunkles physisches Gefühl erwecke, ob dieser Mensch für ihn tauge oder nicht." — Paulus, der Herder kurz vorher gesehen, und dem er viel über Kant geklagt, beschreibt ihn: „er hat einen festen ruhigen Blick, kein feuriges Auge; man sieht es durch vieles Nachtlesen getrübt. Sein Gesicht ist stark von Muskeln; er ist von mittlerer Statur und nicht hager; seine Farbe ist nicht die gesundeste." Einige Tage darauf hört ihn Schiller predigen: „äußerst plan, volksmäßig, verständig; ein Satz der praktischen Philosophie, angewandt auf Details des bürgerlichen Lebens; Lehren, die man ebenso gut in einer Moschee als in einer christlichen Kirche erwarten könnte; keine Geberdensprache, kein Spiel mit der Stimme, ein fester und nüchterner Ausdruck. Er ist sich seiner Würde bewußt, das giebt ihm Sicherheit und gleichsam Bequemlichkeit; er fühlt sich als einen überlegenen Kopf, von lauter untergeordneten Geschöpfen umgeben."

27. Juli führt ihn Wieland nach Tiefurt. „Die Herzogin Amalie hat mich nicht erobert. Ihr Geist ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt: diese giebt ihr den Geschmack, den sie für Musik, Malerei u. dergl. hat oder haben will . . . Sie spricht wenig, doch hat sie das Gute, keine Steifigkeit des Ceremoniels zu verlangen, welches ich mir auch vortrefflich zu Nutze mache. Charlotte versichert mir, daß ich's hier überall mit meinen Manieren wagen könnte. — Mein Verhältniß mit Charlotte fängt an, hier ziemlich laut zu werden, und wird mit sehr viel Achtung für uns beide behandelt. Selbst die Herzogin hat die Galanterie, uns zusammen zu bitten. Man ist in diesen Kleinigkeiten hier sehr fein, und die Herzoginnen selbst lassen es an solchen kleinen Attentionen nicht fehlen." — Auch Gotter kam hin: „ein zerrissener Charakter, dem ich mich nie hingeben könnte. Er hat viele, aber französische Bildung, viel Geist und Witz, aber eine Nüchternheit, die mich abschreckt."

8. Aug., an Körner: — „Kannst Du mir glauben, daß es mir schwer, beinahe unmöglich fällt, Euch über Charlotte zu schreiben? Und ich kann Dir nicht einmal sagen, warum. Unser Verhältniß ist, wie die offenbarte Religion, auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultats angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle

Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrſcheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinſeligmachende iſt. Es iſt mir wahrſcheinlich, daß der Keim einer unerſchütterlichen Freundſchaft in uns beiden vorhanden iſt, aber er wartet noch auf ſeine Entwickelung. In Charlotten's Gemüth iſt übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn ſie ſchon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen iſt. Lange Einſamkeit und ein eigenſinniger Hang ihres Weſens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und feſter gegründet, als bei mir der Fall ſein konnte mit dem ihrigen. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft verſicherte, ſetzte ſie in eine Unruhe, die auf ihre Geſundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an dieſem Gedanken — und als ſie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte ſie erſchöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war die erſten ſechs Tage faſt jedem Gefühl abgeſtorben, nur die Empfindung dieſer Ohnmacht blieb ihr und machte ſie elend. Ihr Daſein war nur noch durch convulſiviſche Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannſt urtheilen, wie mir in dieſer Zeit hier zu Muthe war. Jetzt fängt ſie an, ſich zu erholen, ihre Geſundheit ſtellt ſich her und ihr Geiſt wird freier. Jetzt erſt können wir einander etwas ſein."

Schiller's Hoffnung, durch den Herzog gefördert zu werden, ging nicht in Erfüllung. Auf den Wunſch des Königs von Preußen reiſte derſelbe 31. Juli nach Schleſien, wo er ſpäter ein Commando übernahm; Herzogin Louiſe war unnahbar. Am verwittweten Hof mißfiel der Don Carlos, der in Wieland's Gegenwart vorgeleſen wurde; hauptſächlich am zweiten Theil nahm man Anſtoß. Schiller fand den Hof doch viel gewundener, als Charlotte ihm berichtet, und während Körner, der anſcheinend nüchterne Realiſt, ihm ſtets den Rinaldoſpiegel des Ideals vor Augen gehalten, drückten ihn die Größen von Weimar in die gemeine Proſa herab. Mit Wieland vermied er in der nächſten Zeit zuſammenzukommen; er hörte viel von ſeinen Launen erzählen: ſelbſt ſeinen Schwiegerſohn Reinhold habe er heute für einen großen Geiſt und morgen für einen Eſel erklärt. „Niemand als ſeine Frau, die alle Ungewitter abwartet, kann in ſeiner Atmoſphäre ausdauern."

12. Aug. „Auch bei Knebel bin ich geweſen. Eine ſtolze philoſophiſche Verachtung aller Speculation, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Reſignation in ſeine fünf Sinne, bezeichnet ihn und ſeine ganze Secte. Es iſt ſoviel Verlebtes, ſoviel Sattes und grämlich Hypochondriſches in dieſer Vernünftigkeit, daß es einen beinahe reizen könnte, nach der entgegengeſetzten Seite ein Thor zu ſein." — „Dieſer Tage habe ich in großer adliger Geſellſchaft einen höchſt langweiligen Spa-

ziergang machen müſſen. Die beſte war Fr. v. Stein, eine eigne intereſſante Perſon, von der ich begreiſe, daß Goethe ſich ſo ganz an ſie attachirt hat. Ihr Umgang ſoll ganz rein und untadelhaft ſein. Schön kann ſie nie geweſen ſein, aber ihr Geſicht hat einen ſanften Ernſt und eine ganz eigne Offenheit."

„Goethe*) wird von ſehr vielen Menſchen mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Menſch denn als Schriftſteller geliebt und bewundert. Herder giebt ihm einen klaren univerſalen Verſtand, das wahrſte und innigſte Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles was er iſt, iſt er ganz, und er kann wie Julius Cäſar vieles zugleich ſein. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, ſelbſt im Kleinen ſeiner politiſchen Geſchäfte, und mit eben dieſem Eifer haßt er Myſtik, Geſchraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenſo als Geſchäftsmann wie als Dichter bewundert wiſſen. Ihm iſt er ein allumfaſſender Geiſt." In derſelben Zeit erſchienen die 4 erſten Bände von Goethe's Werken; ſie enthielten von alten Sachen: Werther, Götz, die Mitſchuldigen, Clavigo, die Geſchwiſter; neu waren dem Publicum: Zueignung, Iphigenia, der Triumph der Empfindſamkeit, die Vögel. —

Mit Charlotte und Wieland's Tochter Sophie, deren Gemahl Reinhold eben Profeſſor geworden war, beſuchte Schiller 19. Aug. die Univerſität Jena. „Reinhold hat ein verſtändiges Geſicht, aber ſein Ausſehn iſt blaß und kränklich; ſeine Augen, möchte ich ſagen, ſuchen Sympathie. Er iſt noch wenig in der Welt orientirt, die Verhältniſſe ſind ihm fremd und ungewohnt, ſein Selbſtgefühl iſt noch nicht befeſtigt, er iſt verlegen und ängſtlich. Das Hausweſen der beiden Leute hat etwas Komiſches, weil ſie das Couliſſenſpiel noch nicht zu verdecken wiſſen. Sie führen eine ſehr eingeſchränkte Wirthſchaft. Reinhold behauptet, daß nach 100 J. Kant die Reputation von Jeſus Chriſtus haben müſſe. Aber ich muß geſtehn, daß er mit Verſtand davon ſprach und mich ſchon dahin gebracht hat, mit Kant's kleinen Aufſätzen in der berliner Monatsſchrift anzufangen, unter denen mich die Idee über eine allgemeine Geſchichte außerordentlich befriedigt hat. Daß

*) „Was ich Euch bereite," ſchreibt Goethe um dieſe Zeit aus Palermo an Fr. v. Stein, „geräth mir glücklich. Ich habe ſchon Freudenthränen vergoſſen, daß ich Euch Freude machen werde. Lebe wohl Geliebteſte! mein Herz iſt bei Dir, und jetzt, da die weite Ferne, die Abweſenheit alles gleichſam weggeläutert hat, was zwiſchen uns ſtockte, brennt und leuchtet die ſchöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen." „Dieſem Menſchen," ſchreibt der Herzog an Knebel, „ſcheint's gewaltig wohl zu gehn, und jetzt in ſeinem Alter hat er die Gewalt über ſich, ſich's nicht wohler werden zu laſſen, als ſich's geziemt." — Einige Tage darauf feierte Schiller mit Charlotte in Knebel's Garten Goethe's Geburtstag.

ich Kant noch lesen und vielleicht studiren werde, scheint mir ziemlich ausgemacht. Uebrigens folgere nicht, daß Reinhold und ich Freunde sein müssen. Reinhold kann nie mein Freund werden, ich nie der seinige, ob er es gleich zu ahnen glaubt. Wir sind sehr entgegengesetzte Wesen. Er hat einen kalten, klarsehenden, tiefen Verstand, den ich nicht habe und nicht würdigen kann; aber seine Phantasie ist arm und enge, und sein Geist begrenzter als der meinige. Die lebhafte Empfindung, die er im Umgang über alle Gegenstände des Schönen und Sittlichen ergiebig und verschwenderisch verbreitet, ist aus einem fast vertrockneten, ausgesogenen Kopf und Herzen unnatürlich hervorgepreßt. Er ermüdet mit Gefühlen, die er suchen und zusammenscharren muß. Das Reich der Phantasie ist ihm eine fremde Zone, worin er sich nicht wohl zu orientiren weiß. Seine Moral ist ängstlicher als die meinige, und seine Weichheit steht nicht selten der Schlappheit, der Feigheit ähnlich. Er wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im Ideal noch in der Wirklichkeit erheben, und das ist schlimm. Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat."

Ende des Monats kam Bode aus Paris in Weimar an. „Hier hält man ihn für einen der wichtigsten Menschen im ganzen Orden. Er hat mich sondirt, ob ich nicht Maurer werden wollte." „Weishaupt ist jetzt sehr das Gespräch der Welt. Alle Maurer, die ich gehört, brechen den Stab über ihn; aber der Orden bleibe ehrwürdig. Ich gestehe, daß mir die moralischen Declamationen dieser Herrn etwas verdächtig sind. Ich habe nur einen Maßstab für Moralität: ist die That, die ich begehe, von guten oder schlimmen Folgen für die Welt, wenn sie allgemein ist."

Gleich darauf erschien Forster*) mit seiner Gattin. Die russische Regierung hatte ihm unter äußerst glänzenden Bedingungen das Anerbieten einer

*) In der eben erschienenen Biographie Cook's hatte er seine Lebensansichten ausgesprochen. „Zwischen den Augenblicken des Begehrens und der Befriedigung liegt der Augenblick des Bestrebens, um den es vielleicht der Natur am meisten zu thun ist. Ihr Instinct, der mit unwiderstehlicher Kraft nach physischem Wohlbehagen, nach gesundem schmerzlosem Dasein oder auch nach der lebhaften Empfindung angenehmer sinnlicher Eindrücke strebt, ist ebensowohl als dieser Genuß selbst nicht Zweck, sondern Mittel. Die Absicht der Natur ging auf Entwickelung der Kräfte, auf Handlung, Bewegung, Thätigkeit; was sie von Genuß uns zur Lockspeise vorhält, sollte nur den Gaumen reizen, uns nur körnen, desto eifriger ihren Zweck zu fördern. Glücklich sein scheint demzufolge einen Zustand zu bezeichnen, wo Arbeit und Ruhe, Anstrengung und Ermattung, Begierde und Befriedigung, Wollust und Schmerz, Freude und Leid mit einander wechseln, wo aber die frohen Augenblicke des Genusses kräftig genug zu neuer Thätigkeit reizen und die möglichste Entwickelung aller physischen und sittlichen Kräfte befördern."

Südsee-Expedition gemacht; er hatte, da die polnischen Zustände auf die Länge unerträglich wurden, dasselbe angenommen, war 21. Aug. aus Wilna abgereist und über Dresden nach Weimar gekommen, wo er mit Herder die zärtlichsten Freundschaftsversicherungen austauschte. Man fand Therese zu ihrem Vortheil verändert. Knebel legte dem Freunde eine sehr hübsche Elegie, „Otahaiti" vor, in der er seine Naturschwärmerei aussprach. — Auch Weiße zeigte sich um diese Zeit in Weimar.

17. Sept. machte Forster die Jubelfeier der Universität Göttingen mit: von den ursprünglichen Professoren lebte nur noch Hollmann. Bei der Gelegenheit erhielt ein 17jähriges Mädchen die Doctorwürde; Schlözer's Tochter Dorothea, geb. 10. Aug. 1770: sie war ganz männlich erzogen, verstand zehn Sprachen, machte große statistische Tabellen und schrieb einem Studenten ins Album: virtus est generis feminini. Sie war mit ihrem Vater in Italien gewesen.*) — Auch Bürger — seit Oct. 1784 in Göttingen — wurde Doctor: er hatte die Feier durch ein Carmen verherrlicht. Er fand sich in Göttingen gar nicht wohl, seine geliebte Molly war gestorben; ein drückendes Gefühl der Krankheit lastete auf ihm. Er hielt Vorlesungen über den Stil, dessen Wichtigkeit er den Studenten nicht stark genug einschärfen konnte; im Winter über kantische Philosophie, die er eifrig studirte, und für die er ein ziemlich zahlreiches Auditorium gewann. — Von Göttingen aus machte Forster einen Besuch in Kassel. Der alte Landgraf war gestorben, an Stelle der Gelehrten waren Maitressen getreten. Aus Rußland kamen schlechte Nachrichten: die Expedition mußte verschoben werden, und wurde endlich ganz aufgegeben, doch hatte die russische Regierung sämmtliche nicht unerhebliche Schulden Forster's bezahlt. —

Eine höfliche Recension des Don Carlos, die Wieland im Mercur veröffentlichte, veranlaßte Schiller, ihn wieder zu besuchen. Sie verständigten sich bald. „Er sagte mir viel Gedachtes und Schmeichelhaftes über mich selbst; u. a. warnte er mich, weniger verschwenderisch mit meinen Stücken zu sein, damit ich mich nicht ausgebe." Doch blieben Alle darin fest, daß die beiden Theile des Stücks nicht organisch zusammengehörten.

Noch immer war er fast täglich bei Fr. v. Kalb, allein oder mit Corona Schröter, die, jetzt 40 J. alt, Spuren großer Schönheit zeigte, übrigens Schiller sehr gewöhnlich vorkam. „Fr. v. Kalb," schreibt Knebel um jene Zeit, „ist ein braves, ganz vorzügliches Weib; ihr wahrer, reicher Verstand unterhält mich oft, sie hat ein ganz eignes Gepräge . . . Reicher und

*) 1792 heirathete sie den reichen Bürgermeister v. Rodde in Lübeck, ging 1810 mit ihrem Mann wieder nach Göttingen und starb 12. Juli 1825 in Avignon.

wärmer als Fr. v. Stein, doch hat ſie die ganz beſtimmte Linie derſelben noch nicht." 16. Nov. kam ihr Mann in Kalbsrieth an, Charlotte ging ihm entgegen. — Vorher hatte er an Schiller geſchrieben: „ſeine Freundſchaft für mich iſt unverändert, welches zu bewundern iſt, da er ſeine Frau liebt und mein Verhältniß mit ihr kennt. Aber ſeine Billigkeit und Stärke dürfte vielleicht durch Einmiſchung fremder Menſchen und eine dienſtfertige Ohrenbläſerei auf eine große Probe geſtellt werden, d. h. in Bezug auf die Meinung der Welt, denn der Glaube an ſeine Frau wird nie bei ihm wanken." — „Vor einigen Tagen," ſetzt Schiller hinzu, „kam ich mit Wieland in ein weitläufiges Geſpräch über ſeine Familie, darüber es Nacht wurde; ich fand mich unter dieſen Menſchen, als wenn ich unter ſie gehörte. Und doch, ich gehöre nicht zu dieſen Menſchen; das fühlte ich bei mir ſelbſt. Ich bin zu ſehr Weltkind unter ihnen, die ganz unerfahrner Natur ſind. Ich glaube wirklich, Wieland kennt mich noch wenig genug, um mir ſeinen Liebling, ſeine zweite Tochter nicht abzuſchlagen. Das Mädchen kenne ich gar nicht, aber ſiehſt Du, ich würde ſie ihm heute abfordern, wenn ich glaubte, daß ich ſie verdiente. Es iſt ſonderbar, ich verehre, ich liebe die herzlich empfindende Natur, und jede Kokette kann mich feſſeln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude, und doch nicht einmal ſoviel Sinn dafür, um mir ſie zu wünſchen. — Ich weiß nicht, ob ich in dieſen Kreis gehöre; ob ich ewig darin verharren, mich nie daraus ſehnen, ob ich dieſen Menſchen werth bleiben kann. Du, dem mein Glück wie das ſeinige nahe liegt, ſage mir, ob Deine Erfahrungen ſich mit der Idee reimen, daß ich eine Frau habe, und ein mir ſo entgegengeſetztes Weſen als eine unſchuldige Frau. — Charlotte weiß von dieſem Monolog meiner Vernunft nichts."

Schiller bemerkt in den Briefen über Don Carlos, daß Poſa als unbefangener Freund ihn von ſeiner gefährlichen Leidenſchaft hätte abbringen müſſen; er ſah in Carlos aber nur den künftigen Weltbeglücker, und nährte eine Liebe, die ſeiner Seele eine kräftigere Spannung geben ſollte. — So ſah Körner in dem Freund nur den Genius; das Verhältniß zu Charlotte ſchien ihm für ſeine poetiſche Entwickelung günſtig: „laßt euch nicht durch kleinſtädtiſches Geſchwätz in euern Freuden ſtören!" Er vergaß faſt ganz, daß der Freund nicht blos Dichter ſei, daß ſein Herz noch andere Bedürfniſſe habe. Der ſcheinbar ſo nüchterne Mann war hier der Schwärmer. „Daß Deine Heirathsideen mich ziemlich überraſcht haben, wirſt Du mir glauben. Nicht als ob ich Dich einer häuslichen Glückſeligkeit für unfähig hielte, aber jetzt kann ich nur auf keine Weiſe zu einem Schritt rathen, der entſcheidende

Folgen haben könnte. Du haſt Dich noch nicht gewöhnt, Genüſſe nebeneinander zu berechnen. Auch glaubſt Du zuweilen unvereinbare Dinge vereinigen zu können. Daher der geringe Widerſtand, den jede aufſteigende Leidenſchaft bei Dir findet, und eine vorübergehende Grille wird durch Deine lebhafte Phantaſie leicht zur Leidenſchaft. Erfahrungen von einigen Jahren werden bei Dir mehr Mißtrauen gegen Deine Phantaſie, mehr Sorgfalt in Abwägung collidirender Vortheile erzeugen. Eher darfſt Du, glaub' ich, keine Verbindung dieſer Art eingehen."

Schiller benutzte die Abweſenheit Charlottens, einen lange verſprochenen Beſuch bei ſeiner alten Freundin und Wohlthäterin, Fr. v. Wolzogen, in Meiningen zu machen. Ihre Tochter Lotte, jetzt 21. J. alt, war verlobt; auch ihren Bruder, ſeinen Schulfreund, fand er dort: mit ihm ritt er 5. Dec. zum Beſuch der Familie v. Lengefeld, die er flüchtig in Mannheim geſehn, nach Rudolſtadt. Die ältere Tochter Caroline war jetzt Fr. v. Beulwitz (geb. 3. Febr. 1763); Lottchen, die jüngere, war noch ledig.

„Ich war alſo," ſchreibt er nach der Rückkehr an Körner, „wieder in der Gegend, wo ich einmal als Einſiedler lebte. Damals war ich noch nicht in der Welt geweſen, ich ſtand ſchwindelnd an ihrer Schwelle, und meine Phantaſie hatte erſtaunlich zu thun. Jetzt nach fünf Jahren kam ich wieder. Jene Magie war wie weggeblaſen. Ich fühlte nichts. Keiner von den Plätzen ſagte mir etwas mehr, alles hatte ſeine Sprache verloren. — Ich ſah, daß eine große Verwandlung mit mir vorgegangen war. Wie viel neue Gefühle, Schickſale und Situationen lagen nicht in dieſem Zwiſchenraum: Eure Erſcheinung, unſere ganze Freundſchaft, ganz Mannheim mit ſeinen Freuden und Leiden, Charlotte, Weimar, eine ganz neue Epoche meines Daſeins! — Hier in Weimar habe ich Charlotten und ihren Mann wiedergefunden. Er iſt ganz der alte; ſie iſt geſund und ſehr aufgeweckt. — Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich laſſen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir ſchon einige Veränderung, die weiter gehn kann. Wieland's Haus beſuche ich jetzt am fleißigſten, und ich glaube, es wird ſo bleiben. — Laß dieſe Stelle unſern Weibern nicht leſen." —

19. Dec. „Mein Leben geht jetzt einen höchſt ruhigen, aber thätigen Gang; jeder Tag hat für mich zwölf arbeitsvolle Stunden. Charlotte ſehe ich die Woche nur 3 — 4mal, weil ich nur Abends ausgehe. Auch ſind Kalb's faſt über den andern Tag bei Hof."

28. Dec. ſchreibt Fr. v. Stein an Lottchen v. Lengefeld, der Freundin ihres Fritz, mit der ſie ſchon lange freundlich correſpondirte: „Ich glaube, Schiller ſieht nicht gar viel wirkliche Menſchen, um mit ſeinen erdichteten nicht irre zu werden, die ihm vielleicht wohler thun." Eben

hatte ihr Goethe den Vers geſchickt: „Liebe ſchwärmt auf allen Wegen, Treue geht für ſich allein; Liebe kommt Dir raſch entgegen, aufgeſucht will Treue ſein.“

„Dabei bleibt es,“ ſchreibt Schiller 7. Jan. 1788 an Körner, „daß ich heirathe. Könnteſt Du in meiner Seele ſo leſen, wie ich ſelbſt, Du würdeſt keine Minute darüber unentſchieden ſein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit ſind in mir abgenutzt; dieſen einzigen habe ich noch nicht verſucht. Ich muß ein Geſchöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an deſſen Daſein mein eigenes ſich erfriſchen kann. Du weißt nicht, wie verwüſtet mein Gemüth, wie verfinſtert mein Kopf iſt, und alles das nicht durch äußeres Schickſal, ſondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Daſein verflechte, Hoffnung, die faſt ganz aus mir verſchwunden iſt; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von Neuem aufwinden kann, ſo iſt es um mich geſchehn. Eine philoſophiſche Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüthen drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich Dir die Laune eines Augenblicks gebe: ſo war ich noch bei Euch, ohne es mir ſelbſt klar zu machen, ſo bin ich faſt die ganze Zeit meines Hierſeins geweſen; ſo kennt mich Charlotte ſeit langer Zeit. Ich bin ein iſolirter fremder Menſch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum beſeſſen. Alle Weſen, an die ich mich feſſelte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann ſich mein Herz nicht behelfen. Ich ſehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz, und das iſt das Einzige, was ich jetzt noch hoffe.“

Körner iſt über dieſe Erklärungen ſehr verſtimmt; Schiller tröſtet ihn, 6. März, es ſeien nur allgemeine Betrachtungen. „Neuerdings ließ ich zwar ein Wort fallen, das Dich auf irgend eine Vermuthung führen könnte, aber das ſchläft tief in meiner Seele, und Charlotte ſelbſt, die mich fein durchſieht und bewacht, hat noch gar nichts davon geahnt.“

Auf einer Redoute, Februar 1788, hatte er unvermuthet Lottchen v. Lengefeld wieder geſehn. Sie hatte kurz vorher mit einem Engländer ein Verhältniß gehabt, das auseinanderging und in ihrer Seele eine ſanfte Melancholie zurückließ. 21 J. alt (geb 22. Nov. 1766), ſollte ſie zur Hofdame gebildet werden. In Schiller erwachte eine lebhafte Neigung.

Anfang März verreiſte Fr. v. Kalb wieder auf eins ihrer Güter. „Ihre Abweſenheit,“ ſchreibt Schiller 17. März an Körner, „macht mich jetzt manchmal zum Einſiedler. — Vor einer übereilten Heirath laß Dir nicht bange ſein; die Wieland'ſche Tochter iſt ſo gut als verſprochen, ich hab's von dem Vater ſelbſt. Ganz ohne Plan mag er wegen meiner nicht geweſen ſein; aber

ſonſt hat es weder ihn noch die Familie kälter gegen mich gemacht." — Von Lottchen ſchrieb er nichts.

Auch darüber war Körner ungehalten, daß Schiller ſich ganz von der Dichtkunſt zurückzog und faſt ausſchließlich an der „Geſchichte der niederländiſchen Rebellion" arbeitete, von der ein Bruchſtück im Januarheft des Mercur erſchien. „Alles hier wünſcht mir Glück, daß ich mich in die Geſchichte geworfen. Bisher war ich doch faſt immer mit dem Fluch belaſtet, den die Meinung der Welt über dieſe Libertinage des Geiſtes, die Dichtkunſt verhängt hat. Für meinen Carlos, das Werk dreijähriger Anſtrengungen, bin ich mit Unluſt belohnt worden; die niederländiſche Geſchichte, das Werk von fünf, höchſtens ſechs Monaten, wird mich vielleicht zum angeſehenen Mann machen . . . Ich muß von Schriftſtellerei leben. Poetiſche Arbeiten ſind nur meiner Laune möglich; forcire ich dieſe, ſo mißrathen ſie. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft; täglich arbeite ich ſchwerer, weil ich viel ſchreibe; was ich von mir gebe, ſteht nicht im Verhältniß zu dem, was ich empfange; ich bin in Gefahr, mich auf dieſem Wege auszuſchreiben. Zu einem Schauſpiel brauche ich kein Buch, aber meine ganze Seele und all' meine Zeit; zu einer hiſtoriſchen Arbeit tragen mir Bücher die Hälfte bei. Die Zeit, die ich für beide verwende, iſt ungefähr gleich groß; aber am Ende eines hiſtoriſchen Buchs habe ich Ideen erweitert, neue empfangen; am Ende eines verfertigten Schauſpiels vielmehr verloren . . . Wie weit mich dieſe Art von Geiſtesthätigkeit führen wird, iſt ſchwer zu ſagen; aber mir ſcheint, daß, wenn ſich meine Luſt nach der Proportion, wie ſie angefangen hat, vermehrt, ich am Ende dem Publicisten näher bin als dem Dichter, wenigſtens näher dem Montesquieu als dem Sophokles. Du glaubſt kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich ſoviel Reizendes. Mit jedem Schritt gewinne ich an Ideen, und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt. Gerade das Willkürliche in der Geſchichte reizt den philoſophiſchen Kopf, ſie zu beherrſchen, das Leere und Unfruchtbare fordert den philoſophiſchen Kopf heraus, ſie zu befruchten und auf dieſes Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen. Es iſt nicht leichter, einen Stoff auszuführen, den man ſich ſelbſt gegeben hat, als einen, davon gewiſſe Bedingungen vorgeſchrieben ſind. Die uneingeſchränkte Freiheit macht die Wahl ſchwerer und verwickelter; die Erfindungen unſerer Imagination gewinnen bei weitem nicht die Autorität, um einen dauerhaften Grundſtein abzugeben, wie ihn uns Facta geben, die eine höhere Hand uns gleichſam ehrwürdig gemacht hat, an denen unſer Eigenwille ſich nicht vergreifen kann. Die innere Nothwendigkeit iſt bei beiden gleich: wenn eine Geſchichte, wäre ſie auch auf die glaubwürdigſten Chroniken gegründet, nicht ge-

ſchehen ſein kann, d. h. wenn der Verſtand ihren Zuſammenhang nicht einſieht, ſo iſt ſie ein Unding; wenn eine Tragödie nicht geſchehen ſein muß, ſobald ihre Vorausſetzungen Realität erhalten, ſo iſt ſie wieder ein Unding."

17. März. „Uebrigens denke ja nicht, als ob es mir jemals im Ernſt einfallen könnte, mich in dieſem Fach ſo zu begraben, oder ihm in meiner Neigung diejenige Stelle einzuräumen, die es wie billig in meiner Zeit hat. Auch ſehe ich recht gut voraus, daß ich durch meine Arbeit mir einen weſentlichern Dienſt leiſten werde als der Hiſtorie. — Angenehm wird Dir's ſein zu hören, daß ich mich aus dem Schulſtaub auf einige Tage losgerüttelt habe. Wieland rechnete auf mich bei dem neuen Mercurſtück, und da machte ich in der Angſt ein Gedicht." — Es waren „die Götter Griechenlands".

Es war ein großer Griff des Genius: glänzend in ſeinem Ausdruck, unermeßlich in ſeinen Wirkungen, ja für das nächſte Menſchenalter das Programm der neuen Poeſie. Was in den frühern Gedichten, den Laura-Oden, Julius, der Freigeiſterei, der Reſignation, der Freude, wild und ungeberdig aufſchäumt, gleitet hier in melodiſchem Fluß dahin; der Sinn iſt geblieben, aber der Wohllaut der Form hat ihn geadelt; der Gedanke entfaltet ſich in ſtolzem Wurf als intellectuelle Anſchauung. Die Darſtellung des griechiſchen Cultus iſt uppige Phantaſie, denn gelernt hat er wenig davon: aber wie trifft ſie oft das Schwarze! — Die wiedererwachende Dichtkunſt ſtrebte nach Harmonie und Idealität des Lebens, während der herrſchende Kirchenglaube das Leben als ein Jammerthal und die natürliche Luſt als Sünde brandmarkte. Gegen dieſe Selbſtentfremdung des Herzens beſchwor ſie die Schattenwelt der griechiſchen Götter herauf. „Finſtrer Ernſt und trauriges Entſagen war aus euerm heitern Dienſt verbannt; glücklich ſollten alle Herzen ſchlagen, denn euch war der Glückliche verwandt. Damals war nichts heilig als das Schöne; keiner Freude ſchämte ſich der Gott." „Nach der Geiſter ſchrecklichen Geſetzen richtete kein heiliger Barbar, deſſen Auge Thränen nie benetzen, zarte Weſen, die ein Weib gebar." „Schöne lichte Bilder ſcherzten auch um die Nothwendigkeit", wie Leſſing in ſeiner Abhandlung über den Tod erörtert. Leben, Kunſt, Religion, Sitten, Wiſſenſchaft: alles war bei den Griechen poetiſch, alles trug die Spur eines Gottes. Bei uns arbeiten alle dieſe Kräfte gegen die Poeſie. „Unbewußt der Freuden, die ſie ſchenket, nie entzückt von ihrer Trefflichkeit, nie gewahr des Armes, der ſie lenket, reicher nie durch meine Dankbarkeit, fühllos ſelbſt für ihres Künſtlers Ehre, gleich dem todten Schlag der Pendeluhr, dient ſie knechtiſch dem Geſetz der Schwere, die entgötterte Natur. Morgen wieder neu ſich zu entbinden, wühlt ſie heute ſich ihr eignes Grab, und an ewig gleicher Spindel winden ſich von ſelbſt die Monde auf und ab. Müßig kehrten zu dem Dichterlande heim die Göt-

Digitized by Google

ter, unnütz einer Welt, die, entwachsen ihrem Gängelbande, sich durch eignes Schweben hält." — Das hat nun freilich nicht das Christenthum, sondern Newton und seine Schule verschuldet; Spinoza streitet gegen die Mythologie nicht weniger als die Bibel. Wenn der Dichter die Wirkung dieser Abstraction auf die Kunst bedauert, so ist Bedauern keine Widerlegung; das mühsam erkämpfte Gesetz der Schwere durch mystische und mythologische Spielereien wirklich ersetzen zu wollen, blieb einer spätern Richtung vorbehalten. — Man kann es dem neuen Ardinghello nicht verargen, wenn er seinen individuellen Verdruß darüber ausspricht, nicht in einer Zeit geboren zu sein, wo das Bacchusfest mit seinen Mänaden in Pantherfellen noch ein Cultus war; wo alles Schöne und Kräftige als gut galt. Nur zu oft hat die Kirche durch ihren Verfolgungsgeist die schöne Menschlichkeit beeinträchtigt; nur zu oft verschwand Leben und Freude aus den düstern Klostermauern. Wer das „Lied an die Freude" gedichtet, mußte diesen Widerspruch des Herzens gegen die Pflicht um so härter empfinden. Lange trug sich Schiller mit einem Epos Julian, in welchem die Contraste des Christenthums und des Heidenthums sich unmittelbar berühren sollten. Gleich jenem „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" hielt der Dichter des Dionysos einen Augenblick für lebensfähig, was nur poetisch war. — Da eine tiefere religiöse Erziehung ihm fehlte, nahm er das Bild des Christengottes nur aus der Abstraction.

„Alle jene Blüthen sind gefallen von des Nordes winterlichem Wehn; einen zu bereichern unter allen mußte diese Götterwelt vergehn ... Diese traur'ge Stille, kündigt sie mir meinen Schöpfer an? Finster wie er selbst ist seine Hülle ... Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt? Mühsam späh' ich im Ideenlande, fruchtlos in der Sinnenwelt ... Fremde, nie verstandene Entzücken schaudern mich aus jenen Welten an ... Freudlos, ohne Brüder, ohne Gleichen, keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn, herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen, auf Saturnus umgestürzten Thron. Selig, eh' sich Wesen um ihn freuten, selig im entvölkerten Gefild, sieht er in dem langen Strom der Zeiten ewig nur sein eigen Bild.... Jenem Gotte, den sein Marmor preist, konnte einst der hohe Bildner gleichen: was ist neben Dir der höchste Geist derer, welche Sterbliche gebaren? Nur der Würmer erster, edelster. Da die Götter menschlicher noch waren, waren Menschen göttlicher." — „Dessen Strahlen mich darniederschlagen, Werk und Schöpfer des Verstandes! Dir nachzuringen gieb mir Flügel! Wagen, dich zu wägen! — Oder nimm von mir, nimm die ernste strenge Göttin wieder, die den Spiegel blendend vor mir hält! Ihre sanftre Schwester sende nieder, spare jene für die andre Welt." —

Viele von diesen Vorwürfen treffen nur den Rationalismus: denn die

Kirche kennt einen Mittler, der dem Sterblichen das Anſchauen Gottes ermöglicht; ſie kennt einen Sohn, ja die katholiſche Kirche kennt eine Mutter Gottes; ihr iſt Gott kein Einſiedler, und hätte ſich Schiller fleißiger in der dresdner Galerie umgeſehn, ſo hätte er in Rafael und Correggio einen Reichthum der Mythologie und eine Heiterkeit der Weltanſchauung wahrgenommen, die den Alten nicht weit nachſtand. Gleichzeitig mit dem Bilderſturm des Proteſtantismus erhob ſich die Renaiſſance. — Andere Vorwürfe wieder beziehn ſich nur auf das Mönchsthum und den Pietismus, welchen die Naturkraft als Sünde giebt. „Bitterkeit gegen das Mönchsweſen," bemerkt Körner ſehr fein, „iſt bei dem Dichter ſehr begreiflich, und in einem dithyrambiſchen Geſang, wo er ſeine Ausdrücke nicht abmißt, kann er zu harten Aeußerungen gegen eine Religion hingeriſſen werden, die nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude iſt. Das erſte Wunder, das von ihrem Stifter erzählt wird, war, daß er die Gäſte bei einer Hochzeit mit Wein verſah."

Das Gedicht veranlaßte Knebel zu einem Aufſatz „über den Polytheismus", den Herder ſehr billigte. „Die Götter ſind von jeher nur aus des Menſchen Bruſt entſtanden. Nachdem in den Menſchen mehr oder weniger ein Gefühl des Unendlichen reizbar wurde, verbunden mit einer lebhaften Sinnlichkeit und etwas Neigung zur Speculation, nachdem wurden auch Götter, und nachdem gaben ſie ihnen ernſtere oder fröhlichere, dunklere oder lichtere Geſtalten, und umhüllten ſie noch mit einem Flor des Seltſamen und Unbegreiflichen ... Das hohe Gemiſch von geiſtigem und ſinnlichem Reiz der Götterwelt, das ſich nur bei dem gleich geiſtig und ſinnlich gemiſchten Daſein der Griechen erhalten konnte, ging verloren; die Menſchen wurden wieder Barbaren ... In den Geiſt des Chriſtenthums wurden habſüchtige politiſche Eigenſchaften gemiſcht, und ſo entſtand jene fürchterliche Zuſammenſetzung von reinem abſtracten Geiſt und roher ſinnlicher Barbarei, und die griechiſchen Künſte wurden höchſtens zu Auszierung von Gebäuden und Bildern für die himmliſchen Barbaren, die wir Heilige nennen, angewendet ... Von dem Alter des Mannes die aufblühende jugendliche Sinnlichkeit wieder verlangen, hieße ein quid pro quo von der Natur fordern. Unſre Denkart kann nie in die Zeiten der Griechen zurückſchwinden. Wir koſten Bacchus' und Venus' Reize und erheitern uns mit ihnen; aber ſie müſſen mit uns zu ſchwätzen wiſſen, ſonſt ſchicken wir ſie in die Geſindeſtube zurück. Als Gottheiten verehren wir ſie nur, ſo lange ſie die Reize des Lebens erhöhen helfen, ſo lange ſie ſich nach unſern Sitten und Umſtänden einrichten. In den metaphyſiſchen Cirkel ſich zu wagen, iſt dieſen artigen Gottheiten ohnehin nie beigekommen."

Urſprünglich hatte Schiller das Gedicht ganz ohne Arg geſchrieben; mehr nach dem Klange als nach dem Sinn; die Aufmerkſamkeit, die es auch von

Seiten des Inhalts erregte, veranlaßte auch ihn zu weiterm Nachdenken. „Der Dichter," schreibt er an Körner, „behandelt niemals das Wirkliche, sondern immer nur das Idealische; er behandelt nie die Moral, nie die Religion, sondern nur diejenigen Eigenschaften von beiden, die er sich zusammendenken will; er vergeht sich also gegen keine von beiden, er kann sich nur gegen die ästhetische Anordnung oder gegen den Geschmack vergehn. Wenn ich aus den Gebrechen der Religion oder der Moral ein schönes übereinstimmendes Ganze zusammenstelle, so ist mein Kunstwerk gut; und ist auch nicht unmoralisch, eben weil ich beide Gegenstände nicht nahm, wie sie sind, sondern wie sie nach Absonderung und neuer Zusammenfügung wurden. Der Gott, den ich in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder das Traumbild des großen Haufens, sondern eine aus vielen gebrechlichen schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt, die Götter der Griechen, die ich ins Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie in eine Vorstellungsart zusammengefaßt. Kurz, ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. seiner eignen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf und keiner andern Forderung unterworfen ist." „Denn," setzt er hinzu, „was schöne Seelen schön empfinden, muß trefflich und vollkommen sein." — Diese wunderliche Theorie hat ein Menschenalter hindurch die Dichtkunst beherrscht! — Schiller selbst versuchte indeß bei der spätern Ausgabe sein Gedicht, nicht nach eignen Schönheitsregeln, sondern nach richtigen Begriffen zu verbessern.

Als natürliche Ergänzung seiner philosophischen Ansichten bot sich ihm die Kantische Moralphilosophie. Reinhold hatte in Jena mit einer Rede „über den Einfluß des Geschmacks auf die Cultur der Wissenschaften und der Sitten" seine Vorlesungen eröffnet; sein Erfolg war glänzend; von Kant erhielt er die theilnehmendsten Briefe; Schiller besuchte ihn zuweilen. — 7. April (eben war Kant's „Kritik der praktischen Vernunft" erschienen) erhielt Schiller von Körner einen „Brief Rafael's an Julius", den er in die Thalia aufnahm. Dieses Schreiben — die Widerlegung aller Metaphysik nach Kantischen Principien — klingt in seiner Altklugheit fast naiv; das Interessante ist nur das Bekenntniß Körner's über seine Pläne mit dem Dichter. — „Alles kam darauf an, Dich auf den Werth des Selbstdenkens aufmerksam zu machen und Dir Zutrauen zu Deinen eignen Kräften einzuflößen. Der Erfolg Deiner ersten Versuche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr dabei beschäftigt als Dein Scharfsinn. Ihre Ahnungen ersetzten Dir schneller den Verlust Deiner theuersten Ueberzeugungen, als Du es vom Schneckengang der kaltblütigen Forschung, die vom Bekannten zum Unbekannten stufenweise fortschreitet, erwarten konntest. Aber eben dies begeisternde

System gab Dir den ersten Genuß in diesem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich sehr, einen willkommnen Enthusiasmus zu stören, der die Entwickelung Deiner trefflichsten Anlagen beförderte. ... Alles zu entfernen, was Dich im vollen Genuß Deines Daseins hindert, den Keim jeder höhern Begeisterung, das Bewußtsein des Adels Deiner Seele in Dir zu beleben, dies ist mein Zweck. ... Das Maß von Größe, wozu Du bestimmt bist, würdest Du nie erfüllen, wenn Du im Streben nach einem unerreichbaren Ziel Deine Kräfte verschwendetest. ... Unter allen Ideen, die in Deinem Aufsatz enthalten sind, kann ich Dir am wenigsten den Satz einräumen, daß es die höchste Bestimmung sei, den Geist des Weltschöpfers in seinem Kunstwerk zu ehren. ... Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst sein. Dem edlern Menschen fehlt es weder an Stoff zur Wirksamkeit, noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu sein. Und dieser Beruf ist der Deinige, Julius. Hast Du ihn einmal erkannt, so wird es Dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die Deine Wißbegierde nicht überschreiten kann." — Von Raphael zu Julius gesprochen, will diese Weisheit nicht viel sagen; im Munde Körner's zu Schiller hat sie aber einen individuellen Sinn. Schiller wird den Conflict in seinem Innern nicht durch Denken, sondern durch Schaffen besiegen: sein Beruf ist nicht die Philosophie, sondern die Kunst, und alle Speculation kann für ihn nur den Zweck haben, ihn im Dichten zu fördern.

Körner war damals in einer seltsamen Stimmung gegen Schiller. Es verdroß ihn, daß er der Poesie untreu werden wollte; daß er an eine prosaische Heirath dachte. „Daß Du bei Deinem Streben nach bürgerlicher und häuslicher Glückseligkeit von den Vortheilen Deiner schriftstellerischen Existenz nicht wenig aufopfern mußt, bin ich überzeugt. Prüfe Dich nun, ob Du diese Opfer nie bereuen würdest, wenn es zu spät wäre." — Je mehr er zu erkennen glaubte, daß es Schiller's Ernst sei, desto bitterer und kälter wurden seine Briefe. Unter diesen Umständen trat ihm Huber wieder näher, der sich jetzt mit Dora verlobte: sie war 4 J. älter als er (geb. 6. März 1760), im Ganzen viel gescheidter und charakterfester. Zu Anfang des Jahres wurde Huber zum kursächsischen Legationsrath in Mainz ernannt, und reiste im Frühling dahin ab.

„Ich weiß sehr gut," schreibt Huber 4. April aus Leipzig an Körner, „was ich Dir bin, und es beschämt mich nicht, daß ich auf gewisse Weise durch das Sinken eines Andern bei Dir gestiegen bin Es ist nichts Neues geschehn, als daß Du zuletzt die verschiedenen Theile meiner geistigen Physiognomie zusammen in ein Ganzes gebracht hast, die vorher nur vereinzelt vor Dir lagen; mein vollständiges Bild in deutlicher Schönheit lebt jetzt

in Dir, und ich werde dabei gewinnen, daß ich so lange dazu gesessen habe, ehe Du es fertig kriegtest."

9. April war er in Weimar bei Schiller. „Ich habe ihn nur im Fluge gesehn," schreibt dieser, „und so, daß wir einander wenig haben genießen können. Mein Senkblei ist bei ihm nicht ganz auf den Grund gekommen. Jetzt drückt die Neuheit seiner Lage noch auf ihn, Gegenwart und Zukunft durchkreuzen sich wunderbar und alle seine Kräfte sind durcheinandergemengt." — Frau v. Kalb war abwesend.

Lottchen war dem Dichter immer näher getreten; sie hatte die Idee, Hofdame zu werden, aufgegeben, und war im Begriff abzureisen. Schiller hatte verabredet, den Sommer in ihrer Nähe zuzubringen. „Sie können sich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und Bergen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich!" schreibt er ihr. „Wie wenig habe ich mir Ihren Aufenthalt zu Nutze gemacht!... Die Tage haben für mich einen schönen Schein, wo ich hoffen darf, Sie zu sehn, und schon die Aussicht hilft mir einen traurigen ertragen.... Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenster, und wie ich heraussehe, sind Sie's. Ich habe Sie gesehn, das ist doch etwas für diesen Tag."— „Sie werden gehn, und ich fühle, daß Sie den besten Theil meiner Freuden mitnehmen.... Meinem hiesigen Umgang mit Ihnen hat Ihre Güte seinen besten Werth gegeben; ich fühle selbst recht gut, wie zusammengebunden und zerknickt ich oft gewesen bin ... Meine Phantasie soll so unermüdet sein, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn sie in den acht Jahren, daß ich sie den Musen verdingt habe, sich nur für dieses Bild geübt hätte.... Sehn will ich Sie vor Ihrer Abreise nicht mehr; Abschiede sind etwas Trauriges."

Nach ihrer Abreise, 11. April: „Man sollte lieber nie zusammengerathen — oder nie mehr getrennt werden. Die Einsamkeit macht jetzt meine Glückseligkeit aus, weil sie mich mit Ihnen zusammenbringt, und mich ungestört bei dem Andenken der vergangenen Freuden und der Hoffnung auf die noch kommendenden verweilen läßt. Was für schöne Träume bilde ich mir für diesen Sommer, die Sie alle wahr machen können. Aber ob Sie es auch wollen? Es beunruhigt mich oft, mein theuerstes Fräulein, wenn ich daran denke, daß das, was jetzt meine höchste Glückseligkeit macht, Ihnen vielleicht nur ein vorübergehendes Vergnügen gab; und doch ist es so wesentlich für mich, zu wissen, ob Sie Ihr eigenes Werk nicht bereuen, ob Sie das, was Sie mir in so kurzer Zeit geworden sind, nicht lieber zurücknehmen möchten, ob es Ihnen angenehm oder gleichgültig ist. Könnte ich hoffen, daß von der Glückseligkeit Ihres Lebens ein kleiner Antheil auf meine Rechnung käme, wie gern entsagte ich manchen Entwürfen für die Zukunft!

wie wenig ſollte es mir koſten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzunehmen!"

2. Mai. „Sie warnen mich, daß ich mir von meinem Aufenthalt bei Ihnen nicht zuviel verſprechen ſoll. Mir iſt in der That vor nichts bange, als daß ich bei allen Beſtrebungen und Wünſchen nichts, gar nichts im Vermögen haben werde, was gegen das Vergnügen, das Ihr Umgang, auch ohne Ihr Zuthun, mir gewährt, in Anſchlag kommen kann. Aber Ihre Warnung erinnert mich, daß es doch wohl möglich ſein könnte, ich ſetze zuviel gute Meinung von mir bei Ihnen ſelbſt voraus. Ich finde wirklich, daß ich bisher, mehr als ich ſollte, an mich ſelbſt dabei gedacht habe, und daß mich die liebliche Vorſtellung Ihrer Freundſchaft gar wohl verleitet haben könnte, ſie als etwas ſchon Erworbenes und Entſchiedenes vorauszuſetzen." — An demſelben Tage ſchreibt er an Schwan in Mannheim: „Alſo ſteh' ich noch bei Ihrer Tochter in einigem Andenken? In der That, ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillſchweigen ſo wenig verdiente."

18. Mai 1788 kam er in Rudolſtadt an,*) die Familie hatte ihm in der Nähe ein Unterkommen beſorgt. „Doch werde ich," beruhigt er Körner, „eine zu nahe Anhänglichkeit an dieſes Haus und eine ausſchließende an irgend eine einzelne Perſon deſſelben ſehr ernſtlich zu vermeiden ſuchen. Es hätte mir etwas der Art begegnen können, wenn ich mich mir ſelbſt ganz hätte überlaſſen wollen. Aber jetzt wäre es gerade der ſchlimmſte Zeitpunkt, wenn ich das bischen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und meine Geſchäfte gebracht habe, durch eine ſolche Diſtraction wieder über den Haufen werfen wollte."

Der Aufenthalt war höchſt genußreich: Vormittags Arbeit, — am Geiſterſeher, am Menſchenfeind, an der niederländiſchen Rebellion — Nachmittags oder Abends Spaziergänge und Lecture in der Familie. — Wieland gratulirte in einem humoriſtiſchen Brief im Voraus. — Die ältere Schweſter trat ihm in dieſen Unterhaltungen faſt näher als Lottchen. Endlich zog er,

*) Vorher waren nach einige Beſuche in Weimar angekommen: Mad. Duſchek aus Prag, die begeiſterte Freundin Mozart's, die mit Wieland in argen Kampf gerieth; ſie beſuchte auch Dresden. Ferner Gleim, der bei Herder wohnte: „bei ſeiner Munterkeit würde man ihn für einen Funfziger halten." Mit Wieland, Herder, Bode, Knebel, Geh. R. Schmidt (Franz's Bruder) wurde nun der alte Bund erneut: „ich höre mit Vergnügen," ſchreibt Schiller, „dieſe alten Kerls von jenen Zeiten ſich unterhalten und ihr burſchikoſes Leben ſich mit Wärme zurückrufen. Bode macht Klopſtock zu einem ebenſo großen Menſchen als Dichter." — Zum halberſtädter Kreis gehörte jetzt auch Tiedge, geb. 14. Dec. 1752 zu Gardelegen, der in Halle die Rechte ſtudirt und ſeit 1781 als Erzieher in der Grafſchaft Hohenſtein gelebt hatte; ein beſonderer Günſtling der Fr. v. d. Recke.

um den Freunden näher zu ſein, ganz in die Stadt. Hier empfing er die Nachricht vom Tode ſeiner alten Wohlthäterin Fr. v. Wolzogen, die 5. Aug., 43 J. alt, ſtarb; der Sohn, der faſt täglich mit Schiller und den Lengefeld's zuſammengeweſen war, reiſte 13. Sept. nach Paris ab, um dort Architektur zu ſtudiren; die Tochter, 22 J. alt, heirathete 30. Sept. einen hildburghauſiſchen Geh. Rath, wobei Schiller als alter Freund und Rathgeber fungirte. Mit den Schweſtern las er jetzt faſt nur die Alten — es war Zeit, daß der Dichter der Götter Griechenlands anfing, ſich um ſeinen Gegenſtand zu kümmern! — Den Homer in der Voſſiſchen Ueberſetzung, den Euripides in der franzöſiſchen Ausgabe des Pater Brumoy, die er ins Deutſche metriſch überſetzte. Die Briefe an die Schweſtern ſtrotzen von homeriſchen Citaten. — „In den nächſten zwei Jahren," ſchreibt er 20. Aug. an Körner, „leſe ich keine modernen Schriftſteller mehr. Keiner thut mir wohl, jeder führt mich von mir ſelbſt ab; nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüſſe. Zugleich bedarf ich ihrer, um meinen eignen Geſchmack zu reinigen, der ſich durch Spitzfindigkeit, Künſtlichkeit und Witzelei ſehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Du wirſt finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten ſehr wohlthun wird."

„Es iſt übrigens nach und nach ein Gemüthszuſtand in mir aufgekommen, der gar nicht wohlthätig auf Dich wirken würde. Herz und Kopf jagen ſich bei mir, ich kann keinen Moment ſagen, daß ich mich meines Lebens freue. Abgeſchiedenheit, äußere Ruhe um mich her und innere Beſchäftigung ſind der einzige Zuſtand, in dem ich noch gedeihe. Ich bin überzeugt, daß ich nicht für die Geſellſchaft tauge, und werfe mir vor, daß ich immer nicht Stärke genug beſeſſen habe, nach dieſer Ueberzeugung zu handeln. Mein Geiſt wirkt mehr im Stillen, im Umgange mit ſich ſelbſt. Seit acht Jahren bin ich ein ſo äußerſt abhängiger Menſch von tauſend Armſeligkeiten geworden, die ich mir nicht vergeben kann; und bin ich nicht Herr meines Schickſals? Du wirſt fragen, was ich denn eigentlich will? Das weiß ich ſelbſt nicht. Aber ich fühle, daß ich noch nicht in dem Element ſchwimme, für das ich eigentlich gehöre."

Von den mitgenommenen Arbeiten beſchäftigte ihn am meiſten die „niederländiſche Rebellion", die in den gleichzeitigen Unruhen ein Gegenbild fand. Er hatte von der L. Z. den eben erſchienenen „Egmont" Goethe's (im 5. B. der Geſ. W., zugleich mit „Claudine" und „Erwin") zur Recenſion erhalten; dies Stück und ſein eigner „Don Carlos" gewannen durch ſeine Studien eine ganz neue Beleuchtung. Die Aufführungen des letztern hatten noch immer geringen Erfolg: „Große Erwartungen," ſchreibt er an Schwan, „habe ich mir überhaupt nicht gemacht; es iſt nicht mehr als billig, daß ſich die

theatraliſche Göttin für die wenige Galanterie, die mich beim Schreiben für ſie beſeelte, an mir gerächt hat. Indeß wenn mein Don Carlos auch ein verfehltes Theaterſtück iſt, ſo halt' ich doch dafür, daß unſer Publicum ihn noch zehnmal wird aufführen ſehn können, ehe es das Gute begriffen und ausgeſchöpft hat, das ſeine Fehler aufwiegen ſoll." Um ihm das Verſtändniß zu öffnen, ſchrieb er in den Mercur (Juli bis Dec.) die „Briefe über Don Carlos" *)

„Es kann mir begegnet ſein, daß ich in den erſten Acten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte, das Werk mußte an den verſchiedenen Schickſalen theilnehmen, die über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen ſind. Carlos ſelbſt war in meiner Gunſt gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgeſprungen war, und Poſa hatte ſeinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem 4. und 5. Act ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzuſtoßen. Ich hätte alſo das Stück entweder ganz unterdrücken müſſen, oder ich mußte die zweite Hälfte der erſten ſo gut anpaſſen als ich konnte." — Es iſt ein Irrthum, die Handlungsweiſe des Marquis aus leidenſchaftlicher Freundſchaft herzuleiten: der Grundzug ſeines Weſens iſt der politiſche Idealismus. — Poſa handelt nicht als Freund, ſondern als Weltbürger, der ſeine Hoffnung auf den künftigen König ſetzt; der Freund mußte die gefahrvolle Liebe zu unterdrücken ſuchen; der Weltbürger nährt und idealiſirt ſie, um der zerrütteten Seele des Prinzen neue Spannkraft zu geben — Carlos iſt das liebgehaltene Inſtrument ſeiner großen Entwürfe, nichts weiter. — Nun tritt er vor den König. „Einem Geiſt, gewohnt, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu geſtalten, jedes Ereigniß in Beziehung auf ſeinen Lieblingszweck ſich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der ſich von dem jetzigen Augenblick machen läßt. Noch iſt es nicht zuſammenhängender Plan; blos dunkle Ahnung, flüchtig aufſteigender Einfall ... Alles was er hoffen konnte bei dem Könige hervorzubringen, war ein mit Demüthigung verbundenes Erſtaunen, daß ſeine große Idee von ſich ſelbſt und ſeine geringe Meinung von Menſchen doch wohl einige Ausnahmen leiden dürfe." Zu ſeiner Ueberraſchung findet er mehr; eine für ſeine Idee empfängliche Gemüthsſtimmung. „Dieſe

*) Jacobi, der ſich erſt ſpäter durch den Don Carlos durchquälte, ſchreibt 2. Oct. 1796 an Humboldt: „Es iſt eins der unnaivſten Producte, die mir vorgekommen ſind. Ein kalter Palaſt, worin die überheizten Oefen riechen. Wie ſich in Schiller Empfindung und Phantaſie zu einander verhalten, kann ich mir noch nicht klar machen, denn der Hang, jene aufzublaſen oder zu übertreiben, beweiſt noch nicht den Ueberfluß an dieſer."

unerwartete Entdeckung giebt dem Stück eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all sein Hoffen übertraf, verirrt er sich auf einen Augenblick bis zu der ausschweifenden Idee, sein Ideal unmittelbar an die Person des Königs anzuknüpfen. Diese Voraussetzung setzt ihn in eine Leidenschaft, die den ganzen Grund seiner Seele eröffnet, alle Geburten seiner Phantasie, alle Resultate seines stillen Denkens ans Licht bringt. In diesem Zustand werden alle Triebfedern sichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung gesetzt haben; es ergeht ihm wie jedem Schwärmer, der von seiner herrschenden Idee überwältigt wird: er kennt keine Grenze mehr. Im Feuer seiner Begeisterung veredelt er sich den König, der mit Erstaunen ihm zuhört, und vergißt sich so weit, Hoffnung auf ihn zu gründen, worüber er in den nächsten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An Carlos wird nicht mehr gedacht."

Er erröthet in den nächsten ruhigen Augenblicken keineswegs; im Gegentheil weist Schiller selbst ganz richtig nach, daß ihm der Gedanke fortwährend durch den Kopf geht, ob es nicht seine Pflicht sei, allenfalls mit Aufopferung des Freundes den König für die Durchführung seiner Ideale zu benutzen. Er entscheidet sich zwar für Don Carlos, aber — er hat gewählt! Er hat sich das Gegentheil als möglich gedacht! Und er entscheidet sich nur unter der Voraussetzung, daß Carlos durchgreifender als Philipp für seine Ideale wirken wird. So sucht Schiller auch sein seltsames Benehmen gegen Carlos zu rechtfertigen, dem er die Hauptsache jener Unterredung nicht blos verschweigt, sondern den er geradezu belügt. — „Posa empfand es recht gut, wie viel seinem Freunde dadurch entzogen worden, daß er den König zum Vertrauten seiner Lieblingsgefühle gemacht hatte. Eben weil er fühlte, daß diese Lieblingsgefühle das eigentliche Band ihrer Freundschaft waren, wie konnte er wagen ihm zu bekennen, daß er dies Palladium veruntraut hätte!" Ausdrücklich setzt Schiller hinzu, daß der Marquis bei den Gründen, die er selber anführt, sein Schweigen zu erklären, nur sich selbst zu hintergehn sucht, weil er sich die eigentliche Ursache nicht zu gestehn wagt. — Schiller übersieht dabei einen Umstand: Posa ist nicht blos untreu gegen seinen Freund, er belügt auch den König, und zwar in einem Punkt, wo dieser glaubt, daß er ihm sein ganzes Herz ausschüttet. Ja das Sonderbarste ist, Schiller glaubt es selbst, und gesteht dem König zu, daß er den Schwärmer am richtigsten beurtheile. — Indem Posa dem König seine Ideale offenbart und ihm versichert, daß er der Erste sei, dem er sie offenbare; es ihm mit so treuherziger Hingebung versichert, daß der König erwidert: ich glaube es, weil ich es weiß! setzt er ausdrücklich hinzu, er sei nicht gefährlich: „die lächerliche Wuth der Neuerung, die nur der Kette Last, die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert, wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert ist meinem Ideal

nicht reif. Ich lebe ein Bürger derer, welche kommen werden.“ — Und in dem Augenblick, wo er mit dem Anſchein eines überquellenden Herzens dies Bekenntniß ablegt, ſteht er in eifriger Correſpondenz mit Oranien und betreibt den Aufſtand in den Niederlanden! Er arbeitet an der Durchführung eines Plans, von dem Alba ſpäter ſagt: er ſei teufliſch, aber wahrhaft göttlich! Kurz er iſt ein vollſtändiger Fiesco.

Der Jeſuitismus der Tugend kann viel rechtfertigen, aber nicht die Heuchelei eines Gefühls, gleichviel gegen wen, und in dieſem Augenblick hegt Poſa ſogar vor dem König, gegen den er heuchelt, eine geheime Achtung. Es iſt unglaublich, daß Schiller dieſe Art der Heuchelei in ſeinem Herzen gebilligt haben ſollte; es muß alſo hier ein Mißverſtändniß obwalten. In des Dichters Phantaſie lebte das Ideal eines thatkräftigen Mannes, oder mit andern Worten, da es ſich um die Vertheidigung der Schwachen gegen die Uebermacht handelt, eines politiſchen Intriganten, der durch Liſt, durch ſchlaue Benutzung der menſchlichen Leidenſchaften die Menſchheit fördert. Daraus entſtanden die Phantaſiebilder des Fiesco, Verrina, Poſa, daraus die Vorſtellung, mit der er ſich zuweilen ſchmeichelte, ſeine Größe als Miniſter zu zeigen. — Er täuſchte ſich über ſich ſelbſt. Er war keine thatkräftige Natur, er war vielmehr wirklich, was Poſa hier von ſich ausſagt: ein Bürger der Geſchlechter, die da kommen werden! Indem er nun ſeinen von der Phantaſie empfangenen politiſchen Intriganten, ſeinen Fanatiker in Feuer ſetzt, geräth er ſelbſt in Feuer: der Dichter drängt den Helden zurück, und aus innerſter Seele kommt das Bekenntniß über ſeine Lippen, das in Poſa's Mund eine unwürdige Heuchelei war. Jener Ausdruck iſt nicht ein ſittlich zu verwerfendes Gefühl, ſondern ein dramatiſcher Fehler.

Die Briefe gehn ebenſowenig von einer fertigen, feſten Lebensanſicht aus als das Drama ſelbſt; je tiefer Schiller über den Charakter ſeines Helden nachdenkt, deſto mehr ſchwindet der ideale Nimbus deſſelben. „Der Charakter des Marquis hätte unſtreitig an Schönheit gewonnen, wenn er gerader gehandelt hätte. Auch geſtehe ich, dieſer Charakter ging mir nahe; aber was ich für Wahrheit hielt, galt mir mehr. Ich halte für Wahrheit: daß Liebe zu einem wirklichen Gegenſtand und Liebe zu einem Ideal ſich in ihren Wirkungen ebenſo ungleich ſein müſſen, als ſie in ihrem Weſen verſchieden ſind; daß der reinſte und edelſte Menſch aus enthuſiaſtiſcher Anhänglichkeit an ſeine Vorſtellung von Tugend und hervorzubringendem Glück ſehr oft ausgeſetzt iſt, ebenſo willkürlich mit den Individuen zu ſchalten, als nur immer der ſelbſtſüchtigſte Despot. Und hier treffe ich mit einer Erfahrung aus der moraliſchen Welt zuſammen: daß die moraliſchen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideal hergenommen ſind, nicht natürlich im Menſchenherzen liegen

und eben darum oft einem schädlichen Mißbrauch ausgesetzt sind. Durch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft soll der Mensch bei seinem moralischen Handeln geleitet werden. Schon allein dieses, daß jedes moralische Ideal doch nie mehr ist als eine Idee, die gleich allen andern Ideen an dem eingeschränkten Gesichtspunkt des Individuums theilnimmt, dem sie angehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allgemeinheit nicht fähig sein kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen pflegt, schon das müßte sie zu einem äußerst gefährlichen Instrument in seinen Händen machen; aber noch weit gefährlicher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur allzuschnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden: Herrschsucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die sie augenblicklich ergreifen und sich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir z. B. die Ordensverbrüderung, die bei Durchsetzung eines von jeder unreinen Beimischung noch so freien moralischen Zwecks nicht unvermerkt wäre fortgerissen worden, sich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen anderer Rechte hintanzusetzen und den willkürlichsten Despotismus zu üben, ohne den Zweck selbst umgetauscht, ohne in den Motiven ein Verderbniß erlitten zu haben. Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfniß der beschränkten Vernunft, sich abzukürzen, ihr Geschäft zu vereinfachen und Individualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu verwandeln; aus dem Bestreben, alles wegzudrängen, was das Spiel unserer Kräfte hindert. Es lag in meinem Plan, eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch ein Beispiel zu bestätigen: — daß man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühl entfernt, um sich zu allgemeinen Abstractionen zu erheben, daß sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens oder dem gegenwärtigen Gefühl von Recht und Unrecht vertraut, als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen hat — denn nichts führt zum Guten, als was natürlich ist." — So hat Kant, ohne es zu wissen, eine gewaltige Dichterkraft bezwungen.

Die Selbstkritik des Idealismus geht aber weiter. Posa handelt nicht blos despotisch; er handelt — romanhaft. — „Schwärmerei und Enthusiasmus berühren einander so nahe, daß sie im Zustand leidenschaftlicher Erhitzung nur allzuleicht überschritten werden kann." — In der Katastrophe hat Posa „den richtigen Gebrauch seiner Urtheilskraft verloren; er ist nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe — er ist also in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiste Licht und die größte Geläufigkeit bei ihm erlangt haben." — „Seine Phantasie ist von Bildern romantischer Größe angefüllt,

die Helden des Plutarch leben in seiner Seele. Was ist natürlicher, als daß der Unwille über sich selbst ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerst suchen läßt, die ihn etwas kosten? Er kann nicht genug eilen, sich aus diesem leidenden Zustand zu reißen, sich die Herrschaft über seine Empfindungen wieder zu verschaffen. Wenn der blos kluge Mensch sein Erstes hätte sein lassen, die Lage von allen Seiten zu prüfen, so ist es im Gegentheil ganz im Charakter des heldenmüthigen Schwärmers, sich diesen Weg zu verkürzen, sich durch irgend eine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens bei sich selbst wieder in Achtung zu setzen."

Genug. — Wie fein dringt diese Analyse in den Kern der Sache ein! Aber freilich gehört sie dem Kritiker an, nicht dem Dichter. Was die Sonde des Kritikers in dem Charakter des Helden findet, war nicht, was die Phantasie des Dichters sich träumte. Der Dichter, der die ersten drei Acte schuf, wurde durch den Enthusiasten verdrängt: der Enthusiast aber folgte instinctartig, wider Willen, dem Gesetz des poetischen Schaffens, das ihn selber widerlegte. Was das Stück als Kunstwerk vernichtet, giebt ihm seinen Platz in der Geschichte der Weltliteratur.

Posa ist eine Schöpfung von 1786; das Gemeingefühl der Welt krystallisirte sich mit all seinen Widersprüchen in dieser Figur. — 1789 trat sie in die wirkliche Geschichte ein, mit den nämlichen Widersprüchen, den nämlichen Illusionen, der nämlichen Einseitigkeit; prophetisch hatten die „kritischen Briefe" 1788 auseinandergesetzt, wozu das Ideal führen müsse. Daß hier aber der — culturhistorische — Mittelpunkt des Stückes zu suchen sei, sprechen die Briefe mit gerechtem Selbstgefühl aus, sie geben zugleich den Schattenriß eines Begriffs, der damals neu entdeckt wurde: einer historischen Tragödie.

„Das große Schicksal eines Staats, das Glück des menschlichen Geschlechts auf viele Generationen herunter, kann nicht wohl Episode zu einer Handlung sein, die den Ausgang einer Liebesgeschichte zum Zweck hat." „Rufen Sie sich eine gewisse Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenstand unsers Jahrzehnts, über die höchstmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Blüte unsere Phantasie in einem der lieblichsten Träume entzückte. Wir schlossen damals mit dem romanhaften Wunsch, daß es dem Zufall in dem nächsten Julianischen Cyklus gefallen möchte, unsere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieser Lebendigkeit in dem erstgeborenen Sohn eines künftigen Beherrschers von — — wieder zu erwecken. Was bei einem ernsthaften Gespräch bloßes Spielwerk war, dürfte sich bei einem solchen Spielwerk, als die Tragödie ist, zu der Würde des Ernstes und der Wahrheit erheben lassen." — „Da mein Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des

Menſchenglücks aus dem Stück gleichſam hervorgehn zu laſſen, ſo war es ſehr an ſeinem Ort, den Schöpfer des Elends neben ihm anzuführen ... Wir ſehen ihn gegen Natur und Menſchheit ankämpfen, die er nicht ganz beſiegen kann, zu ſtolz, ihre Macht zu erkennen, zu unmächtig, ſich ihr zu entziehn; von allen ihren Genüſſen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schreckniſſen verfolgt; herausgetreten aus ſeiner Gattung, um als ein Mittelding von Geſchöpf und Schöpfer — unſer Mitleid zu erregen. Wir verachten dieſe Größe, aber wir trauern über ſeinen Mißverſtand, weil wir ſelbſt aus dieſer Verzerrung noch Züge von Menſchheit herausleſen, die ihn zu einem der Unſrigen machen, weil er blos durch die übriggebliebenen Reſte der Menſchheit elend iſt."

„Ich bin weder Illuminat noch Maurer: aber wenn beide Verbrüderungen einen moraliſchen Zweck miteinander gemein haben, und wenn dieſer Zweck für die menſchliche Geſellſchaft der wichtigſte iſt, ſo muß er mit demjenigen, den Poſa ſich vorſetzte, wenigſtens ſehr nahe verwandt ſein. — Es ſchien mir eines Verſuchs nicht ganz unwerth, Wahrheiten, die jedem, der es gut mit ſeiner Gattung meint, die heiligſten ſein müſſen und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wiſſenſchaft waren, in das Gebiet der ſchönen Künſte herüberzuziehn, mit Licht und Wärme zu beſeelen und als lebendig wirkende Motive, in das Menſchenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampf mit der Leidenſchaft zu zeigen."

Gleichzeitig mit dieſen Briefen erſchien die Geſchichte der niederländiſchen Rebellion, ſoweit ſie überhaupt fertig wurde. Am Schluß der Vorrede ſagt Schiller: „Daß es nicht in meiner Macht geſtanden hat, dieſe reichhaltige Geſchichte ganz, wie ich es wünſchte, aus ihren erſten Quellen zu ſtudiren, ſie unabhängig von der Form, in welcher ſie mir von dem denkenden Theil meiner Vorgänger überliefert war, neu zu erſchaffen und mich dadurch von der Gewalt frei zu machen, welche jeder geiſtvolle Schriftſteller mehr oder weniger gegen ſeine Leſer ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Inhalt überzeuge. So aber hätte aus einem Werk von etlichen Jahren (?) das Werk eines Menſchenalters werden müſſen. Meine Abſicht bei dieſem Verſuch iſt mehr als erreicht, wenn er einen Theil des leſenden Publicums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geſchichte hiſtoriſch treu geſchrieben ſein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leſer zu ſein, und wenn er einem andern das Geſtändniß abgewinnt, daß die Geſchichte von einer verwandten Kunſt etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden." — Am ſchwächſten iſt Schiller in der Einleitung, wo er weit ausholt und die Unſicherheit ſeiner Kenntniß durch Redewendungen

zu verſtecken ſucht, die viel zu ſagen ſcheinen, und doch im Grunde leer ſind; je mehr er ſich in den Ereigniſſen zurechtfindet, deſto mehr Haltung gewinnt ſeine Darſtellung. Zu einer pragmatiſchen Geſchichte wie zu einer epiſchen Ausmalung der Zuſtände fehlt ihm die Kenntniß der Acten, die Localfarbe, kurz alles Detail. Er mußte ſich darauf beſchränken, was auch dem Dichter des Don Carlos am nächſten lag, die ſittlichen Gedanken kräftig hervorzuheben und die handelnden Perſonen anſchaulich zu zeichnen. In Bezug auf das Erſte iſt er noch ganz Marquis Poſa, der Weltbürger, dem Freiheit und Humanität das Höchſte iſt und der ſich daher ebenſo gegen den Despotismus und den Glaubensdruck wie gegen die Exceſſe des Pöbels und die Grübelei unbeſchäftigter Theologen empört. Man hat ſich ſpäter bemüht, vielſeitiger und objectiver zu ſein, indeß hat der geſunde Menſchenverſtand zuletzt ſeine Rechte behauptet, und gelehrte Forſcher ſind zu dem Standpunkt Schiller's zurückgekehrt. — Noch näher lag dem Dramatiker das pſychologiſche Intereſſe, welches ohnehin durch die ganze Richtung der Zeit begünſtigt wurde. Beide Zwecke, der moraliſche wie der pſychologiſche, legten, wo es an einer gründlichen Kenntniß der Thatſachen fehlte, rhetoriſche Wendungen nahe, und auch das war im Geſchmack der Zeit. Wenn aber Schiller die Fehler der damaligen Periode theilt, ſo weiß er mitunter glänzende Vorzüge daraus zu machen. Schon im Don Carlos wird man der Charakteriſtik König Philipp's mit großem Intereſſe folgen; in der Geſchichte geht dieſe viel tiefer ein, und wenn Schiller ſeiner Einbildungskraft zuweilen zu viel Freiheit verſtattet, ſo hat er doch eine wunderbare Divination. Man kann die Jämmerlichkeit der ſpaniſchen Bigotterie nicht geiſtvoller und erſchöpfender ſchildern, als Schiller gethan. Auch die Portraits von Oranien, Egmont und den andern weniger bedeutenden Figuren ſind in ihrer Art vortrefflich, und es charakteriſirt Schiller im Gegenſatz zu Goethe, daß bei ihm Egmont als Schwächling gegen Oranien ſehr in den Hintergrund tritt.

Die gleichzeitige Recenſion des Goethe'ſchen Egmont iſt keineswegs blos äſthetiſch gemeint: Schiller verlangt vom Helden, er ſolle ſein Schickſal aus ſeinem Willen ſchöpfen, mit Ernſt wollen und die Verantwortlichkeit übernehmen. Goethe zeigt in ſeinem Helden nur die ſchöne Humanität; „dem Erhabnen ſcheint er ſo ſorgfältig aus dem Wege gegangen zu ſein, daß er ihm eine Menſchlichkeit über die andere beilegt, um ihn ja zu uns herabzuziehn; daß er ihm nicht einmal ſoviel Größe und Ernſt übrig läßt, als unumgänglich nöthig iſt, dieſen Menſchlichkeiten tragiſches Intereſſe zu verſchaffen. Wir ſind nicht gewohnt, unſer Mitleid zu verſchenken.“ Die hiſtoriſche Genremalerei des Stücks erkennt der junge Geſchichtſchreiber mit warmem Lob an, dagegen tadelt er den opernhaften Ausgang, daß die reine Menſchlichkeit in

den Winkelzügen der allgemeinen Politik zu Grunde geht, zu dieſem Dogma kam Schiller erſt ſpäter, und auch da nur vorübergehend.

Gerade als Schiller dieſe, bei aller Anerkennung ſehr ſcharfe Kritik ſchrieb, ſollte er den Dichter perſönlich kennen lernen.

Goethe's italieniſche Reiſe kennt jeder; um ſeine Stimmung nicht gar zu auffallend zu finden, ſollte man Heinſe's Briefe aus den J. 1780 bis 1783 vergleichen, der ſich über italieniſche Glückſeligkeit noch viel überſchwänglicher ausdrückt. — Als Goethe 9. Sept. 1786 über den Brenner kam, athmete er auf, wie wenn er aus einem Lazareth zum erſten Mal unter den freien Himmel träte. Alles gefiel ihm, ſelbſt das Unſchöne, wenn es nur ungenirt geſchah. „Ich laſſe mir's gefallen, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre, und nun von einer Grönlandsfahrt zurückkäme.“ „Wie froh bin ich, daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird.“ Die burleske Art, wie bei dieſem ſinnlichen Volk die ernſthafteſten Angelegenheiten zur Komödie gemacht werden, erregt ihm inneres Behagen. Mit Befriedigung zeichnet er den Rath eines wunderlichen Bologneſers auf: „Wozu denken? Der Menſch ſoll nicht denken, im Denken wird man nie alt! Der Menſch muß ſich nicht auf eine einzige Sache heften, da wird er toll: man muß tauſend Sachen, eine Confuſion im Kopf haben!“ Und halb launig halb ernſt fügt er ſelber hinzu: „man verdient wenig Dank von den Menſchen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen ſelbſt geben, ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daſeins zum Geſicht bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Mährchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen forthelfend ſie verſchlechtert, da iſt man ihr Mann.“

28. Sept. iſt er in Venedig; er widmet der Kunſt ernſte Aufmerkſamkeit. „Es iſt offenbar, daß ſich das Auge nach den Gegenſtänden bildet, die es von Jugend auf erblickt, und ſo muß der venetianiſche Maler alles heiterer anſehn als andere Menſchen. Wir, die wir auf einem bald ſchmutzkothigen, bald ſtaubigen, farbloſen, die Widerſcheine verdüſternden Boden, und vielleicht gar in engen Gemächern leben, können einen ſolchen Frohblick aus uns ſelbſt nicht entwickeln.“ „Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung ſind die meiſt unſinnigen Gegenſtände der Bilder: man iſt immer auf der Anatomie, dem Rabenſtein, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie ein gegenwärtig Intereſſe, immer etwas phantaſtiſch von Außen Erwartetes. Da iſt nichts, was einen menſchlichen Begriff gäbe! Der Glaube hat die Künſte wieder hervorgebracht, der Aberglaube hingegen iſt

Herr über sie geworden und hat sie abermals zu Grunde gerichtet." Bei allem Leichtsinn, sobald er die römischen Fratzen des Cultus sieht, regt sich in ihm die „protestantische Erbsünde". — Reinen Eindruck machen ihm nur die Denkmale der Alten. „Immer derselbe große Sinn! Was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben, und kann nicht groß sein und nicht groß werden." „Diese herrlichen Bauten sind freilich etwas anderes als unsere kauzenden, über einander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas andres als unsere Tabakspfeifen-Säulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken; diese bin ich nun, Gott sei Dank! auf ewig los."

29. Oct. kommt er in Rom an. „Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht." Hier geht das ernstliche Studium der Kunst an: drei Künstler, Angelika Kaufmann, Tischbein, Heinrich Meyer aus Zürich, nehmen ihn in Schule. Mit Rührung liest er Winckelmann's Briefe. „Der gemeinste Mensch wird hier zu etwas, wenigstens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in sein Wesen übergeht." „Und doch ist das alles mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von Innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was rechts zu lernen, daß ich aber so weit in die Schule zurückgehn, daß ich durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich." „Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat. Ja es ist zugleich mit dem Kunstsinn der sittliche, welcher große Erneuerung leidet." „Meine Existenz hat einen Ballast bekommen, der ihr die gehörige Schwere giebt; ich fürchte mich auch nicht mehr vor den Gespenstern, die so oft mit mir spielten." — „Daß ich mir in meinen Briefen zuweilen widerspreche, ist mir selbst wahrscheinlich, denn ich werde von ungeheuern Mächten hin und wieder geworfen, und da ist es wohl natürlich, daß ich nicht immer weiß, wo ich stehe."

„Auch die römischen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen wollte, alles drängt sich heran. Wie mir's in der Naturgeschichte erging, geht es auch hier, denn an diesen Ort knüpft sich die ganze Geschichte der Welt. Die Geschichte liest sich von hier aus ganz anders als an jedem Ort der Welt. Anderwärts liest man von Außen hinein, hier glaubt man von Innen heraus zu lesen, es lagert sich alles um uns her und geht wieder aus von uns. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weser und bis an den Euphrat

begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe ſein will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten; indeſſen habe ich mich von Korn- und Geldſpenden genährt und nehme behaglich Theil an aller dieſer Herrlichkeit." Wie wenig konnte ihm Herder genügen, der in dem neuen Band ſeiner „Ideen", nachdem er Morgenland und Hellas mit ſchöner Wärme geſchildert, die ganze römiſche Geſchichte als wüſte Feindin der Humanität mit einem wahren Fanatismus des Haſſes darſtellte.

Nachdem er zu Rom noch das Carneval angeſehn, ging Goethe 22. Febr. 1787 nach Neapel, wo der Maler Hackert ſich ſeiner Kunſtſtudien annahm. Zwiſchen eine üppige Natur und die wilden Verwüſtungen unterirdiſchen Feuers geſtellt, „wünſcht man zu denken und fühlt ſich dazu ungeſchickt. Indeß lebt der Lebendige luſtig fort. Unbegrenzter Blick über Land, Meer und Himmel, zurückgerufen in die Nähe einer liebenswürdigen jungen Dame, Huldigungen anzunehmen gewohnt und geneigt." — Er freut ſich, wie die luſtigen Damen ſelbſt das Fürchterliche poſſenhaft aufzufaſſen verſtehn; wie hart neben der Bigotterie die ausſchweifende Frivolität ſteht; er vertieft ſich in die Poeſie des Widerſpruchs. Der humoriſtiſche Heilige Filippo Neri und der wilde Künſtler Benvenuto Cellini beſchäftigen ſeine Einbildungskraft. „Ich mag von meinem Leben keine Beſchreibung machen, es ſieht gar zu luſtig aus. Es ſieht einem Jugendtraum völlig ähnlich; wir wollen ſehn, ob ich beſtimmt bin ihn zu genießen, oder zu erfahren, daß auch dieſes, wie ſo vieles andere, nur eitel iſt. — Lebt wohl und vergnügt, und wenn es euch weh werden will, ſo fühlt nur recht, daß ihr beiſammen ſeid und was ihr einander ſeid, indeß ich, durch eignen Willen exilirt, mit Vorſatz irrend, zweckmäßig unklug, überall fremd und überall zu Hauſe, mein Leben mehr laufen laſſe als führe, und auf alle Fälle nicht weiß, wo es hinaus will."

„Ich will nicht ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition iſt. Von Jugend auf war mir dies mein Trieb und meine Plage, jetzt will ich wenigſtens das Erreichbare erreichen, da ich ſo lange verdient und unverdient das Schickſal des Siſyphus und Tantalus erduldet habe. Was ſchön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eignen Augen ſehn und erkennen." — Eine Fahrt nach Sicilien, April 1787, ſchließt ihm die Geheimniſſe der griechiſchen Dichtung auf. „Nun erſt iſt mir die Odyſſee ein lebendiges Wort, mir iſt wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beſchreibungen, Gleichniſſe kommen uns poetiſch vor, und ſind doch unſäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erſchrickt."

Es ſind das alles nur abgeriſſene Blätter aus dem wunderholden Kranz der italieniſchen Briefe. Wenn die Reiſe keine andere Frucht getragen hätte, ſo wäre das ſchon ein überreicher Gewinn: es iſt das reine, ſachliche und

doch von dem Duft der innigſten Empfindung durchſtrömte Anſchauen. Freilich empfindet man heraus, wie ſehr er dem deutſchen Volk, ſeinem Glauben und ſeinen Sitten entfremdet wurde.*)

6. Juni 1787 war er wieder in Rom und entſchloß ſich, ſeinen Aufenthalt zu verlängern. „Ich habe immer neue Gedanken, und da die Gegenſtände um mich tauſendfach ſind, ſo wecken ſie mich bald zu dieſer bald zu jener Idee. Von vielen Wegen rückt alles gleichſam auf einen Punkt zuſammen, ja ich kann ſagen, daß ich nun Licht ſehe, wo es mit mir und meinen Fähigkeiten hinaus will; ſo alt muß man werden, um nur einen leidlichen Begriff von ſeinem Zuſtand zu haben.“ — Es war der alte Jugendirrthum, den er wieder aufnahm, bildender Künſtler zu werden. — „Die Künſtler belehren mich gern, denn ich faſſe geſchwind. Nun iſt aber das Gefaßte nicht gleich geleiſtet, etwas ſchnell zu begreifen iſt ja ohnehin die Eigenſchaft des Geiſtes, aber etwas recht zu thun, dazu gehört die Uebung des ganzen Lebens. Und doch ſoll der Liebhaber, ſo ſchwach er auch nachſtrebt, ſich nicht abſchrecken laſſen.“ „Ich habe mich in eine zu große Schule begeben, als daß ich geſchwind wieder aus der Lehre gehn dürfte. Meine Kunſtkenntniſſe, meine kleinen Talente müſſen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden, ſonſt bring' ich euch wieder einen halben Freund zurück, und das Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen geht von neuem an.“

„Ich habe dieſe Zeit recht zwei meiner Capitalfehler, die mich mein ganzes Leben gepeinigt haben, entdecken können. Einer iſt, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte, lernen mochte. Daher iſt gekommen, daß ich mit ſo viel natürlicher Anlage ſo wenig gemacht und gethan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geiſtes gezwungen, gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten, oder wenn ich eine Sache gut und mit Ueberlegung machen wollte, war ich furchtſam und konnte nicht fertig werden. Der andre iſt, daß ich nie ſoviel Zeit auf eine Arbeit wenden mochte, als dazu erfordert wird. Da ich die Glückſeligkeit genieße, ſehr viel in kurzer Zeit denken und combiniren zu können, ſo iſt mir eine ſchrittweiſe Ausführung unerträglich. Nun wäre Zeit ſich zu corrigiren. Ich bin im Land

*) „Iſt es Ihnen nicht aufgefallen,“ ſchreibt Tieck an Solger, „wie dieſes herrliche Gemüth eigentlich aus Ueberdruß ſich einſeitig ins Alterthum wirft und recht vorſätzlich nicht rechts und nicht links ſieht? . . . Und wahrlich doch nur, weil alles in ihm, wie in einem Dichter ſo leicht, noch nicht die höchſte Reife und Ruhe erlangt hatte, weil ſeine Ungeduld eine Außenwelt ſuchte, und nur das geträumte Alterthum ihm als die geſuchte Wirklichkeit erſchien . . . Er vergißt, daß unſere Sehnſucht nach dem Untergegangenen, wo keine Gegenwart uns mehr ſtören kann, dieſe Fragmente verklärt und in die reine Region der Kunſt hinüberzieht.“

der Künſte, laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unſer übriges Leben Ruh und Freude haben, und an was Anderes gehn können."

Es war nicht allein die Kunſt, die ihn abſorbirte. „Es iſt ein wahres Unglück," ſchreibt er 17. April 1787 aus Palermo an Herder, „wenn man von vielerlei Geiſtern verfolgt und verſucht wird! Heute früh ging ich mit dem feſten, ruhigen Vorſatz, meine dichteriſchen Träume fortzuſetzen, nach dem öffentlichen Garten; allein eh' ich mich's verſah, erhaſchte mich ein anderes Geſpenſt, das mir dieſer Tage nachgeſchlichen. Die vielen Pflanzen, die ich ſonſt nur hinter Glasfenſtern zu ſehn gewohnt war, ſtehn hier froh und friſch unter freiem Himmel. Im Angeſicht ſo vielerlei neuen und erneuten Gebilds fiel mir die alte Grille wieder ein: ob ich nicht unter dieſer Schaar die Urpflanze entdecken könnte? Geſtört war mein guter Vorſatz, der Garten des Alcinous war verſchwunden, ein Weltgarten hatte ſich aufgethan. Warum ſind wir Neuern doch ſo zerſtreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!" Und aus Neapel 17. Mai: „Ich muß Dir vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organiſation ganz nahe bin, und daß es das einfachſte iſt, was nur gedacht werden kann. Unter dieſem Himmel kann man die ſchönſten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim ſteckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden, alles Uebrige ſeh' ich auch ſchon im Ganzen. Die Urpflanze wird das wunderlichſte Geſchöpf von der Welt, um welches mich die Natur ſelbſt beneiden ſoll. Mit dieſem Modell und dem Schlüſſel dazu kann man alsdann Pflanzen ins Unendliche erfinden, die conſequent ſein müſſen, d. h. die, wenn ſie auch nicht exiſtiren, doch exiſtiren könnten, und nicht etwa maleriſche oder dichteriſche Schatten und Scheine ſind, ſondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Daſſelbe Geſetz wird ſich auf alles übrige Lebendige anwenden laſſen." — „Es war mir aufgegangen," erzählt er ſpäter, „daß in dem Blatt der wahre Proteus verborgen liegt, der ſich in allen Geſtaltungen verſteckt und offenbart. Vorwärts und rückwärts iſt die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keim ſo unzertrennlich vereint, daß man eins ohne das andere nicht denken darf. Einen ſolchen Begriff zu faſſen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden, iſt eine Aufgabe, die uns in einen ziemlich ſüßen Zuſtand verſetzt, und man wird begreifen, daß ich von einem ſolchen Gewahrwerden wie von einer Leidenſchaft ergriffen wurde. Trotzdem war an kein geregeltes Studium zu denken, und ich habe in meinem Leben nicht leicht mühſamer beſchäftigte Tage zugebracht."

Unter all dieſen Störungen ſollte nun die letzte Hand an die unvollendeten dichteriſchen Werke gelegt werden. „Es iſt ein wunderlich Ding, ſo ein Summa Summarum ſeines Lebens zu ziehn. Wie wenig Spur bleibt

doch von einer Exiſtenz zurück!" „Ich kann wohl ſagen, es iſt kein Buchſtabe darin, der nicht gelebt, empfunden, genoſſen, gelitten, gedacht wäre, und ſie ſprechen mich nun alle deſto lebhafter an." Aber vieles wehte ihm auch fremd aus dieſen vergilbten Papieren entgegen: der Geiſt der Sehnſucht, der Geiſt des ſpiritualiſtiſchen Trotzes. „Meine titaniſchen Ideen waren nur Luftgeſtalten, die einer ernſteren Epoche vorſpukten." — Auch der beſte und klügſte Menſch iſt doch ſtets in der Lage, die gegenwärtige Bildung zu überſchätzen!

„Egmont" wurde zuerſt fertig; dann „Künſtlers Erdenwallen" und andere Kleinigkeiten. Was Goethe in Italien an der Iphigenie gethan, hat er ſelbſt und haben nach ihm Andere überſchätzt. Das Stück war fertig, er hat nur die Jamben ausgefeilt, und darin bleibt manches zu wünſchen. Die weimarer Freunde wollten den Unterſchied der neuen Bearbeitung nicht recht herausfinden, ſie waren auch nicht mit allen Aenderungen einverſtanden. Angelika, der er das Stück vorlas, war ſehr gerührt. Im Ganzen paßte es mit ſeinem jungfräulich ſittlichen Inſtinct, ſeiner ſeelenvollen Schüchternheit wenig zu der heitern Farbenpracht, die er in Italien genießen lernte. Die Hexenküche im Fauſt, die er dort machte, iſt weit italieniſcher. Die Idee einer nach Delphi verlegten Fortſetzung der Iphigenie, war ein entſchiedener Mißgriff. — Mehr möchte man bedauern, daß die Nauſikaa nicht zur Ausführung kam. „Die einfache Fabel ſollte durch das Meer- und Inſelhafte des Tons erfreulich werden." „Es war in der Compoſition nichts, was ich nicht aus eigner Erfahrung nach der Natur hätte ausmalen können: — ſelbſt auf der Reiſe, ſelbſt in Gefahr, Neigungen zu erregen, die, wenn ſie auch kein tragiſches Ende nehmen, doch ſchmerzlich genug, gefährlich und ſchädlich werden können; ſelbſt in dem Fall, in einer ſo großen Entfernung von der Heimath, Lebensvorfälle mit lebhaften Farben auszumalen, von der Jugend für einen Halbgott, von geſetzteren Perſonen für einen Aufſchneider gehalten zu werden."

Ein zartes Liebesabenteuer kam dazu, eine ſchöne Mailänderin. „Bald empfand ich auf die wunderſamſte Weiſe, daß meine Neigung ſich ſchon entſchieden hatte, blitzſchnell und eindringlich genug, wie es einem müßigen Herzen zu gehn pflegt, das in ſelbſtgefälligem ruhigen Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünſcht, und das nun auf einmal dem Wünſchenswertheſten unmittelbar nahe kommt." — Er erfährt, daß ſie Braut iſt. — „Es iſt nicht nöthig auszuſprechen, welch Entſetzen mich ergriff. Doch hatte ich Jahre und Erfahrungen hinreichend, um mich, obwohl ſchmerzhaft, doch auf der Stelle zuſammenzunehmen. Gar bald legte ſich das Verhältniß in meinem ſoviel beſchäftigten Gemüth wieder zurecht, und zwar auf eine ſehr anmuthige

Weiſe." — Einige Zeit darauf geht die Verlobung auseinander, ſie verfällt in ein lebensgefährliches Fieber. Als er ſie wieder ſieht, „ſchienen ihre Augen friſcher und glänzender mich anzuſehn, mit einer Freudigkeit, die mich bis ins Innerſte durchdrang." — Es kommt endlich zum Abſchied. „Eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich ſchnell alle Momente unſers zarten Verhältniſſes mir wieder vorzurollen gedrängt war. Den Gang des anmuthigſten Geſprächs, das von allen Feſſeln frei, das Innere zweier ſich nur ſelbſtbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Erzählung; es war ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch inneren Drang abgenöthigtes Schlußbekenntniß der unſchuldigſten und zarteſten wechſelſeitigen Gewogenheit, das mir nie aus Sinn und Seele gekommen iſt." — — Sie war doch nun frei; was hielt ihn zurück? —

Was ihn endlich zur Rückreiſe beſtimmte, war die Nachricht, die Herzogin Mutter wolle nach Italien kommen und ſich von ihm herumführen laſſen. Das war er nicht gemeint. „Mit fremden Menſchen hatte ich mich, zum erſten Mal ſeit langer Zeit wieder friſch des humanen Zuſtands erfreut: da ein geſchloſſener heimathlicher Kreis, ein Leben unter völlig bekannten Perſonen uns am Ende in die wunderlichſte Lage verſetzt. Durch wechſelſeitiges Dulden und Tragen, Theilnehmen und Entbehren ein gewiſſes Mittelgefühl von Reſignation, daß Schmerz und Freude, Verdruß und Behagen ſich in herkömmlicher Gewohnheit wechſelſeitig vernichten; daß man zuletzt, im Streben nach Bequemlichkeit, weder dem Schmerz noch der Freude ſich mit freier Seele hingeben kann." — In ſeinen damaligen Briefen war die Freude, die alten geprüften Freunde zu ſehn, nur mäßig ausgeſprochen, der Schmerz des Loslöſens dagegen kaum verheimlicht. So an Herder, 25. Dec. 1787: „In den ſchweigenden, zurücktretenden Zuſtand (vor der Reiſe) mag ich einen Feind nicht wünſchen, und wie ſonſt für krank und bornirt gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke alſo, thue, wirke das Beſte für mich, und erhalte mir mein Leben, das ſonſt, ohne Jemand zu nützen, zu Grunde geht. Ich bin dies Jahr moraliſch ſehr verwöhnt worden. Ganz abgeſchnitten von der Welt, habe ich eine Zeit lang allein geſtanden: nun hat ſich wieder ein enger Kreis von Menſchen um mich gezogen, die alle gut ſind, alle auf dem rechten Wege, und das iſt nun das Kennzeichen, daß ſie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, je mehr ſie denkend und handelnd auf dem rechten Wege ſind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldſam gegen Alle, die auf ihrem Wege ſchlendern oder irren, und doch für Boten und Reiſende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib' ich's ſo lange, bis ſie ſich von mir ſcheiden." — „Meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich ſehe nichts, wenn

man mich vor eine Mauer ſtellt.“ „Mir iſt aufgefallen, daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreis, auch der Aermſte, der Geringſte ſich empfindet, und an einem kleinen Ort der Beſte ſich nicht empfinden, nicht Athem ſchöpfen kann.“

6. Febr. 1788. „Ich bin ſtill und jedem Ruf bereit und ergeben. Zur bildenden Kunſt bin ich zu alt, ob ich alſo ein bischen mehr oder weniger pfuſche, iſt eins. Mein Durſt iſt geſtillt, auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums, mein Genuß iſt friedlich und genügſam.“ Gleich darauf ſetzte er dem Herzog ſeine Wünſche auseinander. „Mein Verhältniß zu den Geſchäften iſt aus meinem perſönlichen zu Ihnen entſtanden; laſſen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach ſo manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehn. Ich darf wohl ſagen, ich habe in dieſer anderthalbjährigen Einſamkeit mich ſelbſt wiedergefunden: als Künſtler! Was ich ſonſt noch bin, werden Sie beurtheilen und nützen. Sie haben durch Ihr fortdauernd wirkendes Leben jene fürſtliche Kenntniß, wozu die Menſchen zu gebrauchen ſind, immer mehr erweitert und geſchärft; dieſer Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. — Wie Sie mich bisher getragen, ſorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich ſelbſt kann, als ich wünſchen und verlangen darf. Ich habe ein großes und ſchönes Stück Welt geſehn, und das Reſultat iſt, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun laſſen, was Niemand als ich kann, und das Uebrige Andern auftragen.“

11. April 1788 wurde dem Geh. R. Schmidt das Präſidium der Kammer übertragen; der Ehrenvorſitz blieb, ſo oft er wollte, Goethe vorbehalten. „Es wird Goethe ſchwer, Italien zu verlaſſen,“ ſchreibt Knebel 18. April an ſeine Schweſter, „und ich fürchte, daß er ſich ſobald nicht wieder an deutſche Luft gewöhnen möchte. Freilich iſt's ja in Deutſchland überall ſchlecht, und die Luft wäre noch am erſten zu ertragen. Aber unſer elendes Reichsſyſtem, Vorurtheile aller Art, Dumpfheit, Plumpheit, Ungefühl, Unart, Ungeſchmack und Unſinn, Stolz und Armuth, das ſind Dinge, die noch ſchlimmer ſind, als die ſchlimmſte Luft ... Das Seinſollen, mit deutſcher Armuth und Elend, iſt mir am Hof und in der Stadt nachgerade unerträglich. Halbheit richtet jeden ehrlichen Charakter zu Grunde.“

Mit ſchwerem Herzen riß ſich Goethe 22. April von Rom los „Dieſe Hauptſtadt der Welt, deren Bürger man eine Zeit lang geweſen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlaſſen, giebt ein Gefühl, das ſich durch Worte nicht überliefern läßt. Immer und immer wiederholte ich mir Ovid's Elegie, die er dichtete, als die Erinnerung eines ähnlichen Schickſals ihn bis ans Ende

der bewohnten Welt verfolgte. Bald war ich genöthigt, sie meiner Lage anzueignen; doch scheute ich mich auch nur eine Zeile zu schreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden. Ich mochte beinah nichts ansehn, um mich in dieser süßen Qual nicht stören zu lassen."

18. Juni 1788 kam er in Weimar an. Hof und Gesellschaft drängten sich um ihn, von dem gelobten Lande zu hören. Aber der Enthusiasmus, mit dem er es that, seine Klagen über den Verlust beleidigten; bald wurde auch er einsilbig. „Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heitern Himmel mit einem düstern zu vertauschen; die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehn, brachten mich zur Verzweiflung." „Ich bin hier fast ganz allein. Jedermann findet seine Convenienz, sich zu isoliren, und mir geht es nun gar wie dem Epimenides nach seinem Erwachen." An italienische Sitten gewöhnt, sah er in den besten Menschen kleinbürgerliche Beschränktheit. Er hatte gelernt, das Sinnliche auf antike Weise zu genießen und darzustellen, nicht mehr im Farbenreiz schüchterner Empfindung, sondern in plastischer Nacktheit. Er hatte Jugendfrische und ungezwungene Natur empfunden. Nun wurde er gewahr, daß die geliebte Freundin, die er gleichsam zum ersten Mal mit Künstleraugen anschaute, über 45 J. alt sei. Im Uebrigen hatte sie sich wohl nicht verändert: „sie ist," schreibt Knebel in jenen Tagen an seine Schwester, „unter allen diejenige, von der ich am meisten Nahrung für mein Leben ziehe. Reines, richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser, leichter Disposition haben sie bei eignem Fleiß und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äußerst feinen Wißbegierde zu Statten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zu Stande kommen dürfte. Sie ist ohne alle Prätension und Ziererei, gerad, natürlich, frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, nimmt an allem Vernünftigen theil und an allem Menschlichen, ist wohlunterrichtet und hat seinen Tact. . . . Sie ist eine gar seltene gute Frau, und lebt eigentlich blos in der Klarheit, die ihr bei ihrer reizbaren, feinen Natur schon die Stelle der Wärme vertritt. Sie lebt eigentlichst im Verstand, und hat doch so gar keine Prätension von Verstand."

Gerade vor einem Jahr, als der Dichter der „Räuber" in Weimar ankam, hatte sich ihm eine närrische Figur vorgestellt, Vulpius, geb. 1762, Verfasser verschiedener Räuberromane. Er lebte in dürftigen Verhältnissen. Seine Schwester Christiane, ein hübsches frisches Mädchen, stellte sich 13. Juli 1788 Goethe vor, bat um Unterstützung und fand Beifall. Die Freunde in Rom und Neapel hatten ohne Arg hübsche frische Mädchen im

Hauſe gehabt. Chriſtiane hatte zierliche Füße und ſchwellende Lippen, ſie ſprach nicht über Ideale und Aeſthetik, aber gern hörte ſie zu, wenn ihr Goethe von der Metamorphoſe der Pflanzen erzählte, während die Andern vor ſolchen Geſprächen entwichen. Gewiß verſtand ſie wenig vom Organismus, aber es ließ ihr gut, wenn ſie hörte; ſie half ihm Pflanzen ſuchen. Sie hatte manche Fehler, aber ſie gehörte doch nicht zur guten Geſellſchaft, die „zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit giebt". Er hatte die große Gabe, ſich die Geſchöpfe zu idealiſiren; dabei hatte ſie etwas Eignes. — Im ſpätern Alter ſoll er einmal geäußert haben, ſie ſei nun ſchon ſo lange um ihn, und doch merke man es ihr nicht an: aber gerade das gefalle ihm. — Durch die gute Geſellſchaft ging die Begebenheit wie ein Lauffeuer, Frau v. Stein erfuhr es wohl nicht zuletzt. „Gern will ich alles hören," ſchreibt Goethe an dieſe 20. Juli, „was Du mir zu ſagen haſt, ich muß nur bitten, daß Du es nicht zu genau mit meinem jetzt ſo zerſtreuten, ich will nicht ſagen zerriſſenen Weſen nehmeſt. Dir darf ich ſagen, daß mein Inneres nicht iſt wie mein Aeußeres." — „Ich will ſo fortleben wie ich kann, ob es gleich eine ſonderbare Aufgabe iſt. Der trübe Himmel verſchlingt alle Farben. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, ich fürchte mich vor Erde und Himmel, und befinde mich nirgend wohl als in meinem Stübchen; da wird ein Kaminfeuer angemacht und es mag regnen wie es will."

3. Aug. erhielt er von dem alten Jugendfreunde Merck einen entſetzlichen Brief. Merck hatte ſeine Speculationen über das Maß ſeiner Kräfte ausgedehnt und ſtand am Rande des Bankrotts. „Meine Situation übertrifft an Elend alle Beſchreibung. Ohne Schlaf und ohne Muth, phyſiſch und moraliſch zu Grunde gerichtet, wandre ich ohne Ruhe noch unter den Lebenden herum, Jedem zur Laſt, und fürchte für meinen Verſtand." — Goethe wußte ihm durch den Herzog für den Augenblick aus der Noth zu helfen, und er richtete ſich wieder auf, aber nur, um ſich in neue thörichte Unternehmungen einzulaſſen, bis er zuletzt (27. Juni 1791, 50 J. alt) im Selbſtmord endigte.

Es war für Goethe ſchmerzlich, daß er auch Herder's Umgang entbehren mußte. Dieſer hatte vom Herzog Zulage, von einem unbekannten Wohlthäter ein Geſchenk von 2000 Gld. erhalten. Als ein Bruder Dalberg's ihn aufforderte, mit ihm eine Reiſe nach Italien zu machen, nahm er es an und reiſte 6. Aug. aus Weimar ab; die Herzogin Amalie folgte gleich darauf. Aber die Reiſegeſellſchaft drückte ihn, und wie wenig das ganze Unternehmen ſeinen Erwartungen entſprach, bezeugen die Briefe an ſeine Frau.*)—

*) Schon ein Jahr vorher meldet Schiller ſeltſame Gerüchte von ihrem Zuſammenleben „Herder und ſeine Frau bilden zuſammen eine Art von heiliger Zweieinig-

„Ich fühle mich als einen Losgeriſſenen, Verbannten, dem nach ſeiner 44jährigen Wanderſchaft noch dieſe ſonderbare Wanderung nöthig ſein mußte.... Was mich quält, iſt der falſche Wahn, den Du Dir über Dein Verhältniß zu mir machſt. Ich ſage Dir vor Gott, Du biſt mein größtes Glück auf Erden, deſſen ich tauſendfach nicht werth bin. Du übertriffſt mich in allem Guten, in aller Tugend, und was ich echtes Gutes habe, habe ich durch Dich und an Deiner Seite erlangt. An dem mancherlei Ueberſtandenen biſt ja Du nicht, ſondern das tauſendarmige Schickſal, und zuletzt, da alles ſich zuletzt auf uns bezieht, ich ſelbſt am meiſten ſchuld. Ich habe zu wenig Vernunft und zu viel Eigenheit. Doch genug davon; es iſt überſtanden.... Heute iſt der 27. Aug., der Tag unſrer Verlobung im Geiſt, da ich Dir den erſten Brief brachte. Ich habe Dich tauſendmal lieber, als da ich ihn Dir zitternd gab; o glaube es doch, glaube es mit Herz und Seele, Du vielgeprüfte gute, lieb- und aufopferungsreiche Heldenſeele! Reiß allen Zweifel aus Deinem Herzen, und ſei mit Deiner guten ſtarken Seele bei mir, mit Deiner lieben ſüßen Geſtalt vor mir und zu meiner Seite. Amen.“ — Wenn ihn im Anfang die katholiſchen Zuſtände Süddeutſchlands intereſſirten, ſo wurde er bald müde, und „hatte die Empfindung, daß man mit Menſchen auf einer Baſis ſtehn und leben müſſe, oder man geht unter.“ Goethe ſchrieb ihm 4. Sept.: „Ich habe nun Gelegenheit, auch von der Kunſtſeite das Chriſtenthum näher anzuſehn, und da wird's auch recht erbärmlich. Es bleibt wahr: das Mährchen von Chriſtus iſt Urſache, daß die Welt noch 10 Millionen Jahre ſtehn kann und Niemand recht zu Verſtand kommt, weil es ebenſoviel Kraft des Wiſſens, des Verſtandes, des Begriffs braucht, um es zu vertheidigen, als es zu beſtreiten. Nun gehn die Generationen durcheinander, das Individuum iſt ein armes Ding, es erkläre ſich, für welche Partei es wolle, das Ganze iſt nie ein Ganzes, und ſo ſchwankt das Menſchengeſchlecht in einer Lumperei hin und wieder, was alles nichts zu ſagen hätte, wenn es nur nicht auf Punkte, die dem Menſchen weſentlich ſind, ſo großen Einfluß hätte. Wir wollen es gut ſein laſſen. Sieh Du Dich

---

keit, von der ſie jeden Erdenſohn ausſchließen. Aber weil beide ſtolz, beide heftig ſind, ſo ſtößt dieſe Gottheit zuweilen aneinander. Wenn ſie alſo in Unfrieden gerathen ſind, wohnen beide abgeſondert in ihren Etagen, und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis ſich endlich die Frau entſchließt, in eigner Perſon in ihres Ehgemahls Zimmer zu treten, wo ſie eine Stelle aus ſeinen Schriften recitirt, mit den Worten: wer das gemacht hat, muß ein Gott ſein, und auf den kann Niemand zürnen! Dann fällt ihr der beſiegte Herder um den Hals und die Fehde hat ein Ende.“ — Auch Goethe muß nach Herder's Abreiſe „manche Doſen moraliſchen Cremor tartari gebrauchen, um ihre Elektra'ſchen Anfälle zu bändigen“.

nur in der römiſchen Kirche recht um, und ergötze Dich an dem, was in ihr ergötzlich iſt." — „Tous les animaux sont raisonnables, l'homme seul est religieux."

Im Auguſtheft des „deutſchen Muſeums" hatte Stolberg Schiller's „Götter Griechenlands" als eine Läſterung bezeichnet. Man werde vielleicht ſagen, daß ein Spiel der Phantaſie nicht ſo ſtrenge geprüft werden dürfe; aber Spiele der Phantaſie ohne den belebenden Geiſt einer ernſten Empfindung ſeien eines Dichters wie Schiller unwürdig. Der Poeſie letzter Zweck ſei nicht ſie ſelbſt. Er möchte lieber Gegenſtand des allgemeinen Hohns ſein, als ein ſolches Lied gemacht haben, wenn es ihm auch den Ruhm Homer's zu geben vermöchte, und wenn ein unmündiges Publicum ihn für das Gift, welches er ihm im Becher der Muſen gereicht, vergötterte, ſo würde er ſich ſelber ein muthwilliger Knabe ſcheinen, der ſeinen Pfeil gegen die Sonne ſchnelle, weil ſie ſich von ihm nicht greifen laſſe. — Acht Jahre darauf richtete Schiller an Stolberg die Xenie: „Als Du die griechiſchen Götter geläſtert, da warf Dich Apollo aus dem Parnaſſe; dafür gingſt Du ins Himmelreich ein." Das war nun freilich keine Widerlegung.

Gerade aus jener Zeit haben wir die köſtlichſten Zeugniſſe, mit welcher Liebe und Achtung der Herzog auf Goethe blickte; aber dieſer war nicht in der Stimmung, irgend etwas gut zu finden. Fortwährend klagte er, wie der Herzog ſich und Andern das Leben ſauer mache: „ich mache ein ſo gut Geſicht als möglich, und bin in einer innerlichen Verzweiflung; ich mag nichts weiter ſagen und klagen. ... Sein politiſches Getreibe hat keinen Zweck, wie ſoll es Zufriedenheit gewähren? So vergeht eine Zeit nach der andern; man wird des Lebens weder gewahr noch froh. ... O mein Bruder" (an Herder), „welcher böſe Geiſt trieb Dich, mich zurückzurufen!"

Als ſich der Herzog 8. Sept. über Dresden nach ſeinem preußiſchen Regiment begab, machte Goethe mit Fr. Herder und Fr. v. Stein Beſuche in der Umgegend. 9. Sept. war er in Rudolſtadt bei den Lengefeld's, wo er lange geliebt und verehrt war. „Endlich," ſchreibt Schiller an Körner, „kann ich Dir von Goethe erzählen. Sein erſter Anblick ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte. Er iſt von mittler Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge ſehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blick. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtvoll und belebt; man hört ihn mit vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor iſt, ſpricht er gern und mit Intereſſe. — Unſre Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den

mindeſten Zwang; freilich war die Geſellſchaft zu groß und alles auf ſeinen Umgang zu eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte ſein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm ſprechen können. Er ſpricht gern und mit leidenſchaftlichen Erinnerungen von Italien.... Im Ganzen iſt meine in der That große Idee von ihm nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt; er iſt mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbſtentwickelung) ſo weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zuſammenkommen werden, und ſein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt als das meinige; unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden."

Indeß nahte für Schiller die Zeit des Abſchieds. „Jetzt," (12. Sept.) „da es ſich dem Ziel nähert, mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht beſſer mit den Augenblicken hausgehalten habe, die ich bei Ihnen zubringen konnte. Oft meine ich, Ihnen viel, gar viel geſagt zu haben; und doch finde ich zu andern Zeiten, daß ich noch weit mehr hätte ſagen können und ſagen wollen." — 22. Sept. — „Ich kann mich gar nicht mit der Idee verſöhnen, daß ich Sie einmal wieder verlaſſen ſoll. Alle Bitterkeiten, die von jeher in mein Leben gemiſcht worden ſind, haben keine andere Quelle gehabt, als meine Einſamkeit in dieſer geſelligen Schöpfung. Ich wollte, daß ich Ihnen meine ganze Seele übertragen könnte!" — 5. Oct. — „Heute war noch ein ſchöner Sommertag — es war der letzte freundliche Blick eines lieben Freundes, der von uns ſcheiden will. Anſtatt mich zu erheitern, hat er Traurigkeit in mir zurückgelaſſen, er hat mich auch an eine Trennung erinnert, die mir bald bevorſteht. Ich weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft. Iſt es Ahnung?" — 10. Nov. — „Ich denke mit Verwunderung nach, was in einem Jahr doch alles geſchehen kann. Heute vor einem Jahr waren Sie für mich ſo gut als gar nicht in der Welt — und jetzt ſollte es mir ſchwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken."

Faſt den Augenblick, daß er in Weimar ankommt (14. Nov.), ſetzt er ſich zu einem langen Brief hin. — „Das iſt der erſte Tag, den ich ohne Sie lebe. Geſtern habe ich doch Ihr Haus geſehn und *eine* Luft mit Ihnen geathmet Alles iſt mir hier fremd geworden; ein Intereſſe an den Dingen zu ſchöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Meine beſten Augenblicke, fürchte ich, werden doch diejenigen ſein, wo ich mich des ſchönen Traums von dieſem Sommer erinnere. Ich habe mir die Trennung durch Vernünfteleien zu erleichtern geſucht; aber ſie halten die Probe nicht aus, und ich fühle, daß ich einen Verluſt an meinem Weſen

erlitten habe. Sein Sie mir tausendmal gegrüßt, und empfangen Sie hier meine ganze Seele." — Dem Freunde wird die Sache kühler vorgestellt: „Mein Abzug aus Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden; ich habe dort viel schöne Tage gelebt und ein sehr werthes Band der Freundschaft gestiftet. Bei einem geistvollen Umgang, der nicht ganz frei ist von einer gewissen schwärmerischen Ansicht der Welt und des Lebens, so wie ich sie liebe, fand ich dort Herzlichkeit, Feinheit und Delicatesse, Freiheit von Vorurtheilen und sehr viel Sinn für das, was mir theuer ist. Dazu kommt, daß ich wirklich fühle, gegeben und im gewissen Betracht wohlthätig auf diese Menschen gewirkt zu haben. Mein Herz ist ganz frei, Dir zum Troste. Ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Gesetz machte und Dir angelobte: ich habe meine Empfindungen durch Vertheilung geschwächt, und so ist denn das Verhältniß innerhalb der Grenzen einer herzlichen, vernünftigen Freundschaft." — Und Frau v. Kalb? — Das Verhältniß zwischen den beiden Gatten war immer kälter und fremder geworden. Nun mußte Herr v. Kalb wieder nach Frankreich zurückkehren; Charlotte blieb zurück. „Einige Monate nach seiner Abreise," erzählt sie in ihren Memoiren, „erhielt ich ein Schreiben von Friedrich, in welchem er mit scharfem Ausdruck mir darstellte, wie es ein falscher Schritt, dies Verhältniß nicht ganz zu lösen; mit einem Schmerz sprach er sich darüber aus, den ich wohl mit empfinden konnte: — Noch in Jugend, ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und des Gemüths, bedürfen Sie nur der Trennung von allem Ertödtenden, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne. Darf ich rathen? soll ich wollen? So kommen Sie in dieses Gebirge, wo auch ich jetzo wohne. — Mich traf dieses Schreiben wie ein Strahl des Himmels. — Aber wie hätte dieser Eifer des Sehnens und des Wollens, der aus seinem Brief sprach, sich immer gleich bleiben können? — und ohne sein ernstes absolutes Wollen wäre jeder Schritt beleidigend auf mich zurückgefallen. Ein solcher entscheidender Wille mußte durch seine Erscheinung (in Weimar) selbst, die mich dazu persönlich aufforderte, bestimmt werden." „Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief zugeschickt, und eben ein solches erhielt er wieder, denn meines Lebens Loose waren ja darin enthalten. Es vergingen Wochen, Monate, und ich erhielt keine Antwort. Da schrieb ich: — haben Sie meinen Brief erhalten, so glaube ich nach der Zögerung kein lichtes Wort mehr von Ihnen zu vernehmen; ist dies aber nicht der Fall, so kann ich ihn zum zweiten Mal schreiben." — „Ich habe Ihren Brief erhalten, bin aber auf manche Weise behindert worden, ihn eingehend zu beantworten" u. s. w.

Schon 20. Oct. hatte Schiller an Körner geschrieben: „Frau v. Kalb habe ich diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter

uns, worüber ich Dir einmal mündlich mehr ſagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe, ſie iſt ein geiſtvolles, edles Geſchöpf — aber ihr Einfluß auf mich iſt nicht wohlthätig geweſen." — Charlotte war 28 J. alt. Auf Lottchen, der ſie noch freundlich ſchrieb, hatte ſie keinen Verdacht. Als ſie Schiller wiederſah, 27. Nov., bewahrte ſie die gute Haltung einer Weltdame: „Ich habe," ſchreibt er an Caroline, „eine recht geiſtvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie ſehr wünſchte ich ihrem Geiſte die Welt, für die er eigentlich geſchaffen iſt. Es liegt unendlich viel Eigenes in ihrer Vorſtellungskraft und ihre Blicke ſind ebenſo ſcharf als tief."

An Lottchens Geburtstag, 22. Nov.: „Dies war der erſte Tag, wo ich mein Weſen wieder in einer lebendigen Bewegung fühlte. Ich überließ mich ſüßen dichteriſchen Träumen; edle erwärmende Ideen wachten wieder in mir auf. Sie ſind die Heilige dieſes Tags, und es freut mich noch einmal ſo ſehr, wenn ich es aus einer ſo lieben Quelle empfange."

Der Kampf der Berliner gegen die Wunderthäter und Kryptokatholiken, Stark u. ſ. w., war immer heftiger geworden. — Schloſſer goß durch eine halbhumoriſtiſche Schrift, in der er für Caglioſtro eintrat, Oel ins Feuer; Jacobi veröffentlichte Febr. 1788 ein „Sendſchreiben über den frommen Betrug und über eine Vernunft, welche nicht Vernunft iſt": man habe gegen Stark jeſuitiſch verfahren; die philoſophiſche Toleranz müſſe ſich auch auf die Intoleranz erſtrecken, denn jede feſte Ueberzeugung ſei intolerant. Die Schrift beſtand faſt ganz aus Citaten aus Hamann, der ſich ſeit dem Sommer des vorigen Jahres in ſeiner Nähe aufhielt.*) „Ich rede nicht, um Euch gegen irgend eine poſitive Religion gefällig, ſondern allein, um Euch gegen Menſchen duldſam zu machen, die ohne poſitive Religion ſich nicht zu rathen wiſſen. Die wahre Vernunft erkennt ihre Grenzen und iſt ſich ihres Unvermögens bewußt, eine ſolche Erkenntniß Gottes, der Welt, und unſers eignen Weſens hervorzubringen, als zur Religion erfordert wird. Die Ueberzeugung des bloßen Menſchenverſtandes hat nie für ſich eine Religion ausmachen können, ſondern überall, wo nicht ein höherer Unterricht dazu kam, artete Gottesahndung in Götzendienſt und Aberglauben aus. Darum können wir nicht anders als Eure angebliche Vernunftreligion für eine philoſophiſche Schwärmerei anſehn."

*) Er hatte 9. Mai 1787 ſeine Entlaſſung erhalten, war 28. Juni in Berlin angekommen; 16. Juli in Münſter, bei der Fürſtin Galizin und Buchholz — Aus Sehnſucht nach dem Letzteren entfloh er 23. Nov. plötzlich aus Pempelfort, wohin ihn Jacobi abgeholt, auf ein Gut in der Nähe.

Zu seinem Schreck waren nicht blos die Damen in Münster ungehalten, denen er gegen eine Dame zu ausfahrend war, sondern auch Stolberg.*) Empört über die „Büberei der Berliner", hat ihn das Büchlein der Frau v. d. Recke doch andern Sinnes gemacht. „Die Facta sind offenbar; Stark erscheint zum wenigsten als ein doppelzüngiger Gleißner ... Die Feinde des Christenthums wünschen nichts mehr, als daß die Sache der Religion mit der schändlichen Sache unserer neuen Thaumaturgen und Magier verwechselt werde. Unsers lieben Lavater Schwächen haben sie dazu benutzt." — Auch Jacobi mußte gestehn, er könne bei Lavater „das Gemisch von Bußfertigkeit und Rechtfertigung, womit er so oft das Ansehn gewinne, als wenn seine Demuth bei seiner Eitelkeit die freie Kost hätte, nicht leiden." — Noch mehr erschrak er, als auch Hamann sich gegen ihn erklärte. „Deine politische Freundschaft übertrifft alle pias fraudes, die Du so nachdrücklich an Andern rügst. Wenn Du nöthig findest, Dich vor den feindseligen Berlinern zu hüten, so hast Du ebensoviel und noch mehr Ursache, vor ihren orthodoxen und zelotypischen Gegnern auf Deiner Hut zu sein."

Doch störten diese politischen Streitigkeiten die persönliche Freundschaft nicht. Jacobi schreibt an seinen Bruder: „Der Genuß, den ich an Hamann habe, läßt sich nicht beschreiben. Es ist wunderbar, in welch hohem Grade er fast alle Extreme in sich vereinigt. Die Formel der Auflösung entgegengesetzter Dinge in ihm bin ich noch nicht im Stande zu finden, aber ich erhalte doch fast mit jedem Tage darüber neues Licht, unterdessen ich mich an der Freiheit seines Geistes weide. Da er ebenso geneigt ist als ich, seiner Laune freien Lauf zu lassen und die Ansicht des Augenblicks zu verfolgen, so haben wir zu Münster manche lustige Auftritte gehabt ... Die

*) Die Brüder Stolberg hatten im vorigen Jahr „Schauspiele mit Chören" herausgegeben: Theseus der Säugling, Timoleon, Servius Tullius, von Fr. Leop. Otanes und Belsazer von Christian. — Mit Voß war nach langen Streitigkeiten wegen der Ilias Friede geschlossen, wenn auch Voß wegen seiner Verbindung mit der „Pest, die im Finstern schleicht", auf ihn zürnte; Stolberg hatte mit seiner Gattin und Klopstock Juli 1787 den alten Freund besucht und gute Stunden mit ihm gehabt; Klopstock hatte sich als „der ewige Jüngling" gezeigt; er las Fragmente einer Geschichte des siebenjährigen Krieges vor, in einer edlen Sprache, aber dunkel: der alte Fritz hatte es ihm selten zu Dank gemacht. Juli 1788 waren Klopstock und Stolberg wieder in Eutin: von dort schrieb Stolberg die Kritik der Götter Griechenlands, Klopstock die Ode auf die Einberufung der Etats Généraux. 15. Nov. verlor Stolberg seine geliebte Agnes, noch in jugendlichem Alter, mit ihr seinen guten Genius. Der ältere Cramer starb 12. Juni 1788, 66 J. alt. — Claudius hatte Oct. 1787 in Folge eines humoristischen Gesuchs vom Kronprinzen von Dänemark die Stelle eines Bankrevisors mit 960 Thlr. erhalten, die ihn zu weiter nichts verpflichtete, als einige Wochen im nahen Altona zuzubringen.

heterogenſten Dinge, was nur in ſeiner Art ſchön, wahr und ganz iſt, eignes Leben hat, genießt er mit gleichem Entzücken ... — Ein wahres Pan iſt dieſer Mann, an Gereimtheit und Ungereimtheit, an Licht und Finſterniß, an Spiritualismus und Materialismus." — Hamann ſchreibt an eine Freundin in Königsberg: „Ich bin ganz ruhig, ſchäme und gräme mich nicht, bin ebenſo gleichgültig als heftig, nirgend und allenthalben zu Hauſe, kann aus nichts in der Welt, am allerwenigſten aus mir ſelbſt klug werden, und mitten in der größten Verzweiflung genieße ich einen Frieden, der höher iſt denn alle Vernunft, und ſo ſicher als Abrahams Schos. — Es iſt Mittag . und ich freue mich aufs liebe Eſſen und Trinken, und ebenſoſehr auf den Augenblick, beides wieder los zu werden, und der Erde wiederzugeben, was aus ihr genommen iſt. Vergeben Sie mir dieſe ungezogene Naturſprache. Sie iſt die Mutter meiner dürftigen Philoſophie und das Ideal dieſer ungerathenen Tochter, welche mit ihren Füßen auf der Erde ſteht und geht; nur mit ihren Augen den Himmel erreichen kann, von ferne, von weitem, und je länger, deſto dunkler. Je mehr die Nacht meines Lebens zunimmt, deſto heller wird der Morgenſtern in meinem Herzen, nicht durch den Buchſtaben der Natur, ſondern durch den Geiſt der Schrift, dem ich mehr als jenem zu danken habe. — Wir leben hier durcheinander wie die Wilden, in einer ſehr glücklichen Ungezogenheit. Es iſt eine Wohlthat, am Gegenwärtigen mehr Geſchmack zu haben als an allem Uebrigen, was dieſſeits oder jenſeits liegt. Geſetzt, daß alles auf Täuſchung oder Fiction auslaufe, ſo will ich ſelbige genießen als das beſte Intermezzo meiner Wanderſchaft. Auch hier ſind Götter — Küche und Tempel! Stall und Palaſt! Alles iſt gut — alles iſt eitel! Wohl mir, daß ich imbecillitatem hominis und securitatem dei mit gleicher Intenſion zu fühlen im Stande bin."

Seit dem 19. März 1788 war Hamann wieder in Münſter, beſtändig bettlägerig. Mit Fürſtenberg und Sprickmann verſtändigte er ſich gern; in der Fürſtin ſah er eine Frau, an Leidenſchaft für Größe und Güte des Herzens ſiech, und warnte ſie vor zu angeſtrengtem Streben nach Vervollkommnung. „Mir war," ſchrieb ſie darauf, „dies beſtändige Gefühl der Anſtrengung ein Ruhekiſſen in drohender Muthloſigkeit. Hamann aber ſah Stolz darin und ſagte es mir. Die Haut riß er mir mit dieſer Erklärung vom Knochen. Mir dünkte, man raubte mir, der Lahmen, die einzige Krücke. Aber ich liebte und ehrte ihn zu tief, um ſeine Erklärung nicht in meine Seele aufzunehmen, ja ich liebte ihn mehr als jemals für dieſe väterliche Härte, wälzte daher die Sache ängſtlich in meiner Seele und fand ſie wahr." — 4. Mai ſchrieb er an einen Freund: „Mein Daſein iſt Liebe, mein Leben ein unvergänglicher Genuß voller Gnaden und Wahrheit! ... Laſſen Sie ſich

verſöhnen! nicht mit Ihrem Daſein, ſondern mit dem großen und unbekannten Gott, den wir als den Vater aller ſeiner guten und böſen Kinder anrufen, deſſen heiliger Wille unſer zeitliches Glück und ewige Seligkeit iſt ... Ich habe manche Thorheit aus langer Weile begangen. Daß Verzweiflung auch eine begeiſternde Muſe, glaube ich wohl; ſie ſchickt ſich aber beſſer zu einer zerſtörenden als ſchöpferiſchen ... Ich bin in meiner Seele überzeugt, daß Gott nicht nur am beſten wiſſe, was Sie leiden, ſondern daß weder Kleines noch Großes ohne ſeinen ausdrücklichen Willen geſchehe. Aber dieſe Ueberzeugung Ihnen mitzutheilen, hängt ebenſowenig von mir als von Ihnen ſelbſt ab. Der Glaube iſt nicht Jedermanns Ding, ſo wenig unſer Daſein von dem Willen des Fleiſches noch vom Willen des Mannes abhängt. Ohne eine individuelle Vorſehung kann Gott weder Regent des Weltalls, noch Richter der Menſchen und Geiſter ſein. Das höchſte Weſen iſt im eigentlichſten Verſtand ein Individuum, das nach keinem andern Maßſtab, als den es ſelbſt giebt, und nicht nach willkürlichen Vorausſetzungen unſeres Vorwitzes und unſerer naſeweiſen Unwiſſenheit gedacht oder eingebildet werden kann. Das Daſein der kleinſten Sache beruht auf unmittelbarem Eindruck, nicht auf Schlüſſen. Das Unendliche iſt ein Abgrund, alles Endliche iſt begrenzt und kann durch einen Umriß bezeichnet werden. — Eine höhere Liebe ſcheint uns Grauſamkeit. Der den Sohn ſeines Wohlgefallens durch Leiden vollkommen gemacht, hat eben dieſe Kreuzestaufe nöthig, um die Schlacken der Naturgaben, die er nicht als Eigenthum zu Ihrem eignen willkürlichen Gebrauch von Ihnen verſchleudert wiſſen will, zu ſeinem Dienſt, zu ſeiner Ehre, zu Ihrem Frieden und Gewinn zu läutern. Dem Himmel ſei Dank, daß es hoch über den Sternen ein Weſen giebt, das von ſich ſagen kann: Ich bin der Ich bin! Alles unter dem Monde ſei wandelbar und wetterwendiſch!"

21. Juni ſchlief er ſanft ein, 58 J. alt: er hatte von ſeinem Ende nichts geahndet. Um Weiterungen zu vermeiden, ließ ihn die katholiſche Fürſtin in ihren Garten begraben, und ſetzte ihm die Inſchrift: „Judaeis quidem scandalum, Graecis autem stultitia: sed stulta mundi elegit Deus, ut sapientes confundat, et infirmia mundi elegit Deus, ut confundat fortes."

Müller, der zu Anfang des Jahrs Lavater perſönlich kennen gelernt, ſchloß ſich demſelben auch in ſeinen religiöſen Ueberzeugungen mehr und mehr an: „Wenn die Religion nicht ganz verſchwinden ſoll, ſo müſſen Dinge geſchehen, die ſie wieder auffriſchen; und wie viel ſind nicht noch unerfüllte Weiſſagungen. Auch ſchicken ſich die Zeiten, wie es ſcheint, auf neue Geſtaltung ... Ich kenne keinen größern, befriedigendern Stand als den geiſtlichen; mehrmals, glaube es, wollte ich ſelbſt wieder darein getreten ſein —

wenn er nur nicht eben ein Orden wäre! ... Gott thue mir dies und das, Bruder, wenn ich's nicht sein möchte, jetzt! nicht möchte hinwegwerfen die Projecte der Könige, zu lehren meinen Gott, von welchem ich gerettet worden aus Gefahren, die nicht jeder weiß!" — An Nicolai, der ihn früher wegen seiner unvorsichtigen Ausfälle gegen das Christenthum zurechtgewiesen: „Seither habe ich durch bessere Studien des Alterthums und Orients für die Schriften der alten Hebräer mehr Achtung bekommen; zugleich überzeugte mich die genauere Kenntniß der Menschen, die mir meine Reisen verschafft, es sei nützlich und wohl nothwendig, den allgemein als moralisch wichtig erkannten Wahrheiten bei der Menge durch die Bibel eine gewisse Haltung zu geben, wodurch nicht nur der Ausgelassenheit ein Zaum angelegt, sondern zumal auch die Wiederkunft des Aberglaubens verhindert würde." — Das klingt freilich anders als in den Briefen an Jacobi: „Mit Jacobi und Nicolai bin ich manchmal wie zwischen Hammer und Amboß; beide schicken mir ihre gegeneinanderlaufenden Scripta; ich mit geziemender Höflichkeit, lobe das Lobenswerthe, schweige oft über das, was ich nicht billige, kann aber nicht anders, als Jacobi und Lavater in der Hauptsache Recht geben."

Wieland wurde nicht müde, von der Zeitkrankheit Diagnosen zu geben; jede neue Wundergeschichte prüfte er mit Ernst und Scherz; er machte auf die Verwandtschaft der Bildung unserer Zeit mit derjenigen aufmerksam, in welcher das Christenthum Weltreligion wurde, doch sei für uns die Preßfreiheit das Palladium des Fortschritts. Dies Palladium war bei der immer steigenden Reaction in Gefahr; nach Entlassung von Zedlitz wurde Wöllner in Preußen Justizminister, 6 Tage darauf, 9. Juli 1788, erschien das berüchtigte Religionsedict. Die berliner Geistlichen, Teller an der Spitze, traten mit Ernst dagegen auf; Spalding, 84 J. alt (er lebte noch 10 J.), legte seine Würden nieder; auch an hämischen Angriffen fehlte es nicht, so von Bahrdt in Halle, der deswegen ins Gefängniß kam und als Schenkwirth endigte. — Mit der kirchlichen Reaction verband sich die politische.

Das Jahr 1787 hindurch hatte Karl August aufs eifrigste für die Sache des Fürstenbundes gewirkt, aus dem er etwas ganz Anderes machen wollte, als seine Gründer: eine Grundlage für die gemeinsame Entwickelung der Nation, Verbesserung der Rechtspflege, der bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen u. s. w. Er hatte in Berlin, Darmstadt, Stuttgart u. s. w. dafür geworben, zuletzt in Mainz. Aber Preußen zeigte sich unerwartet kühl: der glänzende Erfolg des Feldzugs in Holland, der in einer Woche beendet war, hatte Herzberg trunken gemacht; er spann mit Diez, dem Gesandten in Konstantinopel, äußerst verwickelte Intriguen zur Vergrößerung Preußens

mit Hilfe der Türken, und schloß endlich ein Bündniß mit den Seemächten. Da er dem drängenden Herzog einen ablehnenden Bescheid ertheilte, schrieb dieser ihm 29. März: „Wenn mich gegenwärtig Jemand um Rath fragte, ob diese deutsche Union Energie genug hätte, die Rechte der Unterdrückten zu vertheidigen, ob darin ein Geist und allgemeine Grundsätze lebendig seien, nach denen der Bund das Ziel verfolgt, welches ihm die öffentliche Stimme zuschreibt; wenn man wissen wollte, ob diese Fürsten vereinigt genug sind, um eine besondere Politik über irgend etwas zu verfolgen, das über die Linie des gewöhnlichen Tagewerks hinausgeht: — dann würde ich dem Frager offen rathen, sich ruhig zu verhalten, da Deutschland nicht im Stande sei, sich aus der untergeordneten Stellung zu erheben, in die es seine Unthätigkeit versenkt, sondern die Mehrzahl seiner Stände nicht Nerv genug habe, auf große Dinge auszugehn, und weit entfernt, einen guten Zeitpunkt zu nützen, in welchem sie sich als Nation erheben könne, es vielmehr vorzöge, sich in den gegenwärtigen Zustand einzulullen und zu glauben, dies sei das höchste Ideal einer guten Verfassung, die auch nur anzurühren man sich wohl hüten müsse." Auch der kursächsische Minister hatte ihn belehrt: „Nicht die Verbesserung, sondern nur die Erhaltung der Reichsverfassung sei Zweck des Fürstenbundes; jeder Versuch einer Verbesserung könnte zur Erreichung jener Absichten führen, die man eben vereiteln wolle."

Auf Karl August's Absichten gingen hauptsächlich K. v. Dalberg und J. Müller ein; der letztere schrieb „Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde". „Wenn die deutsche Union zu nichts Besserm dienen soll, als den gegenwärtigen statum quo der Besitzungen zu erhalten, so ist sie unter den mancherlei politischen Operationen, die in Deutschland vorgenommen wurden, wirklich die uninteressanteste. Sie ist wider die ewige Ordnung Gottes und der Natur, nach der weder die physische noch moralische Welt einen Augenblick im statu quo verharren, sondern alles in Leben, ordentlicher Bewegung und Fortschreitung sein soll, um nicht durch Stockung in Verwesung überzugehn. Ohne Gesetz noch Justiz, ohne Sicherheit vor willkürlichen Auflagen; ungewiß, unsre Söhne, unsre Ehre, unsre Freiheiten und Rechte einen Tag zu erhalten; die hilflose Beute der Uebermacht, ohne wohlthätigen Zusammenhang, ohne Nationalgeist zu existiren — das ist unsrer Nation status quo. Und diese Union wäre da, ihn zu befestigen! Diese weltgepriesene Union reducirte sich also am Ende auf zwei Punkte: zu machen, daß Bayern das Glück habe, statt Joseph's 2. den Herzog von Zweibrücken zum Landesvater zu bekommen! wenn Kaiser Joseph mit rascher Hand, ohne zuvor ein Menschenalter hindurch über die Form zu deliberiren, einen eingewurzelten Mißbrauch hinwegreißen will, diesen Mißbrauch aufs äußerste zu verthei-

digen, damit er doch ſeine funfzig Jahre noch ſtehen und wirken möge!“*) — „Ich kann nicht begreifen, wie Deutſche Verſtand und Muth verloren haben ſollten, endlich einmal den Machtſprung zu thun, hinaus über die Jahrhunderte alten Pedanterien zu ordentlichen Kammergerichtsviſitationen, einer wohleingerichteten Reichshofrathsviſitation, feſten Vorſchriften und einem ſubſidiariſchen Geſetzbuch; zu einer zweckmäßigen, billigen und beſtändigen Wahlcapitulation, einer thätigern Reichsverfaſſung, einer guten Reichspolizei, einer angemeſſenen Defenſivanſtalt; zu echtem Reichszuſammenhange; alsdann auch zu gemeinem Vaterlandsgeiſte, damit auch wir endlich ſagen dürften: Wir ſind eine Nation!“ — Sollte auch die neueſte Hoffnung verſchwinden, „ſo haben wir zum wenigſten gelernt, denen nie mehr zu vertrauen, die bald nicht helfen wollen, bald nicht können. Sie mögen ſtehen oder fallen; der Enthuſiasmus für ihre Unionen und Waffen höre auf. Verflucht ſei der Mann, Schande komme über ſein Haupt, der dem Säumigen das Wort redet.“ —

Die Schrift — Mai 1788 durch Jacobi herausgegeben — verfehlte nicht, großes Aufſehn zu machen: war doch an einer Stelle, wenn auch nur abwehrend, von der Möglichkeit die Rede, die Einheit Deutſchlands einmal in republikaniſchen Formen zu ſuchen. Namentlich war der preußiſche Hof ungehalten. In Müller's Umſtimmung ſpielten wohl endliche Motive mit, er hatte die Idee des preußiſchen Dienſtes aufgegeben, hauptſächlich aber war es das Vorgefühl des Sturmes, der in Frankreich bald losbrechen ſollte, von dem ſein empfängliches Gemüth in mächtigen Schwingungen erſchüttert wurde.**)

*) Auch diesmal bezeichnet Müller die Annäherung der beiden Religionsparteien als nothwendig zum Fortſchritt der deutſchen Cultur. „Doctor Luther's Werk war nothwendig und gut. Aber es gab, zumal nach dieſes großen Mannes Tod, die Erbitterung der beiden Religionsparteien dem deutſchen Geiſt eine ſchiefe Richtung. Ueber Beſtimmung des Unergründlichen wurde das vor den Füßen Liegende vergeſſen; die Theologen und Jeſuiten wußten den vaterländiſchen Verſtand ſolchermaßen zu verrücken, daß nicht nur aller Fortgang der echten Lebensweisheit und des guten Geſchmacks verſäumt und hintertrieben, ſondern auch ein Fürſt mehr und mehr von dem andern, Jedermann aber vom Vaterlandsgefühl entfremdet wurde.“

**) „In der That,“ ſchreibt Jacobi an Julia Reventlow („holde Julia!“), „läßt ſich bei der gegenwärtigen Verfaſſung von Europa kaum etwas Vernünftigeres denken als eine unaufhörliche Flucht. Die Menſchheit ſchwebt zwiſchen Himmel und Erde; Wolken über ſich und Wolken unter ſich, und nichts als Wolken.“ — Forſter: „Dies allgemeine Sehnen nach Aenderung der gegenwärtigen Form; dies Suchen hierhin und dorthin; dies Auflehnen der Vernunft gegen den politiſchen Zwang; dieſer Zwang der Vernunft, der das Gefühl beherrſcht; dieſe Convulſionen des Glaubens an Wunderkräfte außer dem Gebiet der Vernunft; dieſer Kampf der Aufklärung mit der Religion: — die allgemeine Gährung verkündigt einen neuen Lehrer und eine neue Lehre.“

Müller war 14. April zum Wirkl. Geh. Leg. Rath mit einem bedeutenden Gehalt ernannt worden; ſeine Stelle an der Bibliothek erhielt auf ſeinen Antrag G. Forſter, der aus Göttingen zum Beſuch kam. Dalberg fand er „von gutem Anſehn, das nur durch einem widrigen Muskelzug um den Mund und durch faltige Augenwinkel beeinträchtigt wurde. Etwas Weichliches in Gang und Haltung verrieth abgeſpannte Kraft und Schlaffheit des Charakters. Seine unverkennbare Herzensgüte ſchien doch durch etwas Mißtrauen im Blick zu verrathen, daß ſie oft mißbraucht war.“ In Heinſe entdeckte Forſter zu ſeinem Erſtaunen einen Weiberfeind und gelegentlichen Menſchenhaſſer. Gleichzeitig (20. April) kam Huber an, der gleich jenen Männern dem Maurerorden angehörte. — Er gefiel zuerſt nicht, er galt für einen poetiſchen Pedanten; aus Verdruß ließ er ſich mit Schauſpielern und jungen Roués ein, ſpielte viel und verlor. Dabei hatte er das Gefühl, daß ſein Umgang ſeiner nicht würdig war; man ſcheint ihn ſelbſt von oben her ernſtlich gewarnt zu haben vor Illuminaten und öſtreichiſchen Spionen. — Er fand, daß ein freier Geiſt doch eigentlich nicht für das Joch des Staatsdienſtes gemacht ſei. „Wir mögen es drehen und idealiſiren wie wir wollen, unſere Beſtimmung iſt es nicht, dem Staat zu fröhnen und die Steine zuſammenzutragen, daß andere nach ihrem oft ſo verkehrten Geſchmack Häuſer darauf bauen. Dieſe Schnürbruſt, in die der Staat ſeine Diener preßt, kann oft den geſundeſten Geiſt zum Krüppel machen.“ — „Mein Zuſtand iſt ganz eigentlich ein fortdauernder Priapismus des Geiſtes, ohne Zweck, ohne Auflöſung. Kein Verſuch ſchlägt an; Naturgenuß, Einſamkeit, geſellige Freude: nichts ſchlägt Funken aus mir heraus. Ich ſehe es mehr als jemals, Reibung iſt das Einzige, was bei mir etwas hervorbringen kann ... allein bin ich nichts.“

2. Oct. 1788 kam Forſter mit ſeiner Gemahlin in Mainz an, von Sömmering und Huber empfangen. „Es iſt närriſch,“ ſchreibt dieſer an Körner, „daß die vorgefaßte Idee, mit einem Menſchen einen gewiſſen Umgang zu ſtiften, mich verlegen macht, und mich nicht in meiner vortheilhaften Geſtalt erſcheinen läßt. Bald bin ich kalt und trocken, bald überſpringe ich mich, bald plagt mich der Stolz, am Ende bin ich wenig mit mir zufrieden und fange an zu ſchmollen.“

Bald darauf ſtellte ſich ein bedeutenderer junger Gaſt an Thereſen's Theetiſch ein: Wilhelm v. Humboldt, geb. 22. Juni 1767 zu Potsdam. Campe war ſein Hauslehrer geweſen; im 12. J. hatte er ſeinen Vater — Major und Kammerherr — verloren, und unter der Aufſicht ſeiner leidenden Mutter den Sommer im Familienſchloß Tegel, den Winter in Berlin zugebracht: hier nahm er Oct. 1785 bis Juli 1786 an einem politiſch-ſtatiſti-

ſchen Collegium theil, welches Dohm für junge Edelleute hielt. Auf ſeinen Stil übte Engel großen Einfluß. Wenn Mendelsſohn der gefeierte Held des Kreiſes war, ſo fiel die Jugend mehr den Töchtern in die Hände: der junge Edelmann wurde bei Henriette Herz eingeführt und in ihren Tugendbund aufgenommen. Oct. 1787 ging er mit ſeinem 2 J. jüngern Bruder Alexander auf die Univerſität Frankfurt, April 1788 nach Göttingen, wo er ſich enge an Heyne anſchloß und ſich Thereſen mit Leidenſchaft ergab: was ihn jedoch nicht abhielt, Juli d. J. in Pyrmont mit Charlotte Diede jenes ätheriſche Verhältniß anzuknüpfen, welches brieflich bis an ſeinen Tod gedauert hat.

Um ſeine Menſchenkenntniß zu vermehren, machte er im Herbſt eine Reiſe. „Ich hatte damals eine Art von Leidenſchaft, intereſſanten Menſchen nahe zu kommen, viele zu ſehn und dieſe genau, und mir in der Seele ein Bild ihrer Art und Weiſe zu machen. Ich benutzte ſie zu allgemeinen Ideen: claſſificirte, verglich, ſtudirte die Phyſiognomien“ u. ſ. w. Mit Sophie Laroche in Offenbach fing er an; dann mehrere Tage bei Forſter's in Mainz; 10 T. bei Dohm in Aachen, darauf, durch Forſter empfohlen, bei Jacobi in Pempelfort, mit dem er ſich am tiefſten verſtändigte. 5. Nov. war er wieder in Göttingen.

„Mit Forſter,“ ſchreibt Huber, „fängt es an ſich gut zu machen, wir ſind nahe daran einen Cirkel zu bilden, wie ich ihn ſo ſehr brauche. Zur Reibung iſt Forſter vortrefflich, er hat unendlich viel und weltumfaſſendes Feuer, nichts Ausſchließendes, man kann ihn für alles entzünden, was bei Heinſe durchaus der Fall nicht iſt: der brennt immer nur an einer Stelle, außer dieſer iſt's Eiskälte.“

Thereſe erzählte ſpäter: „Die Bekanntſchaft machte ſich langſam. Forſter und ſeine Frau wurden durch Huber's Eigenheiten nicht angezogen; der erſte hatte das Gefühl, daß dieſer junge Mann in ſeinem unthätigen ſchwankenden Sehnen nach einer Beſtimmung ſeiner Kräfte zu Grunde ginge. Literariſches Intereſſe führte ſie endlich näher. In dieſem Kreiſe fand Huber, was er bedurfte: ſtrenge Rüge kleinlicher Gewohnheiten, geſellſchaftlicher Nachläſſigkeit, Aufforderung zur Thätigkeit, vielſeitige Anſicht des Menſchen und der Dinge.“ Forſter trieb ihn zunächſt, Reiſebeſchreibungen zu überſetzen; darauf folgte Duclos' Jahrhundert Ludwig's 15. Er ſtudirte ſich mit Forſter in den Geiſt der franzöſiſchen Geſchichte ein: von den Zeiten der Liga an durchgrübelten ſie dieſes bunte Gewirr mit ſtetem Rückblick auf die Gegenwart. Mit Körner gemeinſchaftlich wollte er eine Geſchichte der Fronde ſchreiben, und die Charakteriſtik des Cardinal Retz erſchien wirklich in Schiller's hiſtoriſchem Kalender. „Der Blick in die Seelenoperationen erkältet mein

Ideal, und ſo geht es uns am Ende ziemlich mit allen Helden; bei dem Idealiſiren ekelt es uns doch vor einer Art hiſtoriſcher Grandiſonade; wir lernen begreifen, warum gute hiſtoriſche Köpfe Begebenheiten und nicht Helden geſchildert, warum ſie nur die Reſultate menſchlicher Anſtrengung auf der einen und des Zufalls auf der andern Seite, wie ſie waren, genommen und aufgezeichnet haben, ohne ſich zu kümmern, wie viel dem einen und wie viel dem andern angehört." „Die Idealiſirung iſt jetzt noch Dein Steckenpferd, blos weil Du noch keine ausgeführt haſt; Du würdeſt es bald ſatt werden, wenn Du es ernſthaft ritteſt. Alsdann ſucht man eine andre durchgreifende Idee, Fatum, Zufall, Vorſehung, oder wie man es nennen will. Aber dieſe Reſſource wird noch eher ekelhaft. Es kann nur für ſehr kurze Zeit kitzeln, den Glauben an menſchliche Selbſtſtändigkeit in ſich und andern zu zerſtören, die Ausdrücke der Verwunderung über die bunten Combinationen des Zufalls gehn einem bald aus, und am Ende findet man ſich in einer Welt voll Getümmel und Bewegung ganz leer und einſam." „In der Fronde können wir dieſe Klippen vermeiden, wenn wir ſie für das nehmen, was ſie iſt, eine Geſchichte menſchlicher Kräfte ohne Rückſicht auf einen Zweck. Das Spiel der Kräfte erſcheint nirgend lauter, als wo der Zweck null iſt."

Gleichzeitig mit dem Geiſterſeher erſchien Huber's Schmerzenskind, „Das heimliche Gericht"; die geheime Mordthat, das Vehmgericht und die unterirdiſche Höhle des einen ſtimmten ganz gut zu dem Wunderapparat des andern. Huber wurde mitunter muthlos. „Durch das abgeriſſene langſame Arbeiten verliert ſich der fließende unmerkliche Zuſammenhang der Theile; man erſetzt ihn durch Künſteleien, Sophiſtereien, Seiltänzereien, ſtellt hier und da dieſen und jenen Erforderniſſen des Plans zu Gefallen ſeine Charaktere auf Nadelſpitzen, und Wahrheit, Simplicität wird dabei zu Schanden." Thereſe bemerkt: „er ging ohne äußere Anregung nie aus ſich heraus, ſo daß er den Menſchen und die Dinge in ſehr wenig Beziehungen beobachtete, ſie immer nur getrennt von der Vergangenheit und Zukunft in dem Augenblick, wo ſie vor ihm ſtanden, erkannte. Daher hatte er ſehr viel Anſichten des Menſchen, eine richtige Abſtraction ſeines Weſens, aber wenn er ſich ihn wollte in Handlungen ausdrücken laſſen, fehlten ihm die Uebergänge vom Denken zum Handeln." — Schiller: „Sein Fehler iſt, daß er ſich über einen Gedanken ganz ausſchüttet. Die Scenen aus dem heimlichen Gericht gefallen mir weniger, je mehr ich ſie leſe, weil ſie keinen Gedanken im Rückhalt haben, den ſie nicht ausſagen." — Das Stück wurde 13. Juli 1790 zu Mannheim aufgeführt. Es ſpielt unter Kaiſer Karl 4. Ein Ritter, von Thatendrang verzehrt und ohne ein beſtimmtes Ziel vor Augen, wird von den Mitgliedern des Vehmgerichts überredet, ihrem Bund beizutreten, welcher

ſich die Aufgabe geſtellt hat, die Verbrechen auf Erden auszumitteln und zu beſtrafen. Er leiſtet den Eid, in der Verfolgung dieſes Beſtrebens ſich durch keine perſönlichen Beziehungen irren zu laſſen. Nun entdeckt er in ſeinem theuerſten Freund einen heimlichen Verbrecher und ſo kommt die Pflicht mit dem Herzen in Conflict. Zugleich findet er, daß der an ſich gute Zweck des Ordens, weil er ſich bedenklicher Mittel bedienen muß, ſchlechten, ja gemeinen Intereſſen dient, und dieſe Entdeckung treibt ihn zum Selbſtmord. Es iſt dieſelbe Moral, die Schiller in den Briefen über Don Carlos predigt. Lieſt man das Stück ohne Commentar, ſo wirft man es mit den übrigen Ritter- und Räuberſtücken in eine Claſſe, man findet einige nicht ungeſchickte Wendungen darin, das Ganze erſcheint trocken und ziemlich gehaltlos. Lieſt man dagegen die Briefe an Körner, ſo erſtaunt man über die Menge von Feinheiten, die Huber darin hat anbringen wollen; jedes Wort iſt ſorgfältig erwogen, jede Scene hat eine tiefere Bedeutung. — Was dabei herauskommt, wenn man ein Stück ohne ſchöpferiſche Kraft blos mit dem Verſtand machen will, davon giebt das heimliche Gericht ein abſchreckendes Zeugniß. — Ein zweiter Verſuch, „Juliane", ſollte einen edlen weiblichen Charakter analyſiren, der durch die Kraft der Reſignation weit über ſeine Umgebungen hinaustritt. In dieſes faſt ganz unlesbare, raffinirt trockne Stück war Huber noch mehr verliebt als in das heimliche Gericht, weil er nur ſeiner Abſichten ſich bewußt war, und er hat dieſe Abſichten in einem wirklich geiſtvollen und ſehr lesbaren Brief an Körner als Zeugniß ſeines Wollens hinterlaſſen. Er hat ſpäter noch mehrfach dramatiſche Anwandlungen gehabt, aber es iſt nichts weiter fertig geworden. —

Nach einer Aufführung des „Don Carlos" in Berlin ſchreibt Schiller 11. Dec. 1788 an Körner: „Die Scene des Marquis mit dem König ſoll Sr. Majeſtät ſehr ans Herz gegangen ſein. Ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu übernehmen."

— 19. Dec. erſchien in Berlin das Edict über die Beſchränkung der Schreibfreiheit, welches alle politiſchen und religiöſen Schriften unter ſtrenge Cenſur ſtellte!

Auf Wolzogen's abſchreckende Schilderungen aus Paris entgegnet Schiller: „Wer Sinn und Luſt für die große Menſchenwelt hat, muß ſich in dieſem weiten Element gefallen: wie armſelig ſind unſere Verhältniſſe dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden Wie holpericht mag unſere Erde von dem Gipfel des Gotthard ausſehn! aber die Einwohner des Mondes ſehn ſie gewiß als eine glatte und ſchöne Kugel. Paris dürfte vielleicht einen widrigen Eindruck geben; aber einen kleinen gewiß nie. Was

für eine prächtige Erſcheinung iſt das römiſche Reich, auch bei ſeinem Untergang! Mir für meine kleine ſtille Perſon erſcheint die große politiſche Geſellſchaft aus der Haſelnußſchale, woraus ich ſie betrachte, ungefähr ſo wie einer Raupe der Menſch vorkommen mag, an dem ſie herauskriecht. Ich habe einen unendlichen Reſpect vor dieſem großen drängenden Menſchenocean; aber es iſt mir auch wohl in meiner Haſelnußſchale. So lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht verſiegt, werde ich von dieſem großen Ocean ein neidloſer und ruhiger Bewunderer bleiben." *) „Und dann glaube ich, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menſchenſeele mehr iſt als die größte Menſchengeſellſchaft."

Die Niederländiſche Geſchichte hatte Aufſehn gemacht; man hatte unter der Hand bei Schiller angefragt, ob er nicht eine Profeſſur der Geſchichte in Jena annehmen wollte, und 15. Dec. erhielt er durch Goethe das Reſcript, die Stelle zu Oſtern anzutreten — ohne Gehalt. „Man hat mich übertölpelt. Meine Idee war es immer, aber ich wollte ein paar Jahre zu meiner beſſern Vorbereitung verſtreichen laſſen. In der neuen Lage werde ich mir ſelbſt lächerlich vorkommen: mancher Student weiß vielleicht mehr Geſchichte als der Herr Profeſſor. Goethe ſagt mir zwar: docendo discitur, aber die Herren wiſſen nicht, wie wenig Gelehrſamkeit bei mir vorauszuſetzen iſt. — Indeß denke ich wie Sancho Panſa, wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand. Es müßte doch lächerlich ſein, wenn ich in jeder Woche nicht ſoviel zuſammenleſen und zuſammendenken könnte, um es einige Stunden lang auf eine gefällige Weiſe auskramen zu können." — „Mein ganzes Abſehn bei dieſer Sache iſt, in eine gewiſſe Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten."

Dieſe Anſtellung brachte zwiſchen Goethe und Schiller keine Annäherung zu Wege; im Gegentheil vermehrte ſich die Spannung durch einen unerwarteten Gaſt. — Zu den angenehmſten Geſellen während ſeines italieniſchen Aufenthalts hatte Goethe den Verfaſſer des „Anton Reiſer" gerechnet, Moritz, der 1786 ſeine berliner Lehrerſtelle niedergelegt hatte, und auf Rechnung eines Buchhändlers zu Fuß nach Rom gewandert war. Er war für die Bearbeitung der Iphigenie nützlich, weil er viel über Proſodie nachgedacht hatte; dafür zeigte er ſich als gelehrigen Schüler in Angelegenheiten der Urpflanze. Goethe ſchreibt 18. Aug. 1787: „er wird die Antiquitäten zum Gebrauch der Jugend und zum Gebrauch eines jeden Denkenden vermenſchlichen und

*) „Ich mache den Schweizern den Heldenmuth nicht ſtreitig, aber ich danke dem Himmel, daß ich unter Menſchen lebe, die einer ſo großen Handlung, wie die That des Winkelried iſt, nicht fähig ſind. Ohne das, was die Franzoſen férocité nennen, kann man einen ſolchen Heldenmuth nicht äußern."

von allem Büchermoder und Schulstaub reinigen. Durch Anschauen sovieler Kunstwerke regte sich in ihm der Gedanke, eine Götterlehre der Alten nach rein menschlichem Sinn zu schreiben. — Von Herder's „Gott" zählt er eine Epoche seines Lebens; er war durch meinen Umgang vorbereitet, und schlug gleich wie wohlgetrocknet Holz in lichte Flammen. Er ist mein liebster Gesellschafter geblieben; ob ich gleich fürchte, er möchte aus meinem Umgang nur klüger, und weder besser noch glücklicher werden; eine Sorge, die mich immer zurückhielt, ganz offen zu sein.... Mir ist es angenehm, daß er sich aus seiner brütenden Trägheit, aus dem Unmuth und Zweifel an sich selbst zu einer Art von Thätigkeit wendet; seine Grillenfängereien haben alsdann eine Unterlage und seine Träumereien Zweck und Sinn." Von den verschiedenen Paradoxien, die ihn beschäftigten, verdient das Büchlein „Ueber bildende Nachahmung des Schönen" vorzügliche Aufmerksamkeit, als der erste ernste Versuch, die schöpferische Kraft als etwas Incommensurables dem sonstigen Gesetz des menschlichen Denkens und Empfindens gegenüberzustellen. — Der Genius ist nach Moritz eine Camera obscura nicht des einzelnen Naturgegenstandes, sondern des harmonischen Alls der Natur. „Der Horizont der thätigen Kraft muß bei dem bildenden Genie so weit wie die Natur selber sein, d. h. die Organisation muß so fein gewebt sein, und so unendlich viele Berührungspunkte der allumströmenden Natur darbieten, daß gleichsam die äußersten Enden von allen Verhältnissen der Natur im Großen, hier im Kleinen sich neben einander stellend, Raum genug haben, um sich einander nicht verdrängen zu dürfen.... Die bildende Kraft muß alle Verhältnisse des großen Ganzen und in ihnen das höchste Schöne, wie an den Spitzen seiner Strahlen, in einen Brennpunkt fassen. Aus diesem Brennpunkt muß sich, nach des Auges gemessener Weite, ein zartes und doch getreues Bild des höchsten Schönen runden, das die vollkommensten Verhältnisse des großen Ganzen der Natur ebenso wahr und richtig wie sie selbst in seinen kleinen Umfang faßt.... Weil nun das Wesen des Schönen in seiner Vollendung in sich selbst besteht, so schadet ihm der letzte fehlende Punkt soviel als tausend, denn er verrückt alle übrigen Punkte aus der Stelle, in welche sie gehören. Und ist dieser Vollendungspunkt einmal verfehlt, so verlohnt ein Kunstwerk nicht der Mühe des Anfangs und der Zeit seines Werdens; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab."

So wird an die Kunst die höchste Aufgabe gestellt, und es ist nur consequent, wenn sie sich eben darum dem gemeinen Urtheil gänzlich entzieht. „Da jene großen Verhältnisse der Natur nicht mehr unter das Gebiet der Denkkraft fallen, so kann auch der lebendige Begriff des Schönen nur im Gefühl der thätigen Kraft, die es hervorbringt, im ersten Augenblick der

Entſtehung ſtattfinden, wo das Werk, das ſchon vollendet, durch alle Grade ſeines allmäligen Werdens in dunkler Ahnung auf einmal vor die Seele tritt. Da unſer Genuß des Schönen ſein Werden unmöglich mit in ſich faſſen kann, ſo bleibt der einzige höchſte Genuß deſſelben immer dem ſchaffenden Genie ſelber, und das Schöne hat ſeinen höchſten Zweck in ſeinem Werden ſchon erreicht: das bildende Genie iſt im großen Plan der Natur zuerſt um ſein ſelbſt willen da. Es mangelt der Denkkraft völlig an einem Vergleichungspunkt, woran ſie das Schöne beurtheilen und betrachten kann, denn der Inbegriff aller harmoniſchen Verhältniſſe des großen Ganzen der Natur kann keine Denkkraft umfaſſen. Das Schöne kann nicht erkannt, es muß hervorgebracht oder empfunden werden. Vergebens ſtrebt die lebhaft gerührte Empfindung etwas Aehnliches aus ſich ſelbſt hervorzubringen, des ihr verſagten höhern Genuſſes, den ſie nur dunkel ahnt, theilhaftig zu werden: ſie haßt ihr eignes Werk und verleidet ſich zugleich den Genuß all des Schönen, das außer ihr ſchon da iſt." Schwerlich hätte Goethe alle Paradoxien dieſes Aufſatzes unterſchrieben, aber die Anregung hatte er gegeben, und es wird ſich zeigen, daß ähnliche Begriffe von einem Philoſophen, von dem man es am wenigſten erwartet hätte, von Kant in Bewegung geſetzt wurden.

Moritz verließ Rom 20. Oct. 1788, nachdem er noch vier Wochen mit Herder zuſammengelebt, und wanderte zu Fuß nach Weimar, wo er 1. Dec. ankam (31 J. alt). Er wohnte bei Goethe; Fr. v. Kalb gab ihm zu Ehren einen großen Ball, Knebel ſah ihn oft; Frau v. Stein ſchrieb an Lottchen: „wieviel er meinen Kopf ſchon aufgeklärt hat, iſt nicht zu ſagen: er iſt wie ein überirdiſch Weſen, ſo rein, ſo gleichmüthig; zu jedem Weſen läßt er ſich herab und bleibt vornehm in ſich." Auch der Herzog fand große Freude an ihm. In Goethe erweckte er wieder die alte Sehnſucht nach Italien: „ich kann," ſchreibt er an Herder 27. Dec., „eine leidenſchaftliche Erinnerung an jene Zeiten nicht aus meinem Herzen tilgen. Mit welcher Richtung ich Ovid's Verſe oft wiederhole: quum subit illius tristissima noctis imago, quae mihi supremum tempus in urbe fuit! Ich fühle nur zu ſehr, was ich verloren habe, ſeit ich mich aus jenem Element hierher verſetzt ſehe; ich ſuche es mir nicht zu verbergen, aber mich ſoviel als möglich auch hier wieder einzurichten."

Trotz des Zuſammenſeins in Leipzig hatte Moritz ſeine alte Abneigung gegen Schiller bewahrt; er beſtärkte Goethe leidenſchaftlich in dieſer Abneigung. Goethe — wohl auch über die Recenſion des Egmont ungehalten, zu der er den Dichter des Don Carlos denn doch kaum für berechtigt halten konnte — empfand den äußerſten Verdruß über den Beifall, welchen

„die ethiſchen und theatraliſchen Parodoxen dieſes kraftvollen und unreifen Talents, von denen er ſelbſt ſich zu reinigen geſtrebt", ebenſo bei dem wilden Studenten wie bei der gebildeten Hofdame (Fr. v. Stein?) fanden. „Ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu ſehn, die Art, wie ich mich gebildet, ſchien mir gelähmt; was mich am meiſten ſchmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Moritz u. ſ. w. ſchienen mir gleichfalls gefährdet: denn wo war eine Ausſicht, jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten?" Zu dieſen rechnete er auch den Ardinghello. — Trotz aller Bitten der Freunde weigerte er ſich hartnäckig, Schiller zu ſehn.

Moritz dagegen beſuchte den Nebenbuhler. „Von Goethe," ſchreibt Schiller 10. Dec., „iſt er nun ganz durchdrungen und enthuſiasmirt. Dieſer hat ihm ſeinen Geiſt mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen. Aber ich finde, daß er auf Moritz gut gewirkt hat. Moritz hat viel Tiefe des Geiſtes und Tiefe der Empfindung; er arbeitet ſtark in ſich. — Seine Schrift iſt ſchwer zu verſtehen, weil er keine feſte Sprache hat und ſich mitten auf dem Wege philoſophiſcher Abſtraction in Bilder verirrt, zuweilen auch eigne Begriffe mit anders verſtandenen Wörtern verbindet. Aber er iſt vollgedrängt von Gedanken, und nur zu vollgedrängt. Von Schwärmerei iſt er nicht frei und Herder'ſche Vorſtellungen ſind ſehr ſichtbar. Was mir mißfällt, iſt die Behauptung, daß ein Product aus dem Reich des Schönen ein vollendetes Ganze ſein müſſe; fehle nur ein einziger Radius zu dieſem Zirkel, ſo ſinke es unter das Unnütze herunter. Nach dieſem Ausſpruch haben wir kein einziges vollkommenes Werk, und ſobald auch keines zu erwarten. Es ſcheint, daß er keinen Dichter erkennt als Goethe, der doch bei dieſen Forderungen ſehr zu kurz kommen würde. Uebrigens haben ſeine philoſophiſchen Unterſuchungen ſehr glücklich auf ſein Gemüth gewirkt, und ihn aus einer ſchrecklichen Seelenlage geriſſen. Sein Geiſt hat durch anſtrengendes Denken über ſeine Hypochondrie geſiegt, die ihn bei ſeiner Dispoſition zur Schwindſucht, ohne dieſe innere Hilfe, bald würde aufgerieben haben." — 2. Febr. 1789. „Er iſt ein tiefer Denker, der ſeine Materie ſcharf auffaßt und tief heraufholt. Seine Aeſthetik und Moral ſind ganz aus einem Faden geſponnen; ſeine ganze Exiſtenz ruht auf ſeinen Schönheitsgefühlen. Die Abgötterei, die er mit Goethe treibt, hat mich von ſeinem nähern Umgange zurückgehalten. — Oefters um Goethe zu ſein würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen ſeine nächſten Freunde kein Moment der Ergießung, er iſt an nichts zu faſſen; ich glaube in der That, er iſt ein Egoiſt in ungewöhnlichem Grade. Er beſitzt das Talent, die Menſchen zu feſſeln; aber ſich ſelbſt weiß er immer frei zu behalten. Er macht ſeine Exiſtenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne ſich ſelbſt zu geben. Ein ſolches Weſen ſollten die Menſchen

nicht um ſich herum aufkommen laſſen. Eine ganz ſonderbare Miſchung von Haß und Liebe iſt es, die er in mir erweckt, eine Empfindung, derjenigen nicht ganz unähnlich, die Brutus und Caſſius gegen Cäſar gehabt haben müſſen; ich könnte ſeinen Geiſt umbringen und ihn wieder von Herzen lieben." — 25. Febr. — „Mit Goethe meſſe ich mich nicht, wenn er ſeine Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntniſſen, eine ſichere Sinnlichkeit und einen geläuterten Kunſtſinn; was mir in einem Grade, der bis zur Unwiſſenheit geht, mangelt. — 9. März. — „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von Goethe geſchrieben haben mag. Du wirſt mich wohl recht in meiner Schwäche geſehen und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gern von Dir kennen laſſen, wie ich bin. Dieſer Menſch, dieſer Goethe iſt mir einmal im Wege, und er erinnert mich ſo oft, daß das Schickſal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward ſein Genie von ſeinem Schickſal getragen und wie muß ich bis auf dieſe Minute noch kämpfen!"

24. April 1789 kam Bürger nach Weimar, 41 J. alt, eben im Begriff, eine Geſammtausgabe ſeiner Gedichte zu veranſtalten. April 1784 war gegen ihn eine Anklage wegen ungetreuer Amtsführung erhoben, und die Oeffentlichkeit, die dieſer Sache gegeben wurde, machte ihm ſoviel Verdruß, daß er nach Göttingen überzuſiedeln beſchloß. Durch Käſtner's, Lichtenberg's und Heyne's Einfluß erhielt er Sept. 1784 Erlaubniß, daſelbſt Vorleſungen zu halten; vorher war ſeine erſte Frau geſtorben, 30. Juli. „Das ſchwere und koſtbare Hauskreuz," ſchreibt er ſeinem Schwager, „unter deſſen Laſt ich länger als ein halbes Jahr geſeufzt habe, kann und mag ich Dir nicht ſchildern. Monate lang ſah ich ſie täglich hinſterben." Er heirathete im folgenden Sommer ſeine geliebte Molly, mit der er früher wider die Sitte gelebt; Gleim unterſtützte ihn großmüthig,*) und er fing an, ſich glücklich zu fühlen. Seiner Stimmung Ausdruck zu geben, ſchrieb er das „Hohe Lied", das längſte und ſchlechteſte ſeiner Gedichte, obgleich er, wie früher auf die „Nachtfeier der Venus", den meiſten Werth darauf legte. Es kommt darin die berühmte Stelle vor: „Zwar ich hätt' in Jünglingstagen, mit beglückter Liebe Kraft lenkend

*) Durch Gleim wurde er auch mit Eliſe v. d. Recke bekannt, an die er 15. Mai 1785 ſchreibt: „Ewig unvergeßlich, Edle, Theure! wird mir der Tag ſein, an welchem ich erfahren habe, daß ein ſo holdes Geſchöpf wie Eliſe auf der Welt iſt ... Ich bin ein armer ſinnlicher Menſch, und völlig wie ein kleines Kind, welches ſeinen heiligen Chriſt ſogar mit ins Bett nimmt. Sie, Theuerſte, ſind mir ja nur eine Beſcheerung im Traum geweſen; Gott weiß, ob ſich das Traumbild jemals wieder nur in einen Schatten von Wirklichkeit verwandeln wird." — Mai 1786 beſuchte er Jacobi, dem er nur mäßig gefiel.

meinen Kampfeswagen, hundert mit Gefang geſchlagen, tauſende mit Wiſſenſchaft. Doch des Herzens Loos, zu darben, und der Gram, der mich verzehrt, hatten Trieb und Kraft zerſtört. Meiner Palmen Keime ſtarben, eines mildern Lenzes werth." — Sein Glück dauerte nur zu kurze Zeit; 9. Jan. 1786 ſtarb Molly, und er verſank in ein dumpfes Brüten. „Meine Liebe, lange wie die Taube, von dem Falken hin und her geſcheucht, wähnte froh, ſie hab' ihr Neſt erreicht in den Zweigen einer Götterlaube. Armes Täubchen! hart getäuſchter Glaube! Ihre Heimath, kaum dem Blick gezeigt, wurde ſchnell dem Wetterſtrahl zum Raube. Ach nun irrt ſie wieder hin und her! zwiſchen Erd' und Himmel ſchwebt die Arme, ſonder Ziel für ihres Flug's Beſchwer; denn ein Herz, das ihrer ſich erbarme, wo ſie noch einmal, wie ſonſt, erwarme, ſchlägt für ſie auf Erden nirgend mehr." — In Folge dieſer Aufforderung bot 5. Sept. im Stuttg. Beob. ein „Schwabenmädchen" dem Dichter ihr Herz an.

Bei den göttinger Profeſſoren ſtand er in keinem beſonderen Anſehen; deſto eifriger ſchloſſen ſich zwei junge Männer ihm an, mit denen er die „Akademie der ſchönen Redekünſte" herausgab. A. W. Schlegel (Sohn Adolfs, der 16. Sept. 1793 als Superintendent zu Hannover ſtarb, Neffe von Elias), geb. zu Hannover 8. Sept. 1767, ſehr ſorgfältig erzogen; ſtudirte zu Göttingen unter Heyne Philoſophie; mit Gotter, Humboldt und Forſter befreundet; ſeine Verſe imponirten Bürger ſo, daß dieſer 1788 ihn anfang: „Kraft der Laute, die ich rühmlich ſchlug, kraft der Zweige, die mein Haupt umwinden, darf ich Dir ein hohes Wort verkünden, das ich längſt in meinem Buſen trug. Junger Aar! Dein königlicher Flug wird den Druck der Wolken überwinden, wird die Bahn zum Sonnentempel finden, oder Phöbus' Wort in mir iſt Lug." Der andre, Bouterwek, geb. 15. April 1766 bei Goslar, hatte in Göttingen die Rechte ſtudirt, und dann, durch Romanlectüre verwirrt, mannigfache Irrungen durchgemacht, bis er ſich 1789 wieder in Göttingen habilitirte; er ſchrieb „vom griechiſchen und modernen Genius". Alle drei trieben eifrig Kantiſche Philoſophie, über welche Bürger Vorleſungen hielt.

Mit Schiller ſtellte ſich dieſer im Ganzen gut. „Er hat nichts Auszeichnendes in ſeinem Aeußern und in ſeinem Umgang, aber ein gerader, guter Menſch ſcheint er zu ſein. Wie in ſeinen Gedichten verliert er ſich zuweilen ins Platte. Das Feuer der Begeiſterung ſcheint in ihm zu einer rieſigen Arbeitslampe herabgekommen zu ſein." Auch Goethe beſuchte er, mit vollem Dichterſtolz redete er ihn an: „Sind Sie Goethe? Ich bin Bürger." Aber Goethe war nicht bei Stimmung, er empfing ihn gemeſſen, miniſteriell, und erkundigte ſich nach den göttinger Univerſitätsverhältniſſen. Der arme Bürger hatte kein Glück.

Gleichzeitig mit Bürger war Reichardt in Weimar. Geb. 1751 in Königsberg, hatte er daſelbſt ſtudirt und war mit Hamann befreundet; Ende 1775 war er an Graun's Stelle Kapellmeiſter in Berlin geworden, und hatte 1782 bis 1785 eine längere Reiſe durch Italien, England und Frankreich gemacht, wo er ſeine Opern, Tamerlan, Panthea u. ſ. w. aufführte. Der Tod Friedrich des Großen rief ihn nach Berlin zurück. Seine erſte Frau, die Tochter des Componiſten Benda, hatte er 1783 verloren, und eine Tochter des verſtorbenen Paſtor Alberti in Hamburg geheirathet. Seine Opern wurden von Kennern gewürdigt, obgleich er nie zur Reife kam; als muſikaliſcher Kritiker war er oft gehäſſig, namentlich gegen Mozart. Goethe war er leidenſchaftlich ergeben, er hatte die meiſten ſeiner Lieder componirt, und in Berlin einen Kreis gebildet, der für den Dichter ſchwärmte; als wohlhabender Mann machte er ein anſehnliches Haus. Leider hatte er die Neigung, überall die Hand im Spiel zu haben; bei zahlreichen Journalen war er betheiligt, und hetzte gern den einen gegen den andern. Schiller nannte ihn „einen unerträglich aufdringlichen und impertinenten Burſchen". — Ihm wurde nun Moritz empfohlen, den der Herzog 1. Febr. ſelbſt nach Berlin gebracht und ſeine Anſtellung bei der Akademie der ſchönen Künſte vermittelt hatte. Stolberg, der im April als däniſcher Geſandter nach Berlin kam, fand ihn nicht nach ſeinem Geſchmack: „er ſophiſtiſirte mir vor, daß ich noch den ganzen Tag Uebelkeit nach der loſen Speiſe hatte".

Schiller hatte ſich nach immer gern mit Speculation beſchäftigt; ſelbſt der „Geiſterſeher" war ihm lieb geworden, als er ein philoſophiſches Geſpräch darin anbringen konnte; auch an „Julius" hatte er gedacht. „Aber wenn Du überlegſt, wie wenig ich über dieſe Materie geleſen habe, wieviel vortreffliche Schriften darüber vorhanden ſind, die man ſich ohne Schamröthe nicht anmerken kann, nicht geleſen zu haben, ſo wirſt Du mir glauben, daß es mir eine ſchwerere Arbeit iſt, einen Brief des Julius zu ſchreiben als die beſte Scene." Er kam endlich darauf, die Reſultate ſeines Nachdenkens in einem Gedicht niederzulegen, „Die Künſtler".

12. Jan. ſandte er es Körner fertig, mit Ausnahme einer Strophe, deren Inhalt er ſo angiebt: „daß die Kunſt zwiſchen der Sinnlichkeit und Geiſtigkeit des Menſchen das Bindungsglied ausmache und den gewaltigen Hang deſſelben zu ſeinem Planeten contraponderire;" er erläutert einige Hauptgedanken, z. B.: „wenn man aus unſerm Leben herausnimmt, was der Schönheit dient, ſo bleibt nur das Bedürfniß; und was iſt das Bedürfniß anders als eine Verwahrung vor dem immer drohenden Untergang?" — 9. Febr. „Ich habe nun die Hauptidee des Ganzen, die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit, zur herrſchenden gemacht. Es iſt eine

Allegorie, die ganz hindurchgeht, mit nur veränderter Ansicht, die ich dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen lasse ... Nun folgt aber ein ganz neues Glied, wozu mir eine Unterredung mit Wieland Anstoß gegeben hat, und welches dem Ganzen eine schöne Rundung giebt. Wieland empfand es sehr unhold, daß die Kunst nur Dienerin einer höhern Cultur sein sollte. Alles was wissenschaftliche Cultur in sich begreift, stellt er tief unter die Kunst, und behauptet vielmehr, daß jene dieser diene. Wenn ein wissenschaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstwerk werde. Es ist sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, sie schien schon in meinem Gedicht unentwickelt zu liegen und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Nachdem also der Gedanke ausgeführt ist, daß die Kunst die wissenschaftliche und sittliche Cultur vorbereitet habe, wird nun gesagt, daß diese letztere noch nicht das Ziel sei, sondern nur eine Stufe zu demselben; dann erst sei die Vollendung da, wenn sich wissenschaftliche und sittliche Cultur wieder in die Schönheit auflöse ... Gleich über der Schwelle strauchelte Wieland; eine Allegorie, die nicht gehalten sei, sich alle Augenblicke entweder in eine neue Allegorie verliere, oder gar in philosophische Wahrheit übergehe, das Durcheinanderwerfen poetisch wahrer und wörtlich wahrer Stellen incommodire ihn. Die malerische Sprache und das luxuriöse Uebergehn von Bild zu Bild blende ihn, so daß er vor Licht nicht sehe u. s. w. Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe." — „Du hast," schreibt Körner, „den Hang, Deine Producte durch Schmuck im Einzelnen zu überladen. Manche schöne Idee geht dadurch verloren, daß man sie blos im Vorübergehn mitnehmen soll. Interessirt man sich für die Hauptidee Deines Gedichts, so kann man unmöglich auf alle die se einzelnen Züge soviel Aufmerksamkeit heften, als erfordert wird, sie ganz zu verstehn. Es ist schade um die Kunst, mit der die Gegenstände in einem dunkeln Hintergrund ausgeführt sind, wenn der Blick des Betrachters auf die Hauptfigur nothwendig gefesselt wird."

Diese Kritik betrifft nur die Form, die Sache selbst hätte ernsteres Eingehn verdient, denn der Grundsatz, daß „was schöne Seelen schön empfinden, trefflich und vollkommen sei", paßt am wenigsten für ein Gedicht, dessen Gedankengang doch immer räsonnirend, d. h. prosaisch ist. — Das Gedicht schreibt, indem es nur die Griechen vor Augen hat, der Kunst eine schöpferische Kraft zu: sie habe die Religion des Grauens und der Furcht in eine Religion der Liebe verwandelt. Als Gott den Menschen in die Sterblichkeit verbannte, „und eine späte Wiederkehr zum Lichte auf schwerem Sinnenpfad ihn fühlen ließ", folgte von allen himmlischen Geistern ihm nur die Kunst, und da dem

Wilden, der nur durch die Feſſel der Begierde an die Erſcheinungen gebunden war, unempfunden die ſchöne Seele der Natur entfloh, löſte die Kunſt mit leiſer Hand das Bild, den Schatten von den Dingen ab, „von ihrem Weſen abgeſchieden, ihr eignes liebliches Idol"; und aus den Freuden der Ferne, die ſeine Gier nicht reizten, erkannte der Menſch zum erſten Mal ſeine Freiheit. Die Kunſt ſammelte die verſchiedenen Strahlen der menſchlichen Natur in ein Bild und brachte ſo die wahre Religion hervor. „Der Menſch erbebte vor dem Unbekannten, er liebte ſeinen Widerſchein." Die Sittlichkeit wie die Wiſſenſchaft nährten ſich an den Symbolen der Kunſt; von den Schrecken des Lebens durch das ſchöne Spiel befreit, lernte der Menſch das unverſtändliche Schickſal ertragen, und als nun die Barbaren dieſe ſchöne Zeit zerſtörten, wurde (im 14. und 15. Jahrhundert) der letzte Opferbrand den entheiligten Altären des Orients entriſſen und durch ihn der neue Tag herbeigeführt. Kühne Geiſter haben ſich dann bemüht, durch die Macht des Gedankens dies Licht zu nähren, aber ihre wahre Beſtimmung werden ſie erſt erfüllt haben, wenn die Wahrheit in gefälligem Dienſt zu Füßen der Schönheit liegt. — Es iſt das eine hohe und ſchöne Auffaſſung, aber ſie iſt nicht ganz richtig. Nicht der frei ſinnende dichteriſche Geiſt des Homer hat die griechiſchen Götter geſchaffen, ſondern der bereits gebildete Volksgeiſt, der in ſeinem Propheten zum höchſten, aber doch zum natürlichſten Ausdruck kam. Der Schleier der Dichtung, „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit" kann nur aus der Wahrheit Hand dem Menſchen geſchenkt werden.

Anderthalb Jahre ſpäter ſchrieb A. W. Schlegel eine Kritik des Gedichts, die hier vorausgenommen werden muß. „Wahrheit, wenn ſie uns den Adel unſerer Natur kennen lehrt, erzeugt Begeiſterung; aber die Alten glaubten, Begeiſterung finde auch Wahrheit. Wie, wenn der Dichter nun ſeine Lehre nicht mit jener zweiten nur abgeleiteten Begeiſterung mittheilte, ſondern mit dieſer urſprünglichen, die der Erkenntniß voraneilt? — Nicht alles iſt Chimäre, wovon ſich nicht in deutlichen Begriffen Rechenſchaft ablegen läßt: verworrene Gefühle und Ahnungen ſind für uns wahr und wirklich. Wenn nun dieſes innere Regen und Streben uns Verhältniſſe zwiſchen den Dingen entdeckt, ohne daß wir die Reihe der Mittelideen mehr als dunkel wahrnehmen, ſo ahnden wir die Wahrheit, ſo lange bis hellere Erkenntniß die Ahndung widerlegt oder in Ueberzeugung verwandelt. Vieles aber kann nie zu ganz deutlicher Erkenntniß gebracht werden: wir müſſen uns begnügen es als Gefühl zu beſitzen. Wenn nun ein Dichter ſolchem Wahrheitsgefühl Raum giebt, wenn er ſich der ſchwebenden Erſcheinungen geiſtiger Anſchauung bemächtigt, und ihnen durch Bilder und Töne feſteren Umriß verleiht: ſollte er nicht tiefer in unſer Inneres greifen, als wenn er blos aus dem allgemeinen

Schatz des menschlichen Wissens Wahrheiten aushebt und diese in poetische Sprache kleidet? Auf diese Weise kann das lehrende Gedicht selbst im Stoff poetisch werden. — Schiller hat seinen Gegenstand nicht so geschildert, wie er ihn etwa aus historischen Factis und philosophischen Raisonnements kennen konnte, sondern er hat das Bild dargestellt, das ein Geist wie der seinige, nach dem Genuß, den ihm die schönen Künste gaben, nach dem Einfluß, den sie auf sein Leben hatten, von ihren Wirkungen auf das gesammte Menschengeschlecht sich machen mußte. Er wäre ein völlig schiefer Gesichtspunkt, wenn man bei jeder Zeile des Gedichts fragen wollte: ist das wirklich so geschehn? — Die einzelnen Züge sollen dem Ganzen dienen, und sie sind gut, wenn sie zu seiner Einheit gehören."

„Anschauliche Darstellung ist um so schwerer, je geistiger das ist, was dem Dichter vorschwebt. Indessen kann hier gerade die Poesie eines verfeinerten Zeitalters durch eigenthümliche Vorzüge glänzen. Je zarter die innere Organisation des Menschen durch beständige Ausbildung, je durchsichtiger die Atmosphäre der Sinnlichkeit wird, die ihn von der Geisterwelt scheidet; um so mehr verliert die Sprache an Energie in der Darstellung sinnlicher Gegenstände; doch in eben dem Grad erweitert sich der poetische Horizont: was sonst nur den betrachtenden Verstand beschäftigen konnte, nimmt nun eine sinnlich-fühlbare, wenngleich ätherische Bildung an." „Es liegt überall tiefer Sinn, und doch, so täuschend ist die leichte Grazie des Vortrags, könnte man fast glauben, der Dichter spiele nur mit Bildern. Dieser sich versteckende Tiefsinn, der dem Leser allen Genuß des Denkens giebt, ohne ihn die Anstrengung dabei ahnden zu lassen, ist überhaupt ein Charakter der Schillerschen Werke. — Wehe dem Kritiker, der nicht fühlt, daß der kleine Maßstab seiner kalten Beurtheilung nicht bei jedem Zuge eines solchen Gemäldes angebracht werden dürfe! Ueberall weht der milde Hauch jenes Kunstgefühls, das der Sänger preist, und zaubert dem Gedanken sanfte Formen an. Ueberall herrscht ein stiller, hoher griechischer Geist, der sich seiner Stärke, die Seelen zu erschüttern, freiwillig begab, oder auch, in süßer Vertraulichkeit mit allen Göttern des Schönen, auf eine Zeit lang sie vergaß."

Schiller hatte vor, ein Epos über Friedrich den Großen in singbaren Stanzen zu schreiben, in welchem die ganze Cultur der Zeit sich abspiegeln sollte; auch eine Göttermaschinerie wollte er dazu erfinden, weil das einmal zur Classicität gehöre. Von der Geselligkeit zog er sich sehr zurück. „Die Leute," (9. März) „wunderten sich anfangs; endlich gewöhnte man sich daran." „Schiller," schreibt Fr. v. Stein an Lottchen, 29. März, „hat sich so zur Einsamkeit gewöhnt, daß er, glaube ich, gar keine Sprache für die Menschen mehr hat." „Charlotte," erzählt er, „besuche ich noch am meisten; sie ist diesen Winter

gesunder und im Ganzen auch heiterer wie im vorigen; wir stehen recht gut zusammen; aber ich habe, seitdem ich wieder hier bin, Principien von Unabhängigkeit in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältniß zu ihr, wie zu allen übrigen Menschen, blindlings unterwerfen muß. Alle romantischen Luftschlösser fallen ein, und nur was wahr und natürlich ist bleibt stehen. Hätte ich nicht die Degradation meines Geistes so tief gefühlt, ehe ich von euch ging, ich hätte euch nie verlassen. Aber es ist traurig, daß die Glückseligkeit, die unser ruhiges Zusammenleben mir verschaffte, mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundschaft selbst nicht zum Opfer bringen kann, mit dem inneren Leben meines Geistes, unverträglich war. Ich muß ganz Künstler sein können, oder ich will nicht mehr sein."

„Die Zeit kommt nun mit starken Schritten heran, wo ich meine Bude in Jena eröffnen muß. Ich habe noch gar nicht darauf denken können, was ich meinen Herren Studenten vorsetzen werde." „Ich bin dazu verdammt, mich durch die geschmacklosesten Pedanten durchzuschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse ... Im Ganzen freue ich mich aber doch auf dies unendliche Feld, das zu durchwandern ist." — Um seine Existenz zu sichern, übernahm er die Redaction einer Sammlung historischer Memoires, wozu er die Einleitungen schrieb. „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, der Kunst, der Sitten, des Handels mit der politischen in eins zusammengefaßt werden. Mein Plan ist es, diesen Weg zu gehn." „Wir Neuern haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Es ist ein armseliges Ideal, für eine Nation zu schreiben, einem philosophischen Geist ist diese Grenze unerträglich; er kann bei einer so zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragment nicht stehen bleiben; er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit sie ihm als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist."

Die erste Vorlesung fand 26. Mai 1789 vor einem Auditorium von fast 500 Studenten statt; ein Ereigniß für das kleine Jena. „Da mir die Materien, worüber ich lese, noch zu neu sind, so muß ich mich freilich noch ans Manuscript halten. Bis jetzt hat mein Vortrag durch Glanz und Neuheit geblendet, in der Folge muß ich ihm mehr Faßlichkeit zu geben suchen."

Wie der junge Professor seinen Studenten Geschichte vortrug, läßt sich verfolgen, da Schiller, um seine Studien soviel als möglich zu verwerthen, einen guten Theil seiner Vorlesungen drucken ließ. In diesen finden sich hochklingende Perioden ohne bestimmten Inhalt, schmückende Beiworte, die nichts charakterisiren, und Declamationen zahlreicher als in der Einleitung zur nie-

derländiſchen Rebellion. Zur Simplicität gehört eine tief eindringende Kenntniß, die dem Schriftſteller in jedem Augenblick das treffende Wort eingiebt. Den Mangel an vollſtändiger Kenntniß kann man nur dadurch erſetzen, daß man ſich ein ſehr genaues Bewußtſein von den Grenzen derſelben bildet. Goethe's proſaiſche Schriften ſind darum claſſiſch, weil jedes Wort bei ihm eine individuelle Anſchauung ausdrückt; darauf ſich zu beſchränken iſt Schiller ſtets unmöglich geweſen

Er begann ſeine Vorleſungen mit dem Gegenſatz des Brodgelehrten und des philoſophiſchen Kopfes. „Ebenſo ſorgfältig als der Brodgelehrte ſeine Wiſſenſchaft von allen übrigen abſondert, beſtrebt ſich der philoſophiſche Kopf, ihr Gebiet zu erweitern und ihren Bund mit den übrigen wieder herzuſtellen; herznſtellen ſage ich, denn nur der abſtrahirende Verſtand hat jene Wiſſenſchaften geſchieden.“ Nun ſpringt aber der Zuſammenhang nicht ohne weiteres in die Augen, die wichtigſten Ereigniſſe, wenn man ſie nicht von der rechten Höhe überſieht, erſcheinen iſolirt. „So würde unſere Weltgeſchichte nie etwas Anderes als ein Aggregat von Bruchſtücken werden, und nie den Namen einer Wiſſenſchaft verdienen. Jetzt kommt ihr der philoſophiſche Verſtand zu Hilfe, und indem er dieſe Bruchſtücke durch künſtliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zu einem vernunftmäßigen Ganzen. Er nimmt die Harmonie aus ſich ſelbſt und verpflanzt ſie außer ſich in die Ordnung der Dinge.“ Freilich ſoll er dann noch die Probe machen, aber in zweifelhaften Fällen „ſiegt diejenige Meinung, welche dem Verſtand die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückſeligkeit anzubieten hat.“ — „Die innere Wahrheit hat ebenſoviel Werth als die hiſtoriſche. Daß ein Menſch in ſolchen Lagen ſo empfindet, handelt und ſich ausdrückt, iſt ein großes, wichtiges Factum für den Menſchen; die innere Uebereinſtimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingeſtanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen ſein muß.“

„Ich werde immer eine ſchlechte Quelle für einen künftigen Geſchichtsforſcher ſein, der das Unglück hat, ſich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit hier und da mit jener erſten philoſophiſchen zuſammentreffen.“ — Schiller ſagte mit Recht, daß der Geſchichtſchreiber, wenn er etwas Thatſächliches in ſich aufgenommen, nun den ſo geſammelten Stoff erſt wieder aus ſich heraus zur Geſchichte conſtruiren müſſe. „Eine Thatſache läßt ſich ebenſowenig zu einer Geſchichte wie die Geſichtszüge eines Menſchen zu einem Bildniß blos abſchreiben.“ Jeder echte Geſchichtſchreiber conſtruirt d. h. er malt ſich aus den fragmentariſchen Ueberlieferungen das ganze Werk und ergänzt die Lücken durch Induction und Analogie. Es kommt nur darauf an, welche Vorbildung er mitbringt. Schiller

fehlt es ſowohl an gelehrter wie an praktiſcher Kenntniß; er iſt durchweg von ſeinen Vorgängern abhängig. Er kennt nur zwei poſitive Intereſſen: das moraliſche und das pſychologiſche. Das erſte begeiſtert ihn für Freiheit und für Treue, für ſchlichte Redlichkeit und für entſchloſſenen Jeſuitismus der Tugend, je nach der Stimmung; das andre eröffnet dem gebornen Dramatiker zuweilen überraſchend wahre Blicke, verführt ihn aber, Plan und Berechnung zu ſuchen, wo dem aufmerkſamern Beobachter die zwingende Macht der Zuſtände entgegengetreten wäre. Weil er nie einen praktiſchen Begriff von Rechtsbeziehungen, von kirchlichem Leben u. ſ. w. gehabt, geht er überall von dem Grundgedanken aus, daß der große Mann ſeine Zeit mit Plan und Abſicht hervorbringt. In der Charakteriſtik des Moſes folgt er einer Schrift Reinhold's über die älteſten hebräiſchen Myſterien. Er kritiſirt die ſchlechte Politik der Aegypter und moraliſirt über die Gewaltthätigkeit der Regierung gegen die verachteten Hebräer; dann aber rühmt er die religiöſe Cultur in dem Geheimdienſt der ägyptiſchen Prieſter: ſie hätten bereits den Begriff des einzigen höchſten Verſtandes entdeckt, ſich aber noch geſcheut, denſelben der Menge Preis zu geben. „Man fand beſſer, die neue gefährliche Wahrheit zum ausſchließenden Eigenthum einer geſchloſſenen Geſellſchaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maß von Faſſungskraft zeigten, in den Bund aufzunehmen, und die Wahrheit, die man unreinen Augen entziehn wollte, mit einem geheimnißvollen Gewand zu umkleiden.“ Bei dieſem Freimaurerorden ging Moſes in die Schule und lernte den Begriff des wahren Gottes. „Jetzt prüft er ſeine Vernunftreligion und unterſucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günſtige Aufnahme bei ſeinen Hebräern zu verſichern.“ Bekanntlich machte man damals auch Chriſtus zu einem Schüler der Eſſäer, einem Freimaurerorden aus der Auguſteiſchen Periode. — Bei Lykurg und Solon hatten ſchon die Griechen und Römer der ſpätern Conſtruction vorgearbeitet. Schiller verfehlt nicht vom Standpunkt der Moralität beide Geſetzgeber zu beurtheilen; Lykurg ſehr ſtreng: „die ganze Moralität wurde Preis gegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieſer Moralität einen Werth haben kann.“ „Es war ein ſchülerhafter, unvollkommener Verſuch, das erſte Exercitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einſichten fehlte.“

Mit beſonderer Vorliebe betrachtete er ſelbſt den Aufſatz „über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“. „Eine Arbeit, die mir anfangs nichts verſprach, hat ſich plötzlich unter meiner Feder in einer glücklichen Stimmung meines Geiſtes veredelt, und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich ſelbſt überraſcht. Ich habe noch nichts von dieſem Werth gemacht; nie habe ich ſoviel Gehalt des Gedankens in einer ſo glücklichen Form vereinigt, und nie

dem Verſtand ſo ſchön durch die Einbildungskraft geholfen.“ Es galt, zu erweiſen, daß die Barbarei des Mittelalters der nothwendige Weg der Vorſehung war, von der Bürgerfreiheit der Alten zur Menſchenfreiheit der Neuen zu leiten. „Die Kreuzzüge, ſo raſend ſie ausſehn, waren ein ſo nothwendiges Erzeugniß ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die hiſtoriſchen Prämiſſen vor Augen gelegt, von ſelbſt darauf verfallen müßte; ſie waren ferner der erſte Schritt, wodurch der Aberglaube anfing die Uebel zu verbeſſern, die er der Menſchheit geſchlagen. Es iſt vielleicht kein hiſtoriſches Problem, das die Zeit reifer aufgelöſt hätte als dieſes.“ „Griechenland und Rom konnten höchſtens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen. Die erhabenſte Anſtrengung griechiſcher und römiſcher Tugend hat ſich nie über bürgerliche Pflichten geſchwungen: das höchſte Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterland gebracht. Beim Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthuſiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und woher dieſe Erſcheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters, ein noch männliches Geſchlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.“

Indem er dieſer Perſpective weiter folgt, lernt er bald das Mittelalter an ſich würdigen, wie es von Wieland im Oberon gewürdigt war. „Zwar wünſchen wir uns nicht mit Unrecht Glück,“ heißt es in der Vorrede zu Vertot's „Geſchichte des Malteſerordens“, „in einem Zeitalter zu leben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden ſich äußert, ebenſo überflüſſig als unmöglich iſt; aber ... der verachtende Blick, den wir gewohnt ſind auf jene Periode des Aberglaubens zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der ſich fühlenden Stärke als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch unmächtigen Spott die Beſchämung rächt, die das höhere Verdienſt ihr abnöthigte ... Der Vorzug hellerer Begriffe koſtet uns das wichtige Opfer praktiſcher Tugend. Dieſelbe Cultur, welche in unſerm Gehirn das Feuer eines fanatiſchen Eifers auslöſchte, hat zugleich die Gluth der Begeiſterung in unſerm Herzen erſtickt, den Schwung der Geſinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Heroen des M. A. ſetzten an einen Wahn, eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigenthum; ſo ſchlecht ihre Vernunft belehrt war, ſo heldenmäßig gehorchten ſie ihren höchſten Geſetzen. Und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unſere Weisheit nur halb ſoviel als ſie an ihre Thorheit wagen? .. Waren die Zeiten der Kreuzzüge ein langer trauriger Stillſtand in der Cultur, ein Rückfall in die vorige Wildheit, ſo war die Menſchheit doch offenbar ihrer höchſten Würde nie vorher ſo nahe geweſen. Die Willigkeit des Gemüths, ſich von überſinnlichen Triebfedern

leiten zu laſſen, dieſes edelſte aller menſchlichen Vermögen, ſöhnt den philoſophiſchen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verſtandes, einer geſetzloſen Sinnlichkeit aus ... Fühle man noch ſo ſehr das Widerſinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer ſchwärmenden Einbildungskraft zu bluten befiehlt — wer kann der heroiſchen Treue, womit dieſem Wahnglauben Gehorſam geleiſtet wird, ſeine Achtung verſagen? ... Der Grieche, der Römer kämpfte für ſeine Exiſtenz, für zeitliche Güter, für das begeiſternde Phantom der Weltbürgerſchaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer ſchon von fern zeigte: — der Muth jener chriſtlichen Helden entbehrte dieſer Hilfe und hatte keine andere Nahrung als ſein eignes unerſchöpfliches Feuer.“*) — —

Fr. v. Stein ſchreibt 13. Jan. über eine luſtige Gräfin an Lottchen: „ſie liebt das Leben außerordentlich, und ſagte mir, das gewiſſe Plätzchen hier wäre ihr lieber als das ungewiſſe was da kommen ſollte. Ich habe keine Anhänglichkeit daran und freue mich auf den Schlaf, denn ich bin müde.“ Immer größer wurde die Entfremdung. 15. Febr. las ihr Goethe aus dem Taſſo vor; vielleicht auch die folgende Rede der Prinzeſſin über die Männer: „Ihr ſtrebt nach fernen Gütern, und euer Streben muß gewaltſam ſein. Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln, wenn wir ein einzig nah beſchränktes Gut auf dieſer Erde nur beſitzen mögen, und wünſchen, daß es uns beſtändig bleibe. Wir ſind von keinem Männerherzen ſicher, das noch ſo warm ſich einmal uns ergab. Die Schönheit iſt vergänglich, die ihr doch allein zu ehren ſcheint. Was übrig bleibt, das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, iſt todt. Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz zu ſchätzen wüßten, die erkennen möchten, welch einen holden Schatz von Treu und Liebe der Buſen einer Frau bewahren kann; wenn das Gedächtniß einzig ſchöner Stunden in euern Seelen lebhaft bleiben wollte; wenn euer Blick, der ſonſt durchdringend iſt, auch durch den Schleier dringen könnte, den uns Alter oder Krankheit überwirft; wenn der Beſitz, der ruhig machen ſoll, nach fremden Gütern euch nicht lüſtern machte: dann wär' uns wohl ein ſchöner Tag erſchienen, wir feierten dann unſre goldne Zeit.“ — „Wenn Du es hören willſt,“ ſchreibt er ihr bald darauf, „ſo mag ich Dir gern ſagen, daß Deine Vorwürfe, wenn ſie auch im Augenblick empfindlich ſind, keinen Verdruß und

*) Mit ähnlicher Beziehung verherrlichte Claudius, nach Anleitung von Herder und Kleuker, die Völker des alten Aſiens: „ſie waren nicht durch eitle Spitzfindigkeiten, Unglauben und Kleinmeiſterei ausgemergelt und ausgedorrt; bei ihnen ging's aus dem Vollen und Großen. Wenn wir auf Velinpapier und mit Fibellettern ſchreiben, ſo ſchrieben ſie an ihre Felſen und Berge mit Rieſenbuchſtaben“ u. ſ. w.

Groll im Herzen zurücklaſſen. Auch ſie weiß ich zurechtzulegen, und wenn Du manches an mir dulden mußt, ſo iſt es billig, daß ich auch wieder von Dir leide. Es iſt auch viel beſſer, daß man freundlich abrechnet, als daß man ſich immer einander anähnlichen will, und wenn das nicht reuſſirt, einander aus dem Wege geht. Mit Dir kann ich am wenigſten rechnen, weil ich bei jeder Rechnung Dein Schuldner bleibe. Wenn wir übrigens bedenken, wieviel man an allen Menſchen zu tragen hat, ſo werden wir ja noch einander nachſehn."

„Ich war den Winter immer nicht recht wohl," ſchreibt ſie an Lottchen 29. März, „und da wird man geneigter zum Nachdenken, das einen im Leben nicht glücklicher macht; der andere mir mühſame Begriff von meinem ehemaligen 14 J. lang geweſenen Freund liegt mir auch manchmal wie eine Krankheit auf, und iſt mir nun wie ein ſchöner Stern, der mir vom Himmel gefallen; wenn ich Sie ſehe, will ich Ihnen mancherlei darüber erzählen, was ich nicht ſchreiben mag." — Als ſie nach Süddeutſchland abreiſte, ließ ſie Goethe einen bittern Brief zurück. „Er hat mich," ſchreibt dieſer 1. Juni, „auf mehr als eine Weiſe betrübt. Ich zauderte zu antworten, weil es in einem ſolchen Fall ſchwer iſt aufrichtig zu ſein und nicht zu verletzen. — Wie ſehr ich Dich liebe, habe ich durch meine Rückkunft aus Italien bewieſen ... Was ich in Italien verlaſſen, mag ich nicht wiederholen, Du haſt mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warſt Du, als ich ankam, in einer ſonderbaren Stimmung, und ich geſtehe aufrichtig, daß die Art, wie Du mich empfingſt, mir äußerſt empfindlich war ... Ich mußte mir hartnäckig wiederholen laſſen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nähme doch keinen Theil an den Menſchen u. ſ. w. — Und das alles, eh von einem Verhältniß die Rede ſein konnte, das Dich ſo ſehr zu kränken ſcheint. — Und welch ein Verhältniß iſt es? wer wird dadurch verkürzt? wer macht Anſpruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geſchöpf gönne? ... Es müßte durch ein Wunder geſchehn, wenn ich allein zu Dir das beſte, innigſte Verhältniß verloren haben ſollte. Aber das geſtehe ich gern, die Art, wie Du mich bisher behandelt haſt, kann ich nicht dulden. Wenn ich geſprächig war, haſt Du mir die Lippen verſchloſſen, wenn ich mittheilend war, haſt Du mich der Gleichgiltigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachläſſigkeit beſchuldigt. Jede meiner Mienen haſt Du controllirt, meine Bewegungen, meine Art zu ſein getadelt, und mich immer mal à mon aise geſetzt. Wo ſollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorſätzlicher Laune von Dir ſtießeſt. — Ich möchte gern noch manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfaſſung eher beleidigen als verſöhnen könnte. Unglücklicherweiſe haſt Du ſchon lange meinen Rath in Abſicht des Kaffees verachtet. Es iſt nicht genug, daß es

ſchon ſchwer hält manche Eindrücke moraliſch zu überwinden, Du verſtärkſt die hypochondriſche quälende Kraft der traurigen Vorſtellungen durch ein phyſiſches Mittel. — Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß Du mich wieder erkennen werdeſt."

Indeß hatte Fr. v. Stein Goethe's Mutter, auch Sophie Laroche*) beſucht, und ſehr gefallen. Gerührt ſchreibt Goethe 8. Juni: „Es iſt mir nicht leicht ein Blatt ſaurer geworden als der letzte Brief an Dich. Indeß iſt doch wenigſtens die Lippe eröffnet, und ich wünſche, daß wir ſie nie gegen einander wieder ſchließen mögen. — Ich klage nicht über meine hieſige Lage, ich habe mich hineingefunden und hoffe darin auszuhalten. Wenn man die kalte feuchte Sommerzeit, den ſtrengen Winter bedenkt, wenn durch des Herzogs äußeres Verhältniß und durch andere Combinationen alles bei uns inconſiſtent und folgenlos iſt und wird, wenn man faſt keinen Menſchen nennen kann, der in ſeinem Zuſtand behaglich wäre, ſo gehört ſchon Kraft dazu, ſich aufrecht, in einer gewiſſen Munterkeit und Thätigkeit zu erhalten, und nicht einen Plan zu machen, der einen nach und nach loslöſen könnte; wenn nun aber gar ein übles Verhältniß zu den Nächſten entſteht, ſo weiß man nicht mehr, wohin man ſoll. Ich ſage das ſo gut in Deinem als meinem Sinn, und verſichere Dich, daß es mich unendlich ſchmerzt, Dich unter dieſen Umſtänden noch ſo tief zu betrüben. — Zu meiner Entſchuldigung will ich nichts ſagen. Nur mag ich Dich gern bitten: hilf mir ſelbſt, daß das Verhältniß, das Dir zuwider iſt, nicht ausarte, ſondern ſtehn bleibe wie es ſteht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder, ſieh die Sache aus einem natürlichen Geſichtspunkt an, erlaube mir Dir ein gelaſſenes Wort darüber zu ſagen, und ich kann hoffen, es ſoll ſich alles zwiſchen uns rein und gut herſtellen." — —

Goethe konnte wohl ſelber kaum daran glauben. Jahre lang ſprach Frau v. Stein mit ihm kein Wort, die ganze Leidenſchaftlichkeit ihrer Natur trat hervor, und ſie war doch nicht vornehm genug, ihren Schmerz und ihren Groll in ſich zu verſchließen. Sie ſprach ſehr viel und ſehr bitter über den „ehemaligen Freund". „Ihre Lage muß ſchrecklich ſein!" ſchreibt Caroline v. Dacheröden 6. Dec. 1789 an Lottchen. — Gleich darauf wurde Goethe durch Chriſtiane mit einem Knaben beſchenkt.

„Wen Gott lieb hat," ſagt der Dichter im Götz, „dem giebt er ein gutes Weib." — Aus ſeinem Leben heraus hat man die Doctrin erſonnen,

*) Kurze Zeit darauf war auch Merck bei ihr: „ſie iſt und bleibt für mich das erſte Ideal, das ich mir in einer ausgebildeten Weiberſeele denken kann, und ich glaube, wenn ich ſchon halb jenſeit der elyſiſchen Felder angelangt wäre, ſie würde mich mit einem Wink zurückzaubern können." Sie war 58 J. alt.

es zieme dem Genius nicht, ſich an ein endliches Gefühl zu verpfänden. Goethe hat nicht ſo gefühlt, er wußte, was er entbehrte.

„Wohl iſt ſie ſchön die Welt! in ihrer Weite bewegt ſich ſoviel Gutes hin und her. Ach daß es immer nur um einen Schritt von uns ſich zu entfernen ſcheint, und unſre lange Sehnſucht durch das Leben, auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt! So ſelten iſt es, daß die Menſchen finden, was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien, ſo ſelten, daß ſie das erhalten, was auch einmal die beglückte Hand ergriff! Es reißt ſich los, was erſt ſich uns ergab, wir laſſen los, was wir begierig faßten. Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht: wir kennen's wohl, und wiſſen's nicht zu ſchätzen."

So ſpricht zwar nur Prinzeſſin Leonore, aber es iſt der Refrain des ganzen Taſſo, jener wunderbaren Tragödie, die unter den Einflüſſen der oben geſchilderten Stimmung Juli 1789 vollendet wurde. Vor 8 J. waren die beiden erſten Acte niedergeſchrieben; als Goethe es in Italien wieder vornahm, mußte er auch dieſe ganz umarbeiten. Nach ſeiner ſchmerzlichen Abreiſe aus Rom ſchrieb er: „Doch gar bald drang ſich mir auf, wie herrlich die Anſicht der Welt ſei, wenn wir ſie mit gerührtem Sinn betrachten. Ich ermannte mich zu einer freien poetiſchen Thätigkeit; der Gedanke an Taſſo ward angeknüpft, und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in dieſem Augenblick zunächſt lagen." (Dazu gehörte auch der Abſchied von der Mailänderin.) „Den größten Theil meines Aufenthalts in Florenz verbrachte ich in den dortigen Prachtgärten. Dort ſchrieb ich jene Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen. Dieſem Zuſtand iſt jene Ausführlichkeit zuzuſchreiben, womit das Stück theilweiſe behandelt iſt. Wie mit Ovid dem Local nach, ſo konnte ich mich mit Taſſo dem Schickſal nach vergleichen. Der ſchmerzliche Zug einer leidenſchaftlichen Seele, die unwiderſtehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück." Und viele Jahre ſpäter: „ich hatte im Taſſo des Herzbluts vielleicht mehr als billig transfundirt."

Und ſo iſt es in der That. Es liegt im Taſſo eine Bitterkeit, gegen welche ſelbſt die leidenſchaftliche Erregung des Werther wohlthuend wirkt. So tief ins Leben zu blicken, dazu gehört eine gewiſſe Krankheit. Wir ſind von Goethe's Leben ſo genau unterrichtet, wie von keinem andern Menſchen; wo bleibt der Spielraum für ſolche Empfindungen, wie ſie hier erſchreckend uns begegnen! — „Die Menſchen kennen ſich einander nicht; nur die Galeerenſklaven kennen ſich, die eng' an *eine* Bank geſchmiedet kenchen; wo keiner was zu fordern hat und keiner was zu verlieren hat; die kennen ſich! wo jeder ſich für einen Schelmen giebt, und ſeines Gleichen auch für Schelmen

nimmt. Doch wir verkennen nur die andern höflich, damit ſie wieder uns verkennen ſollen."

Es iſt zwar der hiſtoriſche Taſſo, den der Dichter ſo reden läßt, deſſen Schickſale bis zum Einzelnen der Fabel zu Grunde gelegt ſind, aber trotz des poetiſchen Dufts, der uns in die Orangenhaine von Belriguardo zaubert, empfinden wir doch nichts Hiſtoriſches: es ſind nicht glühende Italiener, voll Rachſucht, Tücke und freier Leidenſchaft, ſondern Deutſche, die ſelbſt in der höchſten Erregung ihr Gefühl zerſetzen; nicht die Gift- und Dolch-Atmoſphäre des ſechzehnten Jahrhunderts, ſondern das wohlwollend geſittete Spiel in Weimar, das nur aus Stoffmangel in Tollheiten verfällt. „Er iſt mein Herr!" — „Auch Sie! auch Sie!" — Das kommt aus Goethe's Herzen, und die „Enge" der Zuſtände bezieht ſich nicht auf Ferrara.

Faßt man die Fabel proſaiſch, ſo hat man ein Luſtſpiel: ein wunderliches Original, das ſein Herzchen wie ein krankes Kind hegt, kommt in einen gebildeten Kreis, der ihn verhätſchelt, mit ihm ſpielt; gute Leute von nicht ungewöhnlichem Schlage, die aber ſelbſt nicht recht wiſſen, was ſie aus ſich machen ſollen; er mißverſteht alles, und begeht eine Reihe von Albernheiten, die ihn endlich vertreiben: ungefähr wie es Lenz in Weimar gegangen war. Aber der Scherz vergeht einem, wenn man von dieſer Tiefe der Empfindung ergriffen wird; wenn man über dieſen Blick ſchaudert, der den Abgrund durchmißt. Dieſe Welt von kleinem Wollen und Verzagen, die keine andre Tugend kennt als Geduld und Entſagung: — ſie wird nicht als ein Bild wunderlicher abnormer Zuſtände behandelt, ſie wird mit einem Ernſt zerlegt, als ob es ſich um die Natur ſchöpferiſcher Kraft, ja um die Natur des menſchlichen Herzens im Allgemeinen handelte. Seine Natur in zwei Hälften zu zerlegen, wie hier in Taſſo und Antonio, war Goethe ſchon früher gewöhnt; aber dann kam doch immer das äußere Schickſal dazu, die unvollſtändigen Weſen zu ergänzen; hier ſpielt das Schickſal nur in der innern Welt; es iſt als ob wüſte Träume die Menſchen von einander ſonderten, ſie in dunkle Zellen abſchlöſſen; ja die Leidenſchaften leuchten nur, „wie der ſtille Schein des Monds dem Wanderer ſpärlich auf den Pfad zu Nacht; ſie wärmen nicht, und gießen keine Luſt nach Lebensfreud' umher." Was iſt das für eine Liebe, welche die Prinzeſſin zu Taſſo empfindet! Das Gefühl der beiden Hauptheldeu iſt ſo verwirrt, daß man oft genug verſucht wird, mit Antonio zu ſympathiſiren, der bei aller Weltklugheit doch der natürlichen Empfindung folgt.

Es iſt eine Studie von unendlicher Lebensfülle, von den tiefſten Geheimniſſen der Poeſie durchdrungen, bis ins kleinſte Nervengeflecht künſtleriſch erregt; ein Drama iſt es nicht, es enthält nur eine pſychologiſche Expoſition, kein tragiſches Geſchick. Kränklich, wie die Seele zu Anfang war, bleibt ſie

bis zum Schluß, nur noch verſtimmter; und die Geſellſchaft, an der ſie ſich verzehrt, hat nicht Inhalt genug, ein Opfer irgend welcher Art zu rechtfertigen. Die pſychologiſche Tiefe iſt noch kaum genug gewürdigt; mehr als manches berühmtere Stück gehört der Taſſo in die Weltliteratur, neben Hamlet und Molière's Miſanthropen; auf die Bühne iſt es nur zufällig gekommen.

„Es liegt um uns herum gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub; doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte, und reizend iſt es ſich hinabzuſtürzen." — „Verbiete Du dem Seidenwurm zu ſpinnen, wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt. Das köſtliche Geweb' entwickelt er aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab, bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen." — „Ich ſcheine nur die ſturmbewegte Welle; doch überhebe nicht dich deiner Kraft! In dieſer Woge ſpiegelte ſo ſchön die Sonne ſich, es ruhten die Geſtirne an dieſer Bruſt, die zärtlich ſich bewegte." — —

„Der Eindruck, den der Taſſo das erſte Mal zurückläßt," ſchreibt Huber an Körner, „iſt peinlich verworren; doch ſchwamm in mir auch das erſte Mal die Empfindung oben: freudige Bewunderung der ſeltſamen Compoſition, in der höchſten Paradoxie des Gedankens und der höchſten Simplicität der Ausführung. Später trifft man mit dem Dichter eine Art von Uebereinkunft über ſeine weitſchweifige Behandlung, über ſeine Auseinanderſetzung durch unendliche Monologe, bei denen nicht einmal der Anſtrich der Natürlichkeit geſucht iſt. An der innern Wahrheit der dargeſtellten Charaktere iſt durchaus nichts auszuſetzen. Taſſo lebt zwiefach für uns in Rouſſeau und noch Jemand" (Schiller), „deſſen Bild bei ſeiner Trennung von uns mich nicht verlaſſen hat, von dem Augenblick an, da Taſſo nach Rom will." „Die Charaktere und Situationen behalten, unter dem zarten Hauch eines miniaturähnlichen Colorits, eine gewiſſe Unbeſtimmtheit, die den Eindruck des Ganzen kaum wohlthätig macht, und ſie ſind in der innigen und ſeelenvollen Behandlung, die Goethe eigen iſt, ungefähr ebenſo auf eine Nadelſpitze geſtellt, wie manche Charaktere und Situationen in Leſſing's ſubtiler und ſinnreicher Manier." Gleichfalls unter dem erſten Eindruck ſchreibt A. W. Schlegel in Bürger's „Akademie": „Wie ein Dichter am fähigſten iſt, einen andern auszulegen, ſo wird er auch tiefer ergründen, wie ſich in einer Dichterſeele die Triebe zart in einander weben; ſeiner belauſchen, wie die Regung ſich allmälig zur That bildet. — Der Schluß iſt nicht ganz befriedigend. Das ſchöne Gleichniß, worin Taſſo ſich und den Antonio ſchildert, kann die dauernde Disharmonie nicht auflöſen, durch die der erſte in ſo qnälende Lagen geräth. Ein Schauſpiel, das ſich mehr durch ſorgfältige Ausführung, durch Feinheit und Zierlichkeit des Dialogs, als durch Kühnheit und Kraft auszeichnet, muß auf den Leſer ſtärker wirken als auf den Zuſchauer. Aber auch jener wird mehr bei der einſchmeichelnden

Anmuth einzelner Stellen verweilen als in das Intereſſe des Ganzen hineingezogen werden. Keine der handelnden Perſonen iſt ſo geſchildert, daß man ihr Wohl und Wehe mit vollem Herzen zu dem ſeinigen machen könnte. Taſſo ſelbſt erregt nur eine mit Unmuth über ſein grillenhaftes Betragen gemiſchte Theilnahme, und die Prinzeſſin äußert zu matte, kränkliche Gefühle, als daß man lebhaften Antheil daran ſollte nehmen können."

Es wurde Goethe beklommen in dieſer Luft. „Nun," ſchreibt er 10. Aug. an Herder, „ſind wir frei von aller Leidenſchaft, ſolch eine conſequente Compoſition zu unternehmen. Die Fragmentenart erotiſcher Späße behagt mir beſſer." Es ſind die „römiſchen Elegien", in denen er wieder aufathmete, ein lieblicher Blumenkranz griechiſcher Bilder, nach dem Vorbild des Properz zu Ehren Chriſtianens gewunden. „Laß dich, Geliebte, nicht reun, daß du mir ſo ſchnell dich ergeben! Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir." „Reizendes Hinderniß will die raſche Jugend; ich liebe, mich des verſicherten Guts lange bequem zu erfreun." Er beſingt die Göttin Gelegenheit: „Einſt erſchien ſie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab, kurze Locken ringelten ſich ums zierliche Hälschen, ungeflochtenes Haar kranſte vom Scheitel ſich auf. Und ich verkannte ſie nicht, ergriff die Eilende, lieblich gab ſie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück." „Schwer wird es mir, das ſchöne Geheimniß zu wahren; ach den Lippen entquillt Fülle des Herzens ſo leicht! Keiner Freundin darf ich's vertraun: ſie möchte mich ſchelten; keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr." Er flüſtert es endlich den Diſtichen zu: „wachſet und blüht, geliebte Lieder, und wieget euch im leiſeſten Hauch liebender Luft!" — Wohl regt ſich noch die alte Sehnſucht in der Form der Erinnerung: „O wie fühl' ich in Rom mich ſo froh! gedenk ich der Zeiten, da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing, trübe der Himmel und ſchwer auf meine Scheitel ſich ſenkte, herb- und geſtaltlos die Welt um den Ermatteten lag und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geiſtes düſtre Wege zu ſpähn, ſtill in Betrachtung verſank." Aber Amor weiß ihn zu tröſten: „war das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten, lebe glücklich und ſo lebet die Vorzeit in dir!"

Eine ganz andere Stimmung brachte Herder aus Rom mit, wo er 18. Sept. 1788 angekommen war. „Eine Welt von dritthalbtauſend Jahren iſt hier zu ſuchen; alles liegt ſo weit auseinander und hat Ideen neben und vor ſich, daß ich mir jeden Tag unwiſſender dünke." „Rom erſchlafft die Geiſter: es iſt ein Grabmal des Alterthums, in welchem man ſich gar zu bald an ruhige Träume und an den lieben Müßiggang gewöhnt. Man fühlt ſich darin wie in einer Tiefe, in der man nicht viel weiter kommt, je mehr

man mit Händen und Füßen ſtrebt. Die Fäden, die ſich aus Rom in alle Geſchichte ſchlingen, ſind ſo vielartig, daß es beſſer iſt, zu guter Zeit ſie aus den Händen zu laſſen und nur den Knäuel in ſeinem Gemüth zu behalten ... Das Denken und die Mühe verlernt man ganz und gar, weil ſich immer der Gedanke zuerſt aufdrängt: wozu die Mühe? wozu das Denken? weil doch alles ein Traum iſt." — (13. Dec.) — „Das weiß ich, dieſe Reiſe hat mir die Augen über die Menſchen tauſendfach geöffnet, und mich recht gezwungen, den wahren Werth des Lebens zu finden, und inſonderheit Treue und Liebe ſchätzen zu lernen, weil es ihrer in der Welt ſo wenig giebt."

5. Jan. 1789 kam Herder im Gefolge der Herzogin in Neapel an. „Vom drückenden Rom befreit fühle ich mich wie einen ganz andern Menſchen, wiedergeboren an Leib und Seele. Ich glaube, man vergißt hier die ganze Welt und wünſcht mit den Seinigen hier nur zu ſehn und zu athmen. Auch ſehe ich oder fange an zu fühlen, wie man ein Grieche ſein konnte. Du Griechin ſollteſt hier leben." „Rom iſt eine Mördergrube gegen dieſen Ort" ... „Auch für meine Philoſophie der Geſchichte habe ich hier in acht Tagen mehr erreicht, als in Rom in 3½ Monaten." — „Ich glaube, meine Seele iſt von hier nach den Nordländern herübergeflogen; hier, wenn ich hier meine Heimath hätte, wiegte ſie ſich wie der Vogel auf den Zweigen ... Ich könnte hier wiedergeboren werden, wenn ich nicht ſo alt wäre und Jemand um mich hätte, mit dem ich von Herz und Seele lebte." — „Das Klima weckt den Geiſt auf, um zu ſchlummern ... Ich lebe in der höchſten Sinnlichkeit von außen ſo ätheriſch-unſinnlich, daß ich ſelbſt keinen Begriff davon in Deutſchland gehabt hätte ... Wo alles ſinnlich iſt, wird man unſinnlich; man ſucht mit der Seele etwas, das man mit den Sinnen nicht findet."

19. Febr. 1789 kehrte Herder nach Rom zurück. „Rom iſt kein Ort für mich, ſoviel Schätze der Kunſt darin geſammelt ſein mögen.... Ich ſehne mich aus Italien und wollte, daß ich ſchon an der deutſchen Grenze wäre, ob ich gleich an meine kirchliche und politiſche Situation in Weimar nicht eben mit Vergnügen denke.... Ich habe es ſatt, als Appendix unter den Menſchen, wenn auch unter guten Menſchen zu leben, und ſehne mich nach meiner Heimath." — Sein einziger Troſt iſt Angelika Kaufmann. „Sie iſt gar lieb und hold, leider aber durch die fatale Kunſt, in der ſie obgleich wie ein Engel exiſtirt und von Kindheit auf exiſtirt hat, auf ihrem Stamm vertrocknet." ... „Je mehr ich ſie kennen lerne, deſto mehr gewinne ich dieſes ſeltne jungfräuliche Kunſtweſen lieber; eine wahre himmliſche Muſe voll Grazie, Feinheit, Beſcheidenheit und einer ganz unnennbaren Güte des Herzens. Die Stunden, die ich bei ihr zubringe, ſind mir ohne Vergleich die liebſten, die ich hier genoſſen habe ... Sie iſt bei all der demüthigen Ein-

gelsklarheit und Unſchuld, von der ihre Arbeiten zeugen, vielleicht die cultivirteſte Frau in Europa... Neulich ſagte ſie mir, ſo nach ihrer ſtillen Weiſe, daß ſie doch wenigſtens bei uns zu ſterben wünſche, da ſie nicht mit uns leben könne; Dich kennen lernen müſſe ſie wenigſtens gewiß, wenn ſie nicht bald ſtürbe." — 15. Mai verließ er Rom, und kam 9. Juli in Weimar an. — Schon in Rom hatte er von Heyne einen Brief erhalten, der ihm im Auftrag des hannöverſchen Miniſteriums die erſte theologiſche Profeſſur in Göttingen anbot. Dort habe ſich alles zu ſeinen Gunſten verändert. „Jetzt ſind Sie als einzige Stütze der Theologie von Hohen und Niedrigen betrachtet, gewünſcht, geſucht." Herder verſchob die Entſcheidung bis zu ſeiner Rückkehr; in ſeinen Briefen an Caroline ſprach er ſich für die Annahme aus. Auch Spittler und Planck drangen lebhaft in ihn; dagegen geſchah in Weimar, namentlich von Goethe's Seite, alles Mögliche, ihn zu halten. „Lange wollte ſich Herder nicht ergeben, die Stimme ſeines Genius war für Göttingen. Als er aber die Wünſche der Herzogin Luiſe, für die er die innigſte Hochſchätzung hegte, von ihr ſelbſt vernahm, und der Herzog ihm ſehr vortheilhafte Bedingungen bot (er wurde Vicepräſident des Oberconſiſtoriums), ſchlug er endlich, obwohl mit ſchwerem Herzen und vieler Ueberwindung ſeines Lieblingswunſches, den Ruf nach Göttingen aus. — In wenig Wochen bereute er es ſchon. Verſchiedne Kränkungen und Mißverſtändniſſe machten ihn mißmuthig, und wirkten ſchädlich auf ſeine Geſundheit. Ach mein verfehltes Leben! rief er oftmals."

In Weimar erregte er argen Anſtoß, als er, nach ſeiner Gewohnheit, die Schickſale ſeines Lebens auf die Kanzel brachte. „Noch ein Beiſpiel von ſeinem Savoir-vivre," ſchreibt Schiller, der nun doch etwas von der Hofluft angeſteckt war. „Bei der Tafel der Herzogin nannte er den Hof einen Grindkopf und die Hofleute die Läuſe, die ſich darauf herumtummelten. Das geſchah ſo, daß mehrere es hörten." —

Auf einem Ausflug nach Lauchſtädt beſuchten Caroline und Lottchen Schiller in Jena. „Kommen Sie bald zurück!" ſchreibt er ihnen 24. Juli, „kommen Sie, mich wieder zum Menſchen zu machen; zum Dichter — das iſt vorbei. Uebrigens tröſtet mich, daß Sie doch etwas von mir haben, was aus einer glücklichern Epoche meines Lebens ſich herſchreibt. Es ſind Funken der Gluth, die Sie beide mir gegeben haben, und die jetzt wieder erloſchen ſind, da Ihr Athem ſie nicht mehr belebt. Wie glücklich wollte ich ſein, wenn die ſchönen Hoffnungen in Erfüllung gingen, von denen Sie ſchreiben. Aber wie ſollen ſie in Erfüllung gehen, ſo lange die armſeligſten Nichtigkeiten in einer gewiſſen Wage mehr gelten, als die entſcheidendſte Gewißheit eines glücklichen Lebens? Warum hat der Himmel die Rollen ſo ſonderbar

unter uns vertheilt, warum spannte er gerade das muthigste Roß hinter den Wagen? Ich weiß nicht, ob ich hier etwas schreibe, was verständlich ist — aber ich verstehe mich recht gut. Bei unserm gerühmten Freiheitssinn sind wir doch wahrlich nur Sklaven und Opfer der Umstände und der Meinung. — In Gedanken uns nahe sein zu dürfen, ist ja beinahe alles, was das Schicksal uns zu gönnen scheint. Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum — und kein ganz fröhlicher Traum; denn nie hatte ich Ihnen so viel sagen wollen als damals, und nie habe ich weniger gesagt. — Sie glauben nicht, wie viel Muth ich brauche, um dieses freudenlose Dasein hier fortzusetzen. Ich bin wie einer, der an eine fremde Küste verschlagen worden und die Sprache des Landes nicht versteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, und durch keinen Gegenstand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt sich mein Gefühl an wesenlosen Idealen."

Schon lange war eine Zusammenkunft mit Körner's verabredet; als Ort derselben wurde nun Lauchstädt bestimmt; sie fand 2. Aug. 1789 statt. Außer den beiden Schwestern war noch eine Freundin derselben dort, Caroline, die Tochter des Kammerpräsidenten v. Dacheröden in Erfurt, geb. 23. Febr. 1766. Sie war durch den Verfasser des „Noth- und Hülfsbüchleins", Rath Becker in Gotha, gebildet, vorher war sie „ein kleines verdorbenes Geschöpf". Fr. v. Kalb hatte gesagt, der Grund ihres Charakters schiene ihr jovialisch zu sein; es liege aber auch ein Zug von Ernst und Schwermuth in ihr, der ihren Umgang sehr interessant machen müsse. Ihre Briefe sind ein geistiges Sprühfeuer; sie reflectirt darin fortwährend über Natürlichkeit und über die Kraft ihrer Unersättlichkeit im Genuß.

Was in Lauchstädt vorfiel, lehren die folgenden Briefe. 3. Aug., Schiller an die Schwestern. „Der heutige Tag ist der erste, wo ich mich ganz glücklich fühle. Liebste, theuerste Freundinnen! Ich verlasse eben meinen Körner, und in der ersten Freude des Wiedersehns war es mir unmöglich, ihm etwas zu verschweigen, was ganz meine Seele beschäftigte. Ich habe ihm gesagt, daß ich hoffe — bis zur Gewißheit hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben.... O ich weiß nicht, wie mir ist. Mein Blut ist in Bewegung ... Aber bestätigen Sie mir beide, daß meine Hoffnung mich nicht zu weit geführt hat; sagen Sie mir's, daß ich Sie ganz verstanden habe; noch mißtraue ich meiner Hoffnung." — An Körner: „Euer Bild ist wieder lebhaft in mir geworden. Was wir im stillen Umgang mit einander hätten abmachen können, war bei diesem geräuschvollen und eiligen Zusammensein freilich nicht möglich. Wir schieden fast wie im Traum auseinander, und ich hätte Dir tausend Dinge gern gesagt, die mir zu spät oder zu früh einfielen." — „Daß Du Dich," antwortet Körner, „unsers Beisammenseins

mit Vergnügen erinnerſt, war mir um deſto lieber, da ich wirklich ſchon auf den Gedanken gekommen war, als ob dieſe Zuſammenkunft uns mehr entfernt als genähert hätte. Du wirſt mich verſtehn, und kannſt mir glauben, daß ich auch Dich verſtanden habe."

25. Aug. „Aber wie ungenügſam ſind doch unſere Wünſche! Wie viel hätte ich noch vor einem Monat um die bloße Hoffnung deſſen gegeben, was jetzt ſchon in Erfüllung gegangen iſt! Um einen einzigen Blick in Deine Seele! Und jetzt, da ich alles darin leſe, was mein Herz ſo lange wünſchte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erſchrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen ſoll. Wie kurz iſt der Frühling des Lebens, und von dieſem ſoll ich Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich das beſitze, was mein iſt. — In einer neuen, ſchönen Welt ſchwebt meine Seele, ſeitdem ich weiß, daß Ihr mein ſeid, theure Lotte, ſeitdem Du mir Deine Seele entgegentrugſt. Mit langen Zweifeln ließeſt Du mich ringen, und ich weiß nicht, welche ſeltſame Kälte ich oft in Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geſtändniſſe in mein Herz zurückzwang.... Jetzt erſt genieße ich alle unſere vergangenen Stunden, ich durchlebe ſie noch einmal, und alles zeigt ſich mir jetzt in einem ſchönern Licht. Wie gut kommt mir der glückliche Wahnſinn zu ſtatten, der mich ſo oft aus der Gegenwart entrückte. Die Gegenwart iſt leer und traurig, in ungebornen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Reſignation nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen iſt. Ungeduldig ſtrebt die meinige, alles zu vollenden, was noch nicht vollendet iſt." — „Dein Brief, theuerſte Caroline, hat meine Seele tief ergriffen und bewegt. Aber vor meiner Seele ſteht es verklärt und helle, welcher Himmel in der Deinigen mir bereit liegt. O was für himmliſch ſchöne Tage öffnen ſich uns! In ihrer ganzen Fülle darf ich ſie mir jetzt kaum denken, wenn mein Weſen nicht für die Wirklichkeit ganz unbrauchbar werden ſoll. In mir lebt kein Wunſch, den meine Caroline und Lotte nicht unerſchöpflich befriedigen können. Wohl mir, Caroline, daß Du Deine Erwartungen an mein Weſen, und nicht an wandelbare Erſcheinungen in mir richteſt. Denn ich fühle, daß in manchen Stunden nichts in mir übrig iſt, als die Kraft zu etwas Beſſerem. Behalte dieſen Glauben, dieſes holde Vertrauen an mein Weſen, wenn auch Wolken über meine Seele gehn und alles verhüllen. Dann nur kann ich leicht und frei vor Euren Augen exiſtiren, wenn die Sorge ganz aus mir verbannt iſt, verkannt oder mißverſtanden zu werden. O wie ſehnlich wünſche ich, daß Ihr mich ganz durchſchaut haben möchtet, alle meine Schwächen geſehen hättet, alle, und dennoch mich gewählt. So lang ich fürchten muß, daß Euch Mängel in mir überraſchen können, worauf Ihr nicht bereitet waret, ſo lange ſeid Ihr nicht mein auf ewig."

20. Sept. „Ich eile jetzt gewaltig, und meine Studenten freuen ſich ordentlich, wie es ſchnell geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Unſer Plutarch thut mir jetzt gar gute Dienſte.“ — Zu den Ferien ging er nach Rudolſtadt, von wo er 21. Oct. zurückkehrte. „Ich leſe 5 Stunden Univerſalgeſchichte, 1 St. Geſchichte der Römer“ (— eben hatte er den Livius zum allererſten Mal geleſen!!), „ſo daß ich von Oſtern 89 bis Oſtern 90 den ganzen Curſus durchgemacht haben muß. Wie? das iſt eine andere Frage.“ — „Ich muß alle Tage eine ganze Vorleſung machen und wörtlich niederſchreiben; mein ſchwaches Gedächtniß nöthigt mich dazu. Mein Privatum iſt äußerſt miſerabel ausgefallen. Jede Wiſſenſchaft muß Brodwiſſenſchaften weichen. Ich geſtehe, daß aller Eifer mich verlaſſen hat, und daß es mich reut, ſo viel ich Haare auf dem Kopfe habe, nicht dieſes und das folgende Jahr meine Unabhängigkeit behalten zu haben.“

3. Nov. „Dieſen Brief ſchrieb mir die Kalb. Sie iſt doch ein ſeltſam wechſelndes Geſchöpf, ohne Talent glücklich zu ſein; wie könnte ſie alſo geben, was ſie ſelbſt nicht hat? Vor ihrer Neugier muß man ſich hüten, vor ihrer Inconſequenz, die ſie oft verleitet, ſogar ſich ſelbſt nicht zu ſchonen, und auch vor ihrer Starkgeiſterei, die ſie leicht verführen könnte, es mit dem Beſten Anderer nicht ſo genau zu nehmen.“ — 6. Nov. „Die Kalb macht mich doch etwas verlegen. Das Verhältniß, worein ſie mit ihrem Mann ſich verſetzen will, hat mich ihr in gewiſſem Betracht jetzt unentbehrlich gemacht, weil ich allein ganz weiß, und ſie nicht ohne Rath, ohne fremde Augen dabei zu Werke gehen kann. Sie verlangte, und konnte es auch mit Recht von mir verlangen, daß ich nach Weimar zu ihr kommen und dieſe neue Lage der Dinge mit ihr berathſchlagen ſollte — aber — —“

— — er hatte keine Zeit! und ſchlug ihr vor, lieber nach Jena zu kommen, ſie lehnte ab. „Zum Theil haben mich ihre Gründe überzeugt, ihre Lage iſt jetzt doppelt delicat, und ſie glaubt nicht, daß die Sache unbeachtet bleiben würde. Ich habe nun das Meinige gethan!“ — „Körner ſcheint mir auf einer unrechten Spur, unſere Verſtimmung zu erklären, und ich werde mich hüten, ihm Aufſchluß zu geben, der ihm ſo wenig angenehm als nützlich ſein würde. Mein Brief an ihn enthielt meine Seele nicht, ich gab mir eine Miene von Zufriedenheit, die ich nicht hatte, und wozu er ſich nach dem Vorgefallenen ſelbſt nicht bei mir verſah. Es iſt mir jetzt auf eine Zeit lang viel Freude entzogen, daß ich mein Herz nicht gegen ihn reden laſſen kann — aber wie vieles macht Ihr mich vergeſſen!“

14. Nov.: „Wohl haſt Du Recht, Caroline, Sehnſucht iſt kein Leben, Schatten der Einbildung ſind keine Genüſſe. Der Menſch beſitzt nicht, was er nur in ſeiner Seele empfindet; er muß es herausſtellen in das lebendige

Sein und außer ſich anſchauen. So geht es mir mit der Glückſeligkeit unſerer Liebe, die ſich ſo lieblich in meiner Seele malt. Unaufhörlich ringt dies Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn, obgleich in mir, bleibt es doch immer weit von mir, ſo lange ich es nicht in einem Auge leſe, an einem Herzen empfinde... So muß ich Euch immer die Unruhe mittheilen, die in mir ſelbſt ſtürmt." — „Unſere Liebe braucht keine Wachſamkeit! wie könnte ich mich zwiſchen Euch beiden meines Daſeins freuen, wenn meine Gefühle für Euch beide, für jedes von Euch, nicht die ſüße Sicherheit hätten, daß ich der andern nicht entziehe, was ich der einen bin... Caroline iſt mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unſerer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte — aber ich wünſchte nicht um alles, daß dies anders wäre, daß Du anders wäreſt als Du biſt. Was Caroline vor Dir voraushat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß ſich in meiner Liebe entfalten, und mein Geſchöpf mußt Du ſein, Deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen."

Die Briefe ſind etwas ſtiliſirt, und daß Schiller nicht ganz klar ſah, zeigt, was Caroline v. Dacheröden an Lottchen ſchrieb. — 18. Oct. „Ich habe viel über Euer Verhältniß mit Schiller nachgedacht. Wenn es dauern ſollte, und Du fühlteſt, daß Du die Idee, Schiller liebe Lina mehr als Dich, nicht als eine kranke Vorſtellung wegräumen könnteſt, ſo wäre mein Rath Dich mit Schiller darüber zu erklären. Es thut mir zwar weh, wenn Schiller aus dem ſchönen Wahn, daß alles unter Euch harmoniſch ſei, geſtört würde; aber dies ſteht denn doch in keinem Verhältniß mit der dauernden Unruhe Deines Herzens ... Es iſt ein Gedanke, werth, in Deinem ſchönen Herzen geboren zu ſein, Schiller und Lina zu verbinden, aber wir verlieren an unſerer reellen Kraft, wenn wir über das Menſchliche hinaus wollen... Was Dir die Stein geſagt, wundert mich ſehr, daß es einen ſo tiefen Eindruck auf Dich hat machen können, da ſelbſt gute Menſchen die Empfindungen Anderer nach der Grenze der ihrigen beſtimmen, und alles verdammen, was über dieſe hinausgeht. — Schiller kann in der ſtillen Anhänglichkeit Deines Weſens, in Deinem ſanften Hingeben keine Leere fühlen. Lina wird ja auch wahrſcheinlich mit Euch leben ..." — 30. Nov. „Ich weiß aus eigner trauriger Erfahrung, welche Hirngeſpinnſte die getrübte Phantaſie ausbrütet, und Dein zartes Herz muß nicht mit dieſen Unholden erfüllt ſein. Sei offen mit Deinem Geliebten!... O Lotte, ich fürchte, Du umfaſſeſt ein Ideal, das Du nie beſeſſen haſt. Die Männer, ſelbſt die beſten, können nicht lieben wie wir; ihre Seele kann nicht ruhen in einem Gegenſtand, nicht ſich verlieren in Liebe; ſie fühlen noch ihr Weſen, während wir es vergeſſen haben ... Lotte,

es wird eine Zeit kommen, wo Du an meinem Herzen das Bekenntniß ablegen wirſt, daß dieſer Zuſtand nicht dauernd ſein kann; dann wird es ruhiger ſein in Deiner Seele."

Lottchen ſagte nichts, und Schiller hatte keine Ahnung von dem Bedenklichen des Verhältniſſes. „Die Beulwitz," ſchreibt er 12. Dec. an Körner, „ſtimmt ſehr übel mit ihrem Mann. Er iſt ein recht ſchätzbarer Mann von Verſtand und Kenntniſſen; dabei denkt er gut und edel — aber es fehlt ihm an Delicateſſe, und ſeine Frau weiß er nicht zu behandeln. Sie hat viel mehr Geiſt als er und eine ganz eigne Feinheit der Seele, für die er nun ganz und gar nicht gemacht iſt. Dem wird abgeholfen, wenn wir mit ihnen zuſammenleben, im Hauſe haben wir Platz." — —

19. Dec. war Schiller in Weimar; er ſah Charlotte nicht, die ſehr krank geweſen war und ſchreckliche Scenen durchgemacht hatte: ihr Mann und ihr Schwager hatten ihr die Kinder nehmen wollen. Sich zu betäuben, hatte ſie eine Flaſche Ungar ausgetrunken.

22. Dec. ertheilte Fr. v. Lengefeld ihre Einwilligung zur Heirath ihrer Tochter. Schiller, der das Opfer, welches Lottchen durch ihre Standesherniedrigung brachte, vielleicht tiefer empfand als nöthig, war ſehr gerührt; als eine Art von Schadenerſatz erbat er ſich von Meiningen den Hofrathstitel, zugleich erhielt er von Weimar eine Zulage von 200 Thlr., vom Coadjutor Dalberg die Zuſage einer glänzenden Anſtellung, ſobald dieſer das Erzbisthum Mainz erhalten hätte.

In Erfurt um Dalberg ſammelte ſich jetzt die ganze Geſellſchaft, auch W. v. Humboldt traf daſelbſt ein. Dieſer hatte im Sommer in Pyrmont mit Jacobi, Rehberg, Brandes und Zimmermann einige angenehme Tage zugebracht, und war von da 17. Juli mit ſeinem alten Lehrer Campe nach Paris abgereiſt; während der Letztere über alles, was er in Frankreich ſah, vor Entzücken außer ſich gerieth, betrachtete es Humboldt humoriſtiſch. Auf der Rückreiſe kamen ſie 5. Sept. in Mainz an, wo Forſter*) gerade beſchäftigt war, gegen die berliner Jeſuitenriecher einen Aufſatz über Proſelytenmacherei zu ſchreiben, im Sinn Leſſing'ſcher Toleranz. Humboldt, noch ganz enthuſiaſtiſch für Thereſe, betheiligte ſich daran. 22. Sept. gab ihm Forſter bis Oppenheim das Geleit; er beſuchte Schubart in Stuttgart, Lavater (den er ganz hohl fand) in Zürich, G. Jacobi in Freiburg, Schloſſer in Karlsruhe. — In Erfurt wurde von allen Seiten dahin ge-

*) „Mein Kopf," ſchreibt er um dieſe Zeit an Jacobi, „iſt leer, ich weiß der Welt nichts Eignes mehr zu ſagen. Wer doch reiſen könnte! Denn am Ende, mehr hat man doch nicht, als was einem durch die zwei kleinen Oeffnungen der Pupille fällt und die Schwingungen des Gehirns erregt."

wirkt, ihn mit Caroline v. Dacheröden zu verbinden. Die Verlobung fand zu Weihnacht in Weimar ſtatt, wohin die ganze Geſellſchaft übergeſiedelt war; es war ein geräuſchvolles Zuſammenſein, an dem keiner Freude hatte. — „Humboldt," ſchreibt Schiller, „iſt mir zu flüchtig, zu ſehr aus ſich herausgeriſſen, zu weit verbreitet; ich traue ihm viel Fläche und wenig Tiefe zu. Sein Geiſt iſt reich und geſchäftig, ſein Herz edel, aber ich vermiſſe in ihm die Stille der Seele, die ihren Gegenſtand mit Liebe pflegt."

5. Febr. 1790, Jena: „Wegen der Kalb habe ich ernſtlich Verdacht, ich weiß, weſſen ſie fähig iſt. Auch ohne italieniſchen Himmel würde ich Dir nicht rathen, in gewiſſen Augenblicken mit ihr zuſammenzutreffen; Leidenſchaft und Kränklichkeit haben ſie manchmal an die Grenzen des Wahnſinns geführt. Bewahre der Himmel, daß ich ihr etwas merken laſſe." — 12. Febr. „Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenſchaftlichen Stunde, mit Klugheit und Liſt wollte ſie mich beſtärken; jetzt iſt ſie nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen. Da ich ihr ſchrieb, ich zweifle, ob ſie ſchon die Stimmung gefunden hätte, worin unſere Zuſammenkunft für uns beide erfreulich ſein könne, antwortet ſie mir: ich irre mich ſehr, wenn ich ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, mit jenem ungeſchickten Traum, der lange ſchon nicht mehr in ihrer Erinnerung ſei, in Zuſammenhang brächte u. dgl. Darauf ſchrieb ich: die Verſicherung, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgelöſcht ſei, erlaube mir endlich, freimüthig über das Glück mit ihr zu ſprechen, das meine nahe Verbindung mir gewähre; ich ſprach nun mit vollem Herzen von unſerer Zukunft. Das hat ſie nicht ertragen. — Hat ſie es nicht durch die Plattitude verdient, womit ſie ihre eigne Empfindung herabſetzt?" —

Als Schiller 17. Febr. nach Erfurt ging, um dort ſeine Braut zu treffen, gab er Charlotten eigenhändig ihre Briefe zurück. Sie bewahrte dieſelben in einem ſchwarzen Käſtchen. Als ſie einmal darin las, verfiel ihre vertraute Dienerin in plötzlichen Wahnſinn; ein leiſes Grauen erfaßte ſie, ſie warf die Briefe langſam, einen nach dem andern ins Feuer. „Erſtarrt hält an im Lauf die Erde, im Leichenantlitz blickt der Mond durch die entſeelte Sternenheerde; vom Tode blieb nichts unverſchont. Von allem, was da iſt geweſen, lebſt Du allein in dieſer Nacht, vernichtet hab' ich alle Weſen." — —

20. Febr. wurde Schiller in Jena getraut. „Die Veränderung iſt ſo ruhig und unmerklich vor ſich gegangen, daß ich ſelbſt erſtaune. Ich bin noch in einem Taumel und mir iſt herzlich wohl dabei. Ich habe meiner Geſchäfte gewartet wie zuvor, und mit mehr Zufriedenheit. Meinem künftigen Schickſal ſehe ich mit heiterm Muth entgegen, jetzt, da ich am Ziele ſtehe, erſtaune ich ſelbſt, wie alles über meine Erwartungen gegangen iſt.

Das Schickſal hat mich zum Theil gleichſam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenig Jahre, und ich werde im vollen Genuß meines Geiſtes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben giebt ſie mir zurück." — Wenig ahnte er, daß die Zeit dauernder Schmerzen gekommen war.

Caroline (geb. 3. Febr. 1763) blieb in Erfurt zurück, wie auch Humboldt. „Gedrückte Trübheit," ſchreibt der Letztere an Lottchen, „bemerkte ich oft an Dir, aber kalt ſchienſt Du mir nie, ich fühlte lebhaft, daß dieſe Bangigkeit Deines Gefühls, das Zurückgezogene, Gehaltene gerade aus der Innigkeit Deiner Empfindung entſprang." Er wünſcht ihr Glück zu Schiller: „Dies feine und zarte Gefühl, dieſe Reinheit und Grazie der Seele, dies innere, jugendlich idealiſche Leben ſeiner Phantaſie, deſſen zarte, leicht verletzliche Blüthe trotz aller Stürme unverſehrt geblieben iſt, womit das wirkliche Leben ſo oft unſer inneres Sein zerſtört, dieſen Sinn, alles Schöne jeglicher Art aufzufaſſen, auf mannigfaltige Weiſe zu verknüpfen und nachzubilden, dieſe wundervolle Gabe, es darzuſtellen — wo findeſt Du es wieder?" — Von ſtiller Sehnſucht nach Schiller erfüllt, fand Caroline doch Muße, mit Dalberg ein platoniſches Verhältniß anzuknüpfen, das ziemlich ernſt wurde;*) über ihren Mann drückt ſie ſich ſtets verächtlich aus, wie ſie denn überhaupt in ihren Briefen als ein recht ausgelaſſenes moquantes kleines Weſen erſcheint.

„Gebe der Himmel," ſchreibt Wieland 26. Febr., „daß der Eheſtand dazu beitrage, Schiller von der Ueberſpannung zu heilen, die ihm bisher in manchem Betracht nachtheilig, wiewohl der Grund ſeines großen Rufs geweſen iſt. Sobald er erſt in ſich ſelbſt zu einer gewiſſen Ruhe gekommen ſein wird, wird er unfehlbar einer der erſten Männer unſerer Zeit ſein, ſowie er einer der beſten Menſchen iſt, die ich kenne." — Schiller ſelbſt, 16. Mai: „Es lebt ſich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als ſo verlaſſen und allein. Jetzt erſt genieße ich die ſchöne Natur

*) Die Freundin ſchreibt 30. März 1791 an Lottchen: „Es kann nur wohlthätig auf Lili wirken, wenn ſie ihr ganzes Weſen, ihr innerſtes Leben und Weben von Dalberg verſtanden und gefaßt fühlt. Eigentlich ſehn ſie ſich doch wenig und ſprechen ſich noch weniger. Daß es anders werden muß unter ihnen, fühl' ich ſo tief, fühl' es ſo wahr wie mein eignes Leben, wenn Lili nicht im Druck dieſer verworrenen Verhältniſſe zu Grunde gehn ſoll ... Was aus dem Verhältniß werden ſoll? Wenn ſie ſich nahe leben, ein ſehr ſchönes. Er wird ihr hohes, reines Weſen immer inniger empfinden, ſie wird glücklich ſein, wenn ſie frei von ihm exiſtiren darf und die zarten Blüten einer einzigen Liebe pflegt ... Vergehn kann Lili in den ſchmerzlichen Empfindungen des Sehnens, aber mildern kann nichts die Gluth ihrer Seele." — Wolzogen, der in Paris den Dichter Salis kennen lernte, damals Hauptmann in der Schweizergarde, kehrte Oct. 1791 nach Stuttgart zurück, wo er Legationsrath wurde.

ganz, und mich in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterischen Gestalten."

Nun trat Schiller wieder in ein näheres Verhältniß zu Reinhold, mit dem es vorher manche Mißverhältnisse gegeben hatte. Reinhold war jetzt der wichtigste Vertreter der Kantischen Philosophie: sein blühender Vortrag gewann ihr Anhänger von den verschiedensten Seiten, mit aller Welt stand der wohlgesinnte Mann in Briefwechsel, und seine Erläuterung des Verhältnisses zwischen Dingen an sich und Subject, daß dort der Stoff, hier die Form gegeben werde („Neue Theorie des Vorstellungsvermögens", Sept. 1789) leuchtete Vielen ein. In Jena hörte man von nichts reden als von Form und Stoff; Schiller nahm lebhaften Antheil, hauptsächlich wegen der ethischen Fragen, während Goethe Belehrung für seine physikalischen Studien suchte.

Schon in Italien hatte sich Goethe auf die Farbenlehre gelegt. „Gegen die Dichtkunst hatte ich ein eigenes Verhältniß, das blos praktisch war, indem ich einen Gegenstand, der mich ergriff, ein Muster, das mich aufregte, einen Vorgänger, der mich anzog, so lange in meinem innern Sinn trug und hegte, bis daraus etwas entstanden war, das als mein angesehen werden mochte, und das ich, nachdem ich es Jahre lang im Stillen ausgebildet, endlich auf einmal gleichsam aus dem Stegreif auf das Papier fixirte. Da mir aber in Bezug auf die Technik nichts Brauchbares entgegenkam, indem ich manches Falsche zwar zu verabscheuen, das Rechte aber nicht zu erkennen wußte, so suchte ich mir außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, auf welcher ich zu irgend einer Vergleichung gelangen und dasjenige, was mich in der Nähe verwirrte, aus einer gewissen Entfernung übersehen und beurtheilen könnte. Diesen Zweck zu erreichen, konnte ich mich nirgend besser hinwenden als zur bildenden Kunst. Ich fühlte hierzu, wozu ich eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größern Trieb als zu demjenigen, was mir von Natur leicht und bequem war. Desto mehr sah ich mich nach Gesetzen und Regeln um; ja ich achtete weit mehr auf das Technische der Malerei als auf das Technische der Dichtkunst: wie man denn durch Verstand und Einsicht dasjenige auszufüllen sucht, was die Natur Lückenhaftes an uns gelassen hat. Ueber alles konnten mir die Künstler, konnte ich mir und ihnen Rechenschaft ertheilen; kam es aber an die Färbung, so schien alles dem Zufall überlassen zu sein, dem Zufall, der durch einen gewissen Geschmack, einen Geschmack, der durch Gewohnheit, eine Gewohnheit, die durch Vorurtheil, ein Vorurtheil, das durch Eigenheiten des Künstlers, des Kenners, des Liebhabers bestimmt wurde. Sobald ich nach langer Unterbrechung endlich Muße fand, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, sah ich ein, daß man den Farben als physischen Erscheinungen erst

von der Seite der Natur beikommen müſſe, wenn man in Abſicht auf Kunſt etwas über ſie gewinnen wolle." —

Newton's Theorie von der Spaltung des Lichts befriedigte ihn nicht; ihm war es zuwider, daß man der Natur Gewalt anthun wollte, ſie zu regelmäßigen Erſcheinungen zu zwingen; er wollte ſie frei gewähren laſſen, überzeugt, daß ſie auf der Folter des Forſchers ſtumm bleibe. Ein Menſchenalter hindurch hat er ſeine Experimente fortgeſetzt: die Darſtellung derſelben iſt von einer wundervollen Klarheit; die Wiſſenſchaft hat ſeine Reſultate nicht beſtätigt. „Die Vernunft," heißt es in der Kritik der reinen Vernunft, „ſieht nur das ein, was ſie ſelbſt nach ihrem Entwurf hervorbringt; ſie muß die Natur nöthigen, auf ihre Fragen zu antworten; nicht aber ſich von ihr am Leitbande gängeln laſſen." Das war ein harter Gegenſatz gegen Goethe, der Kant's frühere naturphiloſophiſche Werke ſo wenig beachtet zu haben ſcheint, als die „metaphyſiſchen Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft" 1785, deren Stoff außerhalb ſeines Weges lag. Dagegen berührten ſie ſich in einem andern Punkt: in der Frage nach der Entwickelung der Gattungen.

Es iſt bereits beſchrieben, wie Goethe auf ſeiner italieniſchen Reiſe, wo ihm die Natur wie in neuer Gewalt und Friſche gegenübertrat, der Urpflanze nachging. Sein früheres Jägerleben hatte ihn mit Holz und Mooſen vertraut gemacht, Linné verdankte er große Anregung, obgleich die Willkür ſeiner Eintheilungen ihn abſtieß; ſympathiſcher waren ihm Büffon und Rouſſeau. 1790 veröffentlichte er eine Abhandlung „über die Metamorphoſen der Pflanzen": mit höchſter Anſchaulichkeit wurde gewieſen, wie in allen Erſcheinungen des Pflanzenlebens das Blatt als Urform der Pflanze zum Vorſchein kommt. — Das Publicum blieb kalt. — „Man konnte ſich nicht genug verwundern, wie ein Poet, der ſich blos mit ſittlichen, dem Gefühl und der Einbildungskraft anheim gegebenen Phänomenen beſaßt, ſich einen Augenblick von ſeinem Wege abwenden und in flüchtigem Vorübergehn eine ſolche bedeutende Entdeckung habe gewinnen können. Nach ſeinem Wunſch, ſich gut und gleichförmig bedient zu ſehn, verlangt das Publicum von jedem, daß er in ſeinem Fach bleibe; und dies Anſinnen hat auch guten Grund; denn wer das Vortreffliche leiſten will, welches nach allen Seiten hin unendlich iſt, ſoll es nicht, wie Gott und die Natur wohl thun dürfen, auf mancherlei Wegen verſuchen. Daher will man, daß ein Talent, das ſich in einem gewiſſen Felde hervorthat, deſſen Art und Weiſe allgemein anerkannt und beliebt iſt, aus ſeinem Kreiſe ſich nicht entferne, oder wohl gar in einen weit abgelegenen hinüberſpringe. Nun fühlt aber der lebhafte Menſch ſich um ſein ſelbſt willen, und nicht für's Publicum da, er mag ſich nicht an irgend einem Einerlei abmüden und abſchleifen. Auch iſt jedes energiſche Talent ein allgemeines,

das überall hinſchaut und ſeine Thätigkeit da und dort nach Belieben ausübt."

„Freundinnen, welche mich ſchon früher den einſamen Gebirgen, der Betrachtung ſtarrer Felſen gern entzogen hätten, waren auch mit meiner abſtracten Gärtnerei keineswegs zufrieden. Pflanzen und Blumen ſollten ſich durch Geſtalt, Farbe, Geruch auszeichnen, nun verſchwanden ſie aber zu einem geſpenſterhaften Schemen." Er verſuchte ſie durch eine Elegie zu gewinnen, in welcher Amor die Metamorphoſen auslegte: „höchſt willkommen war dieſes Gedicht der eigentlich Geliebten" (Chriſtiane, welcher nun auch dieſe Rolle der Fr. v. Stein übertragen war), „welche das Recht hatte die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehn; und auch ich fühlte mich ſehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unſere ſchöne vollkommene Neigung ſteigerte und vollendete; von der übrigen liebenswürdigen Geſellſchaft aber hatte ich viel zu erdulden, ſie parodirten meine Verwandlungen durch mährchenhafte Gebilde neckiſcher, neckender Anſpielungen."

„Es iſt die größte Qual, nicht verſtanden zu werden, wenn man nach großer Anſtrengung ſich endlich ſelbſt und die Sache zu verſtehen glaubt; es treibt zum Wahnſinn, den Irrthum immer wiederholen zu hören, aus dem man ſich mit Noth gerettet hat, und peinlicher kann uns nichts begegnen, als wenn das, was uns mit einſichtigen Männern verbinden ſollte, Anlaß giebt zu einer nicht zu vermittelnden Trennung." Goethe geht ſo weit, in dieſem Widerſtreben gegen die Wahrheit das „radicale Böſe in ſeiner häßlichſten Geſtalt" zu ſehn. „Was ich wollte, lag außer dem Geſichtskreis der Zeit. Vereinzelt behandelte man ſämmtliche Thätigkeiten; Wiſſenſchaft und Künſte, Geſchäftsführung, Handwerk und was man ſich denken mag, bewegte ſich im abgeſchloſſenen Kreiſe. Jedem Handelnden war Ernſt in ſich, deswegen arbeitete er aber auch nur für ſich und auf ſeine Weiſe, der Nachbar blieb ihm völlig fremd. Kunſt und Poeſie berührten einander kaum, an lebendige Wechſelwirkung war gar nicht zu denken, Poeſie und Wiſſenſchaft erſchienen als die größten Widerſacher."

Und eben dieſe Einheit alles Wiſſens und alles Schaffens war es, worauf Goethe's Sinn ſich richtete. Er machte (denn auch die Thierwelt wurde in den Kreis der geſetzmäßigen Metamorphoſen gezogen) auf den Pferdekopf im Parthenon aufmerkſam, welcher durch eine beſondere Stellung der Augen ſo übermächtig und geiſterartig ausſieht, als wenn er gegen die Natur gebildet wäre: „und doch hat der Künſtler eigentlich ein Urpferd geſchaffen, mag er ſolches mit Augen geſehn oder im Geiſt gefaßt haben; uns wenigſtens ſcheint es im Sinn der höchſten Poeſie und Wirklichkeit dargeſtellt zu ſein." Es war artig, daß ein Freund auf den Einfall kam, Goethe habe mit ſeinen

„Metamorphoſen“ verſteckterweiſe Anleitung geben wollen, ſinnvolle Arabesken zu zeichnen.

„Dieſer ſchöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür und Geſetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung, Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch; die heilige Muſe bringt harmoniſch ihn dir mit ſanftem Zwange belehrend. Keinen höhern Begriff erringt der ſittliche Denker. Freue dich, höchſtes Geſchöpf der Natur! Du fühleſt dich fähig, ihr den höchſten Gedanken, zu dem ſie ſchaffend ſich aufſchwang, nachzudenken. Hier ſtehe nun ſtill und wende die Blicke rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muſe, daß du ſchaueſt, nicht ſchwärmſt, die liebliche volle Gewißheit.“ So ſchließt das Gedicht über das os intermaxillare.

Wie willkommen mußte es Goethe ſein, als auch Kant der Einheit von Natur und Kunſt nachging. Es geſchah in der „Kritik der Urtheilskraft“, April 1790.*) Das bisherige Syſtem hatte eine Lücke: die beiden Gebiete, Sinnenwelt und intelligible Welt, Natur und Freiheit, Begierde und Wille, ſtanden ſich hart und unvermittelt gegenüber; beide unbedingt gebietend, und unfähig, ſich einander zu verſtehn. In dem räthſelhaften Vermögen der Luſt an einem rein intellectuellen Gegenſtand entdeckte Kant nunmehr den Punkt, wo die beiden Geſetzgebungen des Verſtandes und der Vernunft ſich berühren: dieſe Luſt wird durch die Zweckmäßigkeit der Natur erregt, ohne doch auf den Zweck einen Werth zu legen.

Wenn mit der bloßen Auffaſſung der Form eines Gegenſtandes der Anſchauung, ohne Beziehung auf einen Begriff, Luſt verbunden iſt: ſo kann dieſe nichts anderes, als die Angemeſſenheit deſſelben zu den Erkenntnißvermögen, die in der reflectirenden Urtheilskraft im Spiel ſind, ausdrücken: Einbildungskraft und Verſtand. Der Gegenſtand heißt alsdann ſchön, und das Vermögen, durch eine ſolche Luſt zu urtheilen, der Geſchmack.

Die Luſt am Schönen iſt ohne Intereſſe; ſie hat keine Beziehung auf das Begehrungsvermögen. Nur durch die Vorſtellung wird ſie geweckt, die Exiſtenz bleibt dabei gleichgiltig. Dadurch unterſcheidet ſie ſich auch von der Luſt am Guten, welche nothwendig die Exiſtenz zum Zweck ſtellt. Der Geſchmack iſt noch barbariſch, welcher der Beimiſchung von Reiz oder Rührung zum Wohlgefallen bedarf. Ein theilnehmender Schmerz, der ſich nicht will tröſten laſſen, auf den wir uns bis zur Täuſchung vorſätzlich einlaſſen; Romane, weinerliche Schauſpiele, ſchaale Sittenvorſchriften, die mit ſogenannten edlen Geſinnungen tändeln, in der That aber das Herz welk machen, vertragen ſich nicht mit

*) Um dieſelbe Zeit erſchienen Verſuche ſeiner Schüler: M. Herz „Ueber den Geſchmack“, Heydenreich (geb. 1764, Prof. in Leipzig) „Syſtem der Aeſthetik“.

der Schönheit. Solche Rührungen gehören nur zur Motion: die angenehme Mattigkeit, welche auf eine solche Rüttelung durch das Spiel der Affecte folgt, giebt nach hergestelltem Gleichgewicht ein Gefühl des Wohlbefindens, wie es auch die Wollüstlinge des Orients kennen. Nur die freie Schönheit fällt unter das ästhetische Urtheil.

Das ästhetische Urtheil überläßt nicht, wie bei dem Sinnlichen, jeden seinem eignen Geschmack, sondern es spricht von der Schönheit, als wäre sie eine Eigenschaft der Dinge. Wir fühlen uns berechtigt, dieselben subjectiven Bedingungen der Urtheilskraft, die wir in uns antreffen, allgemein bei jedem Menschen vorauszusetzen.

Aber wir können keinen Beweis führen, keine Regel geben, denn wenn man Objecte nach Begriffen beurtheilt, geht alle Vorstellung der Schönheit verloren. Bei dem ästhetischen Eindruck des gestirnten Himmels oder des Oceans muß man sich alle Begriffe von den Weltkörpern oder Elementen aus dem Sinn schlagen. Die Lust ist weder durch Begriffe noch durch Interessen vermittelt: die ästhetische Zweckmäßigkeit ist die Gesetzmäßigkeit der Urtheilskraft in ihrer Freiheit. Einbildungskraft und Verstand sind in einem freien Spiel. Der Geschmack scheint nicht sowohl an dem zu haften, was die Einbildungskraft auffaßt, als vielmehr an dem, was sie dabei zu dichten Anlaß bekommt.

Der Geschmack wird durch keine Regel vermittelt, er ist ein eignes Vermögen. Selbst die Vorstellung z. B. des Regelmäßigen im Gesicht tritt hinter dem nicht zu definirenden geistigen Ausdruck zurück. Den Geschmack darf man mit mehr Recht einen sensus communis, einen gemeinschaftlichen Sinn nennen, als den sogenannten gesunden Menschenverstand.

Die Empfindung des Schönen, wie sie zuerst durch die Natur geweckt wird, mit Freiheit zu erneuen, ist die Aufgabe der Kunst. An einem Product der Kunst muß man sich bewußt werden, daß es Kunst sei und nicht Natur: aber die Zweckmäßigkeit in der Form desselben, ob sie zwar absichtlich ist, muß doch absichtslos, von allem Zwang willkürlicher Regeln so frei scheinen, als ob es ein Product der bloßen Natur sei. Auf diesem Gefühl der Freiheit im Spiel unserer Erkenntnißvermögen, welches doch zugleich zweckmäßig sein muß, beruht diejenige Lust, welche allein allgemein mittheilbar ist, ohne sich doch auf Begriffe zu gründen.

Die angeborne Gemüthsanlage, durch welche die Natur der Kunst die Regel giebt, ist das Genie. Es ist ursprünglich, durch keine Regel zu bestimmen, und doch mustergiltig. Der Urheber eines Products, welches er seinem Genie verdankt, weiß selbst nicht, wie sich in ihm die Ideen dazu finden; hat auch nicht in seiner Gewalt, dergleichen nach Belieben oder plan-

mäßig auszudenken; er muß den günstigen Augenblick haschen, in welchem ihm lebendige Bilder und Gefühle von selbst zuströmen, und er sich nur leidend verhält; er kann, wie es zu Stande gekommen, wissenschaftlich nicht anzeigen, es Andern in Vorschriften nicht mittheilen. Die Regel des Genies kann in keiner Formel abgefaßt, sie kann nur von der That abstrahirt werden. Die Muster der schönen Kunst sind die einzigen Leitungsmittel, diese auf die Nachkommenschaft zu bringen. Die Ideen des Künstlers erregen ähnliche Ideen seines Lehrlings, wenn ihn die Natur mit einer ähnlichen Proportion der Gemüthskräfte versehn hat.

Wenn aber seichte Köpfe glauben, sich als aufblühende Genies am besten dadurch zu bewähren, daß sie sich vom Schulzwang aller Regeln lossagen, so ist zu erwidern: das Genie giebt nur den Stoff der schönen Kunst; die Verarbeitung desselben und die Form erfordert ein durch die Schule gebildetes Talent. Die Gemüthskräfte, deren Vereinigung das Genie ausmacht, sind Einbildungskraft und Verstand.

Die Einbildungskraft ist mächtig in Schaffung gleichsam einer andern Natur, aus dem Stoff, den ihr die wirkliche giebt. Wir unterhalten uns mit ihr, wo uns die Erfahrung zu alltäglich vorkommt, bilden diese auch wohl um, zwar noch immer nach Gesetzen der Analogie, aber doch auch nach Principien, die höher hinauf in der Vernunft liegen, wobei wir unsre Freiheit vom Gesetz der Association fühlen. Man kann dergleichen Vorstellungen der Einbildungskraft Ideen nennen, einestheils, weil sie zu etwas über die Erfahrungsgrenze Hinausliegendem wenigstens streben, und so einer Darstellung der intellectuellen Ideen nahe zu kommen suchen, welches ihnen den Anschein einer objectiven Realität giebt; andrerseits, weil ihnen als innern Anschauungen kein Begriff völlig adäquat sein kann. Wenn nun einem Begriff eine Vorstellung der Einbildungskraft untergelegt wird, die zu seiner Darstellung gehört, aber für sich allein so viel zu denken veranlaßt, als sich niemals in einem bestimmten Begriff zusammenfassen läßt: so ist die Einbildungskraft schöpferisch, und bringt die Vernunft in Bewegung, mehr bei Veranlassung einer Vorstellung zu denken, als in ihr aufgefaßt und deutlich gedacht werden kann.

Die Dichtkunst erweitert das Gemüth dadurch, daß sie die Einbildungskraft in Freiheit setzt, und innerhalb der Schranken eines gegebenen Begriffs, unter der unbegrenzten Mannigfaltigkeit möglicher damit zusammenstimmender Formen diejenigen darbietet, welche die Darstellung desselben mit einer Gedankenfülle verknüpft, der kein Sprachausdruck völlig adäquat ist. Sie stärkt das Gemüth, indem sie es sein freies, selbstthätiges und von der Naturbestimmung unabhängiges Vermögen fühlen läßt, die Natur als Erscheinung

nach Ansichten zu betrachten, die sie von selbst in der Erfahrung weder für den Sinn noch für den Verstand darbietet, und sie so gleichsam zum Schema des Uebersinnlichen zu gebrauchen.

Das Genie, eben als unbewußt, findet auf die Wissenschaft keine Anwendung, welche durchaus nach Regel und Methode verfahren muß.*)

Es geschah in gutmüthiger Absicht, daß diejenigen, welche alle Beschäftigungen des Menschen, wozu sie die innere Naturanlage treibt, gern auf den letzten Zweck der Menschheit, das moralisch Gute, richten wollten, es für ein Zeichen eines guten moralischen Charakters hielten, am Schönen überhaupt Interesse zu nehmen. Dem widerspricht nun freilich schlagend die Erfahrung. Dagegen verräth es eine dem moralischen Gefühl günstige Gemüthsstimmung, ein unmittelbares und dauerndes Interesse an der Schönheit der Natur zu nehmen. Das ästhetische Wohlgefallen ist ohne Interesse: da es aber die Vernunft auch interessirt, daß die Ideen auch objective Realität haben, d. h. daß die Natur wenigstens eine Spur zeige, sie enthalte in sich irgend einen Grund, eine gesetzmäßige Uebereinstimmung ihrer Producte zu unserm von allem Interesse unabhängigen Wohlgefallen anzunehmen: so kann das Gemüth über die Schönheit der Natur nicht nachdenken, ohne sich dabei zugleich interessirt zu finden. Dies Interesse aber ist dem moralischen verwandt, und der, welcher es am Schönen der Natur nimmt, kann es nur sofern an denselben nehmen, als er vorher schon ein Interesse am Sittlichguten wohlgegründet hat. Das Schöne ist das Symbol des Sittlichguten, und nur in dieser Rücksicht gefällt es mit einem Anspruch auf jedes Andern Beistimmung, wobei sich das Gemüth zugleich einer gewissen Erhebung über die bloße Empfänglichkeit einer Lust durch Sinneneindrücke bewußt ist. Aber eigentlich muß das Intellec-

*) Daher die beständigen Ausfälle gegen sogenannte Genies im Denken. — In der Anthropologie heißt es: „Ob der Welt durch große Genies im Ganzen sonderlich gedient sei, weil sie doch oft neue Wege einschlagen und neue Aussichten eröffnen, oder ob mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machten, mit ihrem alltägigen, langsam am Stecken und Stab der Erfahrung fortschreitenden Verstand nicht das Meiste zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften beigetragen haben, indem sie, wenngleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnung stifteten, mag hier unerörtert bleiben. Aber ein Schlag von ihnen, Geniemänner genannt, hat sich unter jenem Aushängeschild mit eingedrängt, welcher die Sprache außerordentlich von der Natur begünstigter Köpfe führt, das mühsame Lernen und Forschen für stümperhaft erklärt, und den Geist aller Wissenschaft mit einem Griff gehascht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben concentrirt und kraftvoll zu reichen vorgiebt. Dieser Schlag ist, wie der der Quacksalber, den Fortschritten in wissenschaftlicher und sittlicher Bildung sehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältnisse und Moral, gleich dem Eingeweihten vom Weisheitssitz im entscheidenden Ton abspricht."

tuelle, an ſich ſelbſt Zweckmäßige (das Sittlichgute), äſthetiſch beurtheilt, nicht ſowohl ſchön als vielmehr erhaben dargeſtellt werden.

Das Wohlgefallen am Schönen führt unmittelbar eine Beförderung des Lebens mit ſich; die Luſt am Erhabenen dagegen wird durch das Gefühl einer augenblicklichen Hemmung der Lebenskräfte und darauf ſogleich folgenden deſto ſtärkern Ergießung derſelben erzeugt. Das Gemüth wird von dem Gegenſtand nicht blos angezogen, ſondern wechſelsweiſe auch immer wieder abgeſtoßen. Das Gefühl des Schönen beruht auf Uebereinſtimmung; der Gegenſtand, der das Gefühl des Erhabenen erregt, iſt der Form nach zweckwidrig für unſere Urtheilskraft, unangemeſſen unſerm Darſtellungsvermögen, gewaltthätig für unſere Einbildungskraft. Die Naturſchönheit erweitert zwar nicht unſere Kenntniß der Naturobjecte, aber doch unſern Begriff von der Natur; erhaben erſcheint ſogar das Chaos. Das Erhabene liegt gar nicht im Gegenſtand, ſondern im Gemüth: der Gegenſtand muß nur von der Art ſein, daß er unſer Gemüth ins Erhabne ſtimmt. Zum Schönen der Natur müſſen wir einen Grund außer uns ſuchen, zum Erhabnen aber blos in uns und unſrer Denkart.

Das Gefühl des Erhabnen erweitert die Einbildungskraft über ſich ſelbſt. Erhaben iſt, was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüths beweiſt, das jeden Maßſtab der Sinne übertrifft. Erhaben iſt die Natur in denjenigen ihrer Erſcheinungen, deren Anſchauung die Idee ihrer Unendlichkeit bei ſich führt. Das Unendliche ohne Widerſpruch auch nur denken zu können, dazu wird ein Vermögen, das ſelbſt überſinnlich iſt, im menſchlichen Gemüth erfordert; die größte Beſtrebung der Einbildungskraft reicht dazu nicht aus. Das Erhabene weiſt alſo auf die Ideen der Vernunft. Die Stimmung des Gemüths zum Gefühl des Erhabenen erfordert eine Empfänglichkeit deſſelben für Ideen; denn eben in der Unangemeſſenheit der Natur zu den letzteren beſteht das Abſchreckende für die Sinnlichkeit, welches doch zugleich anziehend iſt, weil es eine Gewalt iſt, welche die Vernunft auf jene ausübt, um ſie auf den Abgrund des Unendlichen hinausſehn zu laſſen.

Das Gefühl der Unangemeſſenheit unſers Vermögens zur Erreichung einer Idee, die für uns Geſetz iſt, iſt Achtung. Das Gefühl des Erhabenen in der Natur iſt Achtung für unſere eigne Beſtimmung, die wir durch eine gewiſſe Verwechſelung einem Gegenſtand der Natur beweiſen, welcher uns die Ueberlegenheit der Vernunft über das größte Vermögen der Sinnlichkeit gleichſam anſchaulich macht. Aus der Unluſt geht eine Luſt hervor. Es iſt für uns Geſetz und gehört zu unſerer Beſtimmung, alles was die Natur als Gegenſtand der Sinne für uns Großes enthält, in Vergleichung mit Ideen der Vernunft für klein zu ſchätzen, und was das Gefühl dieſer überſinnlichen Beſtimmung in uns rege macht, ſtimmt zu jenem Geſetz zuſammen.

Das Gemüth fühlt sich in der Vorstellung des Erhabenen in der Natur bewegt, da es in dem ästhetischen Urtheil über das Schöne in ruhiger Contemplation ist. Diese Bewegung kann mit einer Erschütterung verglichen werden. Das Ueberschwängliche für die Einbildungskraft ist ein Abgrund, in dem sie sich selbst zu verlieren fürchtet; aber eine solche Bestrebung der Einbildungskraft hervorzubringen, ist anziehend für die Vernunft.

Wer sich fürchtet, kann über das Erhabene der Natur nicht urtheilen. Für den aber, der der Furcht entnommen ist, wird der Anblick um desto anziehender, je furchtbarer er ist: weil er die Seelenstärke über ihr gewöhnliches Mittelmaß erhöht, und ein Vermögen des Widerstands in uns entdecken läßt, welches uns Muth macht, uns mit der scheinbaren Allgewalt der Natur messen zu können. Die Natur heißt erhaben, wenn sie die Einbildungskraft zu Darstellung derjenigen Fälle erhebt, in welchen das Gemüth die eigne Erhabenheit seiner Bestimmung selbst über die Natur sich fühlbar machen kann. Auf solche Weise allein unterscheidet sich innerlich Religion und Aberglaube, welcher letztere nicht Ehrfurcht für das Erhabene im Gemüth gründet, sondern Furcht und Angst vor dem übermächtigen Wesen, dessen Willen der erschreckte Mensch sich unterworfen sieht, ohne ihn doch hochzuschätzen.

Wenn nun der Begriff der Zweckmäßigkeit ohne Vorstellung eines bestimmten Zwecks in der Kunst maßgebend ist, so findet er ebenso auf die wissenschaftliche Betrachtung der Natur seine Anwendung. Die teleologische und die mechanische Betrachtung der Natur durchkreuzen sich; die eine schließt die andere keineswegs aus. Im Begriff des Organismus treffen sie zusammen. Organische Wesen sind die einzigen in der Natur, welche auch für sich betrachtet doch nur als Zwecke derselben möglich gedacht werden müssen, und die zuerst dem Begriff eines Zwecks, der nicht ein praktischer, sondern Zweck der Natur ist, objective Realität geben. Die Trennung beider Principien liegt in der Natur unseres Erkenntnißvermögens. Es ist dem menschlichen Verstand unumgänglich nothwendig, Möglichkeit und Wirklichkeit der Dinge, Sollen und Sein zu unterscheiden. Daher ist der Begriff eines absolut nothwendigen Wesens zwar eine unentbehrliche Vernunftidee, aber ein für den menschlichen Verstand unerreichbarer problematischer Begriff.

Unser Verstand ist ein Vermögen der Begriffe, d. h. ein discursiver Verstand, für den es zufällig sein muß, welcherlei und wie verschieden das Besondere sein mag, das ihm in der Natur gegeben und unter seine Begriffe gebracht werden kann. Weil aber zur Erkenntniß doch auch Anschauung gehört, und ein Vermögen einer völligen Spontaneität der Anschauung ein von der Sinnlichkeit ganz unabhängiges Erkenntnißvermögen sein würde, so kann man sich auch einen intuitiven Verstand denken, für welchen jene Zu-

fälligkeit nicht angetroffen wird. Einen ſolchen Verſtand müſſen wir uns denken, um die Möglichkeit einer nothwendigen Harmonie zwiſchen den Geſetzen der Natur und des Urtheils denken zu können: einen Verſtand, der von der Anſchauung des Ganzen zum Beſondern geht, während unſer Verſtand ein reales Ganze der Natur nur als Wirkung der concurrirenden bewegenden Kräfte der Theile anſieht. Es iſt gar nicht nöthig zu beweiſen, daß ein ſolcher intellectus archetypus möglich ſei, ſondern nur, daß wir in der Tagegenhaltung unſers discurſiven, der Bilder bedürftigen Verſtandes und der Zufälligkeit eines ſolchen Verhältniſſes auf jene Idee geführt werden, dieſe auch keinen Widerſpruch enthalte.

Man kann an einem Dinge, welches wir als Naturzweck beurtheilen müſſen, zwar alle bekannte und noch zu entdeckende Geſetze der mechaniſchen Erzeugung verſuchen, und auch hoffen damit guten Fortgang zu haben: niemals aber der Berufung auf einen davon ganz unterſchiedenen Erzeugungsgrund, nämlich der Cauſalität durch Zwecke, überhoben ſein. Keine menſchliche Vernunft kann hoffen, die Erzeugung auch nur eines Gräschens aus blos mechaniſchen Urſachen zu verſtehn. Wenn die teleologiſche Verknüpfung der Urſachen und Wirkungen zur Möglichkeit eines ſolchen Gegenſtandes für die Urtheilskraft ganz unentbehrlich iſt, ſelbſt um dieſe nur am Leitfaden der Erfahrung zu ſtudiren; wenn für äußere Gegenſtände, als Erſcheinungen, ein ſich auf Zwecke beziehender hinreichender Grund gar nicht angetroffen werden kann, ſondern dieſer, der auch in der Natur liegt, doch nur im überſinnlichen Subſtrat derſelben geſucht werden muß, von welchem uns aber alle mögliche Einſicht abgeſchnitten iſt: ſo iſt es uns ſchlechterdings unmöglich, aus der Natur ſelbſt hergenommene Erklärungsgründe für Zweckverbindungen zu ſchöpfen, und nach der Beſchaffenheit des menſchlichen Erkenntnißvermögens nothwendig, den oberſten Grund dazu in einem urſprünglichen Verſtand als Welturſache zu ſuchen. — —

Dieſe neue Darſtellung des Syſtems enthielt vieles, was Jacobi verſtändlich ſein mußte. In der That hatte nach der zweiten Ausgabe der „Briefe über Spinoza", die Jacobi April 1789 an Kant überſchickte, eine Annäherung ſtattgefunden; Kant hatte 1. Oct. höflich und in gewiſſem Sinn anerkennend geantwortet, und Jacobi in ſeiner Weiſe 16. Nov. feurig die Hand ergriffen. Manches in dieſen Briefen hätte ganz gut in der Kritik der Urtheilskraft ſtehn können.

Jacobi wies nach, daß die ſpinoziſtiſche Subſtanz ſich ſchon bei den Scholaſtikern findet. „Dem Menſchen überhaupt war es durch ſeine früheſten Bedürfniſſe aufgegeben, dem Beſtändigen in dem ihn umgebenden und ihn durchdringenden Unbeſtändigen der Natur nachzuforſchen." „Aus dem

Bedürfniß der Abſtraction entſteht eine Vernunftwelt, worin Zeichen und Worte die Stellen der Subſtanzen und Kräfte vertreten. Wir eignen uns das Univerſum zu, indem wir es zerreißen und eine unſern Fähigkeiten angemeſſene, der wirklichen ganz unähnliche Bilder-, Ideen- und Wortwelt erſchaffen. Was wir auf dieſe Weiſe erſchaffen, verſtehn wir, ſoweit es unſere Schöpfung iſt, vollkommen; was ſich auf dieſe Weiſe nicht erſchaffen läßt, verſtehn wir nicht; unſer philoſophiſcher Verſtand reicht über ſein eignes Hervorbringen nicht hinaus." — „Spinoza's Vorſtellungsart hat das Gute, daß dabei der wüſte Begriff eines Chaos, welches ſich erſt ordnen müſſe, nicht gebraucht wird. Aber auch Spinoza mußte eine unendliche Reihe von einzelnen Dingen, deren eins nach dem andern zur Wirklichkeit gekommen war, alſo im Grunde eine ewige Zeit annehmen. Das Ungereimte davon ſuchte er damit zu vertilgen, es liege blos an unſrer Imagination, wenn wir uns eine unendliche Reihe auf einander folgender, objectiv aus einander entſpringender Dinge als eine ewige Zeit vorſtellen: die Dinge ſind nicht allein dem Urſprung nach von Ewigkeit her, ſondern auch dem Vernunftbegriff nach alle zugleich vorhanden; denn im Vernunftbegriff iſt kein Vorher und kein Nachher, ſondern alles nothwendig und zugleich." „Die Bedingung der Möglichkeit des Daſeins einer ſucceſſiven Welt liegt außer dem Gebiet der Begriffe, außer dem Zuſammenhang bedingter Weſen, außer der Natur. Wenn die Vernunft alſo jener Bedingung nachforſcht, ſucht ſie das Uebernatürliche in ein Natürliches, oder das Natürliche in ein Uebernatürliches zu verwandeln. Indem ſie auf dieſe Weiſe außer ihrem Beruf thätig iſt, kann ſie ihrem Zweck um keinen Schritt näher kommen, ſondern immer nur Bedingungen des Bedingten, Naturgeſetze, Mechanismus zu Tage bringen. Ihr Geſchäft überhaupt iſt progreſſive Verknüpfung, und ihr ſpeculatives Geſchäft, Verknüpfung nach erkannten Geſetzen der Nothwendigkeit, d. h. des Identiſchen. Alles was die Vernunft durch Zergliedern, Verknüpfen, Urtheilen und Schließen herausbringen kann, ſind lauter Dinge der Natur; die geſammte Natur aber, der Inbegriff aller bedingten Weſen, kann dem forſchenden Verſtand mehr nicht offenbaren, als was in ihr enthalten iſt: mannigfaltiges Daſein, Veränderungen, Formenſpiel; nie einen wirklichen Anfang, nie ein reales Princip irgend eines objectiven Daſeins." — „Bedingungen des Unbedingten entdecken, dem abſolut Nothwendigen eine Möglichkeit erfinden und es conſtruiren zu wollen, um es begreifen zu können, iſt ein ungereimtes Unternehmen. Wo die Kette des Bedingten aufhört, hören wir auf zu begreifen, und da hört auch der Zuſammenhang, den wir Natur nennen, ſelbſt auf. — Da wir von einem realen Anfang weder Vorſtellung noch Erfahrung haben, ſo iſt die Frage, ob die Welt angefangen oder nicht angefangen habe, eine höchſt

unbeſonnene und thörichte Frage, die entweder ſich ſelbſt nicht verſteht oder keiner Beantwortung werth iſt. Es ſind nicht zwei entgegengeſetzte Behauptungen, die einander aufheben, ſondern der Widerſpruch liegt in einer jeden insbeſondere."

Viel tiefer noch wurde Goethe, Jacobi's alter Gegner, von der „Kritik der Urtheilskraft" betroffen. „Die Kritik der reinen Vernunft," erzählt er ſpäter, „lag völlig außerhalb meines Kreiſes. Ich wohnte jedoch manchem Geſpräch darüber bei, und mit einiger Aufmerkſamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage ſich erneuere, wieviel unſer Selbſt und wieviel die Außenwelt zu unſerm geiſtigen Daſein beitrage. Ich hatte beide niemals geſondert, und wenn ich nach meiner Weiſe über Gegenſtände philoſophirte, ſo that ich es mit unbewußter Naivetät, und glaubte wirklich, ich ſähe meine Meinungen vor Augen. Sobald aber jener Streit zur Sprache kam, mochte ich mich gern auf diejenige Seite ſtellen, welche dem Menſchen am meiſten Ehre macht, und gab Kant's Behauptung recht: wenngleich alle unſere Erkenntniß mit der Erfahrung angehe, ſo entſpringe ſie darum doch nicht eben aus der Erfahrung. Die ſynthetiſchen Urtheile a priori ließ ich mir auch gefallen: denn hatte ich doch in meinem ganzen Leben, dichtend und beobachtend, ſynthetiſch und dann wieder analytiſch verfahren; die Syſtole und Diaſtole des menſchlichen Geiſtes war mir, wie ein zweites Athemholen, niemals getrennt, immer pulſirend. Für alles dies hatte ich jedoch keine Worte, noch weniger Phraſen, nun aber ſchien zum erſten Mal eine Theorie mich anzulächeln. Der Eingang war es, der mir gefiel, ins Labyrinth ſelbſt konnt' ich mich nicht wagen: bald hinderte mich die Dichtungsgabe, bald der Menſchenverſtand, und ich fühlte mich nirgend gebeſſert." „Mir entging nicht, die Natur beobachte ſtets analytiſches Verfahren, eine Entwickelung aus einem lebendigen, geheimnißvollen Ganzen, und dann ſchien ſie wieder ſynthetiſch zu handeln, indem ja völlig fremd ſcheinende Verhältniſſe einander angenähert und ſie zuſammen in Eins verknüpft wurden. Aber und abermals kehrte ich zu Kant zurück, einzelne Capitel glaubt' ich vor andern zu verſtehn, und gewann gar manches zu meinem Hausgebrauch. Manchmal wollte mir dünken, der köſtliche Mann verfahre ſchalkhaft ironiſch, indem er bald das Erkenntnißvermögen aufs engſte einzuſchränken bemüht ſchien, bald über die Grenzen, die er ſelbſt gezogen hatte, mit einem Seitenwink hinausdeutete. Er mochte freilich bemerkt haben, wie anmaßend und naſeweis der Menſch verfährt, wenn er behaglich, mit wenig Erfahrungen ausgerüſtet, ſogleich unbeſonnen abſpricht, und voreilig etwas feſtzuſetzen, eine Grille, die ihm durch's Gehirn läuft, den Gegenſtänden aufzuheften trachtet. Deswegen beſchränkt unſer Meiſter ſeinen Denkenden auf eine reflectirende discurſive Urtheilskraft, unterſagt ihm eine

beſtimmende ganz und gar. Sodann aber, nachdem er uns genugſam in die Enge getrieben, ja zur Verzweiflung gebracht, entſchließt er ſich zu den liberalſten Aeußerungen, und überläßt uns, welchen Gebrauch wir von der Freiheit machen wollen, die er einigermaßen zugeſteht."

„Nun aber kam die Kritik der Urtheilskraft mir zu Handen, und dieſer bin ich eine höchſt frohe Lebensepoche ſchuldig. Hier ſah ich meine diſparateſten Beſchäftigungen nebeneinandergeſtellt, Kunſt- und Naturerzeugniſſe eins behandelt wie das andere. Wenn auch meiner Vorſtellungsart nicht eben immer dem Verfaſſer ſich zu fügen möglich werden konnte, ſo waren doch die großen Hauptgedanken des Werkes meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunſt ſowie der Natur, ihr beiderſeitiges Wirken von Innen heraus war im Buch deutlich ausgeſprochen. Die Erzeugniſſe dieſer zwei unendlichen Welten ſollten um ihrer ſelbſt willen da ſein, und was neben einander ſtand wohl für einander, aber nicht abſichtlich wegen einander. — Leidenſchaftlich angeregt ging ich auf meinen Wegen nur deſto raſcher fort, weil ich ſelbſt nicht wußte, wohin ſie führten, und für das, was und wie ich mir's zugeeignet hatte, bei den Kantianern wenig Anklang fand. Denn ich ſprach nur aus, was in mir aufgeregt war, nicht aber, was ich geleſen hatte. — Auch in die Kritik der reinen Vernunft ſchien mir tiefer einzudringen zu gelingen; denn beide Werke, aus einem Geiſt entſprungen, deuten immer eins aufs andere. — Und ſo gewöhnt' ich mich nach und nach an eine Sprache, die mir völlig fremd geweſen, und in die ich mich um deſto leichter finden konnte, als ich durch die höhere Vorſtellung von Kunſt und Wiſſenſchaft, welche ſie begünſtigte, mir ſelbſt vornehmer und reicher dünken mochte."

Mit Befriedigung begrüßte Goethe den Grundſatz, man ſolle ein Unerforſchliches vorausſetzen und zugeben, alsdann aber dem Forſcher ſelbſt keine Grenzlinie ziehn. „Muß ich mich denn nicht ſelbſt zugeben und vorausſetzen, ohne jemals zu wiſſen, wie es eigentlich mit mir beſchaffen ſei? ſtudire ich mich nicht immer fort, ohne jemals mich zu begreifen, mich und andere? und doch kommt man fröhlich immer weiter und weiter. — So auch mit der Welt! liege ſie anfang- und endlos vor uns, unbegrenzt ſei die Ferne, undurchdringlich die Nähe; es ſei ſo: aber wie weit und wie tief der Menſchengeiſt in ſeine und ihre Geheimniſſe zu dringen vermöchte, werde nie beſtimmt noch abgeſchloſſen." —

Die Herzogin Amalie aufzuſuchen, reiſte Goethe über Nürnberg, wo er 15. März den hypochondriſchen Knebel traf,*) nach Venedig, wo er

*) Sein Bruder endete 9. Mai durch Selbſtmord; ſeine Schweſter Henriette zog im folgenden Jahr zu ihm nach Jena, und wurde bald darauf Erzieherin der jungen Prinzeſſin.

3. April ankam, „ein wenig intoleranter gegen das Saufleben dieſer Nation als das vorige Mal.“ Bald ſehnte er ſich nach Hauſe. „Weit und ſchön iſt die Welt; doch o, wie dank' ich dem Himmel, daß ein Gärtchen, beſchränkt, zierlich, mir eigen gehört. Bringet mich wieder nach Hauſe! was hat ein Gärtner zu reiſen!“ Mit Verdruß empfindet er, der „einzigen Freude des Lebens“ den Rücken gewendet zu haben: „es iſt mein Körper auf Reiſen, und es ruhet mein Herz ſtets der Geliebten im Schooß.“ „Südwärts liegen der Schätze gar viel! Doch einer im Norden zieht, ein Magnet, unwiderſtehlich zurück.“ „Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wiedergefunden, aber glücklicher nie, nun iſt dies Mädchen mein Glück! Iſt auch dieſes ein Irrthum, ſo ſchont mich, ihr klügeren Götter, und benehmt mir ihn erſt drüben am kalten Geſtad'!“ „An dem Meere ging ich, und ſuchte mir Muſcheln. In einer fand ich ein Perlchen: es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.“ Die Liebe zu Chriſtiane zeigt ihm auch das Volk von einer ganz neuen Seite; mit Genuß folgt er den Seiltänzermädchen, den zierlichen Lacarten, die in Spelunken verlocken. „Das iſt dein eigenes Kind nicht, worauf du bettelſt, und rührſt mich. O wie rührt mich erſt die, die mir mein eigenes bringt!“ — Weihnachten war ihm ſein Sohn geboren. — „Wär' ich ein häusliches Weib und hätte, was ich bedürfte, treu ſein wollt' ich und froh herzen und küſſen den Mann; ſo ſang, unter andern gemeinen Liedern, ein Dirnchen mir in Venedig; — und nie hört' ich ein frömmer Gebet!“ — „Haſt Du nicht gute Geſellſchaft geſehn? es zeigt uns Dein Büchlein faſt nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger iſt.“ „Gute Geſellſchaft hab' ich geſehn, man nennt ſie die gute, wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit giebt.“ — Wo war in dieſen „venetianiſchen Epigrammen“ der Anbeter Lida's geblieben! — „Frech wohl bin ich geworden; es iſt kein Wunder. Ihr Götter wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu!“ — „Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben, denn ein erbärmlicher Schuft iſt, wie der Menſch, ſo der Hund.“ — — „Nur die Galeerenſklaven kennen ſich!“ ſagt freilich ſchon Taſſo. — Spott und Hohn gegen alle Apoſtel, Pfaffen und Propheten, was ſie auch für ein Evangelium predigen. „Mit Botanik giebſt Du Dich ab! mit Optik! was thuſt Du? iſt es nicht ſchön'rer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz? — Ach die zärtlichen Herzen! ein Pfuſcher vermag ſie zu rühren; ſei es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!“

6. Mai kam die gute Geſellſchaft; die Herzogin (die Reichard in Rom getroffen, wo er Angelika ſeine Compoſitionen vorſpielte) mit dem alten römiſchen Freunde, dem Maler Meyer, der nun nach Weimar überſiedelte. Mitte Juni waren ſie dort; der Herzog war kurz vorher nach Schleſien ab-

gegangen, wo ſich der Congreß von Reichenbach vorbereitete; 26. Juli reiſte Goethe ihm nach und wurde in Dresden 28. Juli bei Körner eingeführt.*) „Er thaute auf und war zuletzt ſehr mittheilend; aber ſeine Art ſich anzukündigen hat immer etwas Kaltes und Zurückſcheuchendes.“ Im ſchleſiſchen Lager (der König von Preußen kam 11. Aug. daſelbſt an) erwarteten Goethe geräuſchvolle Feſte und Uebungen: ein ſoldatiſcher Hof, ein prunkender und ausſchweifender Adel. „In all dem Gewühle hab' ich angefangen, meine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu ſchreiben, und damit ich nicht gar zu abſtract werde, eine komiſche Oper zu dichten.“

Auf der Rückkehr blieb Goethe acht Tage in Dresden „Ich habe viel mit ihm gelebt,“ ſchreibt Körner an Schiller 6. Oct.; „es gelang mir, ihm bald näher zu kommen, und er war mittheilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meiſten Berührungspunkte fanden, wirſt Du ſchwerlich errathen; wo ſonſt als im Kant!“ **)

31. Oct. beſuchte er Schiller in Jena. „Das Geſpräch,“ erzählt Schiller „kam bald auf Kant. Intereſſant iſt's, wie er alles in ſeine eigene Art kleidet und überraſchend zurückgiebt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich ſehr nahe intereſſiren, mit ihm ſtreiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, ſich zu etwas zu bekennen. Ihm iſt die ganze Philoſophie ſubjectiv, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philoſophie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole.

*) Um dieſe Zeit lebte die ſchöne Dorothea, Herzogin von Kurland, viel im Körner'ſchen Hauſe; ſie intereſſirte ſich namentlich für Dora, die ſie ſpäter nach Schleſien mitnahm Körner ſchreibt: „ſie hat all die Weiblichkeit, die ihrer Schweſter fehlt; ihre Lebhaftigkeit geht oft bis zur Unbehutſamkeit, aber in ihrem ganzen Betragen herrſcht angeborne Grazie. Sie hat ein ungemeines Talent, Perſonen, für die ſie ſich intereſſirt, durch tauſend feine Aufmerkſamkeiten angenehme Empfindungen zu machen. Aber das geſchieht mit Leichtigkeit, mit dem Muthwillen eines Weſens, das blos auf ſein Vergnügen denkt. Nichts Drückendes, keine Spur von Pflichtmäßigkeit oder Reſignation. Ihr Aeußeres iſt ſehr einnehmend, und ſie kleidet ſich mit Geſchmack.“ Später intereſſirt ſie ſich auch für die Polen: „aber ohne Pedanterie, immer mit Feinheit, Weiblichkeit und Grazie. Auch darin beſchämt ſie ihre Schweſter, die ebenſo ſteif und unweiblich politiſirt als empfindelt.“

**) Huber an Körner, 15. Oct.: „Daß Du in Goethe's Philoſophie den Grund zu ſeiner Unerreichbarkeit als Dichter findeſt, mag wohl eine kleine Vermengung ſein. Die Beziehungen, die er ſeiner Theorie giebt, kommen mir mehr wie eine Marotte vor, die mir ihn menſchlicher, begreiflicher und alſo lieber macht. Giebt es ein Syſtem, dem man dieſe rein ſinnliche Anſchauung und Empfängniß verdanken könnte, die ihn in meinen Augen vor jedem Dichter der Welt auszeichnet? Dann käme er mir vor wie der Vater von geſunderen, kräftigern Kindern, als unſer Zeitalter ſonſt bringt, der den Grund dieſes Vorzuges darin ſetzte, daß er die wahrſcheinlichſte Hypotheſe über das Geheimniß der Generation gefunden zu haben glaubte.“

Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen, und strebt sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht ihn mir zum großen Mann. — Uebrigens ergeht's ihm närrisch genug. Er fängt an alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehn, und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben."

Die Gesammtausgabe fand im größern Publicum verhältnißmäßig geringen Anklang; desto aufmerksamer wurde sie von empfänglichen Gemüthern studirt. Neben Iphigenie und Tasso zündete namentlich das Fragment des Faust: „es ist," schreibt Huber an Körner, „ein tolles, unbefriedigendes Gemengsel, aber freilich voll von Schönheiten, die ganz einzig sind. Im Lesen und wenn man fertig ist, fallen verschiedene Stellen auf, in welchen man einen verborgenen Sinn ahnt, und die auf eine Art von hoher philosophischer Idee des Ganzen zu deuten scheinen. Aber ich glaube, daß man sich am Ende irrt, und Goethe scheint im Ganzen der plumpen Pöbelmoral, die in der Tradition liegt, getreu geblieben zu sein. Faust ergiebt sich dem Teufel, der ihn liederlich macht und am Ende holt. Auf Sinnlichkeit scheint das ganze Gewicht gelegt zu sein. Das Edlere im Faust liegt abgerissen da und hängt nicht einmal mit jenem zusammen; auch appuyirt Mephistopheles auf nichts Anderes, selbst in ernsthaften Stellen, die beim ersten Anblick was Höheres zu bedeuten scheinen." „Oder meinte es Goethe so, daß der Teufel einen Menschen von Faust's Gehalt mißverstand? Das scheint doch nicht. Vielmehr persiflirt Mephistopheles alles Geistige im Menschen, alle Empfindung, weil ihm anschaulich ist, daß alles das sich in den Sinnen verliert. Daß dem kraftvollen Genie das abstracte Denken nicht genügt, giebt er ja für den Keim seines Verderbens an, jedes andere geistige Bedürfniß im Faust sieht er als maskirte Sinnlichkeit an — und er muß es doch am besten wissen. Von der Seite scheint mir also Goethe ganz der pöbelhaften Idee vom Teufel und Menschen gefolgt zu sein — und er hat am Ende wohl gethan, denn es kam auf Darstellung an, so gut wie bei einem Sujet aus der Mythologie, bei der man auch nur die für die poetisch sinnliche Darstellung interessantesten Seiten auffaßt, nicht sich bemüht, den philosophischen Gehalt der Idee zu berichtigen. Nur sind diese Ideen uns durch Entfernung schon veredelt, ehe sie der Dichter gebraucht; jene sehen wir plump und platt, und die bald edle, bald pikante, immer geistvolle Form, in die sie der Dichter kleidet, macht eine Art von Täuschung, die uns verführt, etwas tiefer Liegendes darunter zu suchen. Der höhere Blick des bösen Geistes ist consequente, unbestechliche Faunenweisheit. Daß Goethe darum den menschlich hohen Werth Faust's nicht vernachlässigte,

trotz der Verachtung, der er ihn im Mephistopheles aussetzte, ihn doch warm ausmalte, macht seinem Genie Ehre, aber es ist peinlich! Das Peinliche löst sich dann freilich am Ende auch in höhere Bewunderung des Dichters auf; man sieht im Dichter den Herrn seines Stoffs, seiner Welt, den höchsten Blick, der über dem Teufel und dem Menschen schwebt, den frei spielenden Geist, der, nirgend durch unzeitige Wahrheit beschränkt, jede relative Wahrheit der Imagination ungescheut auffaßt und erschöpft. Und gerade dies hat unter allen Dichtern der Welt Goethe allein ganz vermocht: es ist die reinste, consequenteste Imagination, ewig unvermischt mit seiner eigenen Individualität: das großmüthigste, freieste, unbedingteste Opfer, das je der Muse und dem Genius gebracht wurde."

„Faust," schreibt A. W. Schlegel in der „Akademie", „ist ein Mensch, für dessen Verstand die Wissenschaft, für dessen ungestümes Herz sittlich gemäßigter Genuß zu eng ist; dessen Empfindungen das Gepräge angeborner Hoheit und echter Liebe zur Natur an sich tragen, und dessen Thun schwankend und zwecklos und verderblich ist; ein Mensch, der in dem einen Augenblick sich über die Grenzen der Sterblichkeit hinausdrängt, um Bündnisse mit höhern Geistern zu stiften, und in dem nächsten dem Teufel wilder Sinnlichkeit sich preisgiebt; edel genug, um von der fühllosen Spottsucht des Dämons, der ihm in der Befriedigung seiner Begierden dient, nicht angesteckt zu werden, und nicht stark genug, die Leidenschaften zu übermeistern, die ihm einen solchen Begleiter nothwendig machen. Gleich weit entfernt von behaglicher unthätiger Ruhe und von der Freude gelungener Thätigkeit, hat Faust sein Leben in endlosem Forschen hingebracht..... Dies alles ist hinreißend dargestellt, und nach Goethe's Art mit einer Art von Sorglosigkeit, und doch mit der treuesten Wahrheit hingeworfen. Weiter führt uns der Dichter nicht. Faust's Schicksal ist zwar in gewisser Rücksicht längst entschieden. Der Weg, den er einmal betreten, führt unvermeidlich zum Verderben. Aber wird dies sich blos auf seinen äußern Zustand oder auch auf den innern Menschen erstrecken? Wird er sich selbst treu bleiben, und auch bei seinem letzten Fall noch menschliches Mitleid verdienen, weil er mit großen Anlagen menschlich fiel? Oder wird der verworfene Geist, dem er sich übergeben hat, ihn dahin bringen, selbst Erfinder von Bosheit, selbst Teufel zu werden? — Diese Frage bleibt noch ungelöst."

Nicht mindere Aufmerksamkeit erregte bei der allgemeinen freimaurerischen Stimmung das Fragment „die Geheimnisse". „Mir," schreibt Huber, „sind sie zu quälend, um so quälender, weil es in Goethe's Manier liegt, dem Mystischen einen stimpeln Anstrich zu geben; die Verbindung eines unverständlichen Stoffs mit der verständlichsten Manier hat für meinen Kopf etwas

beſonders Schmerzliches." A. W. Schlegel: „In herrlichen Stanzen wird man in ein Labyrinth myſtiſcher Bilder geführt, als ob man in die hohen gewölbten Gänge eines Kloſters träte; nachdem man aber ſoweit gekommen iſt, daß man ohne Divinationsgabe ſich nicht wieder herausfinden kann, ſieht man ſich plötzlich von ſeinem Führer verlaſſen, und bekommt beinahe Verdacht gegen ihn, daß er den Weg ſelbſt noch nicht weiter ausgefunden habe."

Endlich Huber in der L. Z. über die Geſammtausgabe: „Wo das reinſte und umfaſſendſte Gefühl, der reifſte Geſchmack und das kühnſte Genie wetteifern, den nächſten Uebergang der Natur in die Kunſt zu treffen, die Schönheit in der Eigenthümlichkeit jedes Gegenſtandes darzuſtellen, unvermiſcht und unabhängig von jedem Medium, außer der Gabe, ſie zu erkennen und zu empfangen: — da verliert ſich die Kälte der Kritik in Begeiſterung; da gilt von ſolchen Kunſtwerken der muhamedaniſche Glaube vom Koran, daß er von Ewigkeit her exiſtire, da ſind die Muſter aufgeſtellt, in welchen jeder kunſtfähige Geiſt die Regel lebendig und dem innern Sinn anſchaulich zu erkennen hat." „So frei von aller eignen Manier, die immer, wie ſchön ſie auch ſei, dem dargeſtellten Gegenſtand geliehene Individualität des Darſtellers bleibt, iſt nie ein Dichter geweſen als Goethe: oder vielmehr, die Individualität, die man in ſeinen Werken wahrnimmt, iſt nichts anderes, als eine faſt über die Aufſchlüſſe der Pſychologie erhabene Gabe, ſein ganzes Weſen wie ein Proteus ohne Spur von Gewaltſamkeit, nach dem Erforderniß jedes Gegenſtandes umzuformen, jedes Ganze, das ſeine Phantaſie auffaßt, nie anders als in deſſen eignem und vollem Licht zu ſchauen und darzuſtellen ... Damit iſt ſehr genau verbunden, daß ungeachtet der vielen einzeln ſchönen, ſinnreichen und kräftigen Gedanken es keinen Dichter giebt, in welchem man ſo wenig „Stellen" ausfindig machen könnte ... Darum iſt die Haltung in ſeinen Compoſitionen zu einfach, das Licht zu hell für manche Schönheiten, manche außerordentliche Züge, manche kühne Saillien der Phantaſie, die uns in andern Dichtern beſchäftigen, aufregen und hinreißen können, deren relative Unmöglichkeit aber gerade die Vollkommenheit eines Dichters ausmacht, in welchem alles, Charaktere, Situationen und Details, nur zu einem ſchönen und innigen Eindruck harmonirt." —

Faſt gleichzeitig (Jan. 1791) erſchien in Bürger's Akademie A. W. Schlegel's Recenſion der „Künſtler"; in der L. Z. die anonyme Kritik der Bürger'ſchen Gedichte von Schiller. Schiller fühlte das Bedürfniß, mit ſeiner eignen lyriſchen Vergangenheit abzurechnen, und ließ es Bürger entgelten. Der Läuterungsproceß, dem er ſeine Seele unterwarf, machte ihn auch gegen Andere hart. Es iſt immer ein Mißbrauch, wenn man eine dichteriſche Erſcheinung, ſtatt ſie in ihrem vollen Umfang zu würdigen, nur zur Ent-

wickelung allgemeiner Ideen benutzt. — Schiller spricht von der Aufgabe unserer Poesie. „Bei der Vereinzelung unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst allein, welche die getrennten Kräfte in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt." Dazu gehört aber, daß die Poesie der allgemeinen Bildung voraneilt. „Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die gemeinen Sitten wiederfinden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen"... „Nur dem reifen, dem vollkommenen Geist entfließt das Reife, das Vollkommene. Es ist nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern, man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man will die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität; diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität zu veredeln, sie zur reinsten, herrlichsten Menschheit zu läutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren." „Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche von groben Beimischungen zu befreien, die Strahlen der Vollkommenheit zu sammeln, das Individuelle zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind nur Ausflüsse eines innern Ideals, das in der Seele des Dichters wohnt." — Bei Bürger's Gedichten dagegen empfindet er durchweg, „daß der Geist, der sich darin darstellt, kein gereifter Geist sei, daß seinen Producten nur deshalb die letzte Hand fehlt, weil sie ihm selbst fehlte." „Sie sind nicht blos Gemälde einer eigenthümlichen und sehr undichterischen Seelenlage, sondern sie sind auch Geburten derselben... Aber die Musen dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer als das einer reinen Begeisterung... Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes möglich, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebt." Zum Schluß freilich: „Gern gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Herrn Bürger um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist."

Die Vorwürfe waren sehr aus der Oberfläche geschöpft, und was etwa davon gegründet sein mochte, traf Schiller's eigne Gedichte doppelt und dreifach. Bürger's Talent war er in keiner Weise gerecht geworden: die Pfarrerstochter von Taubenhain, der wilde Jäger, Kaiser und Abt, die Kuh, das Lied von der Treue — sämmtliche Balladen aus der Zeit von 1781—1788, waren fast gar nicht, oder nur in Bezug auf den häßlichen Stoff erwähnt,

da doch die künſtleriſche Behandlung das Höchſte war, was die Deutſchen überhaupt in dieſem Fach geleiſtet haben. Wegen des Hohen Liedes und ähnlicher Verſuche der Leidenſchaft, ſich ſelbſt zu überſchreien, mochte man dem Kritiker recht geben, wie denn darüber ſein Urtheil das allgemeine war; Voß geht ſoweit, zu behaupten: „Bürger kann nur das Komiſche und das Gräßliche, beides Abweichungen von der reinen Wahrheit der Natur, und unverſtellt, außer einer gewiſſen Malerei des Lebloſen, nur die Studentennatur treffen.“

Daß Bürger ſich empörte und ſeinem Unmuth in heftigen Reden gegen den „kranken Uhu Ideal“ Luft machte, kann man ihm nicht verargen, und wenn er meinte: „Gegenſtände, welche das ſinnliche Vorſtellungsvermögen nicht auffaſſen kann, und welche an keine Seite des ſinnlichen Gefühls ſchlagen, ſind außer dem Kreiſe der Poeſie;“ ſo war das eine gerechte Revanche. Aber auch er wurde irre, er hatte ſelbſt ſtets zwiſchen zwei entgegengeſetzten Principien geſchwankt,*) dem Princip der Popularität und dem der ängſtlichſten Formvollendung; zwiſchen Frau Schnipps und der Nachtfeier der Venus; er fing an, ſeine Gedichte in Schillerſcher Art zu verbeſſern, meiſt zum Nachtheil derſelben. — Was A. W. Schlegel 10 J. ſpäter ſchrieb, wird wohl das Geſammturtheil der Nation bleiben: „Bürger iſt ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfaſſender Phantaſie, von mehr biedrer und treuherziger als zarter Empfindungsweiſe; von mehr Gründlichkeit im Ausführen als von tiefem Verſtand im Entwerfen; mehr in der Romanze und im leichten Lied als in der höhern lyriſchen Gattung einheimiſch; in einem Theil ſeiner Hervorbringungen echter Volksdichter, deſſen Kunſtſtil, wo ihn nicht Grundſätze und Gewöhnungen hindern, ſich ganz aus der Manier zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Friſche und zuweilen Zierlichkeit, ſeltner Größe hat.“

Am tiefſten mußte Bürger ein Vorwurf Schiller's verwunden, der viel mehr als dieſer ahnte ins Schwarze traf: daß die fehlende Idealität ſeiner Gedichte auf einen Fehler in der Perſönlichkeit hinwies. — Es iſt ſchon erwähnt, daß 5. Sept. 1789 im Stuttgarter Beobachter ein anonymes Schwabenmädchen dem klagenden Dichter ſein Herz anbot; die Neugier verführte Bürger, darauf einzugehn und mit Eliſe Hahn eine Correſpondenz zu eröffnen. Es kam zu einer förmlichen „Beichte“. Er warnt, von einigen poetiſchen Blüthen auf die Vollkommenheit des Baums, welcher ſie trug, zu

*) Schon in der Vorrede zur Geſammtausgabe warnt er vor der Nachahmung ſeiner eignen Manier, und rechtfertigt ſeine Naturlaute, die Schiller ſo heftig anfocht, nur aus „dem Beſtreben, daß dem Leſer ſogleich alles unverſchleiert, blank und bar, ohne Verwirrung in das Auge der Phantaſie ſpringe, was ich ihm anzuſchauen, daß alles ſogleich die rechte Seite ſeiner Empfindſamkeit treffe, was ich ihm habe zu empfinden geben wollen.“

ſchließen: „Auch ein wurmſtichiger mehr als halb verrotteter Baum vermag, wenn er ſonſt nur urſprünglich guter Art iſt, noch immer dereu einige hervorzubringen.“ „Ich bin nicht derjenige, der ich vielleicht der Naturanlage nach ſein könnte, und auch wohl wirklich wäre, wenn mir im Frühling meines Lebens ein milderer Himmel gelächelt hätte ... In Stunden der Muthloſigkeit halte ich mich ſelbſt für kopfleer, für herzkalt, kurz für einen höchſt werthloſen Stümper.“ „Liebe, aber ungemeine Liebe brächte vielleicht jetzt noch eine volle Wiedergeburt zu Stande.“ „Mein träges und weichliches Temperament liebt Ruhe und Frieden .. Ich bin ziemlich unordentlich, nachläſſig und leichtſinnig ... trocken, hölzern und ſteif in meinen Bewegungen .. Man hält mich für einen ziemlichen Libertin, und nicht ganz mit Unrecht: doch bin ich nie auf eine niedrige und ſchmutzige Art ausſchweifend geweſen, ich war jederzeit bei Weibern und Mädchen nur zu gut gelitten, ohne erſt mühſeliger Anſtrengungen zu bedürfen.“ Dann folgt die unglückſelige Geſchichte ſeiner erſten Ehe: „Schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendſten Leidenſchaft für die Schweſter, die damals noch ein Kind war, in meinem Herzen ... Mein Fieber legte ſich nicht, und wurde immer heftiger ... Was der Eigenſinn weltlicher Geſetze nicht geſtattet haben würde, das glaubten drei Perſonen ſich zu ihrer allſeitigen Rettung vom Verderben ſelbſt geſtatten zu dürfen ... —“

Bürger hatte abſichtlich ſchwarz gemalt, aus Gewiſſenhaftigkeit; die Verlobung kam April 1790 dennoch zu Stande, im Oct. war die Hochzeit. Eliſe hatte auf ein glänzendes Künſtlerdaſein gerechnet, den beſchränkten Haushalt brach ſie bald. Die Freunde ſahen mit Beſorgniß ihre allſeitige Coquetterie, es wurde ſo arg, daß die Scheidung März 1792 erfolgen mußte. Die Ausführlichkeit, mit welcher Bürger darüber zu reden liebte, thut in ſeinem Leben am meiſten wehe. Er war fortan bettlägerig, 3. Juni 1794 ſtarb er, 46 J. alt. — Eliſe zog noch lange Jahre als Deklamatorin herum, wie es ſcheint nicht ganz ohne Talent.

Athemlos hatte man in Deutſchland dem Wiederhall der Schüſſe gelauſcht, welche 14. Juli 1789 den Fall der Baſtille verkündeten; faſt durchweg mit freudiger Hoffnung. Klopſtock ſchildert einen Fürſten, dem umſonſt ſein Kebsweib zur Laute ſingt, Wein einſchenkt, Roſen ſtreut. „Hör',“ ruft ſie ihm zu, „es wiehert unten dein Roß, aus der Burg dich zu tragen, zu der Schaar, die Schlachten uns ſpielt, zu der Jünglinge Reihn mit blankem Gewehr!“ Immer finſtrer wird ſein Geſicht, er ſieht eine Erſcheinung, den

ſchrecklichen Geiſt der Freiheit: „welcher Zauber beſchwört und bannt ihn hinab in des ſtummen Kerkers Nacht, aus welchem er kam! Weh mir! wo iſt, der ſich an den hundertarmigen Rieſen, hundertäugigen Rieſen ſich wagt!“ — Stolberg ſchreibt aus Berlin: „Was ich als Knabe unter dem Druck allgemeinen Widerſpruchs fühlte, was ich in meinem erſten Freiheitsgedicht mit lallender Poeſie zu päanen mich unterwand, das wird nun Volkseinſicht. Jede Zeitung wetzt jetzt an dem Griffel, welcher in dauernde Tafeln die Schmach der Götzen eingräbt, welche man groß nannte, weil ſie auf dem Schutt von Millionen ſtanden.“ — „Der 14. Juli,“ ſchreibt J. Müller aus Mainz, „iſt der ſchönſte Tag ſeit dem Untergang der römiſchen Weltherrſchaft. Freiheit, gegründet auf Geſetze, an der Spitze des größten Volks in Europa. Die Convulſionen ſind ſtark; aber eine freie Verfaſſung iſt für das nicht zu theuer. Nun nimmt mich wunder, ob die Deutſchen ſich nicht bald ſchämen werden, ihres ſuperioren Verſtandes ſich gegen die frivolen Franzoſen zu rühmen? — Im Uebrigen iſt's äußerſt aufmunternd zu ſehn, daß, was Montesquieu vor vierzig Jahren geſäet, nun aufblüht. Es wird nichts Gutes vergeblich geſäet, denn, wer ſein wartet, derſelbe ſtirbt nicht.“ — „Kann's eine Frage ſein, ob ein luftreinigendes Donnerwetter, wenn es auch hier und da einen erſchlägt, nicht beſſer ſei als die Luftvergiftung, als Peſt?“ — „Um wenige Burgen reicher Barone, um die Köpfe weniger, meiſt ſchuldiger Großen, iſt dieſe Freiheit wohlfeil erkauft. Mögen ſie denn fallen, die, welche zittern! es iſt recht ſehr gut, daß die Könige und Räthe gewahr werden, ſie ſeien auch Menſchen, und daß die Vorſehung ſie aus dem Schlaf rüttelt, in welchen die lange Geduld der Nationen ſie eingewiegt.“ — — „Nur ſollten die Eigenthumsrechte und die Juſtiz nicht ſo gar verletzt werden! da ſie in Frankreich beide ſo ſchrecklich leiden, ſo wird auch mir bald unglaublich, daß daſſelbe Werk beſtehen könne. Es iſt nicht gleich dem engliſchen vor hundert Jahren. Verſtand präſidirte letzterm; dieſem Witz, Syſteme, Phraſeologie.“ — „Mir gefällt weder die Verſchmähung aller Erfahrungen voriger Zeiten und andrer Völker, noch die belletriſtiſche Phraſeologie, die ich oft oft kaum verſtehe.“

Huber, der als reiner Artiſt im 14. Juli nur die Entwickelung eines intereſſanten Trauerſpiels ſah, ſchreibt 6. Nov. an Körner: „es beſtätigt ſich mir, daß vielleicht alle großen Begebenheiten, die wir in der Geſchichte anſtaunen, für den Augenzeugen durch Incohärenz und Lücken verloren. Nur die Diſette an großen Menſchen ſcheint mir hier am meiſten vorzuleuchten. Daß in einem ſolchen Bouleverſement kein einziger Geiſt aufgeſtanden iſt, der ſich durch Conſequenz und Größe zum Herrn der Begebenheit gemacht hätte, daß alle Menſchen, die darin verwickelt ſind, nur einer precären, partiellen Influenz gewachſen ſind, das iſt das Traurige, Ekelhafte bei der Sache.

Freilich muß man wohl auch annehmen, daß wir noch immer am erſten Act ſind. Die Phantaſie hat Raum, ſich die ungeheuerſte, allgemeinſte Revolution zu bilden; aber in einer Revolution, die durch allgemeine Aufklärung, durch unſere Papieraufklärung entſteht, ſehe ich ſehr wohl ein, daß keine einzelnen Köpfe hervorleuchten werden. Dieſe Aufklärung verjagt den Despotismus, aber ſie macht die Freigewordenen untüchtig, Republikaner zu ſein."

Huber's Verhältniß zu Thereſe war immer inniger geworden, während Sömmering (er heirathete März 1792) ſich kalt zurückhielt; durch Leichtſinn in Geldſachen geriethen die Angelegenheiten Forſter's immer mehr in Verwirrung. Um ſich zu erholen, nahm er Urlaub, und reiſte April 1790 mit Alex. v. Humboldt, Wilhelm's jüngerem Bruder, nach Düſſeldorf ab. Geb. zu Berlin 14. Sept. 1769 hatte Alexander ſich erſt in ſeiner Vaterſtadt in der Technologie ausgebildet, dann ein Jahr lang mit ſeinem Bruder in Göttingen ſtudirt, Philologie bei Heyne, Naturwiſſenſchaft bei Blumenbach und Lichtenberg; Thereſe hatte ihn mit ihrem Mann bekannt gemacht. Forſter nennt ihn einen jungen Mann „von der beweglichſten Phantaſie und dem zarteſten Sinn". In Pempelfort bei Jacobi verweilten ſie längere Zeit: „wenn ich einen großen, einen guten Menſchen in meinem Herzen trage," ſchreibt Forſter, „iſt mir's, als trüge ich die Welt in mir, in einem ſchönen, umfaſſenden Bilde." Die Unterhaltung bezog ſich hauptſächlich auf die Revolution: „Ueberall ſind die Leidenſchaften aufgeregt, und wo ſie Geſetze geben, da iſt jederzeit Gefahr, daß Ungerechtigkeiten eine Sanction erhalten. Das Volk iſt ſelten zurückhaltender oder billiger als der Despot; moraliſche Vollkommenheit konnte ihm der Despotismus nicht geben." So war Forſter's Anſicht; Jacobi ſchreibt in denſelben Tagen an Dohm: „Die Herrſchaft des innerlichen Rechts in menſchlichen Händen iſt mir von jeher unter allen Uebeln als das größte erſchienen. Der Irrthum, als könnte von nun an reine Vernunft, nicht innerlich und im einzelnen Menſchen, ſondern äußerlich und überhaupt, mit Beibehaltung aller unſrer Liebhabereien, ihrer Einrichtungen und Betriebſamkeiten, allein regieren, allein uns treiben und beherrſchen, würde mehr Betrug, mehr Tyrannei, mehr alle Sittlichkeit und Geiſteswürde zerſtörende Mittel anwenden müſſen, als der andere Irrthum, es ſolle alles nach der Religion eingerichtet, und ſie daher zur öffentlichen Sache gemacht werden." — „C'est un véritable escamotage que ces substitutions continuelles avec lesquelles nous parvenons à établir nos théories de droit naturel, et à attribuer à la raison une puissance législative et exécutive qu'elle ne saurait avoir . . . Donnez de la réflexion, des idées distinctes, tout ce qu'il faut pour le raisonnement, à la truie, mais sans changer ses affec-

tions: elle n'en dévorera pas moins ces petits. Ce qu'elle n'avait fait que brutalement, elle le fera maintenant avec reflexion, et cet animal vorace en paraîtra d'autant plus dégoutant, d'autant plus horrible à nos yeux." — „Unterdeſſen freue ich mich, eine gewiſſe Fülle der Zeit erlebt zu haben, wo alle Dinge ſich verändern und eine neue Geſtalt gewinnen müſſen, wo ein feierliches Ringen zwiſchen Untergang und Aufgang den ganzen Horizont der Erde umfaßt."

Am Niederrhein und in den Niederlanden legte ſich Forſter eifrig auf das Studium der bildenden Kunſt, von der er in den „Anſichten" ſo bezaubernde Beſchreibungen gegeben hat. In Haag fand er Hemſterhuys im Sterben. Von da gingen die Reiſenden nach London, wo Forſter ſich vergeblich bemühte, für ſeine wiſſenſchaftlichen Unternehmungen Unterſtützung zu gewinnen. 19. Juni reiſten ſie nach Frankreich ab.*) Die „Pariſer Umriſſe" geben ein ſchönes Bild von der gewaltigen Bewegung. „Die Natur der willkürlichen Gewalt läßt ſich nicht verkennen, ſie werde von einem Tyrannen oder von einer 1200köpfigen Hydra verübt; ſie trotze auf Erbrecht, Herkommen und Vorurtheil, oder ſie trage die Larve der alles richtenden Vernunft." „Im großen Gang menſchlicher Begebenheiten liegt weit mehr Unwillkürliches, als das ſtolze denkende Thier in ſeinem Freiheitstraum zugeſtehn will. Die Revolution iſt anzuſehn als ein Werk der Gerechtigkeit der Natur. Der Stolz der Vernunft mit ſeiner Gleichheit, ſeinen Rechten der Menſchheit, ſeinen metaphyſiſchen Theorien iſt jetzt an die Reihe gekommen; ſonſt war es der Stolz der Geburt und der Heiligkeit. Nicht die Weisheit oder die Thorheit der Nationalverſammlung hat den in Lüſten erſchlafften hohen Klerus und den mark- und hirnloſen Adel vernichtet, ſondern die gänzliche Unfähigkeit derſelben. Wenn es Sterblichen vergönnt iſt, ſich Wege der Vorſehung zu denken, ſo ſind es gewiß nicht die armſeligen Combinationen, die eine menſchliche Klugheit dafür ausgiebt; ſondern die Geſchichte des Vergangenen kann ſie lehren, wo ſie uns Revolutionen aufbewahrt, die den allzu ſichern Frevler überraſchen." „Die Reihe iſt jetzt nicht an Deutſchland, durch eine Revolution erſchüttert zu werden; es hat die Unkoſten der Lutheriſchen Reformation getragen, ſowie Holland und England, jedes zu ſeiner Zeit, den Schritt, den ſie zur ſittlichen und bürgerlichen Freiheit vorwärts gethan, mit einem blutigen Jahrhundert haben erkaufen müſſen. Ich wünſchte herzlich, man möchte ſich am franzöſiſchen Feuer wärmen und nicht brennen; aber am Unglück Anderer ſich ſpiegeln, iſt nicht Jedermanns Sache." — 11. Juli war Forſter wieder

*) Um dieſelbe Zeit kam Fr. Schulz, der beliebte Romanſchreiber, aus Paris nach Jena, und erzählte Schiller Anekdoten von den neuen Zuſtänden.

in Mainz; Humboldt ging nach Hamburg zur Handelsakademie, und kam noch zur rechten Zeit, 14. Juli das Freiheitsfeſt anzuſehn. „Es wurde außer der Stadt gefeiert. Alles was von rechtlichen, für Freiheit warmen Leuten in Hamburg lebt, war zugegen. Kein Edelmann außer mir und Ramdohr war eingeladen. Alle Frauenzimmer waren weiß gekleidet und trugen Strohhüte mit dem Nationalbande, auch Schärpen und Ordensbänder daran. Die Damen gaben dann auch den Herrn Stücke von dieſem Bande. Als ich ein Stück erhielt, machte ich meinen Orden los und heftete ſtatt deſſen dies Band ein, was allgemeinen Beifall fand. Ein Chor von Jungfrauen ſang ein Lied, deſſen Refrain von uns allen wiederholt wurde. Klopſtock las zwei neue Oden. Bei Abfeuerung der Kanonen, Muſik und lautem Jubel wurden Geſundheiten getrunken, u. a. auf baldige Nachfolge in Deutſchland und Abſchaffung des Despotismus. Vor und nach Tiſche wurde getanzt. Es war ein herrlicher Tag und es wurde manche Thräne der Rührung vergoſſen. Alle Amerikaner, Engländer, Franzoſen und Schweizer, die hier ſind, wurden dazu eingeladen." — Der das ſchrieb, war der Frh. v. Knigge, der alte Illuminat, der nun als Romanſcheiber für ſeine Ideen arbeitete, und ein altklug weitläufiges Buch „über den Umgang mit Menſchen" verfaßte, das damals viel geleſen wurde. — Von den erwähnten Oden Klopſtock's iſt die eine „an Cramer den Franken" gerichtet; ſie ſchildert, wie ein todter Rieſe durch einen Geiſt wiederbelebt, mit Feuerblicken um ſich ſchaut. Der Geiſt tadelt ihn wegen ſeiner furchtbaren Wildheit. „O laß mich ein wenig der Jugend mich freuen, die du mir gabſt. Wankt' ich nicht ſiech umher? lag ſchmachtend und bleich auf dem Stroh, und ſtarb? Du haſt den Jammer geſehn! Laß denn ein wenig mich taumeln beim Wolluſtmahle der Freiheit, mich kränzen mein Haar, und ſchwören beim Schwert. Doch der verſtummende Schatten, der einſt mir Seele war, ſchwebet ſo traurig vor mir, und tröſtet ſich nicht!" — „Er hat noch ein ernſtes Geſchäft: wandelt um Mitternacht in der Könige Schlöſſern; dann wehklagt's, als flöſſe die blutige Thräne des Volks! klingt's mit der Krone, als fiele ſie ab! mit dem Scepter, als bräch' er! kommt ſtets näher! ſchließt den großen goldenen Saal auf, und rüttelt am Thore, ein warnend Geſpenſt!"

In Mainz, wo man den Ereigniſſen näher ſtand, wurde man bedenklicher. „Der franzöſiſche Schwindel," ſchreibt J. Müller, „hat alle Köpfe ſo verwirrt, daß Geiſtliche und Edle kaum wünſchen dürfen, frei zu werden, aus Furcht, ihr Ruin ſei dabei. Es iſt zu befürchten, daß die unmäßigen Forderungen der Demagogen den Despotismus befeſtigen, wo er noch jung iſt, und ſeine Wiederkehr befördern, wo er verbannt ſchien; ich geſtehe, daß ich von der Conſiſtenz dieſer überſpannten Ideen mir keinen Begriff machen kann." —

„Viele hoffen oder fürchten, der Fall des Throns werde auch den Altar mit umreißen. Ich gestehe, daß ich dies nicht eben für das größte Unglück halte: in Christi Religion sind weder Priester noch Altäre... Indeß wird etwas Aeußerliches immer sein müssen; aber etwas Neues; das Alte bedurfte einer Wiederauffrischung; es müssen periodische Revolutionen kommen, sonst schlummert alles ein." — „Heute ist nun das Freiheitsfest. Ich gestehe, daß ich doch bisweilen glaube, es werde Bestand haben. Gott scheint das Werk zu thun, er will einmal eine neue Ordnung der Dinge. Die Reformation von 1517 schien anfangs auch nicht sich behaupten zu können. Der Freiheitssinn ist zu tief und allgemein in die Völker gefahren, und zu offenbar gewinnen sie dabei, um sichs wieder entreißen zu lassen."

Kaiser Joseph war 10. Febr. 1790 gestorben, mit ihm waren seine sämmtlichen großen Entwürfe ins Grab getragen. Die florentinische Politik seines Nachfolgers schien Europa den Frieden zu versprechen. 27. Juli wurde zwischen Oestreich und Preußen der Vertrag zu Reichenbach geschlossen. 11. Aug. versammelte sich der Wahleonvent in Frankfurt; J. Müller wurde dabei beschäftigt. 30. Sept. erfolgte die Kaiserwahl, die einstimmig auf Leopold 2. fiel, 9. Oct. die Krönung, von welcher Ritter Lang bemerkt, daß nichts ein treueres Bild der eiskalt erstarrten und kindisch gewordenen altdeutschen Reichsverfassung geben könnte, als das Fastnachtspiel einer solchen in ihren zerrissenen Fetzen prangenden Kaiserkrönung. „Was ich nicht mit Ihnen fühlen kann," schreibt Jacobi an Müller, „ist Ihr deutscher Patriotismus. Das Menschenverständige verschwindet allmälig ganz aus unserer Verfassung; all ihre Einrichtungen werden so sinnlos, so abgeschmackt, so lächerlich, daß man oft mit einem: Herr erlaube uns, daß wir unter die Säue fahren! von ihr Abschied nehmen möchte." — „Die unseligen Folgen des westphälischen Friedens sind noch nicht in das helle Licht gestellt worden, in dem sie von Rechtswegen stehn sollten. Die Verfassung vorher war auch schlecht genug, aber sie ertrug Verbesserung; die gegenwärtige kann nur in Despotismus übergehn." — „Daß keine von all unsern Verfassungen lange mehr halten kann, davon bin ich überzeugt, weil fast nichts von ihrem ersten Bildungstrieb mehr vorhanden ist. König — Adel — Geistlichkeit: nichts als leere Masken, verdorrte Gebeine. Wer kann sagen, was geschehn wird? nur sagen, was geschehn solle? — Ich denke, grüble und — verstumme."

Die Partei, welche jetzt in Oestreich ans Ruder kam, hatte ihr Auge auf J. Müller geworfen: man machte ihm ansehnliche Anerbietungen, und er bat in der That um seine Entlassung. Aber der Kurfürst ernannte ihn zum Wirkl. Geh. Staatsrath, und Müller schrieb nach Wien, zu einer andern Zeit hoffe er von Sr. Majestät Gnade den seinem Herzen erwünschten Ge-

brauch zu machen. Bei dieſer Gelegenheit wurde er (Dec. 1790) in den Adelſtand erhoben.

15. Febr. 1790 heirathete F. L. Stolberg (40 J. alt) in Berlin die Gräfin Sophie v. Redern (geb. 4. Nov. 1765), und nahm 18. Juli Urlaub, um auf ſeinen Poſten nicht wieder zurückzukehren. 15. Juni 1791 wurde er als Regierungspräſident in Eutin eingeführt, erhielt aber gleichzeitig Bewilligung zu einer längern Reiſe. Mit dem alten Freunde Voß war das Verhältniß ſehr wechſelnd. Stolberg war vornehmer und frommer geworden, Voß blieb dem Rationalismus und den bürgerlichen Sitten treu: er erklärte ſich für Nicolai in den Streitigkeiten gegen die Geiſterſeher, Zeichendeuter und Philoſophen; gegen die letzteren, weil er in dem Uebermaß der Speculation eine Beeinträchtigung der Dichtkunſt ſah. Zuweilen beſuchte er Klopſtock in Hamburg, der im Frühling 1791, 67 J. alt, ſeine Nichte und langjährige treue Pflegerin heirathete, Fr. v. Windhem.

6. Juli 1791 reiſte Stolberg von Eutin ab, mit ſeiner Familie und einem frommen Hofmeiſter Nicolovius, zuerſt nach Osnabrück, wo Kleuker noch immer orientaliſche Sagen und Philoſopheme durchforſchte, während J. Möſer, 71 J. alt, mit jugendlicher Kraft gegen die Revolution kämpfte. Es war in dieſen Kämpfen viel Paradoxie; wenn er über „das Recht der Menſchheit als Grund der neuen franzöſiſchen Conſtitution“ mit Fug ſpotten durfte, ſo war doch ſein Vergleich einer Staatsverfaſſung mit einem Deichverbande, in welchem die alten Anwohner das Recht haben, den Zuzüglern Bedingungen zu ſtellen, ein hinkender. Erfreulicher iſt ſeine „Vertheidigung des ſogenannten Aberglaubens:“ die ſymboliſche Beleuchtung alter Gebräuche, Formeln und Sprichwörter hat für die deutſche Alterthumswiſſenſchaft Epoche gemacht, wenn auch die Früchte erſt ſpäter geerntet wurden.

Stolberg ſchwärmte nicht mehr für die Revolution. „Es ſind doch immer die Franzoſen, die ſie waren. Paris, die Mutter der Unſittlichkeit, konnte ſie der Sitz heiliger Freiheit ſein? Ich ſehe den Strom heranrauſchen, welcher alle Despotien ſtürzen wird; Segen und Fluch wird er bringen. Nur durch Sittlichkeit und Tugend werden Völker der Freiheit fähig.“ — Möſer begleitete Stolberg nach Münſter zur Fürſtin Galizin, die ihm ſehr imponirte. In ihrem Saal fand er die Büſten von Homer, Hemſterhuys, Goethe und Herder. Von da nach Pempelfort, wo er Jacobi mit einer neuen Ausgabe des „Allwill“ beſchäftigt fand: nach der Vorrede ſollte es die Geſchichte einer Seele ſein, die aus dem materiellen Daſein hinausſtrebe. Stolberg hielt ſich 3 Wochen auf, und nahm Jacobi's Sohn mit. In Mainz ſuchte er Müller nicht auf, weil die Hofluft ihn anekelte; in Heinſe

fand er einen raffinirten Egoiſten.*) 5. Aug. kam er in Karlsruhe an, und hatte mit Schloſſer und G. Jacobi einige angenehme Tage; in den politiſchen Anſichten ſtimmten ſie ganz. In Ulm fand er in Miller den alten Bundesbruder. In Zürich blieb er 14 T., Pfenninger war geſtorben; von Lavater ſchreibt er: „Sein Anſehn hat ſchrecklich gealtert. Ob er auf etwas ſteht, was auch andere tragen kann? Der heilige Boden, auf dem er ſteht, kann und will uns alle tragen; aber wenn Gott ihn nicht hielte und halten müßte, ſo fiele er von dem Gerüſt, das er ſich auf dieſem Boden erbaut hat, und bräche den Hals. Er ſtrengt ſeine innere Sehe fürchterlich an, um in unſerer Mondſcheinnacht andere als reflectirte Sonnenſtrahlen zu ſehn, das iſt's, was ihm das Geſicht ſo durchfurcht." — Es that Stolberg wohl, in dem ſchönen Süden die revolutionären Wirren einen Augenblick zu vergeſſen.

Durch die neue franzöſiſche Verfaſſung waren die Rechte verſchiedener deutſcher Fürſten geſchädigt, der Kaiſer hatte 14. Dec. 1790 Reſtitution verlangt; auf der andern Seite war man über die drohende Haltung der Emigranten in Coblenz aufgebracht; die Spannung wurde immer größer. Der König von Preußen wünſchte einen Kreuzzug gegen die Revolution, Herzberg, der die altenfritziſche Tradition vertrat, und der neuen polniſchen Verfaſſung, 3. Mai 1791, im preußiſchen Intereſſe widerſtrebte, wurde 5. Juli in milder Form bei Seite geſtellt, und Viſchoffswerder, des Königs Günſtling, ſchloß 25. Juli in Wien einen Vertrag ab, das polniſche Erbreich anzuerkennen. Die Solidarität der conſervativen Intereſſen ſchien für den Augenblick die alten Parteiungen beſeitigt zu haben. In Berlin wurde April 1791 die Cenſur den Predigern Hermes, Woltersdorf und Hilmer übergeben, und 31. Aug. verordnet, daß ohne ihre Prüfung Niemand in einem kirchlichen oder Schulamt angeſtellt werden ſollte.

„Ich bekenne," ſchreibt J. Müller 16. Juli 1791, „daß ich in der franzöſiſchen Revolution viel Gutes finde: aber erſtlich, nachdem ich lange überlegt, wie ich mich benehmen ſoll, habe ich gefunden, daß ich den Poſten behaupten muß, den die Vorſehung mir angewieſen, und welchem zufolge die Abſchaffung aller geiſtlichen und weltlichen Herren, erblichen Adels und herkömmlicher Macht von mir nicht unterſtützt werden darf; zweitens finde ich die Franzoſen auf einem mir als Privatmann ſchon äußerſt fatalen Weg; abſtracte Theorien ſind ihnen alles: ich ſehe auf das, was war und iſt; drittens ſehe ich, daß ſie den Namen Jeſu Chriſti als einen Namen Gottes nicht mehr

*) Forſter hatte um dieſe Zeit die „Sakontala" nach der engliſchen Ueberſetzung bearbeitet, und deutete auf die große Bereicherung hin, welche aus dem Studium des Sanskrit der deutſchen Bildung erwachſen könne; Herder, ganz damit einverſtanden, veröffentlichte Auszüge aus dem jüdiſchen Dichter Jehuda Ben Halevi.

genannt wiſſen wollen, und ich glaube, daß der Herr, auf eine uns unbegreifliche Art, für uns, Gott iſt, und bete ihn an, kann auch nicht glauben, daß ſie ohne Gott auslangen werden." — „Le nouveau système des Français pouvait être bon au sortir de l'arche de Noë, ou plutôt avant la dépravation du genre humain par des besoins et des plaisirs sans fin, qui ont fait inventer aux sages de tous les siècles des moyens, pour en modérer l'excès et la trop grande violence. Eux, à présent, veulent reprendre tout le fil des égaremens, par lesquels ont passé les divers Etats jusqu' à l'époque, où ils ont pris une assiette fixe; et ce sera le destin des arrière-neveux de revenir, après de combats et des dévastations innombrables, au point où il eût été si aisé de se tenir aujourd'hui. Ce que je déplore, c'est que cette révolution n'est rien moins que favorable aux sciences morales; toute l'histoire qu'on cesse de considérer comme une source de leçons politiques, tous les arts de la paix, filles de l'abondance, la politesse et le goût même, vont faire place à une incompréhensible et sèche scholastique sur les gouvernemens, des raisonnemens à priori sur la conduite des états et la minutieuse dissection d'idées impraticables." — „Es iſt kein Staatsmann in der Welt fähig, den Ausgang vorzuſehn, doch ſcheint mir unmöglich, den ſeit einem halben Jahrhundert in Europa vorbereiteten Geiſt nun mit Bajonneten zu vertilgen. Es wäre vielleicht das größte Unglück für die Menſchheit." —

Entſchiedener vertheidigte Huber gegen Körner die Revolution. „Möge noch ſoviel franzöſiſcher Flitterſtaat bei allem dem ſein, die That ſelbſt hat eine eclatante Widerlegung des Unglaubens gegeben, und viel bleibt übrig, das unſerer Ideale vom Alterthum würdig iſt. Die Nationalverſammlung hat mit einer gottähnlichen Conſequenz und Ruhe gearbeitet, die zuerſt aufgenommenen Grundſätze waren die einfachſten und ſicherſten, das Steigen ihrer Kraft mit der ſteigenden Gewißheit vom unüberwindlichen Einverſtändniß der ganzen Nation iſt ſo unmerklich als ſchön, und die Revolution ſcheint nun ſo feſt gegründet als jemals eine in der Geſchichte... Leidenſchaft, wie ſie auch heißen möge, verrückt den Gang des Denkens, doch iſt die demokratiſche Leidenſchaft edler, gerechter, nothwendiger als die ariſtokratiſche. Um die franzöſiſche Revolution in der Weltgeſchichte als eine ihrer größten Epochen ſtehen zu ſehn, braucht man wahrlich den Ausgang nicht zu wiſſen, da ohnehin die Grenze für uns unmöglich zu beſtimmen ſein wird. — Es iſt gut, daß durch den Lauf der Zeiten eine Periode entſtanden iſt, wo eine leidenſchaftliche Stimmung, wie zu den Zeiten der Kreuzzüge, die europäiſchen Völker zu einem Ganzen zu verbinden anfängt, und die monotonous villaining der Cabinetspolitiker unterbricht." —

W. v. Humboldt machte 29. Juni 1791 in Erfurt Hochzeit, quittirte den Staatsdienst und zog mit seiner Gattin*) auf sein Gut Burgörner bei Mansfeld. „Daß auf Erden," schreibt er an Forster, „nichts so wichtig ist als die höchste Kraft und die vielseitigste Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erstes Gesetz ist: bilde dich selbst! und nur ihr zweites: wirke auf andere durch das was du bist! — diese Maximen sind mir zu eigen, als daß ich mich von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideal, das meinen Geist und mein Herz beschäftigte, auch nur mit langsamen Schritten zu nähern? — Ich zog also das bescheidenere Loos vor, ein stilles häusliches Dasein. In diesem kann ich mir selbst leben, und vielleicht, wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt auch einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben auf der Welt selbst wider seinen Willen nur als Mittel dient: zur Bereicherung oder Berichtigung unserer Ideen."**) — Aug. 1791 richtete er an einen „Freund der aprioristischen Staatsverfassung" ein „paradoxes Sendschreiben": nach Grundsätzen der bloßen Vernunft könne keine Staatsverfassung gedeihen; nur aus dem Kampf des Zufalls mit der entgegenstrebenden Vernunft gehe sie hervor. Die Vernunft an sich sei unproductiv; sie könne nur Vorhandenes formen, nicht schaffen. — Die Abhandlung wurde Jan. 1792 in der Berl. Monatsschr. abgedruckt. Dalberg verfocht gegen ihn die Ueberzeugung, die Obrigkeit habe für das Glück aller Unterthanen zu sorgen; doch forderte er ihn auf, seine Ansicht zusammenhängend vorzutragen. Es geschah in den

*) Sie schreibt an Lottchen, 26. Aug. „Es ist so süß, eine Fülle der Ideen und Gefühle in dem Manne zu ahnen, den wir einzig lieben. Dabei ist er so still in sich und eins. Sein inneres Leben ist eine fortgehende süße Melodie, ein ununterbrochenes Aufsteigen zu höhern Empfindungen. Ach und wie zart ist er in allem, wie so leicht zu behandeln Aber was mich allein mit ewiger Liebe an ihn binden könnte, ist seine anspruchslose, seine unendliche stille Größe. So oft ist ihm selbst seine Seele verschleiert, und er ahnt kaum ihren erhabenen Flug." Alle ihre Studien trieben sie zusammen, auch Fr. v. Beulwitz hörte zuweilen zu, welche die Scheidung von ihrem Mann immer ernstlicher betrieb.

**) Später: „In die Wirklichkeit kann leicht etwas störend eindringen, und das Größte und Schönste, das Menschen zu erkennen im Stande sind, bleiben doch die reinen, nur mit dem innern Blick erkennbaren Ideen In ihnen zu leben ist der wahre Genuß, das Glück, das man ohne Beimischung einer Trübheit in sich aufnimmt ... Wenn ich von der Vertiefung in die Idee rede, so meine ich damit das Entkleiden der Dinge von ihrem Schein, das Sammeln der Gedanken auf das, was allein seine Vortrefflichkeit in sich selbst trägt, was auch im vergänglichen Menschen nicht untergehen kann, weil es nicht aus dem Menschen stammt, und was allein verdient, daß der Mensch sich ihm ganz und bedingungslos hingebe."

„Ideen zu einem Verſuch, die Grenzen der Wirkſamkeit des Staats zu beſtimmen", Mai 1792, die damals aber nur theilweiſe gedruckt werden konnten. Sie ſind das Abgerundetſte, was er überhaupt geſchrieben hat, und enthalten ſein vollſtändiges Glaubensbekenntniß. Der wahre Träger des menſchlichen Intereſſes iſt nach ihnen das freie Individuum, nicht der Bürger; der Staat habe keine andere Aufgabe, als für die freie Entwickelung des Individuums Sicherheit zu ſchaffen; viel zu regieren ſei die ſchlimmſte Krankheit der Regierungen; ſeine wahren Bedürfniſſe, auch die nationalen, befriedige der Menſch durch freie Aſſociation. Ebenſo ſei die Religion dem Privatgefühl zu überlaſſen, als ſchöne Vollendung der individuellen Bildung je nach dem ſubjectiven Bedürfniß. Die Geſchichte, die dieſes Namens werth iſt, behandle nur die allmälige Freiwerdung der Humanität. — Um das geiſtvolle Büchlein nicht ſchief zu beurtheilen, muß man ſich daran erinnern, was ehemals in Deutſchland Staat genannt wurde: daß Staat, Nation und Geſellſchaft Begriffe ſind, welche nothwendigerweiſe ſtreben einander zu decken, entging den Weltbürgern, die dem Vorſchreiten des Feindes deshalb mit ziemlicher Gelaſſenheit zuſahen.

Kaiſer Leopold hatte dem Drängen der Emigranten und dem Legitimitätseifer des Königs von Preußen zähen Widerſtand geleiſtet; die Zuſammenkunft der beiden Monarchen in Pillnitz, 25. Auguſt 1791, von welcher man die größten Entſchlüſſe erwartete, hatte zu nichts geführt. Nun ſtarb der Kaiſer, 1. März 1792; ſein Nachfolger Franz, 24 J. alt, war kriegeriſch geſinnt, und es fügte ſich ſchon 20. April, daß Frankreich dem „König von Ungarn" den Krieg erklärte. Die Coalition kam zu Stande.

14. Juli 1792 war in Frankfurt die Kaiſerkrönung, der auch Huber und Forſter beiwohnten. 18. Juli traten die höchſten Herrſchaften in Mainz zur Conferenz zuſammen: 10,000 Fremde waren anweſend, es war ein ungeheurer Glanz. Mallet du Pan ſuchte gegen die Emigranten Vernunft zu predigen; der Herzog von Braunſchweig, in altpreußiſchen Traditionen aufgewachſen, war gegen den Krieg. Der Krieg wurde doch beſchloſſen. 23. Juli begab ſich der König von Preußen ins Lager bei Coblenz; 25. wurde das berühmte Manifeſt erlaſſen. Karl Auguſt als preußiſcher General führte die Avantgarde; er ließ Goethe nachkommen.

Goethe war Mai 1791 die Direction des Hoftheaters übertragen worden, die er äußerſt bequem führte. Dittersdorf'ſche Opern ſpielten eine große Rolle, doch wurde einmal ein Verſuch mit Shakeſpeare's König Johann gemacht. Seinen Schwager Vulpius machte er zum Theaterſecretair. Um ſelber etwas zu leiſten, bearbeitete er die Halsbandgeſchichte zum „Großcophta", urſprünglich in Operuform: ein unglückliches Thema und eine ſehr verſtimmte

Weltanſchauung; man wird an die „Mitſchuldigen“ erinnert; ſelbſt die Tugendhaften ſehn erbärmlich aus. Als er das Stück nach der Vollendung an Forſter ſchickte, ſchrieb dieſer: „Dies Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine ſchön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man ſich intereſſirt; dieſer platte hochadlige Alltagsdialog, dieſe gemeinen Spitzbuben: — ich habe die Wahl zwiſchen den Gedanken, daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Beſten hat haben wollen — und dann, daß der Erzbiſchof von Sevilla wieder leibhaftig vor uns ſteht.“ Die Schilderung Cagliostro's iſt übrigens vollkommen wahrheitsgetreu.

Nachdem er ſich eine Woche in Frankfurt gelangweilt, kam Goethe 20. Aug. in Mainz an. „Er war geſellſchaftlich luſtig,“ ſchreibt Huber an Körner, „und ich bin in dieſer Hinſicht ſehr von ihm erbaut geweſen. Uebrigens treibt er das Vermeiden aller Individualität bis zum Lächerlichen. Die ihn früher kannten, finden, daß ſeine Phyſiognomie etwas ausgezeichnet Sinnliches und Erſchlafftes bekommen hat. Indeſſen freute mich, nachdem der erſte Anfall zurückſtoßender Steifigkeit vorüber war, die milde Leichtigkeit und der Schein von Anſpruchsloſigkeit in ſeinem geſellſchaftlichen Ton. Den erſten Abend wurden wir alle durch guten Wein geſtimmt, er war wirklich lebhaft; wenn er launig kräftig etwas auseinanderſetzte, machte es mir vielen Spaß, ſeine Mutter ganz in ihm wiederzufinden... An Begeiſterung für ein höheres Ziel glaube ich bei Goethe nicht mehr, ſondern an das Studium einer gewiſſen weiſen Sinnlichkeit, deren Ideal er vorzüglich in Italien zuſammengebraut haben mag, und in welche denn mannigfaltige und gegen ſeinen ehemaligen Geiſt oberflächliche Beſchäftigungen mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden mit einſchlagen.“

27. Aug. kam Goethe im Lager der Alliirten an, das gleich darauf ſeinen Feldzug antrat. Um dieſelbe Zeit erhielt Huber von Körner im Namen Dora's die ernſte Aufforderung, ſich über ſeine Abſichten zu erklären; er gab eine ausweichende Antwort, und es erfolgte der vollſtändige Bruch. „Huber,“ ſchreibt Schiller, „hat ſich benommen, wie zu erwarten war, ohne Charakter, ohne Männlichkeit. Ich bin nicht überraſcht, und er hat auch bei mir nichts dadurch verloren, denn auf denjenigen Werth, den Grundſätze und Stärke des Geiſtes geben, mußte man bei ihm Verzicht thun. Er bleibt was er iſt, ein räſonnirender Weichling und gutmüthiger Egoiſt.“

Den ganzen Juli hindurch hatte Jacobi mit Herder's in Aachen zuſammengelebt, im innigſten Einverſtändniß; alle alten Mißverſtändniſſe ſchienen ausgeglichen. „Mich verlangt zu hören,“ ſchreibt ihm Stolberg aus Sorrent, „wie Du von Herder geſchieden ſeiſt. Dieſer Proteus wird in mancherlei

Geſtalten um Dich geſpielt haben. Je mehr Geiſt einer hat, deſto eher iſt (wie das zugeht, ſehe ich nur ſo in der Dämmerung, aber ich habe es durch viele Erfahrungen beſtätigt gefunden) der Verſtand der dupe des Herzens. Und nur daher zweifle ich, ob es Dir werde gelungen ſein, dieſen angenehmen Unhold ſo zu ſchnüren, daß er in ſeine Ungeſtalt ſich zurück habe winden müſſen. Auch iſt das an ſich ſchon ſehr ſchwer, theils weil er des Zaubers gar viel in ſeiner Gewalt hat, theils weil er durch vieles Hin- und Herbeugen ſein Fleiſch und Gebein in Knorpel und Schuppen verwandelt, und die Ungeſtalt verloren hat.“*)

Nach ſeiner Abreiſe aus Aachen war Herder 28. Aug. mit Joh. Müller in Aſchaffenburg beim Kurfürſten von Mainz; Müller hatte eine Aufforderung nach Wien erhalten — man glaubte, er wolle Katholik werden — und erhielt dazu Urlaub. — Seine Anſicht über die Revolution ſchwankte noch immer. „Um gewiß zu ſein, fehlt mir ein Datum von Wichtigkeit, nämlich die Kenntniß des wahren (nicht durch Furcht erkünſtelten) Enthuſiasmus der Franzoſen für dieſe Verfaſſung, einer Monarchie ohne Kopf, oder einer Republik ohne Centrum, Religion und Sitten; eines Syſtems durchgängiger Gleichheit für 25 Millionen leidenſchaftlicher Menſchen. Haben ſie hierfür eine Begeiſterung, gleich jener der Araber für den Koran, ſo ſage ich nicht, daß ſie ſich behaupten, ſondern daß ſie dem ganzen Europa dies Evangelium bringen werden... Alles iſt ſo einzig in ſeiner Art, und Jedermann, der agirt oder agiren ſollte, handelt ſo wenig ſeiner Rolle gemäß, daß man nicht weiß, ob die Welt ein großes Bedlam werden ſoll, oder ob die Vorſehung aus ſoviel Thorheit und Schwäche ein noch nie geſehenes Meiſterwerk hervorzubringen vorhat.“

Nach längerem Aufenthalt bei Dohm beſuchte Jacobi 1. Sept. Forſter in Mainz, und verlebte in Karlsruhe mit ſeinem Bruder bei Schloſſer einen glücklichen Monat, bis die Annäherung der Franzoſen 3. Oct. ſie aus-

*) Nachdem Stolberg in Genf Necker, Mounier, Bonnet, Gibbon kennen gelernt und in Turin den König Victor Amadeus geſprochen hatte, kam er in Rom an, wo er 2. Jan. 1792 dem Papſt vorgeſtellt wurde. In der römiſchen Stille machten die Nachrichten von der Revolution einen ganz wunderlichen Eindruck auf ihn. „Noch tappen ganze Nationen, du Quell des Lichts! in Dunkelheit, und die in deinem Lichte wohnen, umzieht die Wolke ſchwerer Zeit.“ In Rom hielt er zärtlichen Verkehr mit Angelika Kaufmann. 2. Febr reiſte er nach Neapel ab: hier wurden Hackert und Tiſchbein ſeine Führer. Der tolle Aberglaube kam ihm nicht recht geheuer vor, doch ſchloß er ſich an zwei leidenſchaftliche Katholiken, die Gebrüder Droſte Biſchering an, und machte mit ihnen 10. Mai bis 13 Juli eine Reiſe durch Sicilien. Auf der Rückreiſe hielt er ſich 28. Oct. bis 19. Dec. in Wien auf (ſehr mit Denis) und traf in der Sylveſternacht bei ſeiner Schwägerin in Königsbrück ein.

einanderſcheuchte. Die Beſchreibung der Campagne durch Goethe kennt Jeder; man weiß, daß er ſich durch die kriegeriſchen Abenteuer in ſeinen optiſchen Studien nicht ſtören ließ. 2. Sept. war die Einnahme von Verdun, 20. Sept. die Kanonade von Valmy; 29. Sept. begann der Rückmarſch, und Goethe ſagte ſeinen Gefährten: „von heute beginnt eine neue Zeit! ihr ſeid dabei geweſen."

2. Oct. packte der Kurfürſt in Mainz und entfloh in möglichſter Eile; ihm folgte der ganze hochgeborne Troß, die lauteſten Maulhelden voran. Huber zog ſich mit den übrigen Geſandtſchaften nach Frankfurt zurück. — Forſter ſuchte ſich anfangs neutral zu halten. „Wie ſollte es mir einfallen, einen Umſturz herbeiführen zu wollen, den ich für ein ſo großes Unglück in Deutſchland halte, daß ich vielmehr alles aufbiete, um es abzuhalten! Unſer armes rohes, ungebildetes Volk kann nur wüthen, aber nicht ſich conſtituiren."

21. Oct. rückte Cuſtine in Mainz ein. Gleich darauf ſah man Profeſſoren (Böhmer, Wedekind, Hoffmann u. ſ. w.) mit dreifarbigen Cocarden und rothen Röcken durch die Straßen ziehn; ein Club wurde errichtet, Forſter wegen ſeines guten Franzöſiſch zu Verhandlungen mit den neuen Behörden benutzt. 22. Oct. beſetzten die Franzoſen auch Frankfurt; Cuſtine erließ eine wüthende Proclamation gegen die „Tiger" und „Tyrannen", welche den Hütten Frieden, den Paläſten Krieg zuſicherte. 28. Oct. kam Forſter mit Huber in Höchſt zuſammen; er widerſtand jeder Anforderung, ſich der Emigration anzuſchließen. „Seit der Erſcheinung des Chriſtenthums hat die Geſchichte nichts Aehnliches aufzuweiſen; dem Enthuſiasmus, dem Freiheitseifer kann nichts widerſtehn als etwa die in Stupidität verſunkene Verfaſſung Aſiens." Er forderte Wiedereröffnung der Theater, um „das Publicum zu humaniſiren". — 5. Nov. trat er in den Club — um ihn zu mäßigen! Einige Tage darauf kam Müller nach Mainz, ſeine Sachen zu retten; er ließ ſich mit den Franzoſen in Unterhandlungen ein, und ſeine Aeußerungen waren ſo zweideutig, daß Forſter, der 15. Nov. die Mainzer aufforderte, ſich für die Republik zu erklären, ſich auf Müller's Einſtimmung berufen zu dürfen glaubte. Schon damals erkärte Forſter den Rhein für Frankreichs natürliche Grenze, und es ſei berechtigt, dieſelbe zu reclamiren. 20. Nov. nahm er eine Stelle in der Verwaltung an, ohne Gehalt; und ſie gleich ſeinen Collegen zu Erpreſſungen zu benutzen, dazu war er nicht der Mann. Ein ehrlicher Mann ſpielt in Revolutionen eine mißliche Rolle, wo das Geſindel ſich an die Spitze drängt: das Schlimmſte iſt, daß es ihm nur ſelten gelingt, ſich ganz rein zu halten. Als man die gewöhnlichen Gewaltmittel anwandte, die republikaniſche Geſinnung in Mainz zu verbreiten, wurden dieſe von For-

ſter durch ſeine Betheiligung und ausdrücklich gut geheißen. Als die Franzoſen aus Frankfurt, wohin ſie einen Raubzug gemacht, herausgeſchlagen wurden, ſchrie Forſter über Verrath!

Huber, deſſen Leidenſchaft für Thereſe immer gewachſen war, wagte ſich noch einmal nach Mainz: er beſchwor Forſter, die Gattin abreiſen zu laſſen. Forſter ſchwankte: „er fühlte, daß er von Thereſe das Opfer, mit ihm zu leben und zu ſterben, nicht fordern könne!“ Endlich willigte er ein. Thereſe ging nicht ungern. Sie fühlte ſich „mit ihren ſehr weiblichen Gewohnheiten, mit ſehr gepflegtem Gefühl für häusliche Ordnung und auserleſenen Umgang unbehaglich: ihre Abendcirkel waren durch die Flucht der Geſandtſchaften auf ein paar weibliche Bekannte beſchränkt; Forſter's Patrioten machten keineswegs eine angenehme Theegeſellſchaft. 7. Dec. reiſte ſie mit den Kindern ab. Huber hatte ſich verpflichtet, für ſie zu ſorgen. „Die Zukunft,“ ſchrieb er an ſeine Eltern, „iſt in meinem Gemüth feſt beſchloſſen, und ich werde für ſie kein Opfer achten.“ — Zuerſt wurde Thereſe in Straßburg bei einem Jakobiner untergebracht, aber bald entwich ſie nach Neufchatel, alſo auf preußiſches Gebiet, zum Schrecken ihres Mannes. Forſter war in einer beſtändigen nervöſen Aufregung; 29. Dec. empfing er aus Wien einen leidenſchaftlichen Brief Sömmering's, der ihn für allen Unfug der Demokraten in Mainz verantwortlich machte. „Ich ſtehe jetzt,“ ſchrieb er in der Sylveſternacht, „in meiner Thätigkeit ganz iſolirt, und finde alſo, daß auch der freie Republikaner nicht die Wahl hat, von Menſchen, von ihren Privatabſichten und Leidenſchaften und dem daraus erwachſenden Parteigeiſt unabhängig zu bleiben, bei Strafe, ſich in ſeinem Wirkungskreis von allen Seiten beengt und eingeſchränkt zu ſehn.“*)

Goethe folgte dem Rückzug der Preußen; 22. Oct. war er in Trier; der allgemeinen Verwirrung zu entfliehn, machte er einen Abſtecher nach Düſſeldorf, und beſuchte den alten Freund Jacobi, den er ſeit 8 Jahren nicht geſehn, in Pempelfort. Die Freude des Wiederſehns war groß, obgleich in den Anſichten an keine Ausgleichung mehr zu denken war. Der Fortgang der Revolution hatte Jacobi immer troſtloſer gemacht. „Ich ſehe nicht,“ ſchreibt er an Eliſe Reimarus, „woran wir ein feſtes Ja und Nein,

*) Der Bekannteſte der Uebergetretenen, Eulogius Schneider, geb. zu Würzburg 1756, Franziskaner, war 1789 von dem aufgeklärten Kurfürſten als Profeſſor nach Bonn berufen, und hatte 1790 Gedichte von aufgeregter Sinnlichkeit veröffentlicht. „Einſam ſchmacht' ich hier im Bette, Thränen fallen auf die Kette, die der Tiger Hildebrand mir um Herz und Hände wand;“ „Lebewohl, Theologie! lange haſt du mich gequält, Wintermährchen mir erzählt, und gedacht, ich glaubte ſie“ u. ſ. w. 1791 ging er als biſchöflicher Vicar nach Straßburg.

Treue und Glauben auf jede Gefahr binden wollen, ohne welches alle Verfaſſungen nur Schattenſpiele an der Wand ſind. Soweit das Auge reicht, liegen alle Gefilde voll verdorrten Gebeins, und ich bemerke kein Wehen des Geiſtes, der ſie zu einem beſſern Leben wieder zuſammenfügen wird. Mir kommt vor, als läge ſelbſt die Geſchichte in den letzten Zügen. Was will und ſoll uns Geſchichte, wenn das Ende ihres Zuſammenhangs kein Zuſammenhang iſt? Wenn wir alles niedergeworfen haben, was uns im Wege lag, was wollen wir dann? — Vielleicht Ardinghello's Geſchichte von den glückſeligen Inſeln wahr machen?" — „Zu zeigen, daß der Menſch einen Gott vor Augen haben muß, bei Strafe der Entdeckung, die Wahrheit aller Wahrheiten ſei, es gebe keine Wahrheit, dafür bin ich der Mann. Aber nun bin ich auch am Ende, denn mein eigner Glaube iſt kein Fels, und — kurz, der jüngſte Tag muß kommen, oder ich weiß nichts Beſſeres, als daß wir uns einander je- eher je lieber die Hälſe brechen, um dem ungereimten Dinge, Menſchheit, ein Ende zu machen."

Das war nicht die Stimmung, ſich mit Goethe zu verſtändigen, der, ſchon in Italien an eine derb realiſtiſche Auffaſſung der Dinge gewöhnt, dieſe Neigung im Lagerleben erheblich beſtärkt hatte. Seine eigne Iphigenie mochte er nicht vorleſen hören, er fühlte ſich dem zarten Sinn des Stücks entfremdet, und bot, was in ſeiner Natur Mephiſtopheliſches lag, auf, den guten Freund zu necken, der ſich dafür an den optiſchen Verſuchen ſchadlos hielt. Goethe hatte ſeine Anſicht der Revolution in einem wunderlichen Entwurf „Reiſe Megaprazons und ſeiner Söhne", niederzulegen begonnen; auch das fand in Pempelfort keinen Anklang. Doch war der dreiwöchentliche Verkehr — an dem auch Lohm und Heinſe theilnahmen — freundſchaftlich. Von da ging Goethe über Duisburg, wo er den Selbſtquäler Pleſſing aus Wernigerode beſuchte, der ſich nun auf myſtiſche Studien des Alterthums gelegt hatte, nach Münſter zur Fürſtin Galizin. Hier kehrte er die entgegengeſetzte Seite ſeiner Natur hervor, und verſtändigte ſich mit der andersgläubigen Frau, wie früher mit Frl. v. Klettenberg, auf dem Boden des Sittlichen und Schönen. Bei ſeiner Abreiſe vertraute ſie ihm eine Sammlung geſchnittener Steine an, die ihr Hemſterhuis hinterlaſſen hatte.

Bei ſeiner Rückkehr in Weimar, Mitte Dec. 1792, fand er einen Brief aus Frankfurt vor, der ihm zu denken gab. Man bot ihm eine Rathsherrnſtelle an; daß er ablehnte, verſtand ſich, aber die Bilder ſeiner Jugend regten ſich lebhaft in ihm. „Meine Ankunft zu Hauſe um Mitternacht gab Anlaß zu einer Familienſcene, welche wohl in einem Roman die tiefſte Finſterniß erhellen und erheitern würde." „Und wie wir auch durch ferne Lande

ziehn, da kommt es her, da kehrt es wieder hin; wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke, der Enge zu, die uns allein beglücke."

Auch die weimariſchen Lande waren von den Unruhen berührt. Zu Anfang des Jahres hatte ein progreſſiſtiſcher Verein in Jena den Entwurf eines Ehrengerichts ausgearbeitet und der Behörde eingereicht; einem Wuthausbruch der Orden gegenüber ließ man die Sache fallen. 10. Juni hatten die letzteren wieder einen Grund zur Beſchwerde: 600 Studenten ſangen auf dem Markt: Ein freies Leben führen wir! warfen dem Rector (Ulrich) die Fenſter ein und mißhandelten ihre Gegner auf eine ſchmähliche Weiſe. Endlich glaubte man doch einſchreiten zu müſſen: 14. Juli wurden Soldaten requirirt, ein neuer Aufſtand erfolgte, am 19. wanderten die Landsmannſchaften mit fliegenden Fahnen und geſchwungenen Hiebern nach Bibra aus; das Philiſterium gerieth in Schreck; man verſtand ſich zu einer ſchmählichen Nachgiebigkeit, die Studenten wurden 23. im Triumph wieder eingeholt, und Mag. Forberg, der ſich „dem allgemeinen Schwindelgeiſt" zu widerſetzen gewagt, mußte öffentlich eine ſchimpfliche Abbitte vorleſen!

Huſeland las im Sommer 1792 vor 500 Zuhörern über franzöſiſche Verfaſſung; man fand es doch bedenklich, beruhigte ſich aber, als er die Vorleſungen drucken ließ. Ja man nahm ſich ſogar des Prof. Eberh. Schmid in Gießen an, der wegen liberaler Aeußerungen gemaßregelt wurde. „Die franzöſiſchen Affairen," ſchreibt Geh. R. Voigt 28. Juli an Huſeland, „werfen unſere Denk- und Preßfreiheit auf manche Jahre wieder zurück. Seit dem Marſch der Deutſchen iſt die Ariſtokratie mächtiger als jemals, ſie iſt ſogar intolerant geworden. Jeder Fürſt und Herr lauert, und will gleich anfangs nichts aufkommen laſſen, was Landesreligion und Unterwürfigkeit zu beeinträchtigen ſcheint. Etwas iſt auch an der Sache, wenn man nur darauf denkt, ruhig ſchlafen zu können." „Haben Sie nur keine Sorge!" ſchreibt ihm der Herzog 14. Sept., „die Einſchränkung, die entſtehn wird, iſt nur dieſe, daß Gelehrte, die ihr Lebtag mit Adminiſtration von Ländern, ja eines Bauerguts nichts zu thun gehabt, nichts davon praktiſch verſtehn, auf leere Abſtraetionen hin Grundſätze in die Welt bringen mögen, die nur wahr ſcheinen, weil ſie ſo wenig wie Geſpenſtergeſchichten juriſtiſch widerlegt werden können: — daß dergl. Gelehrte künftig nicht jeden Gedanken, den eine Indigeſtion eingiebt, für einen innern Beruf anſehn werden, das Volk gegen ſcheinbare Bedrückungen aufzurufen." Und Voigt ſelbſt, 20. Oct.: „möge die Erfahrung in Deutſchland nie bewähren, daß Revolutionen bei Hebung von Uebeln zehnfach größere Uebel herbeiführen! Der Adel iſt ein kleines Uebel gegen den verworfenen Pöbel, der zu ſolchen Zeiten mit Sicherheit und Eigenthum ſpielt." — Die pariſer Septembermorde mußten jeden Rechtlichen erſchüttern.

Als Präsident des Clubs begrüßte Forster 3. Jan. 1793 die Deputirten des französischen Nationalconvents. Die Zustände waren nicht sehr erbaulich, der eine Patriot klagte immer den andern gemeiner Unterschleise an, die französischen Behörden drohten einem nach dem andern mit dem Galgen. Forster, jetzt ganz den Jacobinern verfallen, las mit Schrecken die Briefe seiner Frau, die sich gegen die Hinrichtung des Königs aussprach: der stolze Republikaner zitterte vor den Aposteln der Freiheit! „Ich bitte Dich," schreibt Stolberg 13. Jan. an Jacobi, „laß Forster Deinen Schutz nicht ferner angedeihen! laß sein Andenken, zugleich mit Kotzebue's Büste, in irgend einer Rumpelkammer vergessen sein! Es bedarf einer tüchtigen Wurfschaufel, um den Weizen zu sichten und heulenden Winden die Spreu zu überlassen." Schlosser sagte sich in einem offenen Schreiben von Forster los; auch Jacobi's Briefe strotzen von Haß gegen die Franzosen. „Wer diese Nation," schreibt Karl August aus Erfurt 13. Jan., „in der Nähe sieht, muß einen wahren Ekel für sie fassen; jede Spur eines moralischen Gefühls ist bei ihnen ausgelöscht."

Zu Wien erhielt Joh. Müller 12. Febr. 1793 vom Kurfürsten von Mainz seinen Abschied. „Guten oder bösen Erfolg mag der Mensch durch die Erfahrung erkennen: was geschehn sein würde, wenn er sich anders entschlossen hätte, das kann er nicht wissen." So war nun der Verfasser der Schweizergeschichte und des Fürstenbundes im Dienst desjenigen Hofes, den er bisher am leidenschaftlichsten bekämpft hatte.

8. März erklärte der mainzer Nationalconvent unter Forster's Leitung den ganzen Strich Landes von Landau bis Bingen für frei; alle regierende Fürsten und Grafen, geistliche und weltliche Körperschaften sollten ihrer Ansprüche verlustig und ihre durch Usurpation angemaßten Souverainetätsrechte auf ewig erloschen sein. In der folgenden Sitzung wurde die Einverleibung der neuen Republik in die französische beschlossen, und Forster 25. März nach Paris geschickt, um diesen Beschluß zu überbringen. Er verfaßte folgendes Manifest: „Nicht den Sturz eines einzelnen Despoten verkündigen wir euch heute; das rheinisch-deutsche Volk hat die sogenannten Throne zwanzig kleiner Tyrannen, die alle nach Menschenblut dürsteten, alle vom Schweiß des Armen und Elenden sich mästeten, auf einmal niedergeworfen. Auf den Trümmern ihrer Macht sitzt das souveraine Volk. Seine Stellvertreter, nachdem sie vor aller Welt die ehemaligen Tyrannen ihrer angemaßten Rechte verlustig erklärt, haben gegen diejenigen die Todesstrafe erkannt, die es wagen würden, daselbst wieder aufzutreten, um jene Rechte zu behaupten. Allein diese Aeußerungen der Volkssouverainetät sollen nur Vorläufer eines noch wichtigern Schritts sein. Es heißt in der That sehr wenig, das Gebäude der

alten Tyrannei niederzureißen; das neue der öffentlichen Glückſeligkeit mußte man aufbauen. Die Stellvertreter des Volks kannten den einmüthigen Wunſch ihrer Committenten; ſie thun in dieſem Augenblick weiter nichts, als das Gefühl ausdrücken, welches alle Herzen erfüllt, indem ſie von euch die Vereinigung ihres Landes mit der Frankenrepublik verlangen. Bürger, Geſetzgeber von Frankreich und bald von ganz Europa! Nie werden die Deutſchen des Rheinufers vergeſſen, daß die Franzoſen ihre Ketten zerbrochen; daß ſie im Schatten der dreifarbigen Fahne ihre Wahlen vollbringen konnten. Die unüberwindliche Schutzwehr der Krieger der Freiheit umringte uns von allen Seiten; da ſprach Frankreich: werde frei! und wir ſind frei."

Seiner Verpflichtung gegen Thereſe getreu, nahm Huber 15. Febr. Urlaub, und ging über Jena nach Leipzig, wo er ſeine Eltern ſehr gealtert fand. „Von nun an," ſchreibt Schiller an Körner, „könnt ihr ihn völlig vergeſſen; wäre Rache nöthig, ſo würde ich ſagen, daß Thereſe ſie reichlich an ihm ausüben wird." In Dresden fand man ſein Abſchiedsgeſuch unbegreiflich; noch im Mai hatte er keine Antwort, da entdeckte er die wahre Urſache, welche ihn nöthigte, ohne Aufſchub abzureiſen. Er erhielt ſeinen Abſchied, und vereinigte ſich ſchleunigſt in Neufchatel mit Thereſe. „So wunderbar," erzählt dieſe, „ſpann das Schickſal den Faden von ſeinem Leben fort, daß es ſchwer zu unterſcheiden war, wo es ihn unbewußt fortriß oder wo er es ſelbſt bereitete. Er täuſchte ſich über keine Folge ſeines Schritts, er ſah ihnen mit Ergebung entgegen. Er opferte ſein bürgerliches Glück, ſeine Freunde, er weihte ein ganzes Leben ſeiner Pflicht." — Es mußte hart gearbeitet werden, um den nöthigen Lebensunterhalt zu verdienen; nur Abends konnte Huber die Freundin beſuchen, und wenn dieſe zuweilen in einen ſehr bittern Humor verfiel, fand ſich Huber „in ſeine Lage mit der Heiterkeit eines Kindes, das heute voll Begier eine Zuckerdüte leert, und morgen, als erſchöpfte es allen Genuß dabei, ein Stück trocken Brod ſpeiſt."

In Goethe's Abweſenheit hatte ihm der Herzog das neue Haus einrichten laſſen; die Vollendung des Baus blieb dem Dichter vorbehalten. Er unterhielt den Hof mit den geſchnittenen Steinen der Galizin, und beſchäftigte ſich mit optiſchen Studien, wobei Heinr. Meyer, jetzt ſein Haus- und Tiſchgenoß, ihn treulich unterſtützte.

19. März 1793 beſuchte ihn David Veit aus Berlin, geb. zu Breslau 8. Nov. 1771, der auf der Durchreiſe nach der Univerſität Göttingen ihm einen Empfehlungsbrief von Moritz überbrachte.*) „Unten in der Mauer vor der erſten Treppe," ſchreibt er an ſeine Freundin Rahel Levi in Berlin,

*) Moritz ſtarb plötzlich 26. Juni 1793, erſt 36 J. alt; kurz vorher hatte er geheirathet, ſeine Frau war ihm aber bald darauf durchgegangen. Er blieb doch bis

„ſtehn in einer Art von Niſchen die Figuren des Apollo und Antinous in Lebensgröße; aus der Treppe kommt man in ein Vorzimmer, worin verſchiedene Gemälde hängen ... Goethe iſt von weit mehr als natürlicher Größe, und dieſer Größe proportionirt breitſchulterig. Die Stirn iſt außerordentlich ſchön, ſchöner als ich ſie je geſehn; die Augenbrauen im Gemälde vollkommen getroffen, aber die völlig braunen Augen mehr nach unten zugeſchnitten. In ſeinen Augen iſt viel Geiſt, aber nicht das verzehrende Feuer, wovon man ſoviel ſpricht. Unter den Augen hat er ſchon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke; überhaupt ſieht man ihm das Alter von 44 recht eigentlich an ... Der Mund iſt ſehr ſchön, klein und außerordentlicher Biegungen fähig; nur entſtellen ihn, wenn er lächelt, ſeine Zähne. Wenn er ſchweigt, ſieht er recht ernſthaft, aber nicht mürriſch, und keine Spur von Aufgeblaſenheit ... Das Geſicht iſt voll, mit ziemlich herabhängenden Backen. Er hat eine männliche, ſehr braune Geſichtsfarbe, die Farbe der Haare iſt etwas heller. Er trägt das Vorderhaar kahl abgeſchoren, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend, einen langen Zopf; weiß gepudert ... Er ſprach überaus natürlich, immer als ob er nur die Sache, nicht die Worte ſuchte ... Man muß ihm im Geſpräch zu Hilfe kommen: er kann ſich gemeinhin auf viele Wörter nicht beſinnen, und macht beſtändig Geſichter." Von der Vulpius hörte er, ſie ſei Goethe zur linken Hand angetraut, komme aber nie in ſein Haus.

Wie ſich gebührte, wurde auch Wieland beſucht (60 J.). „Geſichtsfarbe ganz ſchneeweiß, ingleichen die Lippen; hohe Stirn, mit einer Platte; wenig Augenbrauen, kleine bläuliche, ein wenig inflammirte, doch noch funkelnde Augen, der Mund hübſch geformt; das Profil iſt überhaupt recht intereſſant, en face kann man ihn höchſtens für ein gleichgiltiges Alltagsgeſicht paſſiren laſſen. Figur mittler Höhe, auffallend mager. Er ſprach viel von gelehrten Sachen ... er verſprach uns, nichts mehr über Revolution zu ſchreiben; er habe den Zweck gehabt, beide Parteien zu verſöhnen; er wiſſe freilich, daß dergleichen Schriften im Grunde wenig nützen, indeß dienten ſie doch dazu, dem verſtändigen Leſer Vergnügen zu machen: und ſo berührte er immerfort alle Seiten der Dinge, willigte in jedes Reſultat, das einer von uns zog, und ſchränkte es bald darauf wieder ein."

Wieland's Aufſätze über die Revolution kann man noch heute mit Vergnügen leſen, er hat ein ungewöhnlich geſcheidtes Urtheil. Freilich läßt ſich's vom ſichern Port gemächlich rathen. Er begann Aug. 1789 mit einem Ge-

ans Ende ſeines Lebens ein Sonderling. Sein „Magazin der Erfahrungsſeelenlehre" enthält verſchiedene ganz vortreffliche Aufſätze. Zu ſeinen nähern Freunden gehörten außer Herz und dem Mendelſohnſchen Hauſe (Reichard ſiedelte 1791 nach Halle über) Maimon und Bartoldy.

ſpräch zwiſchen Walther und Adelſtan, die idealen Stimmführer beider Principien; es folgte Oct. eine kosmopolitiſche Adreſſe an die franzöſiſche Nat. Verſ., worin das Freiheitsfieber mit dem Abderitenfieber verglichen wurde: „Mit welcher Art von Raſerei man behaftet ſein mag, dies iſt immer gewiß, daß es ein Zuſtand iſt, worin der menſchliche Verſtand nicht ſehr klar ſieht, und die Vernunft Sprünge im Schließen macht, die nicht natürlich ſind. Kein Wunder alſo, wenn die vom Freiheitstaumel ergriffene Nation nicht ſah, daß ſie, indem ſie ein unerträgliches Joch abſchüttelte, nur ihre gebietenden Herrn wechſelte, und den monarchiſchen Despotismus mit einem andern vertauſchte, den ſie in kurzem vielleicht noch drückender finden wird.“ Er dringt auf Theilung der Gewalten. Juli 1790 tadelt er die Abſchaffung des Adels und das Verfahren gegen die Kleriſei. Doch ſucht er ſtets zu vermitteln. „Ich vergeſſe nie, daß Menſchen in allen Umſtänden und Zeiten weder mehr noch weniger als Menſchen ſind. Daher kommt es, daß nicht leicht etwas ſo gut oder ſchlimm, ſo vernünftig oder ſo albern iſt, daß ich es ihnen nicht unter gewiſſen Umſtänden zutrauen ſollte. Daher kommt es, daß ich nichts Vollkommenes von ihnen erwarte, und mich, Momente übler Laune und Aufbrauſung abgerechnet, nie darüber formatiſire, wenn ſie, zumal in außerordentlichen Lagen und im Gedränge großer Schwierigkeiten, nicht wie Götter oder ſtoiſche Weiſe, ſondern wie arme Erdenklötze handeln. Ich erwarte nie, daß irgend etwas Großes, das nur durch vereinigte Kräfte und hartnäckigen Fleiß zu Stande kommen kann, ſich ſo auf einen Guß machen laſſe. Ich finde nichts Simpleres, als wenn Menſchen nicht vermögen, was ein Gott ſelbſt ohne Wunderwerke nicht möglich machen könnte. Es kann in einem Hauſe, woran noch gebaut wird, nicht ſo ordentlich ausſehn, als wenn es fertig und ausmöblirt iſt.“

„Die franzöſiſche Revolution“ (Jan. 1792) „iſt — eine geſchehene Sache. Die Frage, ob die Nation dazu berechtigt geweſen? ſcheint mir ebenſo überflüſſig als gefährlich. Revolutionen ſind, wie alle andern Weltbegebenheiten, Wirkungen natürlicher Urſachen, und erfolgen in den meiſten Fällen nach einem nothwendigen Naturgeſetz. Jene Frage paßt nicht viel beſſer, als bei einem Erdbeben in Calabrien oder einem Orkan in Jamaika. Die Hauptfrage iſt: iſt dieſe Conſtitution auch wirklich der allgemeine Wille der Nation?“ — „Ich kenne keine ärgere Commiſſion, als ſeinen eignen Souverain zu regieren; und, große Götter! was für einen Souverain! Einen Souverain, gegen den der Bel zu Babel und ſelbſt der ungeheure Gargantua ein Wiegenkind iſt; der 25 Millionen Mäuler zum Verſchlingen und 50 Millionen Arme zum Greifen und Zuſchlagen hat, von denen wenigſtens der fünfte Theil jeden Augenblick bereit iſt, ſeine Souverainetät mit Fäuſten und Ferſen, Knitteln, Flintenkolben und Laternenhaken zu behaupten. Glauben Sie, daß

ein Souverain, der 25 Millionen ſchwindlige Köpfe hat, ſeine Verbindlichkeit, Geſetzen, die er ſich ſelbſt gegeben hat, zu gehorchen, ſeltner vergeſſen werde, als einer, der nur einen Tollkopf hat?" — „Freiheit und Sicherheit" (Febr. 1792) „iſt nicht eher da, bis das Geſetz mit einer unaufhaltbaren vollziehenden Macht umgeben iſt, die in ihren Wirkungen durch nichts als das Geſetz ſelbſt eingeſchränkt iſt. Das Volk muß wiſſen, daß es zwar Souverain iſt, um das Geſetz zu machen, aber Unterthan, um es auszuüben." Nach Einführung der Republik, Sept. 1792, weiſt er ganz richtig nach, daß nichts in Abſicht ſtehe, als Unterwerfung des Landes unter die Hauptſtadt. — Jan. 1793: „Das Wort Freiheit iſt eins von den Zauberworten, die ihre Kraft blos vom Glauben an ſie erhalten. Nichts iſt auffallender, wiewohl für einen Forſcher der menſchlichen Natur nichts begreiflicher, als wie ſehr in dieſem Punkt der politiſche Glaube dem religiöſen gleicht. Es iſt eine neue politiſche Religion, die uns von den franzöſiſchen Heeren gepredigt wird. Die Gläubigen dieſer neuen Religion erkennen keine andern Gottheiten als Freiheit und Gleichheit, und haben die Maxime, keinen andern Glauben neben ſich zu dulden, mit Muhamed gemein. Wer ihren Begriff von Freiheit und Gleichheit nicht für den einzig wahren erkennt, iſt ein Feind des menſchlichen Geſchlechts. In ſolcher Sprache kündigen die neuen Republikaner allen Königen der Erde den Krieg an. Sie haben von unſerm wirklichen Zuſtand nur ſehr dürftige und verworrene Kenntniß, und täuſchen ſich dagegen mit ſehr übertriebenen Einbildungen von dem, was ſie unſere Sklaverei nennen." — Vergebens ruft man dieſer Gewalt gegenüber den „deutſchen Patriotismus" auf, den man ſich aus Horaz und Plutarch abſtrahirt hat. „Es finden ſich in unſerer Verfaſſung ſtarke Urſachen, welche einen ſolchen Geiſt beinahe unmöglich machen oder wenigſtens ſeine Wirkungen lähmen. Es giebt märkiſche, ſächſiſche, würtembergiſche, hamburger, frankfurter Patrioten; aber deutſche Patrioten, die das ganze deutſche Reich als ihr Vaterland lieben, über alles lieben, bereit ſind, nicht etwa blos ſeiner Vertheidigung gegen einen gemeinſamen Feind, ſondern der Heilung ſeiner Gebrechen, der Behinderung ſeines äußern Anſehns beträchtliche Opfer zu bringen: — wo ſind ſie?" „Möge der Erfolg dieſe untröſtlichen Ahnungen beſchämen, und die Vorſicht durch den unwahrſcheinlichſten Ausgang uns zu einem Beiſpiel machen, daß Gute und Böſe, Kluge und Unkluge mit ihrem Dichten und Streben am Ende doch nur blinde Werkzeuge ſind, die den unaufhaltbaren großen Zweck einer höhern Weisheit wider ihren Willen befördern müſſen." *)

*) Wieland's Hauptwerk in dieſer Zeit, neben den „Göttergeſprächen", in welchen wieder die Revolution das Thema ausmacht, war der Roman „Peregrinus Proteus", gewiſſermaßen die Rettung eines Schwärmers gegen die Verleumdungen des Lucian.

Ganz ähnlich lauten Lichtenberg's Reflexionen. „Es ſind immer gefährliche Zeiten, wo der Menſch ſehr lebhaft erkennt, wie wichtig er iſt, und was er vermag.“ „Der höchſte Grad von politiſcher Freiheit liegt unmittelbar am Despotismus.“ „Das Traurigſte, was die franzöſiſche Revolution für uns bewirkt hat, iſt, daß man jede vernünftige und von Gott und Rechtswegen zu verlangende Forderung als einen Keim von Empörung anſehn wird.“ „Was die Großen jetzt zu bedenken haben, iſt, daß ſie ihre Unterthanen gewiß nicht leicht ärger drücken können, als ſie in Frankreich gedrückt werden: und daß dieſe doch ihrem König den Kopf abgeſchlagen haben.“

Kant ſchreibt 22. März 1793: „Wenn die Starken der Welt im Zuſtand des Rauſches ſind, er mag nun von einem Hauch der Götter oder einer Muſette herrühren, ſo iſt einem Pygmäen, dem ſeine Haut lieb iſt, zu rathen, daß er ſich ja nicht in ihren Streit miſche.“

Unter verſchiedenen deutſchen Schriftſtellern*) ertheilte die franzöſiſche Republik auch Klopſtock das Bürgerrecht. „Es iſt unmöglich,“ ſchrieb er 19. Nov. 1792, „die Ehre zu verdienen: das Einzige, was ihn bis zu einem gewiſſen Grad deſſen würdig machen kann, iſt ſein vor dieſer einzigen Erhebung vorhergehender Civismus.“ Mit Abſcheu wandte er ſich gegen die deutſchen Mächte, als ſie die Campagne unternahmen: „Ihr wollt das gepeinigte Volk, das der Freiheit Gipfel erſtieg, von der furchtbaren Höh', Feuer und Schwert in der Hand, herunterſtürzen, es zwingen, Wilden von neuem dienſtbar zu ſein! wollt, daß der Richter der Welt dem Menſchen Rechte nicht gab, erweiſen durch Mord! ... Spielt denn des Krieges allzu ſchreckliches Spiel! in den Kriegen werden vergötzten Herrſchern Menſchenopfer gebracht. Sterbliche wiſſen nicht, was Gott thun wird: doch gewahren ſie, wenn große Dinge geſchehn, jetzt ſein langſames Wandeln, jetzt donnernden Gang der Entſcheidung, der mit furchtbarer Eil' es vollbringt. Wer zu täuſchen vermag und mich liebt, der täuſcht den Erlebung Wünſchenden, weiſſagt donnernden Gang.“ Doch warnte er ernſt vor der immer mehr um ſich greifenden Gewalt der Jacobiner. Nun häuften ſich die Greuel: „Die Freiheit iſt in den Himmel wiedergekehrt! Der Gedanke verjüngt mich nicht mehr, ich empfinde das Alter!“ — „Freiheit ſchuft ihr euch, habt zum Ungeheuer die Göttin umgeſchaffen! Reiniget euch und fleht der entweihten, daß ſie euch ver-

---

Die Darſtellung der Chriſten im 2. J. iſt ziemlich verfänglich. Im Coſtüm und in den ſinnlichen Verführungsſcenen wird man wieder an den Agathon erinnert. Auch ſeinen Liebling, die berüchtigte Fauſtine, rettet Wieland wiederum.

*) Dazu gehörte auch Schiller, der als Verfaſſer der „Räuber“ in Frankreich bekannt war: Mr. Gille, publiciste Allemand. Erſt nach vier Jahren kam das Diplom an ihn, nachdem alle, die es unterzeichnet, bereits guillotinirt waren.

zeih' die Verwandlung! Traget von dem entweihten Altar den blutigen Staub weg, weg das ſtarre Gebein!" — „Ich glaubte! und ach, Wonne war mir, morgenröthlicher Glanz der goldne Traum! war ein Zauber, wie gehoffter Liebe, dem trunknen Geiſt! ... Ach des goldenen Traums Wonn' iſt dahin, mich umſchwebet nicht mehr ſein Morgenglanz, und ein Kummer, wie verſchmähter Liebe, kümmert mein Herz." — Hochweiſe Politiker haben den Dichter, der eben kein Politiker war, verſpottet, daß er zu früh hoffte, zu früh verzagte; wir haben herzliches Mitgefühl mit dem alten Mann, der ſeinen heiligen Glauben ſchmählich begraben ſah, und in ehrliche, männliche Klage ausbrach.

Mit ihm nahm auch der ältere Stolberg ſeinen „Irrthum" zurück; Gleim wüthete in „Zeitgedichten" gegen die Revolution: er fand nur in ſeinem „Hüttchen" ein Aſyl vor den Greueln der Zeit. Dagegen ergaben ſich zwei Freunde Klopſtock's, v. Hennings („Genius der Zeit") und Cramer der wildeſten Demokratie; ebenſo Reichardt, der um dieſe Zeit eine zweite Reiſe nach Paris machte.

„Sie dünkten ſich die Herren aller Herrn, zertraten alle Ordnung, Sitt' und Weiſe und gingen übermüthig neue Gleiſe ... ſie beten Unſinn an und thun dem Teufel Ehre, und ſtellen Greuel auf Altäre." So grollte der wandsbecker Bote. Claudius hatte nie mit der Revolution gebuhlt. Monarchiſch geſinnt war er ſtets geweſen: zwar verlangte er von den Fürſten, ſie ſollten „die beſſern Männer ſein", ſie ſollten nicht nach Blut dürſten; aber Gehorſam heiſchte er — ſchon 1777 — „nicht blos gegen die gütigen und gelinden, ſondern auch gegen die wunderlichen Fürſten." In einer Flugſchrift „über die neue Politik" verkennt er die Gebrechen des Alten nicht, aber die Beſſerung müſſe nicht ärger als das Uebel ſein, das man beſſern wolle; Anhänglichkeit an das Alte ſei edler als Vorurtheil für das Neue; die alte Ordnung erſcheint ihm für die menſchliche Natur, wie ſie iſt, als eine heilſame Zucht und als nothwendige Schranke für Selbſtſucht, Frevel und Eigendünkel, als eine Pflege edlen Vertrauens, des Gehorſams, der Beſcheidenheit. Denn „was ſoll man von einem Menſchen erwarten, der kein Vertrauen hat, der alles ſelbſt ſehen und betaſten will, und immer über ſeine Rechte brütet?" —

„Das Schlimmſte find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes, der die Menſchen ergreift, es könne Jeder im Taumel ſeines heftigen Wollens die Welt beherrſchen und richten. Hielte doch Jeder ſein Weib und ſeine Kinder in Ordnung, wüßte ſein trotzig Geſinde zu bändigen..." u. ſ. w. — Dieſe Stelle ſchob Goethe in den alten Reineke ein, den er in hochdeutſche Hexameter überſetzte, um das liebenswürdige, von Humor ſprudelnde Volksbuch

den Gebildeten ſeiner Zeit zugänglich zu machen. Die Arbeit iſt des Urbildes und des Meiſters würdig; und wenn der letztere in dieſe „unheilige Weltbibel“ etwas zu viel hineinlas, der Stimmung, die Welt ſei ein großes Narrenhaus, zu viel Spielraum gab, ſo wird dadurch der günſtige Eindruck nicht im mindeſten beeinträchtigt. Weniger erfreulich iſt der „Bürgergeneral“, auf die altbeliebte Rolle des Schnaps zugeſchnitten, ein wenig Holbergiſch; für eine Poſſe zu anſpruchsvoll, und trotz einzelner guter Einfälle ſelbſt als Theaterſtück zu unbedeutend. Der Theaterdirector, der ſolche Dinge brauchte, ſchmeichelte ſich ſelbſt, politiſche Wahrheiten geſagt zu haben, was ihm freilich Niemand glauben wollte.

Wieder wurde er in die Kriegsunruhen gerufen. Die Sache der Franzoſen ging rückwärts, ſie waren 18. März 1793 bei Neerwinden geſchlagen, Dumouriez hatte 5. April das Heer verlaſſen, Mainz wurde belagert. Zu dieſer Belagerung fand ſich Goethe, der Aufforderung ſeines Herzogs folgend, 26. Mai ein: „Bei uns,“ ſchreibt er 7. Juli an Jacobi, geht es luſtig und traurig zu; wir ſtellen eine wahre Haupt- und Staatsaction vor, worin ich den Jagnes nach meiner Weiſe repräſentire. Im Vordergrund hübſche Weiber und Weinkrüge, und hinten Flammen.“ Eine deutſche Stadt mußte von Deutſchen bombardirt werden! ſie ergab ſich 24. Juli; darauf beſuchte Goethe Schloſſer in Heidelberg, ſpielte wieder den Mephiſtopheles, und hielt ſich bis zum 28. Aug., wo er in Weimar eintraf, in Frankfurt bei ſeiner Mutter auf, die mit ihrem ewig heitern Sinn den Unruhen Trotz bot. Neben der Farbenlehre wurde die Revolution wieder für das Theater verwerthet: „Die Aufgeregten“ folgten dem „Bürgergeneral;“ alle Standpunkte ſollten mit Unparteilichkeit vertreten werden, aber das verſtand Wieland doch beſſer; und daß die Revolution einen Hofmeiſter verleitete, zu viel die Zeitungen zu leſen, und darüber das hochgräfliche Kind zu vernachläſſigen, das ſich leider eine Brauſche ſchlug — dieſen Vorwurf hätte Goethe doch lieber einem Andern zur Bearbeitung überlaſſen ſollen. — Auch die „Unterhaltungen Ausgewanderter“ wurden um dieſe Zeit begonnen: nach dem Muſter des Decamerone plaudert ſich eine auserleſene Geſellſchaft die Peſt der Revolution durch kluge Anſichten und luſtige Spuckgeſchichten aus dem Sinn.

Forſter war 25. März nach Paris abgereiſt, wo er viel mit dem wunderlichen, geiſtreichen Gr. Schlabrendorf und mit Leuchſenring — dem Pater Brey — verkehrte, der vor kurzem auf ſeine alten Tage aus Berlin als Demagog ausgewieſen war, und ſich von einem jungen überſpannten Fräulein, Eliſe v. Bielefeld, hatte entführen laſſen, mit der er nun in vulkaniſcher Ehe lebte. — Forſter's Verblendung hielt nicht lange an; er ſah die verruchte Wirthſchaft in der Nähe, und ſein Fanatismus ſchwand vor dem

Eindruck der Wirklichkeit. „Nach ſo vieljähriger angeſtrengter Arbeit iſt mir nunmehr alles, was ich zu meinem Fortkommen unternommen hatte, fehlgeſchlagen, und ich fange die Welt gleichſam von neuem an, ohne zu wiſſen, wie und womit, da ich von ganz Europa abgeſchnitten, mit Schulden überhäuft, hier ohne alle Mittel, ohne alle Unterſtützung, und faſt ohne Ausſicht bin. Ich habe mich anheiſchig gemacht, alles anzunehmen, was man mir anbieten würde.“ „Seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution iſt, ekelt es mich an. Ich konnte fern von allen idealiſchen Träumereien mit unvollkommenen Menſchen zum Ziele gehn, unterwegs fallen und wieder aufſtehn und weiter gehn: aber mit Teufeln und herzloſen Teufeln, wie ſie hier ſind, iſt es mir eine Sünde an der Menſchheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne.“ — „Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, daß meine politiſche Laufbahn beendigt iſt. Die Periode, wo man ſich ſchmeicheln durfte, abſolute Freiheit in Europa und beſonders hier ruhig und feſt gegründet zu ſehn, iſt vorüber; es iſt keinem kaltblütigen, keinem hellſehenden Beobachter verhohlen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen . . . Die Leidenſchaften müſſen entweder einen Zügel bekommen, oder die Anarchie verewigt ſich. Das Letztere iſt unmöglich auf die Länge: alſo das Erſte. — Hätte ich vor acht Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg, nach Altona gegangen, und nicht in den Club. Das iſt ein Wort, deſſen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es ausſpreche.“ — „Aller Aufwand von Kräften, was vermag er im Schickſal des ganzen Geſchlechts, was im Schickſal eines Einzigen zu ändern? Wird nicht alles unaufhaltſam fortgeriſſen, zu leiden und leiden zu machen, bis die Federkraft abgenutzt oder zerſprengt iſt? Wenn ich täglich frühſtücke, zu Mittag eſſe, Thee trinke, zu Bette gehe und auf hundertérleiweiſe meine Abhängigkeit von der Natur erkennen muß, erſchrecke ich vor mir ſelbſt, wenn ich das Wort Tugend oder Sittlichkeit ausſpreche. Alles dies iſt ſo gefährlich nicht, wie es ſcheint, aber es führt auf einen hohen Geſichtspunkt, aus welchem die Vorurtheile und die geſchwätzigen Moralprediger unſeres Zeitalters mir ſo unbeſchreiblich klein und verächtlich werden.“

Forſter war mit Thereſe und Huber in beſtändigem Briefwechſel geblieben. Nov. 1793 wagte er in Pontarlier, im Jura, eine Meile von der Grenze, eine Zuſammenkunft. „Von Schnee und Felſen umgeben, in einem elenden Bauernwirthshauſe verlebten ſie fünf Tage. Sie hatten ſich gegenſeitig eine Welt von Vorgängen zu erzählen. Forſter gab Huber den Schlüſſel zu tauſend Redensarten, Geſichtspunkten, Wortſtellungen, er lehrte ihm gleichſam die Parole der damaligen Zeit . . . Mancher phantaſtiſche Traum beſchäftigte die ſonderbaren, edel ſchwärmenden Menſchen.“ — Um ſich ſicher

zu ſtellen, ließ ſich Forſter von Huber ein Document geben, um es im ſchlimmſten Fall gegen den eben angeklagten General Luckner zu benutzen und ſeine Reiſe über die Grenze dadurch zu rechtfertigen: Luckner konnte ohnehin dem Tode nicht entgehn. „Ich habe," erzählt Thereſe, „dieſe Menſchen betrachtet, die alle drei mit dem Pflichtgefühl, für anerkanntes Recht ſelbſt das Leben zu opfern, durch die Spannung der Umſtände vermocht wurden, ſich ſelbſt ein Recht zu ſchaffen. Das iſt die ſchreckliche Folge jeder Lage, wo, aus dem Gleiſe des bürgerlichen Lebens herausgeriſſen, eigne Kraft allein führen muß, da die gewöhnlichen Rechtsgrundſätze nicht mehr anwendbar ſind."

26. Nov. kehrte Forſter nach Paris zurück; bald darauf erkrankte er. „Für mich," ſchrieb er nach Neufchatel, „kann weiter nichts mehr ſein als Arbeit und Mühe — um was? um elende Selbſterhaltung von einem Tage zum andern, in einem genuß- und freudeleeren Daſein. Hundertmal hab' ich nun ſchon erfahren, daß es größer iſt zu leben als zu ſterben. Jeder elende Hund kann ſterben. Aber wenn hernach der Teufel — oder wer iſt der ſchadenfrohe zähnefletſchende Geiſt in uns, der ſo einzuſprechen pflegt? — wenn der fragt: was iſt dir nun die Größe? biſt du nicht ein eitler Narr, dich für beſſer als andere zu halten? O mein Gott! da verſink' ich in meinen Staub, nehme meine Bürde auf mich und denke nichts mehr als: du mußt, bis du nicht mehr kannſt, dann hat's von ſelbſt ein Ende." — 12. Jan. 1794 ſtarb er, ohne Pflege: „sa femme absente," ſagt der Todtenſchein.

Heinſe, der an der „Freiheitsfarce" keinen Theil genommen, ſchrieb an Gleim: „Der Weltumſegler hat ſich wieder nach Stürmen geſehnt und iſt von der Revolution verſchlungen worden; ſein Staatsſchiff war eine in der Eile elend zuſammengeflickte Barke." — Forſter verdammen kann nur der Phariſäer, deſſen trocknem Gemüth jener qualvolle Kampf der Selbſtentzweiung fremd geblieben iſt, dem gerade ſtarke Naturen nicht ſelten unterliegen. Er verdient jenes tiefe Mitleid, das man einem tragiſchen Geſchick nie verſagen darf: aber was er gethan, ſoll den Spätern nicht Vorbild, ſondern Warnung ſein. — Die Darſtellung ſeiner Schickſale in zwei Novellen: „Die Reiſe nach Neuholland" und „Das einſame Todbett" waren Huber's nächſte poetiſche Verſuche. Er konnte nun Thereſe heirathen und ſie in die Geſellſchaft wieder einführen, die ſie bisher vermieden hatte. Anfangs trug er ſich mit dem Gedanken, die Kantiſche Philoſophie in Frankreich einzuführen. Bald darauf aus der Stadt Neufchatel ausgewieſen, hielt er ſich in einem Dorf am Abhang des Jura auf, und correſpondirte in deutſche Zeitungen.

Jacobi, Schloſſer und Stolberg beſtärkten ſich immer mehr im Haß der Revolution. „Ich erkenne," ſchreibt der Letztere 6. Dec. 1793 aus Enkendorf, wo er ſich bei Julie Reventlow aufhielt, „den Gang der

Gerichte Gottes, wenn ich die jetzige Zeit mit den Geschichten der Vorzeit zusammenhalte, erstlich daran, daß fast alles theils mit verblendeten theils blinden Kräften einem Ziel der moralischen und politischen Zerrüttung entgegenarbeitet; zweitens an der übernatürlichen Gleichgiltigkeit, mit welcher so manche, sonst vernünftige und nicht böse Menschen den Greuel mit großen Schritten herbeikommen sehn, und kalt bleiben bei Abscheulichkeiten, die doch alles übertreffen, was bisher Abscheuliches auf der Erde geschah."

Die Großen der Erde dachten anders. Die polnischen Angelegenheiten regten die alte Eifersucht zwischen Oestreich und Preußen wieder auf; die Revolutionsarmee hatte jetzt auch gelernt, und drang vor; die Preußen zogen sich Sept. 1793 über den Rhein zurück; Karl August trennte sich Dec. von der Armee und nahm seinen Abschied; immer ernstlicher dachte man an den Frieden.

27. Dec. 1793 verlor Fr. v. Stein ihren Mann, der lange gekrankt hatte; jetzt hätte also Goethe sie heirathen können: sie war 51 J. alt. Ihr Vater, 80 J. alt, war 6. Nov. 1790 gestorben: „er verließ die schöne Welt sehr ungern." „Ich sehe," schreibt sie 5. Aug. 1791 an Lottchen, mit der sie aufs engste befreundet war (ihr Fritz, der 1791—1793 in Jena studirte, war Hausfreund bei Schiller's), „schon eine Weile dem Leben gleichgiltig zu. Recht aufgefallen ist mir bei Durchlesung der Sakontala, daß vor 19 J. bei einem denkenden Menschen das Gefühl schon existirte, sich mit einer Bitte an die Gottheit zu wenden, ihn in diese vergängliche Welt, den Schauplatz der Verbrechen und Strafen, nicht wieder kommen zu lassen."

Jena war indeß durch Reinhold zu einem der wichtigsten Sammelplätze der Kantischen Philosophie gemacht worden; Jünglinge und Männer aus allen Ständen lauschten seinen Offenbarungen. Dazu gehörten ein Baron Herbert aus Klagenfurt, der später Königsberg selbst aufsuchte, und ein junger Arzt aus Nürnberg, Ehrhard. „Er ist," schreibt Schiller 10. April 1791, „der reichste, vielumfassendste Kopf, den ich noch je habe kennen lernen, der nicht nur die Kantische Philosophie aus dem Grunde kennt, sondern durch eigenes Denken ganz neue Blicke darein gethan hat. Er ist Mathematiker, denkender Arzt, Philosoph, voll Wärme für die Kunst, zeichnet ganz vortrefflich und spielt ebenso gut Musik; und doch erst 25 J. alt. Sein Umgang ist geistvoll, sein moralischer Charakter vortrefflich und größtentheils sein eigenes Werk; denn er hatte lange und hat noch mit einem starken Hang zur

Satire zu kämpfen. Die erste Erscheinung kündigt ihn nicht so vortheilhaft an, weil er etwas Decidirtes und Sicheres an sich hat, das man leicht für Prätension auslegt. Er arbeitet an einer größern Schrift, welche der medicinischen Wissenschaft ihre Grenzen abstecken soll. Doch hält er es seinen Kräften und Neigungen für angemessener, im lebendigen Umgang für einen kleinern Cirkel zu wirken." Die „Kritik der praktischen Vernunft" hatte ihn zu feurigen Thränen begeistert, und in ihm eine völlige Wiedergeburt bewirkt. Mai 1791 ging er nach Königsberg, wo ihn Kant sehr liebgewann; er beschreibt ihn als „lauter, fröhlich und geistreich": „warum fügte es das Schicksal nicht, einen Mann, den ich unter allen, die unsere Gegend je besuchten, mir am liebsten zum täglichen Umgang wünschte, mir näher zu bringen?"

Schiller war Jan. 1791 in eine schwere Krankheit verfallen, von der er sich nie wieder erholt hat; sein Leben war fortan ein unausgesetztes Siechthum. Seine Vorlesungen hatte er aufgeben müssen. „Der schreckhafte Anfall," schreibt er 24 Mai aus Rudolstadt, „hat mir innerlich sehr gut gethan; ich habe mehr als einmal dem Tod ins Gesicht gesehn, und mein Muth ist dadurch gestärkt worden. In Augenblicken, wo mich schon die Stimme verlassen hatte, blieb mein Geist heiter." Eine Badereise nach Karlsbad Juli 1791 schaffte ihm einige Linderung; aber seine Mittel waren völlig erschöpft, als sich ihm eine unerwartete Hilfe bot.

Baggesen, geb. 15. Febr. 1764, hatte als dänischer Dichter schon einen sehr bedeutenden Ruf, als er Mai 1789 mit Unterstützung des Prinzen von Augustenburg, begleitet von Fr. Cramer, eine Reise durch Deutschland unternahm. In Eutin schloß er sich enge an Voß, dessen Muse ihm für deutsche Poesie ein Vorbild wurde; in Hamburg an Klopstock, Reimarus, Gerstenberg, Knigge; dann ging er über Göttingen und Mainz nach der Schweiz. In Bern verlobte er sich mit Haller's Enkelin und heirathete sie in Paris. Im Spätsommer 1790 traf er in Jena und Weimar ein, und entwickelte für Schiller und Reinhold glühende Begeisterung. Er war ein leidenschaftlicher Kantianer geworden. Nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, empfing er Juni 1791 mit tiefer Bestürzung die falsche Nachricht von Schiller's Tod: er veranstaltete eine Todtenfeier, und verwandte sich, nachdem das Gerücht widerlegt war, bei zwei edlen Patrioten, dem Herzog von Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann, um eine Unterstützung für den kranken Dichter. Sie erfolgte Dec. 1791 in der würdigsten Weise, in der je ein Geschenk geboten wurde: auf drei Jahre jährlich 1000 Thlr.; für die Abzahlung der drückendsten Schulden hatte Körner schon im Stillen gesorgt. So konnte nun Schiller im folgenden Frühling daran denken, Dresden zu

besuchen. „Wie glücklich hat sich diese mir so schwere Bürde doch gelöst, und nichts fehlt mir jetzt als Gesundheit, um der glücklichste Mensch zu sein."

Als Fr. v. Hardenberg, 19 J. alt, 22. Sept. 1791 Jena verließ, wo er unter Schiller und Reinhold Philosophie studirt, schrieb er an den ersten: „Wen sollte nicht das überschwänglich selige Gefühl, sich von Ihnen wärmer umfaßt zu wissen, für alles entschuldigen? .. Ein Wort von Ihnen wirkte mehr auf mich als Ermahnungen und Beweisgründe; es zündete tausend Funken in mir ... Sie gaben mir den entscheidenden Stoß, der meinen Willen fest bestimmte, und meiner herumirrenden Thätigkeit eine zu meinen Verhältnissen passende Richtung gab. Freilich werde ich mir nicht entbrechen, selbst an der Seite der strengen Göttin, zu deren Priester ich mich an Kopf und Herzen combabisiren lassen soll, noch manchen liebeathmenden Seufzer den glücklicheren Lieblingen der Grazien und Musen zuzuweisen .." — Und an Reinhold: „Wenn ich nur Schiller nenne, welches Heer von Empfindungen lebt in mir auf! Und stört mich dann der nagende Gedanke, daß dieser Mann der Vernichtung nahe war; Schiller, der den begierdelosen Weisen, die wir Geister nennen, den Wunsch abnöthigen könnte, Sterbliche zu werden; dessen sittliche Größe und Schönheit allein eine Welt, deren Bewohner er wäre, vom verdienten Untergang retten könnte; Schiller, der soviel Individualität mit soviel Allgemeinheit, soviel Herzensgüte mit soviel Herzensstärke, soviel System mit soviel Art, soviel Charakter mit soviel Sinn, soviel Größe mit soviel Liebenswürdigkeit vereinigt; endlich einer der seltenen Menschen, denen die Götter das hohe Geheimniß von Angesicht zu Angesicht offenbarten, daß Schönheit und Wahrheit eine und dieselbe Göttin sei: — — wenn, sage ich, dieser Gedanke mich stört, so bebe ich unfreiwillig vor meiner eigenen Existenz zurück ... Wie lebendig wird mir das Angedenken an die Stunde, da ich ihn zum ersten Mal sah, ihn, das Traumbild der seligsten Stunden meines Knabenalters, da ich mit meinem Ideal in der Phantasie vor ihn trat und mein Ideal weit übertroffen erblickte. Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf. Ihm zu gefallen, war mein Dichten und Sinnen Tag und Nacht ... Dies nicht auf Erden Heimische und doch Zufriedene, die gereifteste Frucht der Humanität, die einst in jenen traurigen Tagen mit den Griechen verblühte. Ihm gab das Schicksal die göttliche Gabe, alles, was er berührt, in das reinste Gold des geläutertsten Menschenseins zu verwandeln." — Der spätere Dichter des Ofterdingen ist wohl etwas überschwänglich, aber wenn man sich von Schiller kein schiefes Bild machen will, muß man dergleichen Zeugnisse in Anschlag bringen.

Dem Einfluß Kant's konnte sich fast keiner unter den namhaften Gelehrten der Zeit entziehn. Von großem Interesse sind z. B. Lichtenberg's

Tagebücher, der oft auf eine wunderliche Weise den Ideen des königsberger Philosophen beizukommen suchte; freilich tragen seine Betrachtungen fast durchweg die Farbe seiner immer wachsenden Hypochondrie, und seine Ueberzeugung springt fortwährend wieder in Zweifel über. „Es wäre möglich, daß manche Lehren der Kantischen Philosophie von Niemand ganz verstanden würden, und Jeder glaubte, der Andre verstünde sie besser als er, und sich daher mit einer undeutlichen Einsicht begnügte." „Ich glaube, daß sowie Kant's Anhänger ihren Gegnern immer vorwerfen, sie verstünden ihn nicht, so auch manche glauben, er habe Recht, weil sie ihn verstehn. Seine Vorstellungsart ist neu, und wenn man nun auf einmal Einsicht in dieselbe erlangt, so ist man auch sehr geneigt, sie für wahr zu halten, zumal da sie soviel eifrige Anhänger hat. Die Meisten glauben über der Freude, ein sehr abstractes und dunkel abgefaßtes System zu verstehn, es sei demonstrirt." „Sollte nicht manches von dem, was Kant lehrt, zumal in Rücksicht auf das Sittengesetz, Folge des Alters sein? wo Leidenschaften und Meinungen ihre Kraft verloren haben, und Vernunft allein übrigbleibt. Wenn das menschliche Geschlecht in seiner vollen Kraft, etwa mit dem 40. J. stürbe, was für Folgen würde das haben!" „Kant hat in der Physiologie unsres Gemüths aufgeräumt; aber diese nähere Kenntniß der Muskeln und Nerven wird uns weder bessere Klavierspieler noch bessere Tänzer geben." „Unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des Sprachgebrauchs." In einem Brief an Lichtenberg spricht sich Kant selbst über die pedantische Schulsprache seiner Anhänger sehr mißfällig aus.

Schon galt es als Ehre, Kantianer zu sein, und in der neuen hochklingenden Terminologie die alten Ideen vorzutragen. In Berlin eröffnete 1791 Kiesewetter, der mit ministerieller Unterstützung Kant 1788 selber gehört, seine Vorlesungen für die gebildete Welt, sehr glatt und populär; er wurde der Modephilosoph; der Kreis von Moritz suchte sich wenigstens zu verständigen: Bartoldy, Platner's Schüler, war durch Reinhold bekehrt; Maimon (geb. 1753; Moritz hatte seine Biographie herausgegeben), schrieb ein philosophisches Wörterbuch: ein zersetzendes, haarspaltendes Talent, mit dem Kant selber nicht recht zufrieden war („Juden wollen immer etwas Neues erfinden"). Auch die Universitäten füllten sich mit Kantianern: in Halle Jacob (geb. 1759), ein Moralist, der ein eignes Journal gründete; Tieftrunk (geb. 1766), gebildeter Theolog; später Maaß und Hofbauer. In Tübingen eiferten die Orthodoxen gegen Kant, aber im Stift glühten einige Jünglinge für die neue Lehre, darunter Hegel, Schelling und Hölderlin. Selbst auf katholischen Universitäten regte sich der transcendentale Idealismus.

Von den Gegnern, den alten Wolffianern, waren am thätigsten Eberhard in Halle (der sich einige Jahre darauf durch seine „Synonymik" ein wirkliches Verdienst erwarb; gegen ihn war Kant am heftigsten, weil Eberhard ihm alle Originalität absprach), Platner in Leipzig („Neue Anthropologie", „Aphorismen") und Meiners und Feder in Göttingen. Die berliner Akademie, von Nicolai beeinflußt, stellte die Frage: was hat die Philosophie seit Leibnitz für Fortschritte gemacht? auf welche Kant 1791 einen ziemlich gereizten Bescheid ertheilte. Auch seine Abhandlung „Ueber das Mißlingen aller Theodicee" war gegen die Leibnitzianer gerichtet. Viel kam bei diesen Streitigkeiten mit unproductiven Köpfen nicht heraus; ernst wurde die Bewegung erst, als ein Mann von starkem Willen und tiefem Denken eintrat.

Zu Rammenau, einem Dorfe der Oberlausitz, war Fichte 19. Mai 1762 geboren; der Vater war Bandweber, wie auch der Großvater gewesen; die Familie zahlreich, die Mittel schmal. Früh zeigte der Knabe das Talent, den Inhalt einmal gehörter Predigten zu behalten; ein durchreisender Edelmann, v. Miltitz, wurde auf ihn aufmerksam, und beschloß, sich seiner anzunehmen. Die Mutter, der starke Charakter der Familie, von den Kindern nicht sehr geliebt, willigte erst ein, als die protestantische Erziehung garantirt war. Der achtjährige Knabe wurde erst in den Edelhof gebracht, lernte Französisch und tanzen — worauf er sich später nicht wenig zu gute that — dann wurde er einem Landpfarrer übergeben; endlich, 4. Oct. 1774 kam er nach Schulpforte. Um dieselbe Zeit starb sein Gönner, und er blieb fortan ohne Unterstützung: er hatte das Leben der höhern Stände kennen gelernt, und gelernt sich seiner Armuth zu schämen. — Seine Lieblingslectüre auf den obern Classen waren Lessing's religiöse Streitschriften. — Oct. 1780 kam er nach Jena, Theologie zu studiren; dann nach Leipzig. Er mußte sich durch Privatunterricht erhalten; es gelang ihm nicht, ein Stipendium zu erwerben. Nachdem er in verschiedenen Edelhöfen der Umgegend Hofmeister gewesen, fand er sich 18. Mai 1788 in Leipzig so von allen Mitteln entblößt, daß er im Begriff war zu verzweifeln, da verschaffte ihm sein Gönner Weiße eine Hofmeisterstelle in Zürich.

Aug. 1788 reiste er dahin ab. Bald wurde er mit Lavater und seinem Kreise bekannt; dadurch auch mit Rahn, Klopstock's Jugendfreund und Schwager, der als vermögender Mann ein Haus machte. Seine Tochter Johanna (geb. 15. März 1758, 4 J. älter als Fichte) in Hamburg erzogen, dem Vater leidenschaftlich ergeben, schenkte dem jungen Candidaten ihre Zuneigung; es wurde correspondirt; Fichte's Briefe sind sehr steif und dogmatisch, einzelne Aeußerungen mögen aufgezeichnet werden. „Sie beschämen mich in allem; ich sage es mit Schmerz, daß ich's nicht ändern kann, da ich

ein männliches Geschöpf bin, welches den Kopf immer voll hat, immer voll Projecte und Plane, in einer beständigen Unruhe ist." „Lernen Sie einen verwahrlosten Winkel meines Herzens kennen: einen gewissen Stolz, nie eine Geldverlegenheit merken zu lassen und keine Ausgabe auszuschlagen, und wenn ich es borgen sollte ... In meinen akademischen Jahren drückte mich der herbste Mangel zu Boden, der desto trauriger für mich war, als ich mich desselben bitterlich schämte ... Eine Gabe aus bloßem Mitleid mit Dürftigkeit könnte ich verabscheuen, ja den Geber hassen." .. „Wäre ich jetzt nicht ganz der Ihrige, so wäre ich ein Ungeheuer, das weder Kopf noch Herz, noch Ansprüche auf Glück hätte." —

Seine Hofmeisterstelle gab er März 1790 auf; Rahn versprach ihm Empfehlungen an Herder, Klopstock, Gr. Bernstorf u. A.; Fichte's Idee war, Prinzenerzieher zu werden. „Der Endzweck meines Lebens ist, mir jede Art von Charakterbildung zu geben, die das Schicksal nur irgend erlaubt. Ich forsche dem Gange der Vorsehung in meinem Leben nach, und finde, daß eben dies auch wohl ihr Plan mit mir sein könnte. Ich habe manche Situationen erlebt, manche Rollen gespielt, und im Ganzen gefunden, daß durch alle diese Vorfälle mein Charakter immer bestimmter geworden ist... Mir fehlen manche Eigenschaften, ohne die ich meine Kräfte nie recht brauchen kann, unter andern die, meinem Charakter entgegengesetzte Personen zu behandeln. Sollte die Vorsicht etwa den Plan haben, auch diese Fähigkeiten in mir zu entwickeln? sollte mein Treiben an einen Hof Wink der Vorsicht sein? Und, sollte ich dann durch Drängen in eine kleinere Sphäre, das mir doch nicht natürlich ist, diesen Plan zu vereiteln suchen? — Ich glaube an eine Vorsehung, und ich merke auf ihre Winke. — Ich habe zu einem Gelehrten von Metier so wenig Geschick als möglich. Ich will nicht blos denken, ich will handeln; ich mag am wenigsten über des Kaisers Bart denken. — Wenn Sie sagen, am Hofe wäre kein wahres Glück, so reden Sie aus meiner Seele. Das ist unter dem Monde nirgend, beim Dorfpfarrer ebensowenig als beim Premierminister. Der eine zählt Linsen, der andere Erbsen; das ist der ganze Unterschied. Glück ist nur jenseit des Grabes. Alles auf der Erde ist unbeschreiblich klein, das weiß ich; aber Glück ist auch nicht, was ich suche; ich weiß, ich werde es nie finden."

Als Verlobter, von weit aussehenden Projecten voll, war er 30. März unterwegs; 10. April gab er seine Empfehlungen in Stuttgart ab, einige Zeit darauf in Weimar, bei Herder. Eine Dame versprach ihn zu protegiren, es wurde nichts daraus. 10. Mai war er in Leipzig. Er entwarf den Plan zu einem Journal, vor schlechter Lectüre zu warnen, fand aber keinen Buchhändler. Er nahm Stunden in der Declamation, ein Gegenstand, über den er viel nachgedacht, und für den er schon vor drei Jahren eine

Akademie hatte gründen wollen. „Mein Sinn steht auf Weimar, wo der Hof für dergleichen Dinge viel Sinn hat. Ich habe ziemlich weit aussehende Projecte, denen ich ganz in der Stille entgegenarbeite.“ Nicht für den geistlichen Stand: „verketzert werde ich immer werden, wäre es auch nur wegen meiner ketzerischen Nase; das ist nun einmal gewiß.“ Die Nase war in der That sehr prononcirt, Fichte's Figur war kurz und stämmig.

Nach Hause schrieb er, 20. Juni, kurz und trotzig. „Ich gehe einen Weg, es entweder sehr hoch zu bringen oder ganz zu verlieren, sagt ein hiesiger Professor. Er hat recht; aber ich hoffe das Erstere, und würde das Letztere ertragen. Den gewöhnlichen Weg schleichen, mich auf eine Dorfpfarre setzen kann ich einmal nicht, und Gott, der mir diesen Sinn gab, weiß, daß ich es nicht kann.

Die Projecte wechseln rasch; er versuchte sich auch in Trauerspielen und Novellen. Dem Oberhofprediger Reinhard legte er einen Aufsatz vor, er hoffte auf eine Professur. „Geschieht es nicht,“ schreibt er an seine Braut 1. Aug., „so wird sich doch eine Stelle für mich finden, außer Landes zu gehn. Ich nehme alles, es sei nach Rußland oder nach Spanien, und erwarte dann mein ferneres Glück vom Schicksal oder von meinem Unternehmungsgeist. Uebrigens ist es unbegreiflich, wieviel Projecte mir seit meiner Abreise entweder ganz verunglückt oder ins Stocken gekommen sind. Entweder die Vorsehung behält mir etwas anderes vor, um dessen willen sie mir bis jetzt nichts hat geben wollen; oder sie will meine Kraft durch Verlegenheiten noch mehr stärken und üben. Ich habe fast alles verloren als den Muth.“ — 12. Aug. „Diese Woche scheint eine Zeit der Entscheidung zu sein. Alle meine Projecte bis auf die letzten sind verschwunden.“

Johanna, mit Einstimmung des Vaters, fordert ihn dringend auf, zurückzukehren. „Wie soll ich Dir lohnen!“ antwortet er 5. Sept. „Wird mein ganzes Leben hinreichen, mit allem was ich vermag, der Anhänglichkeit einer so schönen Seele würdig zu werden? Es ist Dir geweiht, Du weißt es; und hiermit weihe ich Dir auch alle meine Projecte und meinen unruhigen Ausbreitungstrieb, und will mein ganzes Leben darauf einschränken, mich von Dir glücklich machen zu lassen, und Dich glücklich zu machen, wenn ich's kann. Ich gebe mich Dir in allem hin, leite Du meine Schicksale, und ich weiß, sie sind wohl geleitet. Nur eine einzige Erinnerung erlaube mir. Ich bin Deiner noch nicht würdig, und wenn auch Du mich dafür hieltest, so werden doch Deine Freunde, Deine Landsleute einen Menschen, der weder Amt noch Ruf hat, Deiner nicht würdig finden. Es wäre auffallend, wenn ich wieder in Zürich erschiene, ohne das Geringste gethan zu haben. — Ich habe vor einiger Zeit eine Arbeit angefangen, die in die höhere Philosophie schlägt ...

Dann erst könnte ich doch nicht ganz mit Unehre erscheinen, wenn ich einige Hoffnung gegeben hätte, daß ich nicht willens wäre, mein Dasein ganz unnütz für die Welt zu verleben."

„Ueberhaupt habe ich vor meinem projectvollen Geist Ruhe gefunden, und danke der Vorsehung, die mich kurz vorher, ehe ich die Vereitelung aller meiner Hoffnungen erfahren sollte, in eine Lage versetzte, sie ruhig und mit Freudigkeit zu ertragen. Ich hatte mich nämlich durch eine Veranlassung, die ein bloßes Ungefähr schien" (er mußte einem Studenten Privatstunden geben), „ganz dem Studium der Kantischen Philosophie hingegeben, einer Philosophie, welche die Einbildungskraft, die bei mir immer sehr mächtig war, zähmt, dem Verstand das Uebergewicht und dem ganzen Geist eine unbegreifliche Erhebung über alle irdischen Dinge giebt. Ich habe eine edlere Moral angenommen, und statt mich mit Dingen außer mir zu beschäftigen, mich mehr mit mir selbst beschäftigt. Das hat mir eine Ruhe gegeben, die ich noch nie empfunden; ich habe bei schwankender äußerer Lage meine seligsten Tage verlebt. — Ich werde dieser Philosophie wenigstens einige Jahre meines Lebens widmen ... Sie ist über alle Vorstellung schwer, und bedarf es wohl, leichter gemacht zu werden ... Die Grundsätze derselben sind freilich kopfbrechende Speculationen, die keinen unmittelbaren Einfluß aufs menschliche Leben haben; aber ihre Folgen sind äußerst wichtig für ein Zeitalter, dessen Moral bis in seine Quellen verdorben ist; und diese Folgen der Welt in einem anschaulichen Licht darzustellen, wäre Verdienst um sie. — Sage Deinem theuern Vater, wir hätten uns bei unseren Untersuchungen über die Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen, so richtig wir auch schlossen, doch geirrt, weil wir aus einem falschen Princip disputirten; ich sei jetzt gänzlich überzeugt, daß der menschliche Wille frei sei, und daß nicht Glückseligkeit der Zweck unsers Daseins sei, sondern nur Glückwürdigkeit. — Auch Dich bitte ich um Verzeihung, daß ich Dich oft durch dergleichen Behauptungen irre geführt habe. Glaube nur hinfort an Dein Gefühl, wenn Du auch die Vernünftler nicht widerlegen könntest. — Wie traurig die Grundsätze sind, die ich ehedem hatte, sehe ich u. a. an dem Beispiel eines mir sehr lieben Freundes, der sie vorlängst von mir annahm, ohne sie ganz zu fassen, und durch sie auf andere geführt wurde, die die meinigen nicht waren und die auch nicht nothwendig daraus folgten. Er ist jetzt nicht glücklich und findet keinen Trost in sich, weil er ein Ungläubiger ist." Diesem Letztern schreibt er: „Die Revolution, die durch die Kritik in meiner ganzen Denkart entstanden ist, ist unbegreiflich. Ihnen besonders bin ich das Geständniß schuldig, daß ich jetzt von ganzem Herzen an die Freiheit des Menschen glaube, und wohl einsehe, daß nur unter dieser Voraussetzung eine Moral möglich ist. Das Sittenverderben ent-

springt großentheils aus dem angenommenen Satz der Nothwendigkeit aller Handlungen. Mich täuschte sonst die scheinbare Consequenz dieses Systems, und so täuscht es vielleicht noch tausend."

„Die etwaige Anlage, die ich zur Beredsamkeit habe, werde ich neben diesem Studium nicht vernachlässigen; ja dies Studium selbst muß dazu beitragen, sie zu veredeln, weil es derselben einen erhabenen Stoff liefert. Nach Vollendung meiner jetzigen Schrift werde ich nichts thun, als eben diese Grundsätze populär und durch Beredsamkeit auf das menschliche Herz wirksam zu machen suchen." „Ich suche völlig Herr über mich selbst zu werden, und lege mir in dieser Absicht etwas auf, was ich nicht gern thue, versage mir etwas, was ich gern gethan hätte, kündige jeder aufkeimenden Leidenschaft, sowie sie sich blicken läßt, den Krieg an, und so werde ich dieser Störer unserer Ruhe immer mehr entledigt."

Im Herbst nahm Fichte doch wieder eine Informatorstelle in Leipzig an, auf ein halbes Jahr; dann wollte er nach Zürich. „Wie werden wohl die Züricher meine Erscheinung aufnehmen? Möchte ich recht gewiß sein, daß ich Niemand in Deiner Familie Anstoß gebe! Wäre es nicht besser, fürs erste die wahre Absicht meiner Rückkehr zu verbergen? . . ." 6. Dec. „Und so, theuerste Erwählte! gebe ich mich Dir feierlich hin, und weihe mich ein, Dein zu sein . . . Ich fühle bei dem Gedanken der großen Pflichten, die ich übernehme, wie klein ich bin. Aber die Größe dieser Pflichten soll mich erheben . . . Ich stehe jetzt an der wichtigsten Begebenheit meines irdischen Lebens, und bewundere die unsichtbare Hand, die mich durch den ersten gefährlichen Theil, durch das Land der Verirrungen leitete. Ich habe wieder wunderbare Spuren der Vorsehung erfahren und die Schwäche meines Verstandes kennen gelernt. Unser Verstand ist eben hinlänglich für die Geschäfte, die wir auf der Erde zu betreiben haben; mit der Geisterwelt kommen wir nur durch unser Gewissen in Berührung. Zu einer Wohnung der Gottheit ist er zu enge; für diese ist nur unser Herz ein würdiges Haus."

1. März 1791. „Mit Ende dieses Monats bin ich frei, und entschlossen zu Dir abzureisen." „Ist es wahr oder ist es ein süßer Traum, daß ich dem einzigen Glück meines Lebens so nahe bin, die herrlichste Seele, die unter allen Seelen für mich auserwählte und vom Schöpfer mir bestimmte Seele zu besitzen! Könnte ich Dir doch meine Empfindungen so heiß hingießen, wie sie in diesem Augenblick meine Brust durchströmen und sie zu zerreißen drohen! Nimm mich hin, theures Mädchen, mit all meinen Fehlern! . . O was bin ich doch bis jetzt für ein Mensch gewesen! Man hat mir einige Male Festigkeit des Charakters nachgesagt, und ich bin eitel genug gewesen, dies für wahr anzunehmen. Welchem Umstand habe ich wohl diese Meinung zu verdanken,

ich, der ich bis jetzt mich immer von den Umständen habe leiten, meine Seele die Farbe der Gegenstände habe annehmen lassen, die mich umgaben? — Mit gewaltigen Ansprüchen an die Welt, die ich nicht würde haben behaupten können, verließ ich Zürich. Meine Hoffnungen scheiterten. Aus Verzweiflung mehr als Geschmack warf ich mich in die Kantische Philosophie, und fand eine Ruhe, die ich wohl am meisten meiner guten Gesundheit und dem Schwunge meiner Phantasie zu verdanken hatte; täuschte mich wohl so sehr, daß ich die erhabenen Gesinnungen, die ich meinem Gedächtniß einprägte, aus mir selbst als in mir einheimisch zu schöpfen glaubte. Die Umstände führten mich zu einer andern, das Herz weniger ausfüllenden Beschäftigung; die veränderte Lebensweise, selbst die Zerstreuungen einer kleinen Reise konnten den so tief gewurzelten Frieden des großen Philosophen stören und mich in eine so fürchterliche Mißlaunigkeit bringen! — Soll ich immer so wie eine Welle hin und her getrieben werden? Nimm Du mich hin, männlichere Seele, und fixire diese Unbeständigkeit!"

Vier Tage darauf, 5. März 1791, erzählt er seinem Bruder die Sache etwas anders: „Rahn liebte und verehrte mich ... Er hatte eine Tochter, die unter seinen Augen aufgewachsen, und von Jugend auf gewohnt war, alles mit den Augen ihres Vaters anzusehn. War es ein Wunder, daß ganz ohne mein Zuthun der Liebling des Vaters auch der der Tochter wurde? Welche Mannsperson ist nicht scharfsinnig genug, Empfindungen der Art bald zu entdecken, die noch dazu mir eben nicht verhehlt wurden? Mein Herz war leer ... Ich ließ mich lieben, ohne es eben zu sehr zu begehren. — Ich reiste ab, nachdem wir einander unbestimmte Versprechungen gemacht und einen beständigen Briefwechsel verabredet hatten. — Dieser Briefwechsel wurde von ihrer Seite immer dringender und zärtlicher. Endlich schrieb sie mir, ich solle, da meine Aussichten scheiterten, zu ihr nach Zürich kommen; das Haus ihres Vaters und ihre Arme ständen mir offen. Ich besann mich in meiner damaligen Stimmung keinen Augenblick, Ja zu sagen. Noch erwartet sie mich im April, und will sich sogleich mit mir verheirathen. Sie ist die edelste, trefflichste Seele; hat Verstand, mehr als ich, und ist dabei sehr liebenswürdig; liebt mich, wie wohl wenig Mannspersonen geliebt worden sind. Sie ist nicht ohne Vermögen, und ich hätte die Aussicht, einige Jahre in Ruhe mein Studiren abzuwarten ... Ich bin fest entschlossen gewesen, den Antrag zu ergreifen ... Aber von einer andern Seite hat eine gewisse Begebenheit wieder meinen ganzen Durst in die Welt hinaus aufgeweckt; ich liebe die Sitten der Schweizer nicht, und würde ungern unter ihnen leben; es ist immer eine gewagte Sache, sich zu verheirathen, ohne ein Amt zu haben; und endlich fühle ich zuviel Kraft und Trieb in mir, um mir durch

eine Verheirathung gleichsam die Flügel abzuschneiden, mich in ein Joch zu fesseln, von dem ich nie wieder loskommen kann, und mich nun so gutwillig zu entschließen, mein Leben als ein Alltagsmensch vollends zu verleben. — Ich bin also seit einiger Zeit sehr unentschlossen, ob ich gehn werde. — Gehe ich aber nicht, so weiß ich nicht, was ich anfangen werde. — Ich darf dann nicht hier bleiben, weil meine Geliebte mich hier zu gut zu finden weiß; weil ich mich der Fortdauer eines Briefwechsels aussetze, der mir sehr beschwerlich werden würde . . ."

Wer sich versucht fühlen sollte, diesen handgreiflichen Widersprüchen gegenüber in eine pharisäische Stimmung zu gerathen, möge sich daran erinnern, daß Wahrheit gegen sich und Andere zwar das höchste Gesetz des Lebens, aber sehr schwer zu erfüllen ist. Freilich war Fichte in dieser Beziehung gegen Andere äußerst strenge. — Ob man es als Milderungs- oder als Erschwerungsgrund betrachten will, daß zwischen die beiden Briefe die Nachricht fällt, Rahn's Vermögensumstände seien unsicher geworden, mag Jedem überlassen bleiben. Die Hauptsache war, daß Fichte sich scheute, als unfertiger Mann zu heirathen.

Man bot ihm eine Hauslehrerstelle in Warschau an, und er reiste 28. April 1791 über Dresden und Breslau dahin ab; unterwegs sah er den alten Vater; mit der Mutter war er völlig zerfallen. Die Stelle in Warschau, wo er 7. Juni ankam, zerschlug sich, weil seine französische Aussprache nicht befriedigte; in der Unschlüssigkeit, was nun zu thun, beschloß er Kant aufzusuchen. 4. Juni stellte er sich in Königsberg ihm vor; er kam ihm mit einer ungestümen Verehrung entgegen, die dem alten Mann schon damals unheimlich gewesen zu sein scheint. An kleinbürgerliche Lebensverhältnisse gewöhnt, verwirrte ihn die revolutionäre Heftigkeit des jungen Philosophen, bei der nicht abzuleugnenden Verwandtschaft mit seinen eigenen Gedanken, und er nahm in Bezug auf die heiligsten Mittheilungen, die jener ihm machte, eine ablehnende Stellung ein. Nicht Jedem gegenüber war er so: Ehrhard, der eben bei ihm war, hatte sein unbedingtes herzliches Vertrauen gewonnen.

18. Aug. schickte ihm Fichte ein rasch hingeschriebenes Manuscript: „Kritik aller Offenbarung"; Kant empfahl ihn an den Hofprediger Schulz, auch seine bedeutenderen Schüler, namentlich Theodor v. Schön, geb. 1770, der schon damals durch die Grundsätze der Kritik die Volkswirthschaft zu beleben suchte, näherten sich Fichte, der gleich ihnen Maurer war.

Aber wovon sollte er leben? Er beschloß zurückzukehren, und bat zu diesem Zweck 2. Sept. Kant um ein kleines Darlehn: er rechtfertigte seinen Schritt und suchte seinen Credit nach Principien der reinen Vernunft zu begründen; Kant lehnte ab, verschaffte ihm aber eine vortheilhafte Hauslehrer-

stelle bei dem Grafen Krokow in der Nähe von Danzig, wo sich Fichte recht wohl befand; zugleich wurde für die „Kritik aller Offenbarung" ein Verleger geschafft. Sie erschien April 1792: eben (5. März) war zu Berlin ein neues geschärftes Censuredict herausgekommen; man ließ zwar noch eine Kantische Abhandlung passiren, „weil doch nur tiefdenkende Gelehrte seine Schriften läsen", eine neue Abhandlung aber wurde im Juni gestrichen.

Kaum war die „Offenbarung" erschienen, so stand in der Jen. Lit. Z.: „Jeder, der nur die kleinsten derjenigen Schriften gelesen, durch welche der Philosoph von Königsberg sich unsterbliche Verdienste um die Menschheit erworben hat, wird sogleich den erhabenen Verfasser jenes Werks erkennen." Gleich darauf erfolgte eine begeisterte Recension (von Niethammer und Huseland), mit „dem feurigsten Dank an den großen Mann, dessen Finger hier überall sichtbar ist". Kant berichtigte 3. Juli, er sei nicht der Verfasser; habe auch keinen Antheil an der Schrift, und nannte Fichte's Namen, der nun für die L. Z. geworben wurde.

Fichte entwickelt die objective Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer Offenbarung; er weist nach, daß das Menschengeschlecht so verwildern konnte, die Idee der Pflicht überhaupt zu verlieren, und daß in diesem Fall Gott unmittelbar in einem auf die Sinne wirkenden Factum (Wunder) auftreten mußte, um es darauf aufmerksam zu machen, daß es überhaupt eine Pflicht gebe, und ihm dann zu überlassen, den Inhalt dieser Pflicht im eignen Gewissen zu suchen. Der Glaube an eine gegebene Offenbarung könne vernunftmäßig nie auf Wunder gegründet sein, und keine Offenbarung könne unsere moralische Erkenntniß materiell erweitern. — Die Schrift ist äußerst scharfsinnig, aber überwiegend formal; weit wichtiger sind die religiösen Aphorismen, die er in jenen Jahren aufgezeichnet hatte.

„Es scheint allgemeines Bedürfniß des Menschen zu sein, in seinem Gott gewisse Eigenschaften zu suchen, die der erste Schritt zur Speculation ihm absprechen muß. Diese wird ihm Gott als ein unveränderliches, keiner Leidenschaft fähiges Wesen zeigen, und sein Herz heischt einen Gott, der sich erbitten lasse, der Mitleid, der Freundschaft suche. Die Religionen vor Jesu, selbst die jüdische, bedienten sich des Anthropomorphismus, um diese Bedürfnisse des Herzens zu befriedigen. In der christlichen Religion wurde das System der Mittlerschaft erreicht. Christus ist zum Gott der Menschen gesetzt: ihm werden diejenigen Eigenschaften zugeschrieben, die das Herz in Gott sucht, ohne daß der Verstand sie findet." — „Es war Grundsatz in allen Religionen, daß Sünde sei, und daß der Sünder nicht anders als nach gewissen Aussöhnungen sich nahen könne. Die christliche Religion setzt diesen Satz als einen Empfindungssatz voraus, ohne sich auf das Wie desselben einzulassen. Ihre

Grundsätze gründen sich mehr auf Empfindungen als auf Ueberzeugungen; sie scheint mehr für das Herz bestimmt als für den Verstand; sie will sich nicht durch Demonstrationen aufdrängen; sie will aus Bedürfniß gesucht sein. Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken." — „Wenn man von diesen Sätzen ausgeht, so erscheint alles in der christlichen Religion in dem richtigsten Zusammenhang; geht man mit seiner Untersuchung über sie hinaus, so verwickelt man sich in unendliche Schwierigkeiten und Widersprüche. Schon Paulus scheint mir in seinem Römerbrief mit seinen subtilen Untersuchungen über die Gnadenwahl die Grenzlinie des Christenthums überschritten zu haben." — Auf speculative Theologie giebt er also nicht viel; dagegen scheint das System des reinen Deismus dem Christenthum nicht zu widersprechen. — „Aber es kann Augenblicke geben, wo das Herz sich an der Speculation rächt, wo es sich zu dem als unerbittlich anerkannten Gott mit heißer Sehnsucht wendet. Im Felde der Speculation scheint ein solcher Mensch unüberwindlich." Mit dieser ungelösten Frage schließt das Fragment.

Viel tiefer drang Kant's „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" in das Wesen der Sache ein. Das Buch erschien April 1793;*) der Anfang, vom radicalen Bösen, war schon Juni 1792 in der Berl. Mon. Schr. veröffentlicht. Das Buch bildet eine Epoche in der Geschichte des Rationalismus.

Schon in der „Kritik der Urtheilskraft" hatte Kant gezeigt, die Natur treibe wohl an, das Göttliche zu suchen, sie könne es aber nicht weisen; die griechischen Götter wie die pantheistische Substanz sind nur anmuthige Verkleidungen der Frage. Dagegen treibt uns die moralische Anlage, uns ein Wesen zu bilden, dem wir Dank, Gehorsam, Liebe, Demuth entgegenbringen können. „Dieser moralische Beweis ist nicht etwa ein neu erfundener. Sobald die Menschen über Recht und Unrecht zu reflectiren anfingen, in einer Zeit, wo sie über die Zweckmäßigkeit der Natur noch gleichgiltig wegsahen, sie nützten, ohne sich dabei etwas Anderes als den gewohnten Lauf der Natur zu denken, mußte sich das Urtheil unvermeidlich einfinden, daß es im Ausgang nimmermehr einerlei sein könne, ob ein Mensch sich gut oder böse verhalten habe. Es ist als ob sie in sich eine Stimme wahrnähmen, es müsse anders zugehn."

„Glaube ist der beharrliche Grundsatz des Gemüths, das, was zur Möglichkeit des höchsten moralischen Endzwecks als Bedingung vorauszusetzen nothwendig ist, um der Verbindlichkeit zu demselben willen als wahr anzu-

*) Nov. 1791 hatte ihm Prof. Stäudlin in Göttingen seine „Ideen" überschickt.

nehmen; er iſt das Vertrauen auf die Erreichung eines Zwecks, deſſen Beförderung Pflicht, deſſen Möglichkeit für uns aber nicht einzuſehn iſt."

Die Moral bedarf keineswegs der Religion, weil ſie, wenn es auf Pflicht ankommt, von allen Zwecken abſtrahiren kann und ſoll; aber ſie führt unumgänglich zur Religion. Der Menſch ſucht etwas, das er lieben könne; das Geſetz kann er nur achten.

Die Baſis des Chriſtenthums, die es mit der Erfahrung des täglichen Lebens, der Geſchichte und der Philoſophie gemein hat, iſt die Einſicht in das radicale Böſe in der menſchlichen Natur. Der Menſch iſt von Natur böſe, d. h., er iſt ſich des moraliſchen Geſetzes bewußt, und hat doch die (gelegentliche) Abweichung von demſelben in ſeine Maxime aufgenommen. Dieſen Satz kann man, als ſubjectiv nothwendig, in jedem, auch dem beſten Menſchen vorausſetzen. Der Grund dieſer Verkehrtheit des Herzens iſt uns unerforſchlich, gerade weil er als Act der Freiheit uns ſelbſt zugerechnet werden muß; man darf dafür auch keinen Zeitурſprung ſuchen. Nicht als ob der Menſch, auch der ärgſte, jemals auf das moraliſche Geſetz völlig Verzicht leiſtete: dieſes drängt ſich ihm vielmehr unwiderſtehlich auf. Er iſt nur böſe, inſofern er die ſittliche Ordnung der Triebfedern umkehrt: das moraliſche Geſetz zwar neben dem der Selbſtliebe in ſeine Maximen aufnimmt, aber die Triebfeder der Selbſtliebe und ihre Neigungen zur Bedingung der Befolgung des moraliſchen Geſetzes macht. Dieſer natürliche Hang zum Böſen iſt als ſolcher durch menſchliche Kräfte nicht zu vertilgen. Es iſt eine gewiſſe Tücke des menſchlichen Herzens, ſich wegen ſeiner eignen Geſinnungen ſelbſt zu betrügen, und wenn nur die Handlungen das Böſe nicht zur Folge haben, das ſie nach ihren Maximen wohl haben konnten, ſich ſeiner Geſinnung wegen nicht zu beunruhigen. Dieſe Unredlichkeit, ſich ſelbſt blauen Dunſt vorzumachen, iſt der faule Fleck unſerer Gattung, welcher, ſolange wir ihn nicht herausbringen, den Keim des Guten hindert, ſich zu entwickeln.

Wie es nun möglich ſei, daß ein natürlicherweiſe böſer Menſch ſich ſelbſt zum guten Menſchen mache, das überſteigt alle unſere Begriffe. Aber ungeachtet jenes Abfalls erſchallt doch das Gebot: wir ſollen beſſere Menſchen werden! unvermindert in unſerer Seele; folglich müſſen wir es auch können, ſollte auch das, was wir thun können, für ſich allein unzureichend ſein, und wir uns dadurch nur eines für uns unerforſchlichen höhern Beiſtands empfänglich machen. Freilich muß vorausgeſetzt werden, daß ein Keim des Guten übriggeblieben. Es iſt die Achtung vor dem Geſetz, die wir nie haben verlieren können; es kommt nur darauf an, ſie in ihrer Reinheit als oberſte Triebfeder wiederherzuſtellen. Das kann nicht durch allmälige Reform, ſondern muß durch eine Revolution in der Geſinnung des Menſchen, durch

eine Aenderung des Herzens bewirkt werden. Die moralische Bildung des Menschen fängt nicht von der Besserung der Sitten, sondern von der Umwandlung der Denkungsart und von Gründung eines Charakters an. Wir können in der sittlichen Ausbildung der anerschaffnen moralischen Anlage nicht von einer uns natürlichen Unschuld den Anfang machen, sondern müssen von der Voraussetzung einer Bösartigkeit der Willkür anheben, und weil der Hang dazu unvertilgbar ist, mit der unabläßigen Gegenwirkung gegen denselben durch das Gefühl der Erhabenheit unserer moralischen Bestimmung.

„Was ist das in uns, wodurch wir, von der Natur durch soviele Bedürfnisse beständig abhängige Wesen, doch zugleich über sie so weit erhoben werden, daß wir sie insgesammt für nichts und uns selbst des Daseins für unwürdig halten, wenn wir ihrem Genuß, der uns doch das Leben allein wünschenswerth machen kann, nachhängen sollten einem Gesetz zuwider, durch welches unsre Vernunft mächtig gebietet, ohne doch dabei weder etwas zu verheißen noch zu drohen? Das Gewicht dieser Frage muß jeder Mensch von der gemeinsten Fähigkeit, der vorher von der Heiligkeit, die in der Idee der Pflicht liegt, belehrt worden, sie aber nicht bis zur Erforschung der Freiheit geführt, innigst *fühlen*; und selbst die Unbegreiflichkeit dieser eine göttliche Abkunft verkündigenden Anlage muß auf das Gemüth bis zur Begeisterung wirken."

„Den Muth auffordern, ist schon zur Hälfte soviel als ihn einlößen, dagegen die faule, sich selbst gänzlich mißtrauende und auf äußere Hilfe harrende kleinmüthige Denkart alle Kräfte des Menschen abspannt, und ihn dieser Hilfe selbst unwürdig macht." Ohne *alles* Vertrauen zu seiner einmal angenommenen Gesinnung würde kaum Beharrlichkeit möglich sein; doch soll man nicht zu sehr vertrauen, sondern seine Seligkeit mit Furcht und Zittern schaffen: ein hartes Wort, das mißverstanden, zur finstersten Schwärmerei treibt.

Was allein eine Welt zum Gegenstand des göttlichen Rathschlusses machen kann, ist die Menschheit in ihrer moralischen Vollkommenheit. Es ist das Wort, durch welches alle Dinge sind; in ihm hat Gott die Welt geliebt. Zu diesem Ideal der moralischen Vollkommenheit, d. h. dem Urbild der sittlichen Gesinnung in ihrer ganzen Lauterkeit, als vom Himmel zu uns herabgekommen, uns zu erheben, ist allgemeine Menschenpflicht. Wir können uns das Ideal der Menschheit nur unter der Idee eines Menschen vorstellen, der alle seine Menschenpflichten erfüllt. Im praktischen Glauben und treuer Hingebung an diesen Sohn Gottes kann der Mensch hoffen, Gott wohlgefällig zu werden. In praktischer Beziehung hat diese Idee ihre Realität vollständig in sich selbst, denn sie liegt in unserer moralisch gesetzgebenden Vernunft. Wir *sollen* ihr gemäß sein, wir müssen es daher auch *können*.

Vollständig kann das Böse nie gebrochen werden; nur seine Gewalt wird getilgt. Der Mensch fing vom Bösen an, und diese Verschuldung ist ihm nie auszulöschen möglich. Am wenigsten kann sie von einem Andern getilgt werden, denn sie ist die allerpersönlichste. Der Ausgang aus der verderbten Gesinnung in die gute ist als das Absterben des alten Menschen an sich schon Aufopferung und Antretung einer langen Reihe von Uebeln des Lebens, die der neue Mensch übernimmt, die aber eigentlich einem andern, dem alten, als Strafe gebührten. Ob er gleich seinem empirischen Charakter nach eben derselbe strafbare Mensch ist, ist er doch als intelligibles Wesen ein anderer geworden.

Weiter zu grübeln, heißt aus den Schranken der Vernunft herausgehn. Die Fragen nach Endlichkeit oder Unendlichkeit des Gerichts sind Kinderfragen. — Wer sich in seiner neuen Gesinnung durch die That fortwährend geprüft und sich vermuthungsweise bewährt gefunden hat, kann vernünftigerweise hoffen, es werde so fortgehn; dagegen der, welcher selbst bei oft versuchtem Vorsatz zum Guten dennoch niemals fand, daß er dabei Stand hielt, der immer ins Böse zurückfiel, oder wohl gar im Fortgang seines Lebens an sich wahrnehmen mußte, aus dem Bösen ins Aergere gleichsam auf einem Abhang immer tiefer gefallen zu sein, vernünftigerweise sich keine Hoffnung machen kann, daß wenn er noch länger hier zu leben hätte oder ihm auch ein künftiges Leben bevorstände, er es besser machen werde, weil er bei solchen Anzeigen das Verderben als in seiner Gesinnung gewurzelt ansehen müßte: und das ist der Blick in ein unabsehliches Elend, d. h. für menschliche Begriffe, in eine unselige Ewigkeit.

Wenn eine moralische Religion gegründet werden soll, so müssen alle Wunder, die die Geschichte mit ihrer Einführung verknüpft, den Glauben an Wunder überhaupt endlich selbst entbehrlich machen: denn es verräth einen sträflichen Grad moralischen Unglaubens, wenn man den Vorschriften der Pflicht, wie sie ursprünglich ins Herz der Menschen durch die Vernunft gelegt sind, anders nicht hinreichende Autorität zugestehn will, als wenn sie noch dazu durch Wunder beglaubigt werden. Es mag sein, daß die Person des Lehrers der absoluten Religion ein Geheimniß, daß sein Leben lauter Wunder, ja gar, daß die Geschichte, welche jene Wunder beglaubigen soll, selbst auch eine Offenbarung sei: so können wir sie insgesammt auf ihrem Werth beruhen lassen, ja auch die Hülle noch ehren, welche gedient hat, jene Lehre öffentlich in Gang zu bringen; wenn wir es nur nicht zum Religionsstück machen, daß Glauben, Nachsagen und Bekennen unbegreiflicher Dinge eine Art sei, Gott wohlgefällig zu werden. — Vernünftige Menschen wollen den Glauben an Wunder nie praktisch aufkommen lassen: sie glauben, was die Theorie betrifft,

daß es dergleichen gebe, in Geschäften aber statuiren sie keine; weise Regierungen räumen ein, daß vor Alters Wunder geschehen seien, neue aber erlauben sie nicht.

Der Mensch soll aus dem Naturzustand herausgehn, um Glied eines ethischen Gemeinwesens zu werden. Dies Reich Gottes kann nur in Form einer Kirche gedacht werden: wehe dem Gesetzgeber, der eine auf ethische Zwecke gerichtete Verfassung durch Zwang bewirken wollte! — Bei der Schwäche der menschlichen Natur geht allemal die Gründung einer Kirche von einem historischen Glauben aus, und dieser wird am besten durch eine heilige Schrift gegründet: ein heiliges Buch erwirbt sich selbst bei denen, die es nicht lesen, und gerade bei diesen am meisten, die größte Achtung, und alles Vernünfteln verschlägt nichts wider den alle Einwürfe niederschlagenden Machtspruch: da steht's geschrieben!

Allein die reine moralische Gesetzgebung, dadurch der Wille Gottes ursprünglich in unser Herz geschrieben ist, ist nicht allein die unumgängliche Bedingung aller wahren Religion, sondern das, was diese selbst eigentlich ausmacht, und wozu die statutarische nur das Beförderungsmittel enthalten kann. Der Kirchenglaube hat zu seinem höchsten Ausleger den reinen Religionsglauben. Lange vor dem Volksglauben lag die Anlage zur moralischen Religion in der menschlichen Vernunft verborgen, wovon zwar die ersten rohen Aeußerungen blos auf gottesdienstlichen Gebrauch ausgingen, und zu diesem Behuf selbst jene angeblichen Offenbarungen veranlaßten, hierdurch aber auch etwas von dem Charakter ihres übersinnlichen Ursprungs selbst in diese Dichtungen, obgleich unvorsätzlich, gelegt haben. Auslegungen derselben nach den Principien der Vernunft kann man also nicht der Unredlichkeit beschuldigen, vorausgesetzt, daß man nicht behaupten will, der Sinn, den wir den Symbolen des Volksglaubens oder auch heiligen Büchern geben, sei von ihnen so beabsichtigt worden, sondern dies dahingestellt sein läßt.

Der allmälige Uebergang des Kirchenglaubens zur Alleinherrschaft des reinen Religionsglaubens ist die Annäherung des Reichs Gottes. Die Hüllen, unter welchen der Embryo sich zuerst zum Menschen bildete, müssen abgelegt werden, wenn er an das Tageslicht treten soll; das Leitband der heiligen Ueberlieferung mit seinen Anhängseln, den Statuten und Observanzen, welches zu seiner Zeit gute Dienste thut, wird nach und nach entbehrlich, ja endlich zur Fessel, wenn er in das Jünglingsalter eintritt. Wenn das Ziel auch nie erreicht wird, so ist es eine Idee, an deren Erfüllung wir fleißig arbeiten sollen: nicht daß der historische Glaube aufhöre, sondern daß er aufhören könne.

Mit diesem historischen Glauben steht der jüdische, der blos ein Inbegriff statutarischer Gesetze war, in keiner wesentlichen Verbindung: erst das Christen-

thum tritt als die Verkündigung einer moralischen Religion auf. Freilich ist die Geschichte desselben, bis auf die Zeit, da es für sich ein gelehrtes Publicum ausmachte, dunkel, es bleibt uns unbekannt, welche Wirkung die Lehre desselben auf seine Religionsgenossen ausübte; und was wir später hören, gereicht ihm keineswegs zur Empfehlung: wenn nicht aus der Stiftung noch immer deutlich genug hervorleuchtete, daß die erste wahre Absicht nur durch den schlimmen Hang der menschlichen Natur verdorben ist. „Fragt man nun: welche Zeit der ganzen bisher bekannten Kirchengeschichte die beste sei? so trage ich kein Bedenken zu sagen: es ist die jetzige!"

Der Glaube an etwas, das wir doch zugleich als heiliges Geheimniß betrachten sollen, steht mit der Vernunft nicht in Widerspruch. So ist die Freiheit als Eigenschaft des Willens kein Geheimniß, weil ihr Erkenntniß Jedermann mitgetheilt werden kann; der uns unerforschliche Grund dieser Eigenschaft aber ist ein Geheimniß. Eben diese Freiheit ist auch allein dasjenige, was, auf das letzte Object der praktischen Vernunft angewandt, uns unvermeidlich auf heilige Geheimnisse führt. Nur was man praktisch ganz wohl verstehn kann, was aber theoretisch alle unsere Begriffe übersteigt, ist ein Geheimniß, das sich für eine Offenbarung eignet.

Religion ist die Erkenntniß aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote. Dazu wird kein assertorisches Wissen, selbst des Daseins Gottes nicht, gefordert, sondern nur die Idee von Gott; theoretisch genügt, daß dieselbe nicht widerlegt werden kann. — Es kann eine Religion die natürliche, gleichwohl aber auch offenbart sein, wenn sie so beschaffen ist, daß die Menschen durch den bloßen Gebrauch ihrer Vernunft auf sie von selbst hätten kommen können und sollen. — Von dem Bösen, das im menschlichen Herzen liegt und von dem Niemand frei ist; von der Unmöglichkeit, durch seinen Lebenswandel sich jemals vor Gott für gerechtfertigt zu halten, und gleichwohl der Nothwendigkeit einer solchen vor ihm giltigen Gerechtigkeit; von der Untauglichkeit des Ersatzmittels für die ermangelnde Rechtschaffenheit durch kirchliche Observanzen und fromme Frohndienste, und dagegen der unerläßlichen Verbindlichkeit, ein neuer Mensch zu werden, kann sich ein Jeder durch seine Vernunft überzeugen, und es gehört zur Religion, sich davon zu überzeugen. — Dieses finden wir auch in dem Neuen Testament, einem von den mancherlei Büchern, die von Religion und Tugend unter dem Credit einer Offenbarung handeln, sehr geeignet als Zwischenmittel zur Erläuterung der Vernunftidee: es mag mit seiner Geschichte stehn wie es wolle. Wollten wir ihm freilich aufs Wort folgen, so müßten wir annehmen: ein jeder Christ müsse ein Jude sein, dessen Messias gekommen ist. Eine Erläuterung ist nothwendig: die allgemeine Menschenvernunft muß als das oberste gebietende Princip anerkannt und geehrt, die

Offenbarungslehre aber, worauf eine Kirche gegründet wird, und die der Gelehrten als Ausleger und Aufbewahrer bedarf, als bloßes aber höchst schätzbares Mittel der Ausbreitung geliebt und cultivirt werden.

Es klingt zwar bedenklich, ist aber keineswegs verwerflich, zu sagen, daß ein jeder Mensch sich einen Gott mache, ja nach moralischen Begriffen machen müsse, um an ihm den, der ihn gemacht hat, zu verehren. Denn auf welcherlei Art auch ein Wesen als Gott von einem Andern bekannt gemacht und beschrieben werden, ja ihm ein solches auch (wenn das möglich ist) selbst erscheinen möchte, so muß er diese Vorstellung doch erst mit seinem Ideal zusammenhalten, um zu urtheilen, ob er befugt sei, es für eine Gottheit zu halten und zu verehren. Aus bloßer Offenbarung, ohne jenen Begriff vorher in seiner Reinheit als Probirstein zum Grunde zu legen, kann es also keine Religion geben, und alle Gottesverehrung würde Idolatrie sein.

Abgötterei ist diejenige Religion, welche sich das höchste Wesen mit Eigenschaften denkt, nach denen noch etwas andres als Moralität die Bedingung sein könne, seinem Willen in dem, was der Mensch zu thun vermag, gemäß zu sein. Alles was außer dem guten Lebenswandel der Mensch noch thun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist Afterdienst. — Wirkungen der Gnade in sich hervorbringen, himmlische Einflüsse in sich wahrnehmen zu wollen, ist Schwärmerei. — Der Wahn, Gottes Rathschlüsse im Einzelnen zu wissen und durch das Bekenntniß derselben sich Gnade erwerben zu wollen, ist ebenso gegen die Religion wie gegen die Vernunft — Wer ist der Ungläubige? der, welcher vertraut, ohne zu wissen, wie das, was er hofft, geschehe? oder der, welcher die Art der Erlösung des Menschen vom Bösen durchaus wissen will, widrigenfalls er alle Hoffnung auf dieselbe aufgiebt? — —

Die Erläuterung der Religion durch die kritische Philosophie war die Wiederaufnahme des reinen Lutherthums, soweit es in einer aufgeklärten Zeit möglich war. Sehr verschieden von dem Naturalismus der Franzosen und dem alten Rationalismus der Wolffischen Schule, welche in der Natur Einheit fanden, ging Kant gleich Luther von der Sünde, dem Glauben und der Wiedergeburt aus. Luther hatte Himmel und Hölle, Sünde und Erlösung in das Herz aufgenommen; Kant führte sie in das Reich der Idee ein. Die französische Aufklärung hob mit dem Wunder auch den Glauben auf; Kant vertiefte vielmehr den Spiritualismus, indem er den Glauben auf sich selbst stellte, und alle Rücksicht auf Zweck, Lohn und Strafe verbannte. Der Gegensatz gegen den alten Glauben zeigt sich namentlich in der Leugnung alles persönlichen Verkehrs mit Gott, in der Geringschätzung des Gebets. Kant drückt sich sehr hart darüber aus.

„Bei dem Gebet ist immer Heuchelei, denn der Betende stellt sich die

Gottheit als etwas vor, das den Sinnen gegeben werden könne, da er doch nur ein Princip der Vernunft ist. Daher schämt man sich, beim Beten überrascht zu werden; daher hört derjenige, welcher große Fortschritte im Guten gemacht, auf zu beten, denn Redlichkeit gehört zu seinen ersten Maximen." Wenn also Kant auf der einen Seite sich gegen die Spinozisten kehrt, bildet er auf der andern den Gegensatz gegen Lavater und seines Gleichen.

Kant's Schüler zogen seinen Rationalismus wieder ins Triviale: es blieb ihnen nur das todte Register der Kategorien, das sie der Unbequemlichkeit des eignen Denkens überhob; die Virtuosität der Analyse, bei Kant aus dem Tiefsten geschöpft, wurde bei ihnen ein leeres Spiel mit fertigen Begriffen. Die Theologen, die auf seine Ideen eingingen, vergaßen, bei der Auslegung der Schrift das Historische vom Symbolischen zu sondern. Gleichwohl erlangten sie die Herrschaft auf den Universitäten.

Der namhafteste von ihnen, Paulus, geb. 1. Sept. 1761 zu Leonberg, eine halbe St. von Stuttgart, stammte aus einer alten Pastorfamilie; die Mutter hatte er früh verloren, der Vater wurde Sept. 1771 wegen schwärmerischer Gesichte abgesetzt (ob absurdas phantasmagoricas visiones divinas cassatus); gegen die Kinder war er von der äußersten Strenge. Die Lieblingslectüre des Knaben waren Siegwart und Sophiens Reise. Seit 1775 auf den Klosterschulen Blaubeuren und Bebenhausen vorgebildet, kam er Dec. 1779 auf die Universität Tübingen, studirte Theologie und nahm nach bestandener Prüfung 1789 eine Hauslehrerstelle an. — Eine Uebersetzung des Hohen Lie- des 1787 ist schon streng rationalistisch: „Der Glaube des Christen ist, wenn wir alles zusammenfassen, die richtigste Anwendung der gebesserten Vernunft in bestmöglicher Betrachtung aller beseligenden Wahrheiten und in thätigster Ausübung aller daraus fließenden Menschenpflichten. Geistige Gottesverehrung und Glaube sind ganz gleich bedeutende Ausdrücke, sowie Gottesverehrung nichts anderes als das Bestreben des Menschen, die edlen Zwecke seines Daseins zu erfüllen. Niemals steht der Glaube des Christen im Gegensatz gegen Vernunft, und nur der unglückseligste Mißverstand konnte diese unwürdige Meinung unterhalten. Christus' Lehre sucht nicht Erstickung des menschlichen Forschungstriebes" u. s. w. — Zum Theil in Folge dieser Schrift erhielt er ein Reisestipendium, und machte sich auf, hauptsächlich um überall die Erziehungsanstalten und die kirchlichen Einrichtungen und Gesetze zu prüfen. Er besuchte Schubart auf dem Hohenasperg, Salzmann in Schnepfenthal; in Weimar (22. Juni) hielt er sich hauptsächlich an Herder, doch wurde er auch bei Wieland und Musäus wohl aufgenommen; in Jena bei Reinhold, Griesbach; in Halle (15. Juli) verehrte er sein Vorbild Semler (jetzt 82 J. alt, † 14. März 1791); dann Eberhard,

Niemeyer, Sprengel; auch Bahrdt trieb noch sein Wesen als Professor. Halle hatte damals 1200 Studenten, noch mehr als Jena. In Leipzig schloß er sich an Platner an; in Berlin (17. Aug. bis 21. Sept.) imponirte ihm besonders Spalding, auch v. Rochow der Kinderfreund erregte seine Aufmerksamkeit. In Göttingen studirte er eifrig; 6. Oct. 1787 bis 17. März 1788, unter der Leitung von Heyne und Käſtner. Dann in Leyden, Oxford, Cambridge, Paris; 14. Nov. 1788 war er wieder in Stuttgart. — 15. April 1789 erhielt er einen Ruf nach Jena, an Stelle des Orientalisten Eichhorn, und heirathete 2. Juni seine Cousine, die er schon als Hofmeister geliebt, wider den Einspruch seines Vaters, aber nach streng moralischer, etwas redseliger Prüfung aller Umstände, 12. Juni eröffnete er in Jena seine exegetischen Vorlesungen, in denen er hauptsächlich auf die klimatischen Unterschiede der Religionsbegriffe und die Wundersucht des Orient aufmerksam machte. Er suchte in den biblischen Geschichten die Thatsachen beizubehalten, aber alle Wunder natürlich auszulegen. Den Studenten war er nicht Kantianer genug, sie hätten auch hebräische Grammatik nach den Kategorien der Quantität, Qualität, Relation und Modalität lernen mögen. Zugleich übernahm er die ganze theologische Kritik in der L. Z., und gründete das „neue Repertorium für Theologie," an dem sich alle namhaften Rationalisten betheiligten. — An seinen Landsmann Schiller schloß er sich sehr innig an; mehr noch Caroline, seine Frau, geb. 14. Sept. 1767, die auch bei Goethe sehr gut angeschrieben war:*) sie schrieb unter dem Namen Eleutheria Holberg mehrere beliebte Romane.

Das epochemachende Werk, in welchem Paulus seine Ueberzeugungen zuerst zusammenfaßte, war der Clavis zum Jesaias, 1793: die Propheten erscheinen darin als kluge Leute, die gut zu combiniren verstanden. Als er Oct. 1793 in die theologische Facultät eintrat, und die symbolischen Bücher beschwören sollte, nahm er Anstand; man fand endlich den Ausweg, daß er vorher eine Rede hielt, in welcher er den Sinn dieser Verpflichtung erläuterte: das Versprechen der Orthodoxie sei nichts anderes, als das Versprechen eines rechtschaffenen Verhaltens bei Untersuchung der Wahrheit. Daneben commentirte er den Spinoza, den er als angemessene Einleitung zum Christenthum betrachtete. Vom eisenacher Consistorium liefen 10. Jan. 1794 heftige Beschwerden ein, Meiningen schloß sich an, Herder suchte zu vermitteln; der Herzog entschied endlich, die ganzen Acten bei Seite zu legen.

*) Als sie einmal ernstlich krank war, schreibt Goethe 19. März 1802: „Die Natur kann nun wieder eine Weile operiren, bis sie ein so neckisches Wesen zum zweiten Mal zusammenbringt."

Schon in den Aushängebogen ſtudirte Schiller die „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ mit großer Befriedigung.*) Fortwährend krank, duldete er doch in ſeinen philoſophiſchen Arbeiten keine Unterbrechung; mehrere junge Magiſter, mit denen er zuſammen ſpeiſte, erleichterten ihm das Verſtändniß. Die Idee eines Epos über Friedrich den Großen hatte er aufgegeben: „ich kann dieſen Charakter nicht lieb gewinnen; er begeiſtert mich nicht genug, die Rieſenarbeit der Idealiſirung an ihm vorzunehmen.“ Dagegen dachte er an Guſtav Adolf; ſeine „Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs“, die das große Verdienſt hat, im gebildeten Publicum die proteſtantiſche Sache hiſtoriſch gerechtfertigt zu haben, ohne doch die nationale Seite der Frage zu überſehn — das Urtheil über Guſtav Adolf's rechtzeitigen Tod iſt ſehr bedeutend — brachte ihm dieſen Stoff näher, mehr noch freilich den Wallenſtein. Einen vaterländiſchen Stoff würde er vorziehn: „kein Schriftſteller, ſo ſehr er auch an Geſinnung Weltbürger ſein mag, wird in der Vorſtellung ſeinem Vaterland entfliehn. „Ein philoſophiſcher Gegenſtand“ (wozu Körner ihm gerathen hatte) „iſt ſchlechterdings für die Poeſie verwerflich, vollends für die, welche ihren Zweck durch Handlung erreichen ſoll.“ Freilich dachte er daran, eine Theodicee zu ſchreiben, die ganz poetiſch ſein ſollte; mehr beſchäftigte ihn der Gedanke einer Aeſthetik in künſtleriſcher Form. So traf ihn W. v. Humboldt, der Jena April 1793 beſuchte, und in dem Menſchen ganz den Idealiſten fand, den er im Dichter ſah. In der Kenntniß der Griechen und der Philoſophen konnte er ihm ſehr behilflich ſein, ſie verabredeten für das nächſte Jahr eine längere Zuſammenkunft.**)

Bei der Reviſion ſeiner Gedichte erlitten namentlich die „Götter Griechenlands“ eine weſentliche Umgeſtaltung; viele Härten wurden geſtrichen, der Schluß gab dem Ganzen eine völlig neue Wendung. „Ja ſie kehrten heim, und alles Schöne, alles Hohe nahmen ſie mit fort, alle Farben, alle Lebenstöne, und uns blieb nur das entſeelte Wort. Aus der Zeitfluth weggeriſſen, ſchweben ſie gerettet auf des Pindus Höhn: was unſterblich im Geſang

*) Um dieſelbe Zeit ſchickte Herder an Jacobi eine Erläuterung der Ausgießung des heiligen Geiſtes; Jacobi fand ſie (7. Dec. 1793) geiſtreich genug: „etwas ſchlüpfrig wird das philologiſche Verfahren wohl allemal, wenn es ſich mehr vornimmt, als nur den Geburtsort der Begriffe, die Anſchauungen, aus denen ſie hervorgingen, zu entdecken. Zu Deinem Pfingſttag kann ich keine Andacht haben, ich bin an Mißmuth und Unglauben ein zweiter Salomo. Und was Deine heilige Kirche betrifft, ſo höre ich zwar auch wohl läuten, weiß aber nicht, wo die Glocke hängt.“

**) „Ich bin jetzt nicht productiv,“ ſchreibt Humboldt an Caroline, „alle meine Pläne ſind von der Art, daß ich froh bin, wenn meine Lebenszeit ſie zu vollenden hinreicht. Indeß vergeht das Leben ſchön und leicht, und mir war's nie um die Werke ſonderlich zu thun.“

soll leben, muß im Leben untergehn." — Schiller bleib insofern auf seinem alten Julianischen Standpunkt, als er behauptet: die griechische poetisch-religiöse Weltanschauung (d. h. dieselbe, welche der Dichter der Freigeisterei, der Resignation und der Freude als Gegensatz gegen den christlichen Spiritualismus postulirt, welche Julius pantheistisch entwickelt, und welche nun die erste flüchtige Lecture der Griechen als etwas einmal wirklich Gewesenes zu bestätigen scheint) — diese Weltanschauung ist schöner als die unsrige. — Aber sie ist noch schöner für uns, als sie für die Griechen war, weil wir mit dem Genuß eines solchen Bildes zugleich den Genuß der Sehnsucht um dieses Bild empfinden, und weil die Ferne es verklärt. Der wahre Genuß des Lebens — auch der Religion — ist nur im Bilde; nur das „Reich der Formen" macht uns glücklich, denn es befreit die Seele und giebt ihr das Gefühl des Erhabenen. Der Dichter hat die Bedeutung des freien Spiels für das ideale Leben der Menschheit erkannt; er hat die Aufgabe der modernen (sentimentalen, romantischen) Kunst und ihre Berechtigung der griechischen gegenüber begriffen.

In dieser Einsicht unterstützte ihn die Kantische Philosophie. In der Abhandlung „über die tragische Kunst" zeigt Schiller die Nothwendigkeit, das Gefühl der Zweckwidrigkeit, das unser Mitleid bedingt, in das einer höhern Zweckmäßigkeit aufzulösen. „Eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal ist immer demüthigend für freie Wesen. Dies ist es, was uns auch in der griechischen Bühne etwas zu wünschen übrigläßt, weil in allen diesen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und für unsere Vernunft ein unaufgelöster Knoten zurückbleibt. Aber auf der höchsten Stufe löst sich auch dieser: wenn die Unzufriedenheit mit dem Schicksal sich in die Ahnung einer teleologischen Verknüpfung der Dinge verliert ... Zu dieser reinen Höhe tragischer Rührung hat sich die griechische Kunst nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch selbst die Philosophie der Griechen ihr so weit voranleuchtete. Der neuen Kunst, welche den Vortheil genießt, von einer geläuterten Philosophie einen reinern Stoff zu empfangen, ist es aufbehalten, auch diese höchste Forderung zu erfüllen. Müssen wir Neuern darauf Verzicht thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, ist der philosophische Genius des Zeitalters der Poesie nicht günstig, so wirkt er weniger nachtheilig auf die tragische Kunst, welche mehr auf dem Sittlichen ruht. Ihr allein ersetzt vielleicht unsere Cultur den Raub, den sie an der Kunst überhaupt verübte."

Das „radicale Böse" gab den Pantheisten — Goethe und Herder — noch ärgern Anstoß als „der kategorische Imperativ": es war der entscheidende Punkt, in dem die beiden Glaubensbekenntnisse auseinandergingen. Freilich hätte der Dichter des Tasso auch etwas vom radicalen Bösen wissen können,

aber für den Anhänger Spinoza's giebt es nur ein relatives Böse, das Weltganze kennt keinen Mißklang. Eine Philosophie dagegen, der Freiheit das Höchste ist, wird den Contrast zwischen Sittengesetz und Naturgesetz so grell ausmalen als möglich. Hier war Schiller mit seiner zugleich poetischen und speculativen Anlage der geeignete Vermittler.

In der Abhandlung „über Anmuth und Würde" (Juni 1793), die der Vorläufer seines größern Werks über Aesthetik sein sollte, bespricht er das Princip des Kantischen Sittengesetzes mit voller Anerkennung, ja mit Begeisterung. „Aber vorgetragen ist die Idee der Pflicht mit einer Härte, die alle Grazien zurückschreckt, und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Ascetik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich der große Weltweise gegen diese Mißdeutung zu verwahren suchte, die seinem freien Geist unter allen die empörendste sein muß, so hat er selbst durch grelle Entgegensetzung der beiden auf den Willen des Menschen wirkenden Principien Anlaß dazu gegeben. Ueber die Sache selbst kann nach den von ihm geführten Beweisen kein Streit mehr sein, und ich wüßte kaum, wie man nicht lieber sein ganzes Menschsein aufgeben, als über diese Angelegenheit ein anderes Resultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber so rein er bei Untersuchung der Wahrheit zu Werke ging, so scheint ihn in Darstellung der gefundenen Wahrheit eine subjective Maxime geleitet zu haben, die aus den Zeitumständen nicht schwer zu erklären ist. Wie er die Moral seiner Zeit vorfand, mußte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moralischen Principien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitcharakter zum Kopfkissen untergelegt; auf der andern ein nicht weniger bedenklicher Perfectionsgrundsatz, der, um eine abstracte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war (Posa). Er richtete also dahin, wo die Gefahr am dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, und machte es sich zum Gesetz, die Sinnlichkeit sowohl da, wo sie mit frecher Stirn dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralisch löblicher Zwecke, worein besonders ein gewisser Ordensgeist sie zu verstecken weiß, ohne Nachsicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrheit zurechtzuweisen; Erschütterung forderte die Cur, nicht Einschmeichelung und Ueberredung, und je härter der Abstich war, den der Grundsatz der Wahrheit mit den herrschenden Maximen machte, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken zu erregen. Aus dem Sanctuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen giebt, die seinen Glanz nicht ertragen."

„Womit aber hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte? Weil oft sehr unreine Neigungen den Namen der Tugend usurpiren, mußte darum auch der uneigennützige Affect in der edelsten Brust verdächtig gemacht werden? .. Mußte schon durch die imperative Form die Menschheit angeklagt und erniedrigt werden? War es bei dieser Form wohl zu vermeiden, daß eine Vorschrift, die der Mensch als Vernunftwesen sich selbst giebt und die dadurch allein mit seinem Freiheitsgefühl verträglich ist, nicht den Schein eines fremden Gesetzes annahm? — Es ist für moralische Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen sich zu haben, die der Mensch ohne Erröthen sich gestehn darf. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, daß er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem Grundsatz der Moral abzuhören: vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er sich demselben, ohne Gefahr, durch ihn mißleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut. Denn das beweist, daß beide Principien in ihm sich schon in derjenigen Uebereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menschheit und dasjenige ist, was man unter einer schönen Seele versteht."

„Es ist dem Menschen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu stiften und mit seiner vollstimmigen ganzen Menschheit zu handeln. Aber diese Charakterschönheit ist blos eine Idee, welcher gemäß zu werden er mit anhaltender Wachsamkeit streben, aber die er bei aller Anstrengung nie ganz erreichen kann." — Und dieser Idee sich zu nähern, giebt es nur ein Mittel: Neigung und Sinnlichkeit so lange unbedingt zu bekämpfen, bis sie sich dem vernünftigen Willen völlig unterworfen haben und mit ihm eins geworden sind. Dann fehlt der Neigung die Würde, dem Willen die Anmuth nicht mehr."

„Ich gestehe gern," erwidert Kant, der die Abhandlung mit Meisterhand geschrieben nannte, „daß ich dem Pflichtbegriff gerade um seiner Würde willen keine Anmuth beigesellen kann. Die Majestät des Gesetzes (gleich dem auf Sinai) flößt Ehrfurcht ein. — Aber die Tugend, d. h. die festgegründete Gesinnung, seine Pflicht genau zu erfüllen, ist in ihren Folgen auch wohlthätig, mehr als alles, was Natur oder Kunst in der Welt leisten mag; und das herrliche Bild der Menschheit, in dieser ihrer Gestalt aufgestellt, verstattet gar wohl die Begleitung der Grazien, die, wenn noch von Pflicht allein die Rede ist, sich in ehrerbietiger Entfernung halten. Nur nach bezwungenen Ungeheuern wird Herkules Musaget, vor welcher Arbeit jene guten Schwestern zurückbeben. Diese Begleiterinnen der Venus Urania sind Buhlschwestern im Gefolge der Venus Dione, sobald sie sich in das Geschäft der Pflichtbestimmung einmischen und die Triebfedern dazu hergeben wollen. — Fragt man

nun, welcherlei ist die ästhetische Beschaffenheit, gleichsam das Temperament der Tugend, muthig, mithin fröhlich, oder ängstlich gebeugt und niedergeschlagen? Es ist kaum eine Antwort nöthig. Die letztere sklavische Gemüthsstimmung kann nie ohne einen verbargenen Haß des Gesetzes stattfinden, und das fröhliche Herz in Befolgung seiner Pflicht (nicht die Behaglichkeit in Anerkennung desselben) ist ein Zeichen der Echtheit tugendhafter Gesinnung, selbst in der Frömmigkeit, die nicht in der Selbstpeinigung des reuigen Sünders (welche sehr zweideutig und gemeiniglich nur innerer Vorwurf ist, wider die Klugheitsregel verstaßen zu haben), sondern im festen Vorsatz es künftig besser zu machen besteht, der durch den guten Fortgang angefeuert eine fröhliche Gemüthsstimmung bewirken muß, ohne welche man nie gewiß ist, das Gute auch liebgewannen, d. h. es in seine Maxime aufgenommen zu haben."

Zur Unterdrückung des „radicalen Bösen" ist allerdings die Zucht des Gesetzes nöthig; aber diese Zucht muß ein Ende nehmen; es ist nicht blos wünschenswerth, sondern nothwendig, daß ein Moment der Wiedergeburt eintritt, der das Gesetz aufhebt. Der kategarische Imperativ muß seiner Aeußerlichkeit sich entkleiden, er muß mit dem Gefühl eins werden; der Mensch muß wieder aus der vollen innern Nothwendigkeit seiner Natur handeln. Dies muß namentlich dem dramatischen Dichter einleuchten: er kann nur solche Charaktere gebrauchen, die in jedem Augenblick so handeln müssen, wie er sie handeln läßt. Nur die unbedingte Gewalt der Natur ist tragisch darstellbar und eines Conflicts mit dem Schicksal fähig, und wenn wir auf die letzten Gründe zurückgehn: nur das (auch dem verdarbenen Menschen eigene) geheime Wohlgefallen am Guten, wenn er es interesselas betrachtet, rechtfertigt die Allgemeingiltigkeit des kategorischen Imperativs.

In den „Annalen" zählt Goethe unter den Gründen, die ihn gegen Schiller verstimmten, auch „Anmuth und Würde" auf. „Die Kantische Philasaphie, welche das Subject sa hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbstständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervarbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten. Gewisse harte Stellen konnte ich direct auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falschen Licht; dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ahne Beziehung auf mich gesagt warden; denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkweisen klaffte nur desta entschiedener." Diese Stellen aufzusuchen, dürfte wohl vam gräßten Interesse sein.

Schiller beschreibt die Vorzüge derjenigen Schönheit, welche durch Freiheit nie gestört wird. „Aber," setzt er hinzu, „als bloßes Naturproduct hat diese ihre bestimmten Perioden der Blüte, der Reife und des Verfalls, und ihr gewöhnliches Ende ist, daß die Masse allmälig über die Form Meister wird und der lebendige Bildungstrieb in dem aufgespeicherten Stoff sich sein eigenes Grab bereitet." — „Etwas Aehnliches geht zuweilen mit dem Genie vor. Nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was nach keiner Vorschrift nachzuahmen und durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, wird das Genie mehr als die erworbene Kraft des Geistes bewundert. Die Günstlinge der Natur werden bei allen ihren Unarten als eine höhere Kaste betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind und daher über alle Wahl hinausliegen. Aber wie es der Schönheit ergeht, wenn sie nicht zeitig Sorge trägt, sich an der Grazie eine Stellvertreterin heranzuziehn, ebenso dem Genie, wenn es sich durch Grundsätze, Geschmack und Wissenschaft zu stärken verabsäumt. War seine ganze Ausstattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht andere als sinnliche Vorzüge ertheilen), so mag es bei Zeiten darauf denken, sich dieses zweideutigen Geschenks durch den einzigen Gebrauch zu versichern, wodurch Naturgaben Besitzungen des Geistes werden können: dadurch, daß es der Materie Form ertheilt; denn der Geist kann nichts als was Form ist sein eigen nennen. Durch keine verhältnißmäßige Kraft der Vernunft beherrscht, wird die wild aufgeschossene üppige Naturkraft über die Freiheit des Verstandes hinauswachsen und sie ersticken. — Die Erfahrung liefert reichlich Belege, besonders an denjenigen Dichtern, die früher berühmt werden, als sie mündig sind, und wo das ganze Talent oft die Jugend ist. Ist aber der kurze Frühling vorbei und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, so sind es schwammige und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte." — Man erschrickt, wenn man an die Möglichkeit denkt, diese Sätze auf Goethe zu deuten. Und doch findet sich keine andere Stelle, und doch empfindet man, daß Goethe's Ahnung nicht ganz auf falscher Fährte ging.

Noch härter sprach sich Schiller aus in dem Aufsatz über die Grenzen beim Gebrauch schöner Formen, der erst Nov. 1795 erschien, aber bereits Oct. 1793 geschrieben war.*) „Es hieße Unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anstrengt, zugleich dem Schöngeist zum leich-

*) In Schwaben, wohin sich Schiller schon lange gesehnt hatte, und wohin er mit seiner Frau 17. Juli 1793 abgereist war. Bis zum 15. Sept. hielt er sich in Heilbronn auf, dann zog er nach Ludwigsburg; der „alte Herodes" starb während

ten Spiel dienen sollte. Es ist bedenklich, dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Wo der Geschmack der alleinige Richter ist, wird man gleichgiltig gegen die Realität der Dinge und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung. Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bei solchen Ständen und in solchen Cirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Garve hat in seiner „Vergleichung bürgerlicher und adeliger Sitten" unter den Prärogativen des adeligen Jünglings auch die frühzeitige Competenz desselben zum Umgang mit der großen Welt angeführt, von welchem der bürgerliche schon durch seine Geburt ausgeschlossen ist. Ob dieses Vorrecht auch in Absicht auf die innere Bildung des adeligen Jünglings Gewinn heißen könne, bezweifle ich. Wenn es freilich bei der Einrichtung bleiben soll, daß der Bürgerliche arbeitet und der Adelige repräsentirt, so kann man kein passenderes Mittel dazu wählen, als diesen Unterschied in der Erziehung; aber ich zweifle, ob der Adelige sich eine solche Theilung immer gefallen lassen wird. — Größer noch als die Nachtheile, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten ästhetischen Forderungen für das Denken und für die Einsicht erwachsen, sind eben diese Anmaßungen des Geschmacks, wenn sie den Willen zu ihrem Gegenstand haben. Belletristische Willkür im Denken verfinstert den Verstand; eben diese Willkür auf Maximen des Willens angewandt, verdirbt das Herz. Und zu diesem gefahrvollen Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung den Menschen, sobald er sich dem Schönheitsgefühl ausschließend anvertraut. — Die moralische Bestimmung des Menschen fordert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluß sinnlicher Antriebe, und der Geschmack arbeitet ohne Unterlaß daran, das Band zwischen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Dadurch bewirkt er zwar, daß die Begierden sich veredeln, aber selbst daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entstehn. Dafür nämlich, daß bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiel sich nach Gesetzen richtet, und daß der Sinn sich gefallen läßt, nicht ohne Beistimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, in dem Ernst ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten, und nicht ohne Beistimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens wird un-

seiner Anwesenheit. Auch seine Schwägerin Caroline und W v. Wolzogen fanden sich dort ein. — Mit Fr. v. Kalb war schon Mai 1793 ein freundliches Verhältniß wiederhergestellt.

vermerkt als ein Contract angesehn, der den einen Theil nur so lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die zufällige Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als nothwendige Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet. Wie viele giebt es nicht, die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elend preiszugeben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen! Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden giebt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu trotzen, und manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus und vernünftiger als die Vernunft sein will. Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbniß fähig, vor welcher der rohe Naturſohn gesichert ist. Selbst der edelste Affect des Menschen, die Liebe, weiß sophistisch die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, als eine Anregung der Selbstliebe verächtlich zu machen und unsere sittliche Würde als ein Bestandstück unserer Glückseligkeit vorzustellen, welche zu veräußern in unserer Willkür stehe. Ist unser Charakter nicht durch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln bei allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft, und über unsere Selbstliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir ihr verächtliches Opfer sind. — Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht die Pflicht nie von Angesicht, weil seine geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer anticipiren, und keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitssinn regiert, wird er zu Grabe gehn, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren und da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen."

Einer Aufforderung des Gr. Bernstorf folgend, begab sich Lavater Mai 1793 nach Kopenhagen. Pfenninger war im vergangenen Jahr gestorben, mit Häseli (jetzt in Dessau) hatte er sich überworfen; desto freundschaftlicher correspondirte er mit Reinhold. Als er Ende des Monats in Weimar und Jena ankam, führte ihn der Letztere bei Wieland ein; auch Herder sah er. Kant erklärte er für den größten Denker seiner Zeit und für einen der größten Menschen aller Zeiten: nur auf der höchsten Höhe, die ein

Sterblicher zu erreichen vermag, könne man solche Wahrheiten entdecken, wie Kant in der Kritik der Urtheilskraft. — Goethe, noch im Lager vor Mainz, schrieb an Herder: „Ich habe meinen Genius verehrt, daß er mich unterwegs sowohl als in Weimar den Propheten nicht antreffen ließ. Die Welt ist groß; laßt ihn liegen drin! — Wo sich dieses Gezücht hinwendet, kann man immer voraus wissen: auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß ist ihre Nase wie auf eine Wünschelruthe gerichtet. Er hofirt der herrschenden Philosophie schon lange. Dagegen hat auch Kant seinen philosophischen Mantel, nachdem er ein langes Menschenleben gebraucht, ihn von mancherlei sudelhaften Vorurtheilen zu reinigen, freventlich mit dem Schandfleck des radicalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen." Und an Jacobi: „Lavater hat unterwegs den Philosophen des Tages gehuldigt. Dafür werden sie ihm ja auch gelegentlich die Wunder durch eine Hinterthür in die Wohnung des gesunden Menschenverstandes wieder hereinlassen. Er versteht sein Handwerk, und weiß, mit wem er sich zu alliiren hat. Uebrigens ist, wie bekannt, alles erlaubt, damit der Name des Herrn verherrlicht werde. Er hat auch in Weimar spionirt, unser entschiedenes Heidenthum hat ihn aber, sowie das allgemeine Mißtrauen, bald verscheucht." — Mit besonderer Begeisterung sprach Lavater von der Herzogin Luise.

In seinem Reisetagebuch wird erzählt „von einem spottreichen, genialen Freigeist, der oft große Blicke auf Christenthum und Evangelium hatte, die gewöhnlichen Freigeister bitter haßte, und mehr noch die deïstisirenden Theologen; der von dem Christenthum als von einem großen antiken Tempel sprach (den er zwar zu besuchen jetzt weder Lust noch Bedürfniß habe), der schlechterdings nicht auseinandergelegt, sondern als ein harmonisch groß gebauter Tempel angenommen werden müsse; oder auch als eine uralte Epopöe ... Ein tiefer Menschenkenner habe von diesem Mann geweissagt: dieser Saulus wird noch ein Paulus; der Herr scheint ihn berührt zu haben, und wen er einmal berührt, den läßt er nicht mehr." —

Reinhold schrieb ihm nach seiner Abreise: „Seitdem die Kritik der reinen Vernunft mich in Stand gesetzt, das Wahre wie das Falsche im Naturalismus und im Supranaturalismus zu suchen und zu finden, sah ich in Ihnen einen Mann, mit dem ich in der Hauptsache wie mit Wenigen einverstanden bin; den ich nur solange mißverstanden habe, als ich das Eine was Noth ist nach unrichtigen Begriffen dachte; das er wohl noch durch unrichtige Begriffe von entgegengesetzter Art denkt, aber durch die richtigsten Gefühle wie nur äußerst wenige kennt; den Mann, dessen theoretische Vernunft zwar durch eine übermächtige Phantasie unterjocht, aber dessen so gewaltige Phantasie in jedem Fall, wo es auf Maximen des Wollens, aufs Handeln ankommt, durch

die gesundeste praktische Vernunft beherrscht wird, in dessen veredelter Schwärmerei ein heilsames Gegengift gegen den unedlen Kaltsinn der Afterphilosophie bereitet ist, und der in einem Zeitalter, das den Eigennutz sogar zum Princip der Sittenlehre erhoben hat, und keine Realität, die sich nicht mit Händen greifen läßt, anerkennen will, den der Humanität so wesentlichen Respect für das Unsichtbare zu predigen, zu beleben und zu verbreiten gesandt ist." — Wir kamen überein, daß die Gottheit in einem uns schlechterdings unzugänglichen Licht wohne, daß wir den Unterschied zwischen dem uns unbegreiflichen Wesen der Natur und dem ebenso unbegreiflichen Wesen der Gottheit nur durch einen Glauben erreichen können, dessen vornehmster Inhalt und Gegenstand die personificirte Heiligkeit der Humanität ist als das Mittelwesen zwischen Gott und uns, in welchem wir das Einzige, was uns von der Gottheit zu begreifen möglich ist, das Sittengesetz als Willen der Gottheit und zugleich als Charakter der Humanität geoffenbart antreffen."

Durch seine Verbindungen in Kopenhagen bewirkte Lavater die Berufung Reinhold's nach Kiel; Reinhold nahm für Ostern des folgenden Jahres an. — Lavater berührte auch Eutin, wo Voß und Stolberg im Ganzen freundlich miteinander verkehrten, obgleich der Letztere sich über den Deismus und die intolerante Toleranz des Freundes nicht selten bitter beklagte. Nach Lavater's Abreise (30. Juli) kam die Fürstin Galizin an; ihr Einfluß auf Stolberg war nicht ungünstig, sie gewöhnte ihn an einen einfachen Haushalt; Voß fand sie angenehm und natürlich, nahm aber doch an ihren katholischen Gebräuchen Anstoß. Gleichzeitig zeigten sich Büsch aus Hamburg, Ebert aus Braunschweig, Reichardt aus Halle; später die Gebrüder Droste, die einen geweihten Stein mitbrachten. Wenn mit ihnen Stolberg sich in die Mysterien der katholischen Kirche vertiefte, so stand er auf der andern Seite in Verdacht, zu den Herrnhutern zu neigen.

23. Aug. 1793 war Lavater wieder in Zürich. Vor ihm, im Juli, nach längerm Aufenthalt in Jena, war Baggesen angekommen, der seine Frau nach Bern führte. Auch Fichte war dort. — Als anerkannter Schriftsteller glaubte Fichte nun um so mehr die Hand seiner Geliebten annehmen zu dürfen, da die Vermögensverhältnisse derselben sich wieder geklärt hatten. „Welche Seligkeit bereitest Du mir Unwürdigen!" schrieb er aus Danzig 5. März, nachdem er seine Hauslehrerstelle aufgegeben. „Geuß, Du edle Seele! eine gehaltene Ruhe in mein stürmendes Herz unter der kalten Stirn, geuß Sanftheit und herzgewinnende Milde in meinen Feuereifer für die Veredlung meines Brüdergeschlechts. — Ich habe große, glühende Projecte, nicht für mich. Mein Stolz ist der, meinen Platz in der Menschheit durch Thaten zu bezahlen, an meine Existenz in die Ewigkeit hinaus für die Mensch-

heit und für die Geisterwelt Folgen zu knüpfen. Was ich in der bürgerlichen Welt sein werde, weiß ich nicht. Werde ich statt des unmittelbaren Thuns zum Reden verurtheilt, so ist meine Neigung, daß es lieber auf einer Kanzel als auf einem Katheder sei.... Ach ich bin als Gelehrter so vielen Versuchungen ausgesetzt und oft in einzelnen Augenblicken so sehr schwach — denn ich muß es Dir sagen, ich habe mir fest vorgenommen, ein rechtschaffener Mann im ganzen Sinn des Worts zu sein. Ich weiß, daß Dein Herz die Tugend nicht minder liebt als das meinige, aber Dein Geist ist nüchterner und weniger stürmisch; Du wirst oft nöthig haben, Wasser in mein Feuer zu gießen.... Leite mich die Hand des Weltregierers wie vorher! Und könnte sie mich anders als wohl leiten, da mich eins seiner vollkommensten Geschöpfe sein Schicksal mit dem meinigen zu vereinigen würdigt? ... Nur der Augenblick, da ich mich Dir ganz hingeben und sagen werde, ich will nicht mehr mein, ich will ganz Dein sein, wie es ein Sterblicher einer Sterblichen sein kann! nur er ist's, auf welchen ich jetzt lebe, um dessen willen ich noch leben mag."

Nach einigem Aufenthalt in Berlin (März, April) reiste Fichte zu Fuß nach Zürich, wo er 16. Juni ankam. Die Reise hatte ihm gut gethan. „Schon einigemal ist das Ungeheuer Hypochonderie mir auf den Fersen gefolgt, ich weiß nun aus Erfahrung, wovor es flieht: strenge, angreifende Arbeit, und nach der Arbeit wieder lebhafte Zerstreuung, starke Fußreisen u. s. w." Er meldete nun seinen Eltern, auch Johanna's Oheim Klopstock seine Verlobung: „dem Einzigen, der im frühesten Knabenalter meinem Auge die erste Thräne der Rührung entlockte, der zuerst den Sinn für's Erhabene, die einzige Triebfeder meiner sittlichen Güte, in wir weckte!"

Die Hochzeit fand 22. Oct. statt; Fichte machte mit seiner Frau eine Reise nach der französischen Schweiz, wo er viel mit Baggesen und Fernow*) verkehrte. Beide waren mit Reinhold und durch ihn mit Lavater befreundet. Sie besuchten ihn 6. Dec. in Zürich und brachten ihn zu Pestalozzi. Beim Abschied schrieb ihm Fernow ins Stammbuch: „Gott sprach:

*) Fernow, Sohn eines armen uckermärkischen Bauern, geb. 19. Nov. 1763, war als fünfjähriger Knabe von einem jungen Fräulein auf ein Gut genommen, und wuchs dort unter sehr angenehmen Verhältnissen bis zum 12. J. auf; dann kam er als Copist zu einem Notar nach Pasewalk, wo es ihm schlecht ging, bis ein Gelehrter ihm seine Bibliothek öffnete. Leider schnitt er aus dessen Sammlung die Kupferstiche aus, entwich, als es entdeckt wurde, auf das Gut seiner Beschützerin. 14. J. alt gab man ihn zu einem Apotheker nach Anclam. Um den Werbern zu entgehn — er war ein hübscher, wohlgewachsener junger Mann, ging er nach Lübeck, 1786 wieder in die Apotheke. Dort lernte er den Maler Carstens kennen, und wurde von ihm zur Kunstliebe angeregt; er hatte einiges Talent zum Portraitiren, außerdem ging er

es werde Licht! und es ward — Kantiſche Philoſophie!“ *) Fichte blieb bei Peſtalozzi, deſſen Erziehungsſyſtem ihm aufs Aeußerſte imponirte: die Menſchheit durch principielle Umſchaffung des Geiſtes zu verjüngen, erſchien ihm als die höchſte Aufgabe der Zeit.

Wenn die kleinbürgerlichen Verhältniſſe in Zürich ihn anwiderten, ſo verfehlte doch der Aufenthalt in einer Republik ſeine Wirkung nicht. Die „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürſten Europa's, die ſie bisher unterdrückten; Heliopolis, im letzten Jahr der alten Finſterniß“, ſtimmt einen hohen Ton an, obgleich die Geſinnung nicht revolutionär iſt. „Das Elend der Menſchheit wird verbeſſert, entweder durch gewaltſame Sprünge oder durch allmäliges Fortſchreiten. Durch gewaltſame Umwälzungen kann ein Volk während eines halben Jahrhunderts weiter vorwärts kommen, als es in zehn gekommen wäre; aber dieſes halbe Jahrhundert iſt elend und mühevoll; es kann ebenſo weit zurückkommen und in die Barbarei des vorigen Jahrhunderts zurückgeworfen werden. Revolutionen ſind ſtets ein Wagſtück: gelingen ſie, ſo iſt der errungene Sieg des ausgeſtandenen Ungemachs wohl werth; mißlingen ſie, ſo drängt ihr euch durch Elend zu größerm Elend hindurch.“ Sicherer iſt allmäliges Fortſchreiten zur größern Aufklärung. Hemmt man aber dieſe, ſo „bricht der zurückgehaltene Gang der Natur gewaltſam durch und vernichtet alles, was ihm im Wege ſteht, die Menſchheit rächt ſich auf das grauſamſte an ihren Unterdrückern.“ — Es folgt eine heftige Declamation gegen die Erbärmlichkeit der meiſten Fürſten, wobei diejenigen ausgenommen werden, welche dies Buch nicht verbieten; eine Deduction der unveräußerlichen Menſchenrechte, und ein Nachweis, daß ein Vertragsbruch von Seiten der Fürſten auch den Vertragsbruch von Seiten des Volks rechtfertige. Die Greuel der Revolution ſeien nicht Früchte der Denkfreiheit, ſondern Folgen der vorhergehenden langen Geiſtesſklaverei. Das ſeien die ſchlimmſten Feinde der Fürſten, die ſie verführten, ſich für Götter zu halten. „Wißt ihr, wem unſere tiefe Verbeugung, unſer unterwürfiger Ton gilt? Dem Repräſentanten der Geſellſchaft, nicht euch. Bekleidet einen Mann von Stroh mit eurer königlichen Kleidung, und wir werden nichts vermiſſen.“

viel ins Theater und ſchrieb Prologe. Als Carſtens 1788 nach Berlin ging, nahm Fernow ſeinen Aufenthalt erſt in Ratzeburg, dann in Ludwigsluſt; lebte von Stunden, Portraits und Verſen. Die Liebe zu einer jungen Dame führte ihn nach Weimar, und als die dortigen Pläne mißglückten, nach Jena, wo er Reinhold's eifriger Schüler wurde.

*) Baggeſen und Fernow reiſten nach Wien, wo ſie 1. Jan. 1794 ankamen. Von Baron Herbert unterſtützt, gelangte Fernow 29. Sept. nach Rom, wo er ſich an Carſtens anſchloß.

Sept. 1793 schrieb Kant gegen den Grundsatz: „das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis!“ Er forderte die Freiheit jedes Gliedes der bürgerlichen Gesellschaft als Mensch, seine Selbstständigkeit als Bürger und die Gleichheit vor dem Recht; er verlangte, daß die oberste Macht in der Gesetzgebung die Richtung auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft festhalte und den rechtlichen Zustand gegen äußere und innere Feinde sicher stelle. Er behauptete aber, daß alle Widersetzlichkeit gegen die oberste gesetzgebende Macht, alle Rebellion das höchste Verbrechen im Gemeinwesen wäre, weil es dessen Grundvesten zerstöre, und er behauptete es unbedingt.

Anders Fichte im ersten „Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution“, der, gegen die Politiker Rehberg und Brandes gerichtet, in demselben Monat erschien, anonym. Bei Uebersendung desselben an Kant schreibt er: „mein Plan in Absicht des Naturrechts, des Staatsrechts, der Staatsweisheitslehre geht ins Weitere, und ich kann leicht ein halbes Leben zur Ausführung desselben bedürfen.“ „Dinge sind zum Gespräch des Tages geworden, an die man sicher nicht dachte. Unterhaltungen über Menschenrechte, über Freiheit und Gleichheit, über die Heiligkeit der Verträge lösen zuweilen in glänzenden und glanzlosen Cirkeln die Gespräche von neuen Moden und alten Abenteuern ab. Man fängt an zu lernen.“ Aber er warnt davor, die neu gewonnenen Grundsätze gegen die bestehenden Staaten anzuwenden. „Daß die Verfassung der meisten nicht nur höchst fehlerhaft, sondern auch höchst ungerecht sei, und daß unveräußerliche Menschenrechte in ihnen gekränkt werden, davon bin ich freilich innigst überzeugt. Aber es läßt sich gegen sie vor der Hand nichts weiter thun, als ihnen zu schenken, was wir uns mit Gewalt nicht dürfen nehmen lassen; uns selbst aber Erkenntniß und Liebe der Gerechtigkeit zu erwerben und möglichst zu verbreiten. Mündigkeit der Freiheit muß von unten herauf kommen; die Befreiung kann ohne Unordnung nur von oben herunter kommen.“

Die Frage: welches ist der Endzweck der Staatsverbindung? hängt von der Beantwortung folgender ab: welches ist der Endzweck jedes Einzelnen? Die Antwort muß sich auf das Sittengesetz gründen, nicht auf die Empirie. — „Rousseau, den ihr noch einen Träumer nennt, indeß seine Träume unter euern Augen in Erfüllung gehn, verfuhr viel zu schonend mit euch, ihr Empiriker! Unter euern Augen hat der menschliche Geist ein Werk vollbracht, das ihr für die unmöglichste aller Unmöglichkeiten würdet erklärt haben, wenn ihr fähig gewesen wäret, die Idee desselben zu fassen: er hat sich selbst ausgemessen. Ihr werdet noch oft nöthig haben, euch die Augen zu reiben, um euch zu überzeugen, ob ihr recht seht, wenn wieder eine eurer Unmöglichkeiten

wirklich geworden ist. Was wollt ihr doch mit eurer Erfahrung? Stellt sie uns etwas anderes dar, als Kinder, gefesselte und Alltagsmenschen? Habt ihr den goldnen Flügel des Genius je rauschen gehört? habt ihr je ein kräftiges Ich will! eurer Seele zugeherrscht, und das Resultat desselben trotz aller Hindernisse hingestellt? — Der Mensch kann, was er soll; und wenn er sagt: ich kann nicht! so will er nicht."

Die Empiriker spotten über die Idee des Contract social. „Freilich sieht man es unsern Staatsverfassungen, und allen Staatsverfassungen, die die bisherige Geschichte kennt, an, daß ihre Bildung nicht das Werk einer verständigen Berathschlagung, sondern ein Wurf des Ungefähr oder der gewaltsamen Unterdrückung war. Daß aber rechtmäßigerweise eine bürgerliche Gesellschaft sich auf nichts anderes gründen könne als auf einen Vertrag zwischen ihren Mitgliedern, und daß der Staat gegen das erste Recht der Menschheit sündige, wenn er nicht wenigstens hinterher die Einwilligung jedes einzelnen Mitglieds sucht, ist dem schwächsten Kopf darzuthun. — Um den Grund der Verbindlichkeit der Verträge zu entdecken, muß man den Menschen im Naturstand denken, von keinen äußern Verträgen gebunden, blos unter dem Gesetz seiner Natur, d. h. dem Sittengesetz stehend. Wenn auch ein solcher Naturstand in der wirklichen Welt nicht anzutreffen wäre — wer heißt euch denn unsere Ideen in der wirklichen Welt suchen? — Leider ist er nicht da; er sollte dasein. Keinen unter uns hat der Staat um seine Einwilligung gefragt; er hätte es thun sollen. — Ein fremder Wille verbindet nie." — „Es ist ein unveräußerliches Recht des Menschen, auch einseitig, sobald er will, jeden seiner Verträge aufzuheben; Unabänderlichkeit und ewige Giltigkeit irgend eines Vertrags ist der härteste Verstoß gegen das Recht der Menschheit an sich. — Jeder hat das Recht, aus dem Staat zu treten, sobald er will. Kann es aber Einer, so können es Mehrere. Diese stehn nun gegen einander und gegen den Staat, den sie verließen, unter dem bloßen Naturrecht. Wollen sie unter sich einen neuen Bürgervertrag auf beliebige Bedingungen schließen, so haben sie dazu das Recht. So ist ein neuer Staat entstanden: die zur Zeit nur noch einen Theil umfassende Revolution ist vollendet. Zu jeder Revolution gehört die Lossagung vom ehemaligen Vertrag und die Vereinigung durch einen neuen. Beides ist rechtmäßig, mithin auch jede Revolution, in der beides auf die gesetzmäßige Art, d. h. aus freiem Willen geschieht."

„Ihr sagt: da uneingeschränkte Monarchien sein sollen, so muß sich das menschliche Geschlecht schon eine ungeheure Menge von Uebeln gefallen lassen. Wir antworten: da sich das menschliche Geschlecht diese ungeheure Menge von Uebeln nicht gefallen lassen will, so sollen keine uneingeschränkten Monarchien sein. Ich weiß, daß ihr eure Folgerungen durch stehende Heere, durch schweres

Geschütz, durch Fesseln und Festungsstrafe unterstützt; aber sie scheinen mir darum nicht die gründlicheren." Freilich hat die allen Monarchien einwohnende Tendenz, „nach Innen uneingeschränkte Alleinherrschaft, nach Außen Universalmonarchie", mittelbar viel Gutes gewirkt. „Das Reiben des mannigfaltigen Räderwerks dieser künstlichen politischen Maschine von Europa erhielt die Thätigkeit des Menschengeschlechts immer in Athem. Es war ein ewiger Kampf streitender Kräfte von Innen und von Außen." „Die Betrachtung dieses mannigfaltigen Spiels kann dem denkenden Beobachter eine erweckende Gemüthsergötzung geben, aber befriedigen kann es den Weisen nicht."

Die Schäden der Militärverfassung werden mit Bitterkeit hervorgehoben.*) Im zweiten Heft geht es gegen die Aristokratie, hautpsächlich gegen das sentimentale Mitleid, welches der Philister dem herabgekommenen Adel zollt. „Unser Zeitalter ist im Ganzen weit empfindlicher gegen die Bedürfnisse der Meinung als gegen die der Natur; ein großes Heer unserer Bedürfnisse sind einzig Producte der Einbildungskraft." Es folgt eine Geschichte des Adels, nach constructiver Methode, sehr ausführlich, nicht gerade aus der Tiefe geschöpft. — Noch leidenschaftlicher sind die Angriffe gegen die Kirche. „Ich sage nicht, daß alle Stifter oder Erweiterer des kirchlichen Systems die Absicht, durch boshafte Mittel die Gewissen der Menschen zu unterjochen, sich immer deutlich gemacht haben. Nein: ängstlich gewissenhafte, schon vorher in Schrecken versetzte Gemüther gingen, vom Instinct geleitet, mit sich selbst den Weg, den sie nachher mit andern einschlugen; sie täuschten erst sich selbst, ehe sie andere täuschten. Eine Ungereimtheit, die nicht aufgegeben, sondern aus Angst und Furcht geglaubt werden muß, führt zu unzähligen, und je scharfsinniger der gewissenhafte Grübler ist, eine desto reichlichere Ausbeute von Träumen wird

*) Weniger Beifall wird finden, was unmittelbar darauf folgt. „Fast durch alle Länder von Europa verbreitet sich ein mächtiger Staat, der mit allen übrigen im beständigen Krieg steht, auf den Haß des ganzen menschlichen Geschlechts aufgebaut: das Judenthum. Wir sehen, daß in einem Staat, wo der unumschränkte König mir meine väterliche Hütte nicht nehmen darf, der erste Jude, dem es gefällt, mich ungestraft ausplündert. Ihr könnt es nicht leugnen, und redet zuckersüße Worte von Toleranz und Menschenrechten und Bürgerrechten! Fällt euch denn nicht ein, daß die Juden, welche ohne euch Bürger eines Staats sind, der fester und gewaltiger ist als die eurigen alle, wenn ihr ihnen auch noch das Bürgerrecht in euern Staaten gebt, eure übrigen Bürger völlig unter die Füße treten werden? Den Juden Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich kein Mittel als das, in einer Nacht ihnen allen die Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee sei. Um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich wieder kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land zu erobern und sie alle dahin zu schicken. — Wohl weiß ich, daß man vor verschiedenen gelehrten Tribunalen eher die ganze Sittlichkeit und ihr heiligstes Product, die Religion, angreifen darf als die jüdische Nation."

er aus dem Land der Chimären zurückbringen. — Aber unsern heutigen Eiferern für die Aufrechthaltung ihres reinen Glaubens, die großentheils nicht mit derselben Ehrlichkeit eifern, muß ich eine Lehre geben. Wenn sie ihren Glauben dadurch zu behaupten suchen, daß sie etwa die abenteuerlichsten Sätze aufgeben, um ihn der Vernunft näher zu bringen, so ergreifen sie ein Mittel, das gegen ihren Zweck läuft. Sie erregen durch dies Nachgeben den Gedanken, daß wohl auch im Beibehaltenen Dinge sein könnten, die mit der Zeit würden aufgegeben werden. Indem sie ferner das System abkürzen und es von einem Theil seines Wunderbaren entkleiden, erleichtern sie die Uebersicht und Prüfung desselben. — Geht den umgekehrten Weg! jede Ungereimtheit, die in Anspruch genommen wird, beweist kühn durch eine andere, die etwas größer ist; es braucht einige Zeit, ehe der erschrockene menschliche Geist zu sich selbst kommt, und mit dem neuen Phantom, das anfangs seine Augen blendete, sich bekannt genug macht, um es in der Nähe zu untersuchen; läuft es Gefahr, so spendet ihr aus dem unerschöpflichen Schatz eurer Ungereimtheiten ein neues; die vorige Geschichte wiederholt sich, und so geht es fort bis an's Ende der Tage. Nur laßt den menschlichen Geist nicht zum kalten Besinnen kommen! nur laßt seinen Glauben nie ungeübt! und dann trotzt den Pforten der Hölle, daß sie eure Herrschaft überwältigen." — Mit der Auflösung der Kirche nimmt es Fichte sehr leicht. „Jeder kann der Kirche den Gehorsam aufkündigen, sobald er will. Sobald er ihr den Glauben kündigt, ist sie für ihn vernichtet; und was nicht ist, dessen Rechte könne nicht verletzt werden. Jeder, der aus der Kirche tritt, hat das Recht, sein Eigenthum, das dieselbe besitzt, zurückzufordern." So auch die Gesammtheit, der Staat. —

Es konnte Fichte nicht entgehn, daß sich Kant zu solchen Ansichten schwerlich bekennen werde. Das sittliche Gesetz und das Gesetz der Geschichte lagen bei diesem auseinander: die Geschichte erfüllt ihren Zweck durch eine gewisse List, ohne den Willen der Individuen; das Sittengesetz hat mit dem Zweck nichts zu thun, und der Einzelne hat sich nur an das Gewissen zu halten. Das Gewissen ist im Wesentlichen nur verbietend. Zum Schluß der „Religion" wird der Grundsatz aufgestellt: „man soll nichts auf die Gefahr wagen, daß es unrecht sei". „Ob eine Handlung überhaupt recht oder oder unrecht sei, darüber urtheilt der Verstand, nicht das Gewissen. Es ist auch nicht schlechthin nothwendig, von allen möglichen Handlungen zu wissen, ob sie recht oder unrecht sind. Aber von der, die ich unternehmen will, muß ich nicht allein urtheilen und meinen, sondern auch gewiß sein, daß sie nicht unrecht sei." Mit dieser Negation ließ sich Fichte nicht genügen. Er nahm den Zweck in das Sittengesetz, die Geschichte in das Gewissen auf: der Einzelne hat einzustehn für den Fortgang des Ganzen.

Noch andere Punkte des kritischen Systems gewannen für ihn ein anderes Licht, theils durch Jacobi's Schriften, theils durch Schulze's*) „Aenesidem" (1792), der die Waffen des Skepticismus gegen die Kritik wandte und das unmittelbare sinnliche Bewußtsein wiederherzustellen suchte. Das Buch machte auf Fichte einen großen Eindruck. „Es hat mich eine geraume Zeit verwirrt, Reinhold bei mir gestürzt, Kant mir verdächtig gemacht und mein ganzes System von Grund aus umgestürzt. Unter freiem Himmel wohnen geht nicht! Es half also nichts, es mußte wieder aufgebaut werden. Freuen Sie Sich, ich habe ein neues Fundament entdeckt, aus welchem sich die gesammte Philosophie sehr leicht entwickeln läßt. Kant hat die richtige Philosophie, aber nur in ihren Resultaten, nicht nach ihren Gründen. Dieser einzige Denker wird mir immer wunderbarer; ich glaube, er hat einen Genius, der ihm die Wahrheit offenbart, ohne ihm die Gründe derselben zu zeigen!"

„Unter vier Augen," schreibt er 6. Oct. 1793 an Prof. Niethammer in Jena, „bekenne ich Ihnen, daß ich mit dem jetzigen Zustand der kritischen Philosophie schlecht zufrieden bin. Meiner innigen Ueberzeugung nach hat Kant die Wahrheit blos angedeutet, aber weder dargestellt noch bewiesen. Dieser wunderbar einzige Mann hat entweder ein Divinationsvermögen der Wahrheit, ohne sich ihrer Gründe selbst bewußt zu sein, oder er hat sein Zeitalter nicht hoch genug geschätzt, um sie ihm mitzutheilen; oder er hat sich gescheut, bei seinem Leben die übermenschliche Verehrung an sich zu reißen, die ihm über kurz oder lang doch zu Theil werden mußte. Noch keiner hat ihn verstanden; die es am meisten glauben, am wenigsten; keiner wird ihn verstehn, der nicht auf seinem eignen Wege zu Kant's Resultaten kommen wird, und dann wird die Welt erst staunen. — Kant stützt das Sittengesetz auf eine Thatsache ... Es giebt nur eine ursprüngliche Thatsache des menschlichen Geistes, welche die allgemeine Philosophie und die theoretische und praktische, ihre zwei Zweige, begründet. Kant weiß sie gewiß, aber er hat sie nirgend gesagt; wer sie finden wird, wird Philosophie als Wissenschaft darstellen. Der Erfinder wird keiner von denen sein, welche geeilt haben, ihr System nach dem Studium der bloßen Kritik der reinen Vernunft abzuschließen; und ich fürchte, daß keiner von diesen ihn je verstehn wird."

Das Buch über die Revolution war in der L. Z. günstig besprochen, Fichte hatte durch Baggesen's Vermittelung mit Reinhold einen zärtlichen Briefwechsel und ein förmliches Freundschaftsbündniß angeknüpft; Dec. 1793

*) Geb. 1761, Prof. in Helmstädt, später in Göttingen, wo er 1794 Feder's Tochter heirathete.

erging an ihn die Anfrage, ob er nicht Reinhold's Nachfolger werden wolle. Es waren hauptſächlich Geh. Rath Voigt und Huſeland, welche alle Bedenken beſeitigten: „Ich habe erklärt," ſchreibt der Letztere an Fichte, „daß Sie die demokratiſche Partei nur in Rückſicht des Rechts und ganz in abstracto in Schutz nähmen, daß bei den Vorleſungen wenig von dieſen Fragen die Rede ſein würde, und daß Sie Mäßigung, Kälte und Klugheit genug hätten, unnütze und am unrechten Ort angebrachte Aeußerungen zu vermeiden." „Wahr iſt es," ſchreibt Böttiger, „daß Ihr Ruf nach Jena überall großes Aufſehen erregt." Gleichwohl wurde die Sache in Richtigkeit gebracht. „Fichte," ſchreibt Voigt 20. Febr. 1794 an Huſeland, „will ſogleich derb auftreten, um ſich ſeines Rufs würdig zu machen; er will drei oder vier Semeſter ſo fortfahren ohne zu verreiſen; er will ſein neues Syſtem während ſeiner Vorleſungen noch umbilden u. ſ. w. So werden wir alſo im Beſitz der neueſten Philoſophie bleiben und das Vorſtellungsvermögen noch höher hinauf abſtrahiren ... Er will ſich ganz beſonders an Sie halten; benutzen Sie das Zutrauen und helfen Sie, daß er die Politik, als eine dankloſe Speculation, bei Seite läßt."

Vor ſeinem Abgang aus Zürich trug Fichte den Entwurf ſeines neuen Syſtems in einer Privatvorleſung vor Lavater und andern züricher Notabilitäten vor; der Erſtere ſchrieb ihm am Schluß, 25. April 1794, das Denkblatt: „Heller, ſchärfer und tiefer denken, mehr umfaſſen; richtiger und ſicherer prüfen, beſtimmter alles bezeichnen, noch nie Ausgeſprochenes zur klaren Anſchaubarkeit bringen, die Kräfte des menſchlichen Geiſtes mehr bewundern .... dies ſollt' ich noch von dem ſchärfſten Denker, den ich kenne, gelernt haben. Lebenslang danke ich ihm dafür als Schüler, Freund und Mitmenſch."

29. März 1794 reiſte Reinhold nach Kiel ab; ſeine Zuhörer in Jena, geführt durch Erich v. Berger, den Sohn eines däniſchen Generals (geb. 1772), einen ſtrebſamen Jüngling, überreichten ihm ein Abſchiedsgedicht; er hinterließ ihnen einen Sendſchreiben, in dem er ſie vor den Schlingen der Sophiſtik warnte, ſie zur Tugend ermahnte, und die echte Philoſophie als Quelle aller geſunden Moral und Religion darſtellte. Gleich nach ſeiner Ankunft in Kiel (wo z. B. Baggeſen ſein College war) richtete er unter den Studenten ein Ehrengericht ein, und gründete eine Geſellſchaft zur Förderung tugendhafter Geſinnungen, für die er auch im übrigen Deutſchland warb.

14. April erſchien in Berlin ein Ediet, daß alle Aufklärer, die gegen die frühern Verordnungen gehandelt, künftig ohne Rückſicht als Widerſpenſtige belangt werden ſollten. 14. Sept. wurde verordnet, daß alle neu anzuſtellenden Lehrer ſich verpflichten müßten, dem durch die ſymboliſchen Bücher feſtge-

festen Kirchenglauben in ihren Vorträgen treu anzuhängen. Kant (eben hatte er eine vortreffliche Satire „das Ende aller Dinge" veröffentlicht) erhielt 12. Oct. eine Cabinetsordre, die ihn wegen Herabwürdigung christlicher Lehren zur Verantwortung zog, und ihm unter Androhung allerhöchster Ungnade verbot, dergleichen Schriften zu veröffentlichen. In einer übrigens sehr würdigen Antwort versprach er „als Sr. Majestät getreuester Unterthan" (der 71 j. Greis dachte doch vorsichtig an den Fall, den König zu überleben!) über Religion überhaupt nichts mehr drucken zu lassen. Die Zahl der Anhänger (Thibaut aus Göttingen z. B. hielt sich 1793 1 J. in Königsberg auf) und Gegner hatte sich immer vermehrt; unter dem Titel „Geschichte eines dicken Mannes" schrieb 1794 Nicolai eine läppische Spottschrift gegen den transcendentalen Idealismus.

Seine Beklommenheit dieser neuen Philosophie gegenüber sprach Jacobi in dem „Sendschreiben an Erhard D." aus, in der 2. Ausg. des „Allwill" 1792. — Er verstehe nicht die Befriedigung, mit der man sich mit dem negativen Resultat, man könne über die höchsten Fragen nichts wissen, beruhige. Freilich seien es nur Träume und Schatten, die auf das Höchste deuten. „Denn wo ist Dasein und Leben in sich, wo ist Freiheit? Wahrlich nur jenseit der Natur! Innerhalb der Natur ist alles unendlich mehr im andern als in sich, und Freiheit nur im Tode." — „Ich habe mich hieran oft bis zur Verzweiflung versucht, und jedesmal nur ein neues Räthsel, das Räthsel meiner unheilbaren Unwissenheit erbeutet. Könnte der Mensch seine Ansprüche an wirkliches Dasein fahren lassen, längst hätte ich die meinigen, über all den hart abschlägigen Antworten, die von der Natur, von der Geschichte, von meiner Vernunft mir und meinem Herzen zu Theil wurden, aufgegeben. Je mehr wir lernen, desto weniger begreifen wir; desto betroffener stehn wir zwischen Himmel und Erde da; desto verlegener in uns selbst! — Ganz so unwissend, wie ich Dir sage, bin ich. Unwissend in einem Maß, daß ich den bloßen Zweifler verachten darf! — Dennoch, weit entfernt, mit dieser überschwenglichen Unwissenheit mich zu brüsten; sie zu verwechseln mit der Wahrheit, deren Verheißung ich im Busen trage; ihr, von Hochmuth trunken, Tempel und Altäre zu weihen, und die sinnloseste aller Abgöttereien aufzurichten: demüthigt mich vielmehr ihr Bewußtsein bis zu einer Schwermuth, die sich zwar mit keinem Hohn verträgt; wohl aber zum Lachen halber Wisser und Nichtwisser sagen möchte: du bist toll!" — „Nur soviel ist Gutes am Menschen, nur insoweit ist er sich und andern etwas werth, als er Fähigkeit zu ahnen und zu glauben hat. Es liegt in der Natur des endlichen, nur mittelbar d. h. sinnlich erkennenden Wesens, daß ihm Wahrheit, daß ihm eigentliches Dasein und Leben so wenig ganz aufgedeckt als ganz verborgen

sein kann. — Sympathie mit dem unsichtbaren Wirklichen, Lebendigen und Wahren ist Glaube." —

In einem andern Aufsatz (Febr. 1793), der später als „zerstreute Ergießungen eines einsamen Denkers" in den Horen abgedruckt wurde, suchte er sich mit der öffentlichen Meinung zu verständigen. „Wir sind geneigt, die Gewalt der Meinung aus der Menge der Meinenden zu erklären, die Meinung selbst aber als etwas an sich Leeres zu verachten. Der oft schnelle Wechsel der Meinungen und der sonderbare Umstand, daß sich die gedankenlosesten gewöhnlich als die hartnäckigsten beweisen, scheint das Urtheil, welches die Meinungen überhaupt in die Classe der Gespenster setzt, zu rechtfertigen. — Aber von den Meinungen, die einmal gewaltig waren, ist nicht eine ein bloßes Gespenst gewesen. Die ursprüngliche Energie der Meinung ist die Energie des Lebens selbst. Daß jeder Mensch in dem, was ihm Wahrheit ist, sein Leben hat, darin hat die Gewalt der Meinung ihren Ursprung. — Mehr oder minder zufällig ist die Verknüpfung der Vorstellungen, Urtheile und Begriffe in allen Menschen, weswegen auch nie ein Mensch durchaus einerlei Meinung mit einem andern Menschen werden kann. Die stärkste dieser Verknüpfungen ist diejenige, welche aus früher und langer Gewöhnung entstanden ist. Eine auf diese Weise eingepflanzte Denkungsart kann die ungereimteste von der Welt sein, und darum nicht im geringsten weniger Nachdruck beweisen, wenn die Meinung nur lebendig ist; denn in unsrer eigenthümlichen, lebendigen Meinung, sie sei beschaffen wie sie wolle, erkennen wir uns, sie allein macht uns unser Dasein wahr und wirklich. — Ein vollkommener Irrthum, eine durchaus sinnlose Gewohnheit, eine ganz und gar ungereimte Meinung oder Maxime sind unmögliche Dinge. Jeder Glaube, wie verkehrt er in der Folge auch erscheinen mag, ist bei seinem Ursprung ein wahrer Glaube, d. h. ein nothwendiges Resultat der Verhältnisse gewesen, worin jene Menschen, bei denen er entstand, sich gegen Gott, Welt und Mitmenschen befanden."

„Ganz und rein kann der Mensch die Wahrheit nicht empfangen; er sieht sie nur im Bilde, in einem Bilde, das ihm gleich ist. Laßt uns keine ihrer Erscheinungen verachten! aber auch keine so verehren, als wäre sie in eigner Gestalt die Wahrheit, die hier ganz und ein für allemal erschienen wäre. — Diese oder jene einzelne Sprache kann geschickter als die andere sein, den Geist des Menschen außer ihm darzustellen; aber keine kann zu der Vollkommenheit gelangen, daß sie das Todte und Tödtende des Buchstabens nicht mehr an sich hätte. Dieser ist und bleibt, wie alles Körperliche, in sich finster und leblos. Wenn es sich nun mit dieser unmittelbarsten und geistigsten der Formen und Einsetzungen so verhält: wie nicht ebenso mit allen an-

dern? wie nicht auch mit den Formen und Einsetzungen positiver Religionen und Gesetzgebungen? — Alle Formen haben Nothwendigkeit des Princips und Zufälligkeit der Ausbildung mit einander gemein, und sie unterscheiden sich in ihren Zufälligkeiten von einander wie die verschiednen Sprachen. — Das Gute und Wahre in jeder Verwandlung, welche sie auf Erden leiden, zu erkennen, und keine dieser Umbildungen für das wesentliche Wahre und das wesentliche Gute selbst zu halten; weder zu glauben, daß sie gegenwärtig hier oder da leibhaftig vorhanden sind, noch zu hoffen, daß sie je auf dieser Welt leibhaftig da sein werden; je aufhören werden Geist zu sein, um lauter Fleisch und Bein, das jeder greifen kann, um durch und durch Buchstabe zu werden: — o daß wir alle einmal von dieser Weisheit erfüllt sein möchten!"

„Entziehe dem Gesetz, der Angewöhnung, dem Vorurtheil das Leben, das sie von dem Trieb, der sich so gestaltet hatte, nahmen, und sie werden Schatten und verschwinden. Die lebendige Hand entzieht sich einer todten, die sie nicht mehr braucht; der Trieb dem Gesetz, das seiner veränderten Richtung nicht mehr gemäß ist. Selten plötzlich und auf einmal; denn die Macht der Gewohnheit ist wie die Macht der Triebe, sie ist ihre todte Hand, und sie ist stark wie der Tod. Aber keine übergebliebene ganz leere Gewohnheit kann sich gegen aufkeimende neue Sitte lange erhalten; keine todte Anstalt gegen lebendige Angriffe bestehn."

„Blicke umher, was siehst Du? Lauter Gestalten, aus denen der Bildungstrieb, der sie hervorbrachte, entwichen ist. Sie bewegen sich noch, aber sie athmen nicht mehr. Anderswo ist die Seele, die ehemals sie belebte, und wirkt neue Gestalten. Werden jene hohlen Masken der Entflohenen nachjagen, sie einholen, sie wieder erobern können? Sie vermissen sie ja nicht einmal! — Wenn Alles untergeht und Neues aufkommt, so entsteht eine andere Mischung von Wahrheit und Irrthum, von Gutem und Bösem. Die beste Mischung — wer kann sie bestimmen? es wäre ungereimt, es nur zu wollen. — Leider, eine sehr blutig gewordene Schwärmerei unsers Zeitalters! — Zuverlässig aber ist dies eine: daß der Mensch nur in dem, was er für wahr hält, leben, nur mit dem, was ihm gerecht scheint, Friede halten kann. Der Tod widersteht ihm weniger als das Ungereimte. Jener droht ihm nur, wie etwas außer ihm, äußerliche Zerstörung; dieses will ihn in ihm selbst, im Innersten des Lebens tödten."

„Es giebt," schreibt er um diese Zeit, „nur zwei wesentlich von einander verschiedene Philosophien: Platonismus und Spinozismus. Zwischen diesen beiden Geistern kann man wählen, d. h. man kann ergriffen werden von dem einen oder von dem andern, so daß man ihm allein anhängen, ihn allein für

den Geist der Wahrheit halten muß. Was hier entscheidet, ist des Menschen ganzes Gemüth. Zwischen beiden sein Herz zu theilen, ist unmöglich; noch unmöglicher, sie wirklich zu vereinigen. Wo der Schein des letzteren entsteht, da betrügt die Sprache, da ist Doppelzüngigkeit."

12. Jan. 1794 schickte Jacobi eine umgearbeitete Ausgabe seines „Woldemar" mit einer zärtlichen Widmung an Goethe, welche den frühern Ekel des alten Freundes an der ersten Ausgabe zu rechtfertigen schien. Aber es war die alte Quälerei, und Goethe konnte sich nicht entschließen, seine Meinung zu ändern. Desto begeisterter sprachen sich Lavater und Claudius über das „unsterbliche Werk" aus; auch Herder fand darin, abgesehn von ein paar „delicaten Punkten" eine „Summe alter und neuer Weisheit"; Stolberg vermißte den „warmen belebenden Hauch des Christenthums." „Ich sehe in der Bibel zwei Hauptvorstellungen, um welche sich alles dreht: beständige und unmittelbare Beziehung auf Gott, und Hinblick auf Christum als der Menschheit Haupt und einzigen Wiederhersteller. Alle Fäden der Geschichte des Menschengeschlechts werden vereinigt in diesem Punkt. Ihm setzt die Auferstehung Christi das Siegel Gottes auf, und das ist unsere Magna Charta. Wem das Siegel unverletzt bleibt, der kann jeden Faden zurückleiten bis zum Urgewebe in Gottes Hand; nimm das Siegel, alles fällt auseinander: Du staunst über den Bruchstücken einer ungeheuern Mosaikarbeit, die nun kein ganzes Gemälde ausmacht, und doch in ihren Theilen welchen Meister verräth! .. Tertullian hatte die Kühnheit zu behaupten, er wolle Jesu Lehre abschworen, wofern nicht jeder Christ, vor ein Götzenbild geführt, den einwohnenden Teufel zwingen würde, zu bekennen, daß er ein Teufel sei. Das war ohne Zweifel eine große Vermessenheit, aber jene Verheißung Christi hat sich seit 18 J. bewährt und wird sich bewähren bis ans Ende der Tage; sie allein macht die Annahme des Glaubens zur Pflicht ... Unsere ganze Religion ist Mystik. Nimm ihr diese, sie zerfällt. Daher sie denn auch subjectiv bei all den saubern Lehrern schon längst zerfallen ist, welche sie auf Moral einschränken wollen."

Jacobi dagegen: „Ich halte alle Theologien nach ihrem mystischen Theil für gleich wahr, nach ihrem dogmatischen für gleich irrig, wenn auch nicht für gleich verderblich. Die verschiedenen Glaubenslehren verhalten sich zur Gottesfurcht und Tugend, wie sich die verschiedenen Staatsverfassungen zum Princip der Geselligkeit verhalten, dessen Dasein und Nichtdasein sie zugleich voraussetzen, und an diesem Widerspruch ihr Wesen haben."

Danach gestaltete sich auch ihr Verhältniß zur Fürstin Galizin anders. „Heb' o Geliebte!" singt Stolberg sie an, „heb' o Gesegnete des Herrn, auf deinen Schwingen zur ewigen Sonne, heb' o Geliebte mich empor!" Da-

gegen Jacobi, der sie April 1794 in Münster besuchte: „Ich fand sie, wie ich sie immer gefunden habe, gespannt, zudringlich, buchstäbelnd, ohne wahre Einfalt und Ruhe, und höchst unzuverlässig in allem was sie erzählt. Ihre Vorurtheile täuschen sie auf eine mir unbegreifliche Weise, verderben ihr Auge, Ohr und Zunge. Das Schmollen hat sie abgelegt, dafür ist sie hetzender geworden und hat die Gicht des Mönchsthums in allen Gliedern ... Trotzdem liebe, bewundere und verehre ich sie unaussprechlich: es ist eine unermeßliche Fülle in ihr von Schönheit und Größe, sie hat ein wahrhaft fürstliches Gemüth, und jede Grazie steht ihr zur Seite, wenn sie nur winkt."

Den Franzosen zu entgehn, die gegen Düsseldorf vorrückten, siedelte Jacobi Oct. 1794 nach Hamburg über, wo er an Klopstock, Claudius, Schröder, den Reimarus, und den gräflichen Familien Reventlow und Schimmelmann eine ihm angemessene etwas kindisch gemüthvolle Geselligkeit fand. K. F. Cramer (42 J. alt), der Regierung schon lange als Demokrat verhaßt, war eben Landes verwiesen und etablirte sich in Paris, Gerstenberg, ganz Kantianer, schrieb eine „Theorie der Kategorien". Mit Voß, Claudius, Reinhold, Baggesen u. s. w. kam Jacobi, der seinen Aufenthalt zwischen Wandsbeck, Eutin u. s. w. theilte, in lebendigste Berührung; wichtiger war ihm das Verhältniß zu Weimar und Jena, wo inzwischen eine große Umwandlung eingetreten war.

Der erste deutsche Dichter, der in den Rang der Classiker aufgenommen wurde, war Wieland. Der unternehmende Buchhändler Göschen in Leipzig veranstaltete eine Gesammtausgabe, die so prachtvoll ausgestattet wurde, daß sie leicht die Deutschen in den Ruf eines reichen Volks bringen konnte; der verbesserte „Agathon" stand an der Spitze. Der Dichter war 61 J. alt. In der Vorrede (18. Mai 1794) erklärte Wieland, er habe seine schriftstellerische Laufbahn, die beinahe ein halbes Jahrhundert umfasse, begonnen, als eben die Morgenröthe unserer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden angefangen, er verlasse sie, wie es scheine, mit ihrem Untergang. Ein Recensent nannte die Ausgabe „ein herrliches Monument, das typographische Kunst dem großen Dichter errichtet, welchem, insofern man alle Dichtertalente zusammen in die Wagschale legte, kein noch so verdienter Mitbewerber das Uebergewicht streitig machen dürfte". Zur Einweihung gab ihm Juli 1794 der Verleger in Dresden und Leipzig ein großes Fest, wobei der Dichter dem Kurfürsten von Sachsen vorgestellt wurde. Seine Tochter So-

phie ſchickte er mit Baggeſen nach Zürich, wo ſie im April d. f. J. Geßner's Sohn heirathete.

Gleichzeitig veranſtaltete Göſchen eine Prachtausgabe der Klopſtock'ſchen Oden. Klopſtock — 70 J. alt — hatte jetzt den alten Gegner als ebenbürtig anerkannt; gegen Goethe hegte er noch den alten Groll; mit Herder und Gleim ſtand er in zärtlichem Briefwechſel. Seine Unzufriedenheit mit der Revolution drückte er 16. Nov. 1794 in einem ſtolzen Schreiben an den Präſidenten des Convents aus. In einer Ode heißt es: „Wer an dem Frühlingsmorgen der neugeborenen Freiheit meine Freuden empfand, der allein, und kein anderer fühlt den innigen Schmerz auch, welcher jetzo die Seele mir trübt. O vergäß' ich auf immer!" Den Schlittſchuhlauf hatte er aufgegeben, dafür ritt er viel; auch das trieb er wiſſenſchaftlich. „Treiben Sie noch immer die Tollkühnheit des Nichtreitens?" fragte er einmal Gleim. Seine Stieftochter ſang ihm ſeine Oden vor; oft grübelte er noch über Fanny, die jetzt als würdige Matrone in Langenſalza lebte, ob ſie ihn wohl einmal wirklich geliebt? — Vor 47 J. hatte er eine ſeltſame Elegie geſchrieben, worin er vorausſagte, alle ſeine Freunde würden vor ihm ſterben, zuletzt auch Ebert; es kam nun ſo, Ebert, der letzte, ſtarb 19. März 1795, 72 J. alt. „Graun der Mitternacht ſchließt mich nicht ein, ihr Verſtummen nicht; auch iſt, in dem Namen der heiligen Freiheit jüngſt kein Mord geſchehn; dennoch iſt mir ernſt die ganze Seele. Liebliches Wehn umſäuſelt mich; wenig iſt nur des Laubes, das fiel; noch blühn der Blumen, dem Herbſte gelingt Nachbildung des Sommers: aber meine ganze Seel' iſt ernſt! Ach mich reißt die Erinnerung fort, ich kann nicht widerſtehn! muß hinſchaun nach Grabſtätten, muß bluten laſſen die tiefe Wund', ausſprechen der Wehmuth Wort: — Todte Freunde, ſeid gegrüßt!" —

Klopſtock und Wieland waren es geweſen, die im Verein mit Winckelmann, Leſſing und Herder das Alterthum in Aufnahme gebracht; hinter dieſen freien Denkern und Dichtern war die eigentliche Gelehrſamkeit weit zurückgeblieben, ſelbſt Heyne konnte ſich an Tiefe und Einfluß lange nicht mit ihnen meſſen. Jetzt trat ein Gelehrter im ſtrengſten Sinne des Worts auf, der umfaſſender und freier als irgend einer ſeiner Vorgänger die Geſammtanſchauung des Alterthums in ſich durcharbeitete.

F. A. Wolf war 15. Febr. 1759 auf einem Dorf bei Nordhauſen geboren, und als der Vater 1767 Küſter in dieſer Stadt wurde, auf dem dortigen Gymnaſium vorgebildet. Doch erwarb er ſich ſeine Kenntniſſe hauptſächlich durch Selbſtſtudium; den ſchwachen Lehrern ſetzte er früh die Ironie eines überlegenen und ſtolzen Geiſtes entgegen. Ein platoniſches Verhältniß zu einer ſchwindſüchtigen Frau veranlaßte ihn zur Lectüre der dent-

ſchen Dichter. — 18 J. alt kam er nach Göttingen, und ließ ſich gegen das Herkommen als stud. philol. einſchreiben. Gegen Heyne war er bald aufſäſſig, und auch dieſer mochte den übermüthigen Jüngling nicht leiden. Oct. 1779 wurde er Lehrer in Ilfeld, März 1782 Rector zu Oſterode: ſtrebſamen und ernſten Schülern ein freundlicher Helfer und Rathgeber, mit Vorgeſetzten und Collegen beſtändig in Unfrieden. — Aug. 1783 erhielt er eine Profeſſur in Halle, wo die glänzende Zeit ſeines Wirkens beginnt.

Im Waiſenhaus und den davon abhängigen Anſtalten ſpielten die Realien eine große Rolle; Wolf trat als entſchiedener Humaniſt auf. Aber er betrachtete die Alterthumswiſſenſchaft, gegen das bisherige Herkommen, als „den Inbegriff der Kenntniſſe und Nachrichten, die uns mit den Handlungen und Schickſalen, mit dem politiſchen, gelehrten und häuslichen Zuſtand der Griechen und Römer, mit ihrer Cultur, ihren Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften, Sitten, Religion, Nationalcharakter und Denkart bekannt machen, dergeſtalt daß wir geſchickt werden, die von ihnen auf uns gekommenen Werke gründlich zu verſtehn und mit Einſicht in ihren Inhalt und Geiſt, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des ſpätern zu genießen." Als das letzte Ziel dieſer Studien, als das, was die Prieſter von Eleuſis die Epoptie oder Anſchauung des Heiligſten genannt, ſchwebte ihm die Kenntniß der alterthümlichen Menſchheit ſelbſt vor, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreſte bedingten Beobachtung einer organiſch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgehe. Kein niedrigerer Standpunkt könne allgemeine und wiſſenſchaftliche Forſchungen über das Alterthum begründen. Zu dieſem Gipfel müſſe man über einige Anhöhen ſteigen, auf denen man in verſchiedenen Perioden verweilend die reichſten Geſichtspunkte habe finden wollen. „Es gab vom 14. bis in das 16. J. eine Zeit, wo man die Werke des Alterthums nicht nur als einzige Muſter in jeder Darſtellung der Kunſt, ſondern auch als Magazine der reichhaltigſten Gedanken und Grundſätze anſah, vermittelſt deren man neue Kreiſe von Kenntniſſen bilden und Syſteme der Wiſſenſchaften gründen könne. Man ſtudirte Geſchichte und Politik der Alten, um in den Einrichtungen der jungen Staaten und ſogar in dem höhern Geſchäftsleben davon Gebrauch zu machen; man las und commentirte alte Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber, um mit ihnen in Poeſie, Declamation, vaterländiſcher Geſchichte zu wetteifern, wie es die Künſtler in Italien mit den zuerſt entdeckten Kunſtwerken verſuchten. So ergriff man das Alterthum in der erſten Freude über deſſen Wiedererwachen bald als ein großes, an Ideen und Sachen ergiebiges Ganze, betrieb jeden Theil davon zu unmittelbarer Anwendung, und bemühte ſich materiellen und formellen Nutzen daraus zu ziehn. — Dieſe Methode kann nicht mehr die

unsrige sein. Die Wissenschaften haben sich seitdem bis zur Unkenntlichkeit bereichert; kleine Lehrbücher der Neuern enthalten mehr begründete Sätze, mehr ausgemachte Wahrheiten, als die größten Werke berühmter Alten, und um aus den letztern noch hin und wieder versteckte Goldkörner zu sammeln, scheint das Nachgraben zu kostbar. — Der wahre Gewinn der Alterthumsstudien ist jetzt höhere Kenntniß des Menschen und harmonische Bildung unsers Geistes und Gemüths. Was bei Individuen die Darstellung eines merkwürdigen Lebens leistet, das gewährt bei Völkern ein aus unzähligen zerstreuten Zügen erwachsendes Gemälde ihres ganzen Nationalseins in den gehaltreichsten Zeitpunkten.*) Um das Leben und Wesen einer vorzüglich organisirten und vielseitig gebildeten Nation mit Wahrheit zu ergreifen, um die längst verschwundenen Gestalten in die Anschauung der Gegenwart zurückzuziehn, dazu müssen wir unsere Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Thätigkeit aufbieten; um eine als unendlich erscheinende Menge fremder Formen in uns aufzunehmen, dazu wird nothwendig, unsere eignen nach Möglichkeit zu vertilgen und aus dem gewohnten Wesen herauszugehn. Daraus entspringt eine Vielseitigkeit des Denkens und Empfindens, die in wissenschaftlicher Hinsicht für uns Moderne eine schönere Stufe der Geistescultur wird, als für den Weltmann die Fähigkeit, zu endlichen Absichten sich ungewohnte Formen anzueignen."

Wolf's pädagogische Thätigkeit war noch weit bedeutender als seine schriftstellerische, in der doch vieles Torso blieb. Er konnte sehr hart sein, und kannte gegen die Schwäche keine Schonung: aber der ernst strebende Jüngling wurde oft durch ein bedeutendes Wort von ihm für sein ganzes Leben beglückt. Seine Ueberlegenheit fühlte jeder; wer es aber ernst in der Arbeit meinte, lernte auch den Zauber seiner Güte kennen. Es war eine seltne Verbindung von genialer Divination und schulgerechter Untersuchung; eine seltne Mischung von allseitiger Combination und Beschränkung auf ein bestimmtes Feld, wo es galt. Er hatte die große Gabe schlagender Worte, wie Lessing, wenn auch nicht seine schöpferische Kraft. Lessing's Büste stand in seinem Hörsaal.

Einen nicht gemeinen Einfluß übte Semler auf ihn, der noch 8 J. sein Amtsgenoß war († 11. März 1791, 65 J. alt); nur war seine Ansicht über die Entstehung des Christenthums noch viel weniger theologisch. „Nach Alexander wurden orientalische Vorstellungen unter den Griechen verbreitet, die ihren Vorstellungen der alten Denker ähnlich sahen, so daß die Griechen

*) 1793 erschienen die „Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker des Alterthums" von Heeren in Göttingen, geb. 1760.

ſagten, ſie hätten dieſe Vorſtellungen aus dem Orient. Selbſt die Juden färben ſich, und man ſucht in den Moſes Weisheit hineinzutragen, wie man ſie in den Homer trug. Durch dieſe Miſchung griechiſcher und orientaliſcher Weisheit mit ihrer frühern entſteht die Bewegung von Secten, und das Neue Teſtament iſt nichts weiter als eine Zuſammenſetzung jüdiſcher und griechiſcher Ideen.“ Wie er über die Evangelienharmonien dachte, kann man ſich vorſtellen: ſein Spott war nicht ſelten ſehr bitter.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß die Nothwendigkeit einer Kritik der chriſtlichen Quellen auf die Methode der Kritik im Allgemeinen Einfluß ausübte. — Schon 1779 als zwanzigjähriger Jüngling hatte Wolf Heyne einen Aufſatz vorgelegt, in welchem die Einheit des Homer angezweifelt wurde: daß man in ihm das Product eines großen Zeitalters zu ſehn habe, hatte ſchon Herder angeregt. Wolf kam es aber nicht blos auf die Idee, ſondern auf die wiſſenſchaftliche Begründung an; er unterſuchte den Begriff der Rhapſodien, ihre Geſchichte; ſuchte in der Ilias und dann auch in der Odyſſee die Merkmale des Aneinanderſchweißens zu erkennen, und ſo wuchs das Werk im Stillen fort, ohne daß er es von vornherein überſah, bis er April 1795 die Prolegomena zu der neuen Ausgabe des Homer erſcheinen laſſen konnte, in welchen er mit ſchlagenden Gründen nachwies, daß im homeriſchen Zeitalter die Schreibkunſt noch nicht erfunden, daß von geſchriebenen Büchern erſt im 6. J. die Rede war. Die Folgerung lag nahe: Ilias und Odyſſee zerfielen in eine Reihe von Balladen, welche durch Rhapſoden vorgetragen, von Mund zu Munde fortgepflanzt und endlich im Zeitalter des Piſiſtratus zu einem Ganzen zuſammengeſchweißt wurden. Ganz deutlich hat ſich Wolf nie darüber ausgeſprochen, wie er ſich dieſen Proceß vorſtelle, und die Gelehrten haben ſich noch heute nicht geeinigt; aber wie fruchtbar war die Idee für die Auffaſſung vom poetiſchen Schaffen überhaupt! Boileau war auch damals nur ſcheinbar überwunden; man konnte ſich den Begriff der Zweckmäßigkeit nicht anders denken, als mit einem Plan und einer Regel verbunden; und ſo wie man die Zweckmäßigkeit in der Natur mit der Vorſtellung eines ordnenden und prüfenden Werkmeiſters verknüpfte, ſo ſtellte man ſich den Homer, als er die Ilias dichtete, immer mit der ars poetica des Horaz in der Hand vor. Erſt in ſeiner italieniſchen Reiſe ging Goethe durch die Anſchauung auf, wie die Homeriſchen Bilder und Gleichniſſe nicht eigentlich poetiſch ſondern rein ſinnlich aufzufaſſen wären. Nun trat die ſtrenge Kritik mit dem lebendigen Gefühl in Bund.

Wolf verhehlte ſich nicht die Anwendbarkeit ſeiner Grundſätze auf die bibliſche Kritik. „Heiliger oder Profanſchriftſteller iſt mir einerlei. Nebenbetrachtungen machen mich nicht ſchüchtern, ſowie ich nicht geneigt bin, Schüch-

ternheit zu affectiren. Die Demonſtration, die nicht lange ausbleiben wird, daß der Pentateuch eine Compoſition von ungleichartigen Theilen mehrerer Säcula und erſt aus dem Zeitalter kurz nach Salomo iſt, eine ſolche Ausführung würd' ich ohne Scheu einleiten."

Die gewaltige Neuerung rief zunächſt eine unbehagliche Verwunderung hervor; man war verſtimmt, in den gewohnten Vorſtellungen geſtört zu ſein, und erſchrak vor dieſer zerſetzenden Kritik, die das Heiligſte anzutaſten keine Scheu trug. W. v. Humboldt, der im Sommer 1793 Wolf beſucht hatte und ſeitdem in beſtändigem Briefwechſel mit ihm ſtand — er las mit ſeiner Frau in methodiſcher Folge die griechiſchen Schriftſteller — erklärte ſich durch den Geſammteindruck der Wolf'ſchen Gründe überzeugt. Der hartnäckigſte Gegner war Voß, der unter allen damals Lebenden am meiſten berufen war, über den Homer mitzuſprechen. Es ſchien ihm nicht unbegreiflich, daß ein Homer auch ohne Schrift ein ſo großes Werk endlich aus einem einfachen Keim zu entwickeln und alles mit Leben zu erfüllen vermocht; gegen die nachträgliche Zuſammenſchweißung durch einen Andern ſprach ihm die Einheit des Werks. Seine „mythologiſchen Briefe" (Mai 1794, gegen Heyne gerichtet), ſowie ſeine Studien über alte Geographie hatten Epoche gemacht; die Ueberſetzung der Ilias war um dieſelbe Zeit fertig, ebenſo eine neue Bearbeitung der Odyſſee nach ſehr ſtrengen metriſchen Grundſätzen. Die ältere Ausgabe hatte noch etwas Naturaliſtiſches gehabt, ſie hatte gerade mit ihrem treuherzigen Ton durchgeſchlagen. Nun ging Voß mit ſeiner Nachbildung ganz ins Einzelne; der Rhythmus jedes Verſes wurde wiedergegeben, es war ein ernſtes gründliches Kunſtwerk, das die deutſche Sprache in manchen Wendungen und Worten wirklich bereicherte, manches gute Alte wieder in ſein Recht ſetzte, aber durch ſeine Gewaltſamkeit die ſpätern Dichter nicht ſelten verführte, den eignen natürlichen und wahrhaft poetiſchen Gang deutſcher Art zu verlaſſen.

Es war Voß ſehr nöthig, einmal den Schulſtaub abzuſchütteln, der ihn hypochondriſch gemacht; er nahm Urlaub, und reiſte 15. Mai 1794 (43 J. alt) von Eutin ab: im Leben eines ſtillen Mannes bei den damaligen Verkehrsmitteln eine wichtige Begebenheit. Ueber Braunſchweig (Leiſewitz, Eſchenburg, Ebert) kam er 20. Mai nach Halberſtadt zu ſeinem alten Wohlthäter Gleim, der, 75 J. alt, noch ganz der Alte, ihn mit überſchwenglichem Enthuſiasmus empfing: es waren Tage gegenſeitiger trunkner Vergötterung; auch Matthiſſon und Klamer Schmidt fand er dort. 2. Juni war er in Weimar: Wieland war ganz überraſcht, in ihm nicht mehr den Barden vom Hainbund zu finden. „Mein Homer hat in Weimar kein Glück gemacht; man findet ihn undeutſch und zu ängſtlich." Als er ihn aber bei Goethe — deſſen prächtiges Haus einen großen Eindruck machte

— vorlas, wurde man bekehrt, und Goethe trug ſeitdem die Ilias mit großem Behagen in ſeinen Privatcirkeln vor: ihm lag ſeiner epiſchen Verſuche wegen daran, ſich die Grundſätze der Metrik klar zu machen. Durch ſeinen Beſuch in der Reſidenz der deutſchen Literatur gewiſſermaßen recipirt, ging Voß 8. Juni nach Halle zu Reichardt und Wolf, mit dem er ſchon viel correſpondirt hatte. Die Naturen waren doch verſchieden: Wolf vornehm im ſchönſten und im bedenklichen Sinn des Worts, Voß jeder Zoll ein Plebejer. 11. Juni wieder im „Hüttchen“ bei Gleim, mit Geſchenken überhäuft: Gleim regte ihn an, die Luiſe zu vollenden.

Jetzt beginnt die große Periode für Weimar und Jena. Humboldt war ſchon Febr. 1794 mit ſeiner Frau nach Jena überſiedelt; 15. Mai traf Schiller ein. Caroline war in Schwaben zurückgeblieben; ſie hatte, ſehr gegen den Willen ihrer braven Mutter, die ſich über dieſe Verhältniſſe äußerſt unglücklich fühlte, die Scheidung von Beulwitz durchgeſetzt, und heirathete 27. Sept. in Stuttgart ihren Vetter W. v. Wolzogen, beide 32. J. alt; Beulwitz folgte bald darauf ihrem Beiſpiel. Mit Schiller blieb ſie längere Zeit geſpannt. — Schiller brachte die an den Herzog von Auguſtenburg gerichteten Briefe über die „äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts“ faſt fertig mit; der alte Stoff ſeiner „Künſtler“ mit den neuen Errungenſchaften der Kantiſchen Urtheilskraft verwebt. Sie waren der Hauptgegenſtand ſeiner Unterhaltungen mit W. v. Humboldt; im Geſpräch mit dem geiſtvollen Dialektiker entwickelten ſich Schiller's Ideen ſchneller und glücklicher. Auch die beiden Frauen ſtanden ſich gut; im Herbſt kam der jüngere Bruder, Alex. v. Humboldt dazu, 25 J. alt: er hatte ſich nach ſeiner Reiſe mit Forſter dem Bergbau gewidmet, nach achtmonatlichen Studien unter Werner in Freiberg 1792 eine Anſtellung als Oberbergmeiſter in Baireuth gefunden: „er iſt jetzt zuverläſſig einer der gelehrteſten Menſchen in Deutſchland“, ſchreibt Veit an Rahel.

18. Mai kam Fichte an — Schiller's Bekanntſchaft hatte er unterwegs in Tübingen gemacht; und eröffnete ſeine Vorleſungen mit der Antrittsrede „über die Würde des Menſchen“. Der Herzog zeigte ſich wohlwollend, Wieland, Schütz, Hufeland, Niethammer, Forberg empfingen ihn aufs freundſchaftlichſte. Als Leitfaden für ſeine Vorleſungen und als Andeutung ſeines neuen Syſtems gab er die „Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre“ heraus.

Schiller hatte mit Lotte den Plan zu einem großen Journal, „die Horen“, entworfen, welches alle bedeutenden Schriftſteller der Nation umfaſſen, und um jeden Anſtoß zu vermeiden, Politik und Religion völlig ausſchließen ſollte. Als Mitarbeiter boten ſich Fichte, Humboldt, Körner; von älteren Berühmtheiten wurden Herder, Engel, Garve, Ruebel geworben; von jüngeren

Woltmann aus Oldenburg, geb. 9. Febr. 1770, der in Göttingen mit Schlegel und Bouterwek ſtudirt hatte und nun als Profeſſor der Geſchichte nach Jena überſiedelte; ein Anempfinder von viel Talent, aber mehr Ehrgeiz als ernſtem Streben; damals Enthuſiaſt für die franzöſiſche Revolution: „ein leichtes zierliches Weſen, ganz im göttinger Stil!“ ſchreibt ein junger Schwabe. Für die Horen gab er einen Aufſatz über den Nationalcharakter der Franzoſen. Ferner Weißhuhn, Fichte's Mitſchüler aus Schulpforte, den dieſer gleichfalls nach Jena zog; der aber, kränklich und unbeſonnen, bald in Conflict mit den Behörden kam; er ſtarb ſchon 24. Mai 1795. Ehrhard gab eine Kritik der platoniſchen Republik („die Idee der Gerechtigkeit als Princip der neuen Geſetzgebung“;*) A. v. Humboldt ſchrieb vom „rhodiſchen Genius“; ſein Bruder über den Unterſchied der Geſchlechter; Körner über Charakteriſtik in der Muſik; Meyer Ideen zur Kunſtgeſchichte.

Auch Kant wurde aufgefordert: „Ich kann dieſe Gelegenheit nicht vorbeigehn laſſen, ohne Ihnen für die Aufmerkſamkeit zu danken, der Sie meine kleine Abhandlung gewürdigt haben. Blos der Lebhaftigkeit meines Verlangens, die Reſultate der von Ihnen gegründeten Sittenlehre einem Theil des Publicums annehmlich zu machen, der bis jetzt noch davor zu fliehen ſcheint, konnte mir auf einen Augenblick das Anſehn Ihres Gegners geben ... Nehmen Sie die Verſicherung meines lebhaften Danks für das wohlthätige Licht an, das Sie in meinem Geiſt angezündet haben — eines Danks, der, wie das Geſchenk, auf das er ſich gründet, ohne Grenzen und unvergänglich iſt.“ — Das war vollkommen ernſt gemeint; Schiller ſtudirte faſt ausſchließlich die Kantiſchen Schriften: „einmal muß ich darüber ins Reine kommen, wenn ich nicht immer mit unſichern Schritten meinen Weg in der Speculation fortſetzen ſoll ... Ich merke doch endlich, daß es heller in mir wird.“

Gleichzeitig erging die Aufforderung an Goethe,**) der 24. Juni zuſagte. Einige Wochen ſpäter gab eine naturhiſtoriſche Vorleſung, die ſie gemeinſchaftlich hörten, Gelegenheit zu weiterer Anknüpfung. Die alten Zwiſtig-

*) 1794 wurde von ihm eine Abhandlung „über die Narrheit“, 1795 eine „Apologie des Teufels“ (in Niethammer's Journal) veröffentlicht.

**) Fichte hatte dieſen 3. Juni kennen gelernt. „Er iſt weit mehr eingeweiht in das freie Forſchen, als man bei ſeinem dichteriſchen Charakter glauben ſollte, und übertrifft Schiller darin um vieles, der eigentlich in zwei Welten lebt.“ Goethe ſchrieb ihm 24. Juni, nach der Lectüre des Programms: „es enthält nichts, das ſich nicht an meine gewohnte Denkart willig anſchlöſſe. Sie werden durch die wiſſenſchaftliche Begründung deſſen, worüber die Natur mit ſich ſelbſt in der Stille ſchon lange einig zu ſein ſcheint, dem menſchlichen Geſchlecht eine unſchätzbare Wohlthat erweiſen, und ich werde Ihnen den größten Dank ſchuldig ſein, wenn Sie mich endlich mit den Philoſophen verſöhnen, die ich nie entbehren und mit denen ich mich doch niemals vereinigen konnte.“

leiten waren in den Hintergrund getreten, Moritz war todt; Schiller, aus Schwaben ſehr hinfällig zurückgekehrt, machte durch ſein leidendes Ausſehen einen rührenden Eindruck auf Goethe. Goethe ſuchte ihn zu überführen, daß es eine Weiſe geben könne, die Natur nicht geſondert und vereinzelt, ſondern wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend, darzuſtellen. „Ich trug die Metamorphoſe der Pflanzen vor, und ließ, mit manchen charakteriſtiſchen Federſtrichen, eine ſymboliſche Pflanze vor ſeinen Augen entſtehn. Er vernahm und ſchaute das alles mit großer Theilnahme, mit entſchiedner Faſſungskraft; als ich aber geendet, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: das iſt keine Erfahrung, das iſt eine Idee. Ich ſtutzte, verdrießlich einigermaßen, denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs ſtrengſte bezeichnet. Der alte Groll wollte ſich regen, ich nahm mich aber zuſammen und verſetzte: das kann mir ſehr lieb ſein, daß ich Ideen habe ohne es zu wiſſen, und ſie ſogar mit Augen ſehe. Schiller erwiderte als gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerſpruch entſtand, ſo ward viel gekämpft und dann Stillſtand gemacht. Der erſte Schritt war jedoch gethan. Schiller's Anziehungskraft war groß; er hielt alle feſt, die ſich ihm näherten" — u. ſ. w. — Man ſieht, daß Realismus hier etwas Anderes heißt, als man gewöhnlich darunter verſteht. Heute nennt man Realiſten die verſtockten Erfahrungsmenſchen, Goethe nennt ſich, im Sinn der mittelalterlichen Philoſophie, einen Realiſten, weil ihm ſeine Ideen Realität haben, ja weil ſie ihm als das einzig Lebendige erſcheinen. Die Urpflanze hatte er nirgend geſehn; aber das Bild ſeines Geiſtes war ihm höhere Gewißheit als das Zeugniß ſeiner Sinne.

Es war ein Glück, daß Schiller von der Naturwiſſenſchaft gar nichts verſtand. Die Männer der Wiſſenſchaft kamen Goethe mit ungläubigem Lächeln entgegen, hier fand er nun einen geiſtvollen Schüler, dem es nur daran lag, ſeine Ideen zu bereichern, und der über die neugewonnenen Anſchauungen glücklich war. — „Die neulichen Unterhaltungen," ſchreibt er 23. Aug. an Goethe, „haben meine ganze Ideenmaſſe in Bewegung gebracht. Ueber ſo manches, worüber ich mit mir ſelbſt nicht recht einig werden konnte, hat die Anſchauung Ihres Geiſtes ein unerwartetes Licht in mir angeſteckt. Mir fehlte der Körper zu mehreren Ideen, Sie brachten mich auf die Spur. Ihr beobachtender Blick, der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruht, ſetzt Sie nie in Gefahr auf den Abweg zu gerathen, in den ſowohl die Speculation als die Einbildungskraft ſich ſo leicht verirrt. In Ihrer Anſchauung liegt alles und weit vollſtändiger, was die Analyſis mühſam ſucht. Leider wiſſen wir nur das, was wir ſcheiden, Geiſter Ihrer Art wiſſen daher ſelten, wie weit ſie gedrungen ſind, und wie wenig Urſache ſie haben, von der Philoſophie

zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann blos zergliedern, was ihr gegeben wird; das Geben selbst ist nicht Sache des Analytikers, sondern des Genie's, welches unter dem dunklen aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objectiven Gesetzen verbindet. Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehn, und den Weg, den Sie vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchem Ziel zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen. Wären Sie als ein Grieche geboren, und hätte von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden: schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußeren Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit den Griechen davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, corrigiren. Das kann nicht anders als nach leitenden Begriffen geschehn; aber wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Anschauungen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann. So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instincts mit den

reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft. Beim ersten Anblick scheint es, als könnte es keinen größeren Widerspruch geben: sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht die letzte mit freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß beide einander auf halbem Wege begegnen."

Goethe antwortete herzlich und eingehend. „Alles was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben. Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich deutlich bewußt bin."

Schiller erhielt den Brief, als er aus Weißenfels zurückkam, wo er 28. bis 30. Aug. mit Körner zusammengetroffen war. Er antwortete sofort: „Unsere späte Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft thut, den Zufall machen zu lassen. Ich begreife vollkommen, daß die so verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben. Erwarten Sie bei mir keinen großen Reichthum von Ideen; dies ist es, was ich bei Ihnen finden werde. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarschaft besser nutzen. Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv; mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisirend, und so schwebe ich als eine Zwitterart zwischen dem Begriff und der Anschauung. Dies ist es, was mir besonders in frühern Jahren sowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehn gegeben; noch jetzt begegnet mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstractionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte so weit Meister werden, daß ich einer jeden ihre Grenzen bestimme, so erwartet mich noch ein schönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber

ich werde thun was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande gerettet."

Auf Goethe's Einladung brachte Schiller 14. bis 25. Sept. in seinem Hause in Weimar zu; mit Schrecken erfährt man bei der Gelegenheit, wie tief die Krankheit in sein Leben gefressen hatte. Aber er achtete wenig der Krankheit, denn eine Welt von Ideen wurde in ihm angeregt, und er konnte das Beste seines Herzens aufschließen. Es war nicht eine Jugendfreundschaft, die von einer gemeinsamen Vergangenheit zehrt; es war die Freundschaft von Männern, auf eine gemeinsame, von einem gleichen Glauben bewegte und getragene Arbeit begründet. Was Goethe und Schiller in jenen schönen Jahren mit einander trieben, war der edelste Ausdruck für den Idealismus, der für das Heil, wonach das Volk zu streben habe, eine klar umrissene Gestalt suchte. In diesem Bund laufen sämmtliche Fäden des frühern Dichtens und Denkens wie in einem Knoten zusammen, von ihm aus gruppirt sich fortan die deutsche Literatur. — „Für mich," schreibt Goethe viele Jahre später, „war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging." — „Behüte Gott, daß Jemand sich den Zustand der damaligen deutschen Literatur wieder vergegenwärtige! Ich hatte in meinen letzten Bänden bei Göschen das Möglichste gethan, und doch meldete mir dieser wackere Verleger, daß die Ausgabe keinen sonderlichen Abgang habe. — Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schiller'sche Anregung aus mir geworden wäre." — „Leben Sie wohl," schreibt er 18. März 1795 an Schiller, „und lieben mich, es ist nicht einseitig."

Durch Goethe's Vermittelung wurde 24. Aug. 1794 auch Jacobi für die Horen gewonnen, den damals manche Aufmerksamkeiten aus Jena-Weimar erfreuten. W. v. Humboldt (Sept. 1791) schrieb eine Recension des Woldemar, welche die Schwächen des Romans durchaus nicht verhehlte, aber durch ihren verehrenden Ton den Dichter entzückte; wie viel in diesem Ton bewußte oder unbewußte Ironie sei, läßt sich schwer ausmachen. Auch Fichte schlug, indem er Jacobi das Programm seiner Vorlesungen übersandte, den nämlichen Ton an.

24. Oct. sendet Schiller den Anfang der „Briefe über ästhetische Erziehung" an Goethe, und fügt hinzu: „Sie werden darin Ihr Portrait finden, worunter ich gern Ihren Namen gesetzt hätte, wenn ich es nicht haßte, dem Gefühl denkender Leser vorzugreifen." Goethe erwiderte umgehend: „wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heil-

same Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig; und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für recht seit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte, theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?" — Dieser Beifall tröstet Schiller über den Widerspruch Herder's, der die Briefe als Kantische Sünden perhorrescirt. „Ich erwarte von den Gegnern der neuen Philosophie keine Duldung, denn diese übt in den Hauptpunkten selbst keine Duldung aus. Aber das macht ihr in meinen Augen Ehre, denn es beweist, wie wenig sie die Willkür ertragen kann. Im offnen und hellen Feld der Untersuchung erbaut sie ihr System, sucht nie den Schatten und reservirt dem Privatgefühl nichts. So alt das Menschengeschlecht ist, hat man die Fundamente dieser Philosophie stillschweigend anerkannt." „Mit der Philosophie unsers Freundes Fichte dürfte es nicht diese Bewandtniß haben. Schon regen sich starke Gegner in seiner eignen Gemeinde. Nach seinen mündlichen Aeußerungen ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffend, und alle Realität ist nur in dem Ich. Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wiederfängt. Sonach hätte er seine Gottheit wirklich declarirt, wie wir neulich erwarteten."

Durch das „Philosophische Journal", dessen Redaction er mit Niethammer übernahm, gewann Fichte ein Organ für seine Ansichten. 26. Sept. 1794 erhielt er aus Tübingen ein Buch „über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt", das ganz auf seine Ansichten einging: es war von dem jungen Schelling. Ein Franzose, der ihn hörte, Camilla Perret, übernahm seine Schriften zu übersetzen. Selbst die Damen, z. B. Fr. v. Stein, wünschten über „Ich" und „Nicht-Ich" aufgeklärt zu sein. Auf seine Schüler übte er eine ungemeine Wirkung: seine gebietende Persönlichkeit riß sie fort, er suchte zu Anfang an ihre gewohnten Vorstellungen anzuknüpfen und regte sie zur Selbstthätigkeit an. „Wer im Denken zusammengenommen, geschult und rastlos durchgearbeitet sein will, der gehe zu ihm!" schreibt einer seiner Zuhörer; „Fichte ist jetzt die Seele von Jena!" Ein anderer (Hölderlin): „In den entlegensten Gebieten des menschlichen Wissens die Principien dieses Wissens und mit ihnen die des Rechts aufzusuchen und zu bestimmen, und mit gleicher Kraft des Geistes die kühnsten Folgerungen aus diesen Principien zu denken: eine Mischung von Feuer und Bestimmtheit, die mir Armen ohne dies Beispiel ein unauflösliches Problem geschienen hätte."

Zum demokratischen Parteihaupt gab er sich nicht her; doch hielt er Sonntagsvorlesungen, um eine Gesellschaft zur Beförderung der Moralität darauf zu gründen. Er kam in Conflict mit dem akademischen Gottesdienst, und ein Denuncianten-blatt, die „Eudämonia" behauptete, „daß die Weltver-

wirrer durch Fichte auf den öffentlichen Gottesdienſt der Chriſten einen förmlichen Angriff zu thun und ihn durch Aufrichtung eines Vernunftgötzendienſtes zu ſtören ſich erfrecht hätten." Um dieſe Verleumdungen zu entkräften, gab er 6. Oct. die Vorleſungen „über die Beſtimmung des Gelehrten" heraus; es zeigt ſich darin ebenſo die Verwandtſchaft als der Gegenſatz zu Schiller. In der Aufgabe, die er der Philoſophie ſtellt, kommt er mit Schiller überein: die Beſtimmung des Menſchen iſt die Uebereinſtimmung des empiriſchen Ich mit dem abſoluten Ich, d. h. des Einzelnen mit dem Ideal. Daß Fichte nebenbei ſehr ſpitzfindige Unterſuchungen anſtellt, z. B. inwiefern wir berechtigt ſeien, uns unſerer Gliedmaßen zu bedienen? und wie wir dazu kommen, Menſchen außer uns anzunehmen? hatte auf den Gang des Ganzen keinen Einfluß. Beide halten die Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt für ein Ziel, das man nie erreiche, dem man ſich aber unendlich nähern müſſe; beide finden den Grund der Nichtübereinſtimmung in den äußern Dingen, die den Menſchen beſtimmen, da er ſich doch ſelbſt beſtimmen ſoll. Aber das Mittel, die Uebereinſtimmung hervorzubringen, iſt bei beiden verſchieden. Schiller räth dem Menſchen, um frei zu ſein, von der Wirklichkeit zu abſtrahiren und ins Reich der Ideale zu flüchten; Fichte dagegen verlangt, er ſolle ſich die Dinge unterwerfen: „Damit er mit ſich ſelbſt übereinſtimmen könne, iſt die Uebereinſtimmung aller Dinge mit ſeinen Begriffen von ihnen das letzte, höchſte Ziel des Menſchen." — Damals hatte er noch nicht den Begriff eines Staats als einer Zwangsanſtalt für den Fortſchritt der Gattung erfunden; der Zweck aller Regierung iſt ihm noch, die Regierung überflüſſig zu machen, und der Charakter der Geſellſchaft iſt Wechſelwirkung der Freiheit. Aber eine ganz andere Freiheit als die des Künſtlers! „Nur derjenige iſt frei, der alles um ſich herum frei machen will und durch einen gewiſſen Einfluß, deſſen Urſache man nicht immer bemerkt, wirklich frei macht. Unter ſeinem Auge athmen wir freier; wir fühlen uns durch nichts gepreßt und zurückgehalten und eingeengt; wir fühlen eine ungewohnte Luſt, alles zu ſein und zu thun, was nicht die Achtung für uns ſelbſt verbietet." In der Freiheit des Künſtlers liegt etwas Ariſtokratiſches; der Philoſoph fordert die Gleichheit aller Menſchen: denn um ganz mit ſich ſelbſt übereinzuſtimmen, muß der nothwendige Begriff des Menſchen, daß alle Menſchen vernünftig ſeien, verwirklicht ſein. Der Künſtler erreicht ſein Ideal unmittelbar durch das einzelne Kunſtwerk; der Gelehrte iſt nur der Führer der Cultur in ihrem gemeinſchaftlichen Kampf gegen die Natur. „Die Vernunft liegt mit der Natur in einem ſtets dauernden Kampf; der Zweck aller Bildung iſt, die Natur zu ſchwächen und der Vernunft zu unterwerfen." Durch das Bewußtſein dieſer Beſtimmung fühlt ſich jeder als ein nothwendiges Glied der großen

Kette, die von Entwickelung des ersten Menschen bis in die Ewigkeit hinausgeht. „Aber ich werde aufhören müssen wie mein Vorgänger? — O! das ist der erhabenste Gedanke: ich werde, wenn ich jene erhabene Aufgabe übernehme, nie vollendet haben; das was man Tod nennt, kann mein Werk nicht abbrechen; denn mein Werk soll vollendet werden und es kann in keiner Zeit vollendet werden, mithin ist meinem Dasein keine Zeit bestimmt und ich bin ewig. Ich habe zugleich mit der Uebernahme jener großen Aufgabe die Ewigkeit an mich gerissen. Ich hebe mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felsengebirge und zu dem tobenden Wassersturz und zu den krachenden, in einem Feuermeer schwimmenden Wolken und sage: ich bin ewig und ich trotze eurer Macht! Brecht alle herab auf mich, und du Erde und du Himmel! vermischt euch im wilden Tumult, und ihr Elemente alle, schäumet und tobt und zerreibt im wilden Kampf das letzte Sonnenstäubchen meines Körpers, den ich mein nenne — mein Wille allein soll kühn und kalt über den Trümmern des Weltalls schweben, denn ich habe meine Bestimmung ergriffen und die ist dauernder als ihr; sie ist ewig und ich bin ewig wie sie."

Wenn Schiller's Künstler als Seher eines bessern Zeitalters sich von der Wirklichkeit abwendet, so organisirt Fichte's Gelehrter gleichsam als Feldherr die Wirklichkeit: sein Beruf ist die oberste Aufsicht über den wirklichen Fortgang des Menschengeschlechts und die stete Beförderung dieses Fortgangs. „Ein glückliches Schicksal, noch durch seinen besondern Beruf bestimmt zu sein, dasjenige zu thun, das man schon um seines allgemeinen Berufs willen als Mensch thun müßte! zur Arbeit, zum Geschäft, zum einzigen Tagewerk seines Lebens zu haben, was Andern süße Erholung von der Arbeit sein würde! Ich bin ein Priester der Wahrheit, ich bin in ihrem Solde; ich habe mich verbindlich gemacht, alles für sie zu thun und zu leiden. Wenn ich um ihretwillen verfolgt und gehaßt werden, wenn ich in ihrem Dienste gar sterben sollte, was thäte ich dann weiter als das was ich schlechthin thun müßte? Ich weiß, daß ein entmanntes und nervenloses Zeitalter diese Empfindung und diesen Ausdruck nicht erträgt; daß es alles dasjenige, wozu es selbst sich nicht zu erheben vermag, mit schüchterner Stimme, durch welche die innere Scham sich verräth, Schwärmerei nennt; daß es mit Angst seine Augen von einem Gemälde zurückreißt, in welchem es nichts sieht als seine Entnervung und seine Schande. Aber ich rede vor jungen Männern, die schon durch ihre Jahre vor dieser gänzlichen Nervenlosigkeit gesichert sind, und ich möchte vermittelst einer männlichen Sittenlehre zugleich Empfindungen in ihre Seele senken, die sie auch in Zukunft vor derselben verwahren könnten."

Wenn nicht gerade der Sinn, so doch der Klang dieser Worte mußte in Schiller verwandte Saiten anregen. Zugleich aber mußte ihn manches ab-

ſtoßen. Zunächſt der Mißbrauch der kritiſchen Vernunft zum phantaſtiſchen Aufbau einer Welt aus dem Begriff des Ich heraus. Dann die Richtung auf das Wirkliche, und das leidenſchaftliche Beſtreben, dieſes Wirkliche dem reinen Begriff gemäß neu aufzubauen, mit andern Worten, der demagogiſche Geiſt der neuen Philoſophie.*) Endlich die Uebertreibung des moraliſchen Rigorismus, die noch weit über Kant hinausging.

Das Oberconſiſtorium zu Weimar fand ſich 18. Nov. gemüßigt, Fichte's Sonntagsvorleſungen zu inhibiren, „maßen es allerdings ſcheint, daß dieſes Unternehmen ein intendirter Schritt gegen den öffentlichen Landesgottesdienſt ſei". Die progreſſiſtiſchen Studenten machten 21. Nov. zu Gunſten ihres Lehrers eine Demonſtration; Fichte's Rechtfertigungsſchrift war im Ganzen beſonnen, er ſagte darin: „ſeit ich mich entſchloſſen habe, meine Vernunft ſelbſt zu brauchen und nach allen Richtungen hin, die der menſchliche Geiſt nehmen kann, frei zu unterſuchen, habe ich es mir zur unverbrüchlichſten Maxime meines ganzen Lebens gemacht, an meinem Beiſpiel zu zeigen, daß Freiheit des Geiſtes mit Regelmäßigkeit im bürgerlichen Leben ſich ſehr wohl vertrage. Ich ſetze im bürgerlichen Leben meinen Stolz darauf, den Geſetzen zu gehorchen und den Gehorſam gegen dieſelben zu zeigen, und halte, ſoweit mein Wirkungskreis reicht, ſelbſt ſtreng auf Ordnung und Geſetz." Der Bericht des akademiſchen Senats fiel nicht ungünſtig aus, und der ſchließliche landesherrliche Beſcheid unterſagte nur während des Gottesdienſtes die Vorleſungen.

„Seitdem Reinhold uns verlaſſen," ſchreibt Forberg in ſein Tagebuch 7. Dec. 1794, „iſt ſeine Philoſophie bei uns wenigſtens Todes verblichen. Von der Philoſophie ohne Beinamen iſt jede Spur aus den Köpfen der hier Studirenden verſchwunden. An Fichte wird geglaubt, wie niemals an Reinhold geglaubt worden iſt. Man verſteht jenen freilich noch ungleich weniger als dieſen, aber man glaubt deſto hartnäckiger. Ich und Nicht-Ich ſind jetzt das Symbol der Philoſophie von geſtern, wie es ehemals Stoff und Form waren. An der Rechtmäßigkeit, Verträge einſeitig aufzuheben, wird ebenſowenig gezweifelt als ehemals an der Mannigfaltigkeit des Stoffs ... Es iſt gewiß, daß in der Philoſophie Fichte's ein ganz anderer Geiſt iſt als in der ſeines Vorgängers. Der Geiſt der letztern iſt ein ſchwacher und furchtſamer Geiſt, der zwiſchen den Verzäunungen und Verpfählungen der Inwiefern, der weitern, engern und engſten Bedeutungen ſcheu

*) „Ich habe über den politiſchen Jammer," ſchreibt er 20. Oct. an Goethe, „noch nie eine Feder angeſetzt, und was ich in den äſthetiſchen Briefen ſage, geſchah blos, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu ſagen."

einherſchleicht, ein armer und erſchöpfter Geiſt, der ſeine Armuth an Gedanken hinter dem weiten Mantel der Schulſprache verbirgt, und deſſen Philoſophie Förmlichkeit iſt ohne Inhalt, Gerippe ohne Fleiſch und Blut, Körper ohne Leben, Verheißung ohne Erfüllung. Aber der Geiſt der Fichte'ſchen Philoſophie iſt ein ſtolzer und muthiger Geiſt, dem das Gebiet der menſchlichen Erkenntniß an allen Ecken und Enden zu enge iſt; der ſich auf jedem Schritt, den er thut, neue Bahnen bricht; der mit der Sprache kämpft, um ihr Worte genug für die Fülle ſeiner Gedanken abzuringen; der nicht führt, ſondern fortreißt, deſſen Finger keinen Gegenſtand berührt, ohne ihn zu zermalmen. Man hört ihn graben und ſuchen nach Wahrheit: in rohen Maſſen bringt er ſie aus der Tiefe und wirft ſie von ſich. Er dringt in die innerſten Tiefen ſeines Gegenſtandes ein und ſchaltet im Reich der Begriffe mit einer merkwürdigen Unbefangenheit. In all ſeinen Unterſuchungen iſt ein Regen, ein Streben, ein Treiben, die härteſten Probleme der Vernunft durchgreifend aufzulöſen. Sein Vorgänger ſchien nicht einmal die Exiſtenz jener Probleme zu ahnen. — Fichte iſt wirklich geſonnen, durch ſeine Philoſophie auf die Welt zu wirken. Der Hang zu unruhiger Thätigkeit, der in der Bruſt jedes edlen Jünglings wohnt, wird von ihm ſorgfältig genährt und gepflegt. Er ſchärft bei jeder Gelegenheit ein, daß *Handeln*, *Handeln* die Beſtimmung der Menſchheit ſei."

Kant hatte aus der Aufnahme der Erſcheinungen in den äußern und innern Sinn und ihre Ordnung durch die Kategorien des Verſtandes die allmälige Entwickelung des Selbſtbewußtſeins verfolgt: dies iſt der Punkt des Archimedes, mit welchem Fichte beginnt. Um ſich ſelbſt zu ſetzen, muß das Ich eine Grenze, ein Nicht-Ich ſetzen, und dieſes mit ſeiner eignen Form durchdringen. So glaubte er die Jenſeitigkeit der „Dinge an ſich" überwunden und die genialen Anſchauungen ſeines Lehrers in ein ſtrenges Syſtem gebracht zu haben, welches er die *Wiſſenſchaftslehre* nannte, d. h. die Lehre von der wiſſenſchaftlichen Begründung aller Wiſſenſchaft. — Der Gegenſatz gegen Kant liegt weniger in der Theorie als in der Geſinnung. Die Kritik der reinen Vernunft verbirgt einen gewiſſen Schmerz, in der Wiſſenſchaftslehre bricht eine vermeſſene Siegesgewißheit hervor. Kant hatte mit einer Reſignation geſchloſſen, Fichte begann mit einem an das Frevelhafte ſtreifenden Selbſtgefühl. Kant faßte das Geſetz zwar als ein allgemeines auf, aber der Einzelne hatte nur für ſeine eigne Genugthuung zu ſorgen; ob es in der Welt hergeſtellt ward, ging ihn nichts an. Fichte, der die Herſtellung des Rechts auf Erden als Zweck der Geſchichte auffaßte, legte in das Gewiſſen eine revolutionäre Gewalt: der Einzelne hat nicht nur mit ſeiner eignen Rechtfertigung, ſondern mit der Rechtfertigung der ganzen Welt zu

thun. Kant's Ueberzeugung ging dahin: über die letzten Gründe unsers reinen Denkens vermögen wir uns keine Rechenschaft zu geben, aber an diesem Denken kann uns auch nur die praktische Seite interessiren, und in dieser haben wir einen Halt, der uns über die objective Sicherheit unsrer Gedanken vollkommen beruhigt, soweit es für unsre Bestimmung innerhalb der praktischen Welt nothwendig ist. Fichte glaubte streng bei der Theorie zu bleiben, wenn er die Existenz der Natur, der Menschheit und Gottes lediglich aus dem Gewissen herleitete. Wenn Kant die Menschen darüber tröstete, daß sie sich die objective Erkenntnißquelle durch das Gewissen ersetzen könnten, so gehört nur eine gewisse Energie der Gesinnung dazu, diesen Trost anzunehmen. Wenn aber Fichte aus dem Gewissen nicht blos die Existenz Gottes und der Welt im Allgemeinen, sondern auch der endlichen realen Dinge herzuleiten unternahm, so konnte er die scharfsinnigsten Deductionen anwenden, und doch mußte alle Welt sagen, hier ist irgend ein Trugschluß; denn der Glaube an die Existenz der Dinge wird nicht aus dem Gewissen hergeleitet. Fichte hatte beständig über den Unverstand des Publicums zu klagen: wie oft er seinen Recensenten zurief, er trage eine Wissenschaft vor, die sie nichts angehe, die mit den Dingen dieser Welt nichts zu thun habe, die sie, wenn sie nicht anders wollten, als eine Gymnastik des Gedankens betrachten sollten: so war die ganze Energie seines Geistes doch aufs Praktische gerichtet, und es durfte ihn nicht wunder nehmen, daß man seiner praktischen Folgerungen wegen jene Metaphysik argwöhnisch ins Auge faßte. — Die Construction des Weltganzen aus einem abstracten Begriff heraus nach Analogie der Mathematik war entschieden nicht im Sinne Kant's, der mehrfach davor gewarnt hatte. Das producirte Nicht-Ich war jedenfalls nicht concreter als die recipirten „Dinge-an-sich", und die scheinbare Analyse drängt den Philosophen doch immer zu einem Sprung, wenn er in die wirkliche Welt übergehn will. In allen übrigen Wissenschaften greift man von den verschiedenartigsten Punkten in das Leben hinein, wenn man auch einem letzten einheitlichen Ziel zustrebt.

Die neue Philosophie drang gleichzeitig mit der neuen Kunstlehre auf die Welt ein. 12. Dec. 1794 erschien in der befreundeten L. Z. die öffentliche Ankündigung der „Horen": „Sie sollen zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Krieges das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneut und nur allzu oft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in Gesprächen noch in Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatskritik Rettung ist, dem zerstreuten Leser eine Unterhaltung ganz entgegengesetzter Art bieten. Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürf-

niß, durch ein höheres Intereſſe an dem, was rein menſchlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ſei, ſie wieder in Freiheit zu ſetzen und die politiſch getheilte Welt unter der Fahne der Schönheit wieder zu vereinigen. Aber indem ſich die Zeitſchrift alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächſten Erwartungen der Menſchheit verbietet, wird ſie über die vergangene Welt die Geſchichte und über die kommende die Philoſophie befragen, zu dem Ideal veredelter Menſchheit einzelne Züge ſammeln, und an dem ſtillen Bau beſſerer Begriffe, reinerer Grundſätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes abhängt, nach Vermögen geſchäftig ſein. Man wird ſich beſtreben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben." — Die Erwartungen des Publicums waren ſehr groß, der erſte Erfolg glänzend.

„Daß Goethe ſich Schiller immer mehr nähert," ſchreibt Fr. v. Stein an Lottchen, „fühle ich auch, denn ſeitdem ſcheint er mich wieder ein klein wenig in der Welt zu bemerken. Es kommt mir vor, er ſei einige Jahre auf eine Südſeeinſel verſchlagen geweſen und fange nun an auf den Weg nach Hauſe zu denken." — Wenn Goethe in Jena war, was ziemlich häufig geſchah, in der Regel mit Meyer, brachte er alle Abende bei Schiller zu; ſie verſtändigten ſich faſt durchweg. „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken," ſchreibt Schiller 7. Jan. 1795, als er den Anfang des „Meiſter" geleſen, „wie peinlich mir das Gefühl oft iſt, von einem Product dieſer Art in das philoſophiſche Weſen hineinzuſehn. Dort iſt alles ſo heiter, ſo lebendig und ſo menſchlich wahr, hier alles ſo ſtreng, ſo abſtract und ſo höchſt unnatürlich. Zwar darf ich mir das Zeugniß geben, in meinen Speculationen der Natur ſo treu geblieben zu ſein, als ſich mit dem Begriff der Analyſis verträgt; vielleicht treuer als unſere Kantianer für erlaubt halten. Dennoch fühle ich nicht weniger lebhaft den unendlichen Abſtand zwiſchen dem Leben und dem Räſonnement, und kann mich nicht enthalten, in einem melancholiſchen Augenblick für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde für eine natürliche Eigenſchaft der Sache anſehn mag. Soviel iſt gewiß, der Dichter iſt der einzige wahre Menſch, und der beſte Philoſoph nur eine Carricatur gegen ihn."

In denſelben Tagen hörten Goethe und Meyer die „Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts" an, die Schiller ihnen vorlas, und mit denen er die Horen eröffnete. „Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn mehr und mehr vom Ideal zu entfernen droht. Die Kunſt verſchwindet vom lärmenden Markt des

Jahrhunderts. Erwartungsvoll ſind die Blicke des Philoſophen wie des Weltmanns auf den politiſchen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schickſal der Menſchheit verhandelt wird. Eine Frage, welche ſonſt durch das Recht des Stärkern beantwortet wurde, iſt nun, wie es ſcheint, vor dem Richterſtuhl reiner Vernunft anhängig gemacht. Der Menſch iſt aus ſeiner langen Indolenz aufgewacht, und fordert die Wiederherſtellung in ſeine unverlierbaren Rechte. Das Gebäude des Naturſtaats wankt, ſeine mürben Fundamente weichen, und eine Möglichkeit ſcheint gegeben, wahre Freiheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen. Aber der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geſchlecht. — In den niedern Claſſen ſtellen ſich rohe Triebe dar, die nach aufgelöſtem Band der bürgerlichen Ordnung mit Wuth zu ihrer thieriſchen Befriedigung eilen. Darf man den Staat tadeln, daß er die Würde der menſchlichen Natur aus den Augen ſetzte, ſo lange es noch galt, ihre Exiſtenz zu vertheidigen? Seine Auflöſung enthält ſeine Rechtfertigung. Die losgebundene Geſellſchaft, ſtatt aufwärts in das organiſche Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück. — Auf der andern Seite geben die civiliſirten Claſſen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und Depravation. Die Aufklärung des Verſtandes zeigt ſo wenig einen veredelnden Einfluß auf die Geſinnungen, daß ſie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befeſtigt, und ohne ein geſelliges Herz mit herauszubringen, erfahren wir alle Anſteckungen und alle Drangſale der Geſellſchaft. Unſer Urtheil unterwerfen wir ihrer deſpotiſchen Meinung, unſer Gefühl ihren bizarren Gebräuchen; nur unſere Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Wie aus einer brennenden Stadt ſucht jeder nur ſein elendes Eigenthum aus der Verwüſtung zu flüchten."

„Bei den Griechen hatten Sinne und Geiſt noch kein ſtreng geſchiedenes Eigenthum: noch hatte kein Zwieſpalt ſie gereizt, mit einander feindſelig abzutheilen. So fein und ſcharf die Vernunft trennte, ſo verſtümmelte ſie doch nie. Sie zerlegte zwar die menſchliche Natur und warf ſie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch, daß ſie ſie in Stücken riß, ſondern dadurch, daß ſie ſie verſchiedentlich miſchte, denn die ganze Menſchheit fehlte bei keinem einzigen Gott. — Bei uns Neuern äußern ſich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung ſo getrennt, wie der Pſycholog ſie in der Vorſtellung ſcheidet, und wir ſehn nicht blos Einzelne, ſondern ganze Claſſen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächſen, kaum mit matter Spur angedeutet ſind. Die Cultur ſelbſt war es, welche der Menſchheit dieſe Wunde ſchlug. Sobald die erweiterte Erfahrung eine ſchärfere Scheidung der Wiſſenſchaften, das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine ſtrengere Abſonderung der Stände noth-

wendig machte, zerriß der innere Bund der menſchlichen Natur. Indem hier die Einbildungskraft die Pflanzungen des Verſtandes verwüſtet, verzehrt dort der Abſtractionsgeiſt das Feuer, an dem das Herz ſich hätte wärmen ſollen. Ewig an ein einzelnes Bruchſtück gefeſſelt, bildet der Menſch ſich ſelbſt nur als Bruchſtück aus, und ewig bleibt der Staat ſeinen Dienern fremd, weil das Gefühl ihn nirgend findet. Endlich überdrüſſig, ein Band zu unterhalten, das ihr ſo wenig erleichtert wird, fällt die Geſellſchaft in einen Naturſtand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Partei mehr iſt, gehaßt und hintergangen von dem, der ſie nöthig macht, und nur von dem, der ſie entbehren kann, geachtet." —

„Jeden Verſuch einer Staatsveränderung muß man ſo lange für unzeitig halten, bis die Trennung im Menſchen wieder aufgehoben und ſeine Natur vollſtändig genug entwickelt iſt, um ſelbſt die Künſtlerin zu ſein. Von der Freiheit erſchreckt, die in ihren erſten Verſuchen ſich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtſchaft ſich in die Arme werfen, hier in die wilde Ungebundenheit des Naturſtands entſpringen, bis endlich die blinde Stärke dazwiſchentritt und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Fauſtkampf endigt."

„Nicht in der Vernunft liegt der Grund, daß wir noch immer Barbaren ſind, ſondern im Gemüth. Ausbildung des Empfindungsvermögens iſt das dringende Bedürfniß der Zeit, und das Werkzeug dieſer Ausbildung die ſchöne Kunſt. — Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſern Alters und laſſe ihn unter fernem griechiſchen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden, kehre er, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. — Dem Verſtand überlaſſe er die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe, das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit. — Gieb der Welt die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen. Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebſt, wenn du, bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand ihrer Triebe verwandelſt. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muſter zu empfangen, das du ihr geben ſollſt, ſo wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Geſellſchaft, bis du eines idealen Gehalts in deinem Herzen verſichert biſt. Leiſte deinen Zeitgenoſſen,

was ſie bedürfen, nicht was ſie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das ſie gleich ſchlecht entbehren und tragen. Ihr Geſchmack iſt keuſcher als ihr Herz. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohheit aus ihren Vergnügungen, ſo wirſt du ſie unvermerkt aus ihren Geſinnungen verbannen. Wo du ſie findeſt, umgieb ſie mit edeln, mit großen, mit geiſtreichen Formen, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunſt die Natur überwindet."

„Die Reflexion iſt das erſte liberale Verhältniß des Menſchen zum Weltall. Wenn die Begierde ihren Gegenſtand unmittelbar ergreift, ſo rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit ſelbſt, das ewig Wandelnde, ſteht ſtill, indem des Bewußtſeins zerſtreute Strahlen ſich ſammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form, reflectirt ſich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird im Menſchen, iſt auch außer ihm keine Nacht mehr; ſobald es ſtille wird in ihm, legte ſich auch der Sturm im Weltall. Aus einem Sklaven der Natur, ſo lange er ſie blos empfindet, wird der Menſch ihr Geſetzgeber, ſobald er ſie denkt. Nur wo die Maſſe ſchwer und geſtaltlos herrſcht, und zwiſchen unſichern Grenzen die trüben Umriſſe wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniß der Natur iſt der Menſch überlegen, ſobald er ihm Form zu geben weiß. Sowie er anfängt, ſeine Selbſtſtändigkeit gegen die Natur als Erſcheinung zu behaupten, ſo behauptet er auch gegen die Natur als Macht ſeine Würde, und mit edler Freiheit richtet er ſich auf gegen ſeine Götter. Sie werfen die Geſpenſterlarven ab, womit ſie ſeine Kindheit geängſtigt hatten, und überraſchen ihn mit ſeinem eignen Bild, indem ſie ſeine Vorſtellung werden. Das göttliche Monſtrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht ſich in der griechiſchen Phantaſie in den freundlichen Contour der Menſchheit zuſammen. Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Geſetze baut der äſthetiſche Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels, worin er den Menſchen von allem entbindet. Alle andern Formen der Mittheilung trennen die Geſellſchaft. Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Weſen vergißt ſeine Schranken, ſo lange es ihren Zauber erfährt." — —

Fr. v. Kalb, jetzt wieder in den freundſchaftlichſten Beziehungen zu Schiller, ſtudirte ſich an den Briefen „den Kopf ganz heiß und ſchwindlig": „ich wünſchte ihr," ſchreibt Fr. v. Stein an Lottchen, „ein wenig mehr Ruhe, aber die Ruhe thut uns beiden nur ſo wohl, weil wir leidend ſind, andern geſunden und lebhaften Menſchen kommen wir gewiß langweilig vor, denn man kann uns gar nicht dramatiſiren. — Ich habe einen immerwährenden Krampf

am Herzen. Da dies ſchon ſo verſchiedene Jahre dauert, ſo bin ich auch reſignirt, ich glaube, mein Herz verſteinert nach und nach; ich fühle, wie mir der Ausdruck immer mehr verſagt, Liebe und Wohlwollen zu erkennen zu geben." Auch andere Damen ließen ſich die Horen nicht entgehn, am eifrigſten war die Gemahlin des Prof. Mereau in Jena, Sophie geb. Schubert, geb. 27. März 1761 zu Altenburg, „eine niedliche Miniaturgrazie", wie Jean Paul ſpäter ſich ausdrückt, deren Gedichte („Sereſine", „Amande und Eduard") bei Schiller viel Beifall fanden. Sie ſchrieb für den Muſenalmanach, den Schiller gleichzeitig mit den Horen unternommen hatte. — Nach beiden Seiten hin war ein junger Landsmann thätig.

Hölderlin 29. März 1770 in der Nähe von Heilbronn geboren, hatte früh den Vater verloren und war ausſchließlich von der Mutter erzogen: ſein ohnehin weibliches Gemüth wurde dadurch noch wehrloſer gegen die Außenwelt. In der lateiniſchen Schule zu Nürtingen, wohin ſeine Mutter gezogen war, ſtudirte er früh die Griechen; er hatte eine platoniſche Liebe zu einem ſchwindſüchtigen Mädchen, mit dem er den Oſſian las; im Uebrigen waren Klopſtock, Schiller und Schubart die Führer ſeiner jungen Muſe. Auch die Freundſchaft pflegte er leidenſchaftlich. Herbſt 1788 kam er nach Tübingen, wo erſt Hegel, dann Schelling mit ihm den Kant ſtudirten; ſie ſuchten die neue Philoſophie mit Plato zu verſchmelzen, und Schiller lehrte ſie, in den Göttern Griechenlands das Ideal der reinen Menſchheit zu ſuchen. Hölderlin's Gedichte in dieſer Zeit ſind ganz nach Schiller, aber zarter und inniger: er hatte eine gute muſikaliſche Bildung; daneben machte ſich Matthiſſon's Einfluß geltend. Oct. 1790 wurde er Magiſter, wobei er einen Vortrag über die griechiſche Kunſtgeſchichte hielt. — Heinſe's Ardinghello gab ihm den Gedanken ein, ſeine Sehnſucht nach Griechenland in einem Roman zu verarbeiten, den er „Hyperion" taufte; Schiller, der bei ſeinem Aufenthalt in Schwaben des Dichters perſönliche Bekanntſchaft machte, veröffentlichte ein Fragment in der „Thalia", und empfahl ihn Fr. v. Kalb als Hauslehrer. Oct. 1793 ging Hölderlin nach Waltershauſen ab, und fand bei der begabten Frau Verſtändniß und liebevolle Theilnahme. Auch Fr. v. Stein wurde auf das Fragment aufmerkſam. — Wie vorbereitet ſein Gemüth für Schiller's Anſichten war, zeigen die Briefe an ſeinen Bruder: „Mir wird ſonderbar zu Muth, wenn ich der Hoffnungen gedenke, die man ſich vom folgenden Jahrhundert macht, und die verkrüppelten, kleingeiſtigen, rohen, anmaßlichen, unwiſſenden Jünglinge dagegenſtelle, die alsdann ihre Rolle ſpielen ſollen!" „Uebrigens ſcheinen mir unſere Leute in den letzten Jahren doch etwas mehr Theilnahme an Ideen, die außer dem Horizont des Unmittelbarnützlichen liegen, zu zeigen; laß das Kriegsgeſchrei verhallen, und die Wahr-

heit und Kunſt wird einen ſeltenen Wirkungskreis erleben.“ „Indeß wie es das heilige Schickſal will!“ — Nov. 1794 kam er mit ſeinen Zöglingen nach Jena, in engſtem Umgang mit Schiller, Fichte, Humboldt, Woltmann, Niethammer; Fr. v. Kalb führte ihn auch bei Goethe ein. „Ruhig, viel Majeſtät im Blick, und auch Liebe, äußerſt einfach im Geſpräch, das aber doch hier und da mit einem bittern Hiebe auf die Thorheit um ihn und einem ebenſo bittern Zug im Geſicht gewürzt. Man ſagte ſonſt, er ſei ſtolz, wenn man aber darunter das Niederdrückende im Benehmen gegen unſer einen verſtand, ſo log man.“

Jan. 1795 gab er ſeinen Unterricht auf und hörte ein Collegium bei Fichte, das ihn ſehr ergriff. Er ſchwankte nun zwiſchen Dichtkunſt und Philoſophie, gab aber, was er dachte und empfand, ganz in ſeinen Briefen aus. Da ſich keine rechte Beſchäftigung fand, ging er nach Nürtingen zurück. „Ich wußte wohl,“ ſchreibt er 23. Juli an Schiller, „daß ich mich nicht, ohne meinem Innern merklichen Abbruch zu thun, aus Ihrer Nähe würde entfernen können; ich erfahr' es mit jedem Tage lebendiger. — Es iſt ſonderbar, daß man ſich ſehr glücklich finden kann unter dem Einfluß eines Geiſtes, und ohne mündliche Mittheilung, blos durch ſeine Nähe. Ich hätt' es ſchwerlich über mich gewonnen zu gehn; wenn nicht eben dieſe Nähe mich ſo oft beunruhigt hätte. Ich war immer in Verſuchung Sie zu ſehn, und ſah Sie immer nur, um zu fühlen, daß ich Ihnen nichts ſein konnte. Ich ſehe wohl, daß ich mit dieſem Schmerz, den ich ſo oft mit mir herumtrug, nothwendig meine ſtolzen Forderungen büßte. Wär' es Eitelkeit geweſen, die von einem großen Mann einen freundlichen Blick erbettelt, um ſich mit der unverdienten Gabe über die eigne Armſeligkeit zu tröſten, dann würd' ich mich tief verachten. Aber ich freue mich, daß ich mir gewiß ſagen kann, daß ich den Werth des Geiſtes, den ich achte, ſoweit ich ihn ermeſſen kann, in mancher Stunde rein empfand, und daß mein Streben, ihm recht viel zu ſein, im Grunde nichts anderes war als der gerechte Wunſch, dem Guten und Schönen, ſei es unerreichbar oder erreichbar, mein Individuum zu nähern.“ — Bald darauf: „Es iſt mir oft wie einem Exulanten, wenn ich mich der Stunden erinnere, da Sie ſich mir mittheilten, ohne über den trüben Spiegel zu zürnen, worin Sie Ihre Aeußerung oft nimmer erkennen konnten. Es iſt die Eigenſchaft der ſeltnen Menſchen, daß ſie geben können ohne zu empfangen. Ich fühle nur zu oft, daß ich kein ſeltner Menſch bin. Ich friere und ſtarre in den Winter, der mich umgiebt. Es iſt beinahe mein einziger Stolz, daß ich Ihnen etwas von mir ſagen darf. — Ich würde mich darüber tadeln, wenn Sie nicht der einzige Mann wären, an den ich meine Freiheit verloren hatte.“ — „Ihre Nähe iſt mir nicht erlaubt. Ich weiß es noch ganz gut, wie ſie mich immer entzündete,

daß ich den ganzen andern Tag zu keinem Gedanken kommen konnte. So lang ich vor Ihnen war, war mir das Herz faſt zu klein, und wenn ich weg war, konnt' ich es gar nicht mehr zuſammenhalten. Ich bin vor Ihnen wie eine Pflanze, die man erſt in den Boden geſetzt hat: man muß ſie zudecken um Mittag."

Der Ton ändert ſich nicht. „Sie wiſſen es ſelbſt," heißt es noch 3 J. ſpäter, „daß jeder große Mann den andern, die es nicht ſind, die Ruhe nimmt. Deswegen darf ich Ihnen wohl geſtehn, daß ich zuweilen in geheimem Kampf mit Ihrem Genius bin, um meine Freiheit gegen ihn zu retten, und daß die Furcht, von Ihnen durch und durch beherrſcht zu werden, mich ſchon oft verhindert hat, mit Heiterkeit mich Ihnen zu nähern. Aber nie kann ich mich ganz aus Ihrer Sphäre entfernen. Und das iſt auch gut: ſo lang ich noch in einiger Beziehung bin mit Ihnen, iſt es mir nicht möglich, ein gemeiner Menſch zu werden."

Dieſer Enthuſiasmus ſpricht ſich in einer nicht kleinen Zahl begabter Jünglinge aus, die damals in Jena ſtudirten. Veit iſt ſchon erwähnt — der einzige Jude in Jena; Jacobi's Sohn Max ſtand in engſtem Zuſammenhang mit Goethe. Eine „Geſellſchaft freier Männer", an der Spitze Erich v. Berger, machte Philoſophie und Poeſie zum Gegenſtand ihrer Zuſammenkünfte. Einer der ehrlichſten dieſer Männer, der ſpäter däniſche Legationsrath Riſt, giebt im Leben Berger's von der Stimmung der gläubig ſtrebenden Jugend ein ſchönes Bild.

„Das Geſchlecht der Männer aus der Mitte der ſiebziger Jahre wuchs zu Kämpfen heran, die ihresgleichen nicht gehabt. Um ihre Wiege ſpielten die erſten Lichtſtrahlen einer hoffnungsvollen Freiheit. Neue Welten des Gedankens entwickelten ſich mit der Schnelle des Blitzes in dem Innern, ungemeſſene Räume des Wollens und Wirkens vor den Augen der Jünglinge; von Grund aus aufgewühlt ward jeder Glaube; der Beſitz erſchüttert, während er begieriger als je geſucht ward. Die Zukunft ungewiß, die Gegenwart unleidlich, das Daſein oft nur durch das Opfer der höchſten Güter zu retten! Keine Verſöhnung zwiſchen den Gegenſätzen, kein Maß in dem Kampf; nicht immer ein Ziel, jedes Daſein bedrängt, die Lüge frech ihr Haupt erhebend und Anerkennung fordernd, wenn auch nur äußere! So alterte dies Geſchlecht, weniger reich begabt als das vorangegangene, ſchwerer als die meiſten geprüft. Wer will behaupten, daß es mit Ruhm beſtanden? Gewiſſer iſt, daß mancher der Ueberlebenden die Todten nicht beklagt, vielmehr beneidet das Loos der Väter, denen das Leben leichter ward, und leicht die Erde über ihren Gräbern, weil ſie noch meinten, den Kindern beſſere Tage als die ihrigen zu hinterlaſſen."

„Bis zum Anfang der ſiebziger Jahre hatten ſtrenge Formen des Lebens und Beſitzes den Zuſtänden im Ganzen eine ungewöhnlich lange Dauer erhalten. Zwar läßt ſich jedes der frühern Decennien als ein mächtiger Fortſchritt im Staats- und Privatleben, in Kunſt und Wiſſenſchaft bezeichnen; doch blieb dem Herkommen eine geheiligte Macht in den Gemüthern, und die ältere Generation erwehrte ſich mannhaft aller Conceſſionen, die eine Störung hergebrachter Verhältniſſe ahnen ließen. Während die Väter die Anfänge atlantiſcher Freiheit mit zweifelhaftem Auge betrachteten, waltete über den Söhnen noch ſchulgerechte Methode des Lernens, mit der ganzen Sicherheit ununterbrochener Ueberlieferung. Welch ein anderes Bild ſtellt ſich dar, begleiten wir den heranwachſenden Knaben in die Mitte der achtziger Jahre. Es war ein Drängen und Treiben wie im Frühling. Es war als gewännen die bleichen Geſtalten der Vorzeit, die man vermeſſen ſo oft heraufbeſchworen, um ſie nach herkömmlicher Vorzeigung wieder abtreten zu laſſen, friſche Farbe, als dränge Mark in ihre Glieder. Es wurden Winke vernommen von Sprengung der Zellen und von Freiheit der Völker, und ein ſchottiſcher Meiſter im ſchlichten Kleide war eine geiſtige Macht in ſeinem Kreiſe. Solche vom Winde verſtreute, beflügelte Saat hängt überall feſt und keimt oft freudiger als die ſorgſam beackerte. So wurzelte allmählich und unbewußt ſich die Jugend auf einem neuen Boden feſt. Eine Ahnung großer Dinge durchſchauerte die jüngere Generation, und ſelbſt die Aeltern ergriff ein Vorgefühl hoher Beſtimmung, unermeßlicher Vervollkommnung, die dem Geſchlecht bevorſtehe. Auf dieſem Punkte hatte die Welt in ihrem Kreislauf ſich noch nicht befunden. So ſpiegelte ſie ſich denn mit inniger Luſt und großer Unbefangenheit in ihrem eignen Bild, entdeckte immer mehr Züge der Gottähnlichkeit, und ſchmeichelte ſich, was fehle, müſſe von ſelbſt kommen, nun man es ſo weit gebracht. In dem Ringen nach geheimer Wiſſenſchaft, nach überirdiſcher Kraft, nach Genuß ohne Arbeit, das ſich tief und tiefer in das Mark der Geſellſchaft einfraß, lag ſchon der Keim des Zwieſpalts, der bald die Behaglichkeit des vergnüglichen Zeitalters trübte. Noch ſpielte man, in geſicherter äußerer Lage, mit Wundererſcheinungen und Geheimniſſen, noch hieß man jede bunte Larve willkommen. Doch als nun die gewaltigen Erſcheinungen im Weſten ſichtbar wurden, fanden ſie in Deutſchland wohl zubereiteten Boden: ſchnell nahm die Zeit einen ernſten Charakter an. Jene Holdſeligkeit, jenes Schönthun mit Ideen, die dem Leben mehr zur Zierde als zum Princip des Handelns dienen, verſchwand mit dem erſten Nahen einer großen hiſtoriſchen Zeit. Wie Erleuchtete meiſt den Moment anzugeben wiſſen, wo ihr Geiſt in höhere Gemeinſchaft aufgenommen wurde, ſo möchte vielen der Zeitgenoſſen erinnerlich bleiben, bei welchem Anlaß der Streit politiſcher Richtungen den erſten Funken in die

Unbefangenheit ihrer Jugend geworfen, um fortglimmend zu erwärmen und zu erleuchten oder zu verzehren. Wann wird man ſo reine Begeiſterung wiederſehen, wie damals in den Herzen der unverderbten Jünglinge, die aus Träumen zu erwachen glaubten, und Lichterſcheinungen vor ſich zu ſehn, deren Glanz ſie mit dem eignen beſten Blute zu nähren ſich ſehnten! Um ihre Ruhe war es geſchehn; ſie zogen den herrlichen Lichtern nach, und in ihrer Verfolgung ward ihnen nur zu oft Genügſamkeit und Unbefangenheit verloren. Wir wollen nicht verdammen, denn ſo klug war die Welt noch nicht als jetzt; leicht mochte ſie beſſer ſein."

„Mit den äußern Banden und Fugen des geſelligen Lebens ſollten zugleich die innerſten Tiefen des Gedankens, des Wollens, jene ſtille Heimath des Gefühls erſchüttert und aufgewühlt werden, wohin ſich ſo oft ein von außen bedrängtes Daſein zu retten weiß. War dem Jüngling bis dahin die zerſetzende Kraft der kritiſchen Philoſophie noch unzugänglich geblieben, ſo hatte er in dieſer Zeit wenigſtens mit ihren, in Glauben und Wiſſen der Menge plötzlich überſtrömenden Reſultaten ſchmerzliche Kämpfe zu beſtehn. Es iſt nicht ein Kleines, auf der Schwelle des freien Bewußtſeins den Glauben der Väter durch ſtrenge Folgerechtigkeit der Betrachtung erſchüttert, das Wiſſen der Väter in allen Zweigen auf den Kopf geſtellt, theils verhöhnt, theils bemitleidet, theils als Schutt verwendet zu ſehn zu neuen Bauten, von dreiſten, neuem Licht entgegenjubelnden Geiſtern. Da ſtanden Fichte und Schelling auf, um das Geſchlecht, das ſich ihnen hingab, von jeglichem Ueberlieferten rein abzulöſen. Den Alten waren das Erſcheinungen wie andere, von denen ſie ihr Theil zu nehmen, was nicht zuſagte, zu laſſen befugt waren: der ſpätern Jugend iſt es Geſchichte geworden, die kühl vernommen wird. In und mit uns erzeugte ſich das alles, ward mitgethan und mitgelebt. Um dieſelbe Zeit, wo jene gewaltigen Erſchütterungen die Geiſter bewegten, entwickelte ſich volksthümlich, leidenſchaftlich, rückſichtslos dem Naturgefühl und der Selbſtverherrlichung gewidmet, eine neue poetiſche Richtung in der deutſchen Nation. Eine lang bekannte Welt, Natur, Vorzeit und Gegenwart, ſchienen wie von einem neuen Licht verklärt. Es trat eine jugendliche, poetiſch-äſthetiſche Begeiſterung in die von Gegenſätzen bereits aufgewühlte Zeit; ſie wirkte hier und da verſöhnend, oft irre leitend, nicht ſelten empfängliche, doch beſchränkte Naturen von Grund aus zerrüttend. An der Stirne trug ſie die Lehre: Alles Schöne ſei gut, und gut nur das Schöne; in ihrem Kern ein vornehmes Selbſtbewußtſein der Gottähnlichkeit, dem Hochmuth nahe verwandt. Es war eine gewaltige, eine chaotiſche Zeit; und wenn nicht die kämpfenden Elemente einander das Gleichgewicht gehalten hätten, ſo wären die Beſſern unter der Jugend alle zu Grunde gegangen."

Wenn eine nicht kleine Zahl ſtrebſamer Jünglinge den Vorträgen ihrer Lehrer in Jena mit Spannung lauſchten, ſo war die Maſſe aufs greulichſte verwildert. Fichte, auf ſeine Popularität vertrauend, machte den Verſuch, die Orden, den Hauptſammelplatz der Zügelloſigkeit, zur Selbſtauflöſung zu beſtimmen; dafür warfen ihm dieſe die Fenſter ein: „die unangenehmſte Weiſe," bemerkt Goethe, „von dem Daſein eines Nicht-Ich überzeugt zu werden!" Fichte war über die erbärmliche Schwäche des Senats gegen dieſen Unfug ſo verſtimmt, daß er Oſtern die Vorleſungen ſchloß und ſich nach Osmannſtädt zurückzog. „Mit Freund Fichte," ſchreibt Schiller 15. Mai 1795 an Goethe, „iſt die reichſte Quelle von Abſurditäten erſchöpft." „Fichte," äußerte ſich Goethe ſpäter, „war eine der tüchtigſten Perſönlichkeiten, die man je geſehn, und an ſeinen Geſinnungen in höherem Betracht nichts auszuſetzen, aber wie hätte er mit der Welt, die er als ſeinen erſchaffenen Beſitz betrachtete, gleichen Schritt halten ſollen?"

Fichte hoffte noch immer von den beiden Dichtern große Stücke für die Philoſophie; mehr als von den Philoſophen von Profeſſion; er glaubte ſich von ihnen am beſten verſtanden. Einen Aufſatz von ihm „Erhöhung des reinen Intereſſes für Wahrheit" hatten die Horen gebracht; 24. Juni ſandte er an Schiller einen zweiten: „über Geiſt und Buchſtaben in der Philoſophie". Seltſamerweiſe enthielt derſelbe eine begeiſterte Rede auf Goethe: „Es iſt in den letzten Meiſterwerken des begünſtigten Lieblings der Natur nicht die einfache Erzählung, nicht die ſanft hingleitende Sprache, durch welche der gebildete Leſer ſo mächtig angezogen wird . . . Die Stimmung iſt es, welche in dieſen Werken herrſcht: dieſe edelſte Blüte der Humanität, welche durch die Natur nur einmal unter dem griechiſchen Himmel hervorgetrieben und durch eines ihrer Wunder im Norden wiederholt wurde. Es ſchmiegt ſich an unſere Seele das lebendige Bild jener geendigten Cultur, die den Angriffen des Schickſals nicht mehr mit gewaltſamen Anſtrengungen und Renkungen entgegengeht, und die eher alles als die reine Ebenheit ihres Charakters und die leichte Grazie in den Bewegungen ihres Gemüths verliert: jenes Beruhens in ſich ſelbſt und auf ſich ſelbſt, das es nicht mehr bedarf, durch Anſtrengung ſeine Kraft aufzuregen und gegen den Widerſtand anzuſtemmen, ſondern das auf ſeiner eignen natürlichen Laſt ſicher ſteht; jener Unbefangenheit des Geiſtes, welche die Dinge, auch bei ihrem gewaltſamſten Andringen auf uns, dennoch keiner andern Schätzung würdigt, als der, die ihnen gebührt, daß ſie Gegenſtände unſerer Betrachtung ſind, und welche auch dann noch den gefälligen Formen derſelben ein äſthetiſches Vergnügen, den Verzerrungen derſelben ein leichtes Lächeln, wie Grazien lächeln, abzugewinnen vermag; jener Vollendung der Menſchheit, die ſich von der

Sinnenwelt nicht losgeriſſen, ſondern abgelöſt fühlt, und die mit gleicher Leichtigkeit derſelben ohne Mißvergnügen entbehren oder ihrer mit Freude auf ihre Weiſe genießen kann ... Wir fühlen uns gehoben und veredelt, und innige Liebe iſt der Lohn des Dichters, der uns ſo ſanft ſchmeichelt, um uns zu beſſern."

Wider Erwarten ſandte Schiller den Aufſatz zurück; theils wegen der „trocknen, ſchwerfälligen und nicht ſelten verwirrten Darſtellung", theils weil er vom Gegenſtand abwich. Der Brief war grob, und es wurde Fichte leicht, in der Antwort die Unſchicklichkeit des Tons zu rügen. „Daß wir über den Vortrag ſehr verſchiedene Grundſätze haben, habe ich ſchon aus Ihren eignen philoſophiſchen Schriften geſehn. Sie gehen analytiſch, den Weg des ſtrengen Syſtems, und ſetzen die Popularität in Ihren unermeßlichen Vorrath von Bildern, die Sie ſtatt des abſtracten Begriffs ſetzen. Ich ſetze die Popularität in den Gang, den ich nehme. Nachdem die ſtreng philoſophiſche Dispoſition fertig iſt, mache ich mir nach ganz andern Grundſätzen den Entwurf der populären Behandlung; knüpfe an eine ſehr gemeine Erfahrung an und führe ſo den Faden, ſcheinbar nach der bloßen Ideenaſſociation, über die aber unſichtbar das Syſtem wacht, fort, beſtimme nirgend ſchärfer, als vor der Hand nöthig iſt, bis zuletzt die ſcharfe Beſtimmung ſich von ſelbſt ergiebt. Bei mir ſteht das Bild nicht an der Stelle des Begriffs, ſondern vor oder nach dem Begriff, was gleich iſt; ich ſehe darauf, daß es paſſe. Wo ich nicht irre, haben alle alte und neuern Schriftſteller, die in dem Ruhm des guten Vortrags ſtehn, es ſo gehalten. Ihre Art aber iſt völlig neu. Sie feſſeln die Einbildungskraft, welche nur frei ſein kann, und wollen dieſelbe zwingen zu denken. Daher, glaube ich, entſteht die ermüdende Anſtrengung, die mir Ihre philoſophiſchen Schriften verurſachen. Ich muß alles erſt überſetzen, ehe ich es verſtehe; und ſo geht es andern auch. Was man meinen frühern Schriften auch vorwerfe, ſo ſind ſie doch häufig geleſen worden, und man hört hier und da erzählen, was darin ſteht. Ihre philoſophiſchen Schriften (ich rede nicht von Ihrem Tiefſinn, den ich verehre, ich rede nur von Ihrem Stil) ſind bewundert, angeſtaunt, aber weniger geleſen und gar nicht verſtanden worden; und ich habe im größern Publicum keine Stelle daraus anführen hören. Jeder lobt, ſo ſehr er kann, aber er hütet ſich wohl vor der Frage: was denn eigentlich darin ſtehe?"

Am meiſten mußte Schiller verdrießen, daß ſein Gegner ſich auf Goethe's Urtheil berief; über dieſen Punkt antwortete er ſehr empfindlich. Ebenſo proteſtirte er gegen das Urtheil des Publicums. „Es giebt nichts Roheres als den Geſchmack des jetzigen deutſchen Publicums, und an der Veränderung dieſes elenden Geſchmacks zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen,

iſt der ernſtliche Plan meines Lebens. Ich ſuche nicht durch Anſchmiegung an den Geiſt der Zeit das Publicum zu gewinnen, ſondern es durch die lebhafte und kühne Aufſtellung meiner Vorſtellungsart zu überraſchen, anzuſpornen und zu erſchüttern. Daß ein Schriftſteller, der dieſen Weg geht, nicht der Liebling ſeines Publicums werden kann, liegt in der Natur der Sache, denn man liebt nur, was einen in Freiheit ſetzt, nicht was einen anſpannt; aber er erhält dafür die Genugthuung, daß er von der Armſeligkeit gehaßt, von der Eitelkeit beneidet, von Gemüthern, die eines Schwunges fähig ſind, mit Begeiſterung ergriffen und von knechtiſchen Seelen mit Furcht und Zittern angebetet wird." — In demſelben Sinn ſchreibt Schiller an Herder, der ſich gegen die griechiſche Mythologie für die nordiſche ausſpricht: „Giebt man Ihnen die Vorausſetzung zu, daß die Poeſie aus dem Leben, aus der Zeit, aus dem Wirklichen hervorgehn, damit eins ausmachen und darin zurückfließen muß, und (in unſern Umſtänden) kann, ſo haben Sie gewonnen. Aber gerade jene Vorausſetzung leugne ich. Es läßt ſich, wie ich denke, beweiſen, daß unſer Denken und Treiben, unſer bürgerliches, politiſches, religiöſes, wiſſenſchaftliches Leben und Wirken wie die Proſa der Poeſie entgegengeſetzt iſt. Dieſe Uebermacht der Proſa in dem Ganzen unſers Zuſtandes iſt meines Bedünkens ſo groß und entſchieden, daß der poetiſche Geiſt, anſtatt darüber Meiſter zu werden, nothwendig davon angeſteckt und alſo zu Grunde gerichtet werden müßte. Daher weiß ich für den poetiſchen Genius kein Heil, als daß er ſich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht. Mir ſcheint daher gerade ein Gewinn zu ſein, daß er ſeine eigene Welt formirt und durch die griechiſchen Mythen der Verwandte eines fernen und idealiſchen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beſchmutzen würde."

Noch nach einer andern Seite hin hatte ſich Fichte zu vertheidigen. Wieland, ohnehin über das „Ich und Nicht-Ich" ſehr verdrießlich, hatte ſeinem Schwiegerſohn Reinhold von boshaften Aeußerungen ſeines Nachfolgers geſchrieben, und Reinhold hatte ſich ſehr empfindlich darüber ausgeſprochen. Aber Fichte wußte den ſchwächeren Mann durch Syllogismen ſo in die Enge zu treiben, daß er ganz kleinlaut wurde. „Neulich," ſchreibt er ihm 2. Juli 1795, „habe ich Wieland unendlich liebgewonnen. Er ſchmähte auf die Kantiſche Philoſophie, auf Demokratismus, auf abgeſchnittenes Haar, auf Bänderſchuh, kurz auf alles was meine geiſtigen und körperlichen Prädicate ausmacht oder wenigſtens dafür gehalten wird, mit einer ſolchen Naivetät und Genialität, ging, als ich herzlich mitlachte und er ſich zu beſinnen ſchien, daß dies doch einmal meine Prädicate wären, in eine ſolche Herzlichkeit über, daß dies die angenehmſten Augenblicke meines Lebens waren." — In demſelben Brief meldet er den Druck ſeiner „Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre",

und macht ihn auf den Gegenſatz ihrer Zwecke aufmerkſam: „Sie gehn allenthalben darauf aus, ſich ſelbſt und Andern Ihre theuerſten Erwartungen nicht ſowohl zuzuſichern, als ſie, die aus einer ganz andern Quelle entſpringen, gegen alle Angriffe der nur ſpeculativ gewordenen Vernunft zu ſichern. Sie philoſophiren mit und aus praktiſchem Intereſſe. Ich, durch eine freiere Erziehung in der früheſten Jugend, darauf durch einen Druck, den ich bald abwarf, durch ein leichtes Blut, durch eine ziemlich gute Geſundheit, und, was durch jenes nur erleichtert wird, durch ein feſtes Beruhen auf mir ſelbſt — unterſtützt, habe der Speculation ſeit ſehr früher Jugend getroſt und kalt unter die Augen geſehn. Ungeachtet es kein geringes Gut für mich iſt, einer Philoſophie mich bemächtigt zu haben, die mein Herz in Uebereinſtimmung mit meinem Kopf ſetzt, ſo würde ich doch keinen Augenblick mich beſinnen, ſie aufzugeben, wenn man mir ihre Unrichtigkeit zeigte, eine völlig dieſe Eintracht zerſtöreude Lehre dafür anzunehmen, wenn ſie richtig wäre, und auch dann meine Pflicht zu thun glauben."

Ueber die Schwierigkeit ſeines eignen Syſtems täuſcht er ſich nicht. „Was ich mittheilen will, iſt etwas, das gar nicht geſagt noch begriffen, ſondern nur angeſchaut werden kann; was ich ſage, ſoll nichts weiter thun, als den Leſer ſo leiten, daß die begehrte Anſchauung ſich in ihm bilde. Wer meine Schriften ſtudiren will, dem rathe ich, Worte Worte ſein zu laſſen, und nur zu ſuchen, daß er irgendwo in die Reihe meiner Anſchauungen eingreife, fortzuleſen, auch wenn er das Vorhergehende nicht ganz verſteht; bis irgendwo an einem Ende ein Lichtfunke herausſpringt. Dieſer, wenn er ganz und nicht halb iſt, wird ihn auf einmal in die Reihe meiner Anſchauungen auf den Geſichtspunkt ſetzen, aus welchem das Ganze angeſehn werden muß. — Der Eingang in meine Philoſophie iſt das ſchlechthin Unbegreifliche; das macht dieſelbe ſchwierig, weil die Sache nur mit der Einbildungskraft und gar nicht mit dem Verſtande angegriffen werden kann." — Das iſt nicht ſo überſchwänglich als es ausſieht. Es heißt nur: wer, wenn man ihn darauf aufmerkſam macht, in ſeinem Geiſt nicht unmittelbar ſieht, daß im Ich das Gedachte auch das Denkende iſt, dem fehlt der Verſtand zum Philoſophiren. Ebenſo kann man in der Mathematik ſagen: wer nicht mit den Augen des Geiſtes ſieht, daß ſich jede Linie unendlich verlängern läßt, der mache das Buch zu.

Der Studentenunfug wiederholte ſich immer bösartiger, der Senat entſchloß ſich endlich 1. Aug. zum ſcharfen Einſchreiten. „Ich werde," ſchreibt Fichte 24. Aug., „zu Michaelis nach Jena zurückkehren. Durch militäriſche Gewalt iſt die Ruhe wiederhergeſtellt. Wer nicht auf der Stelle eingeſteckt ſein will, muß wohl ruhen. Von einer Verbeſſerung der Grundſätze iſt nichts

merklich. Es iſt auffallend, wie die Beſten und Verſtändigſten unter den Studirenden auf einmal den Verſtand verlieren, wenn die Rede auf Burſchenrechte, akademiſche Freiheit u. ſ. w. kommt. Die Beſten wollen freilich ihr Recht, Häuſer zu ſtürmen, zu plündern und zu rauben, nicht gebrauchen, aber das muß von ihrem guten Willen abhängen; ſie mit Gewalt daran zu hindern, iſt eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit. Gott mag es denen, die durch eine lange Praxis ſie dieſe Grundſätze gelehrt haben, vergeben; ich kann es nicht. Ich bin dem Gedanken nahe, den ich ſonſt mit ganzer Macht beſtritten, den ich in Andern als ein tiefes Zeichen der Schlechtigkeit betrachtet — Gott verzeihe es mir — daß mit dieſer Menſchenclaſſe ſchlechterdings nichts anzufangen iſt, daß man ihre Erziehung Gott und ihren künftigen Schickſalen überlaſſen muß und zufrieden ſein, wenn es ſo einzurichten iſt, daß andre Leute es neben ihnen eben nur aushalten können."

Immer tiefer ſtudirte ſich Fichte in Jacobi's Schriften ein, immer mehr erſtaunte er über die Einſtimmung, die er zu finden glaubte, trotz des ſcheinbaren Widerſpruchs. „Sie ſind ja bekanntermaßen Realiſt," ſchreibt er ihm 30. Aug., „und ich bin ja wohl transcendentaler Idealiſt, härter als Kant es war: denn bei ihm iſt doch noch ein Mannigfaltiges der Erfahrung — zwar mag Gott wiſſen, wie und woher! — gegeben; ich aber behaupte mit dürren Worten, daß ſelbſt dieſes von uns durch ein ſchöpferiſches Vermögen producirt werde." „Mein abſolutes Ich iſt offenbar nicht das Individuum, aber das Individuum muß aus dem abſoluten Ich deducirt werden." „So wie wir uns als Individuum betrachten (und ſo betrachten wir uns immer im Leben, nur nicht im Philoſophiren und Dichten), ſtehn wir auf dem Reflexionsſtandpunkt, dem praktiſchen im Gegenſatz zum ſpeculativen; von ihm aus iſt eine Welt für uns, unabhängig von uns da, die wir nur modificiren können; von ihm aus wird das reine Ich außer uns geſetzt und heißt Gott. Wie kämen wir ſonſt zu den Eigenſchaften, die wir Gott zuſchreiben und uns abſprechen, wenn wir ſie nicht doch in uns ſelbſt fänden und nur als Individuum ſie uns abſprächen? — In dem Gebiet dieſes praktiſchen Reflexionsſtandpunkts herrſcht der Realismus; durch ſeine Anerkennung von Seiten der Speculation ſelbſt erfolgt die gänzliche Ausſöhnung der Philoſophie mit dem geſunden Menſchenverſtand. — Wozu iſt der ſpeculative Geſichtspunkt und mit ihm die ganze Philoſophie, wenn ſie nicht fürs Leben iſt? Hätte die Menſchheit von dieſer verbotnen Frucht nie gekoſtet, ſo könnte ſie der ganzen Philoſophie entbehren. Aber es iſt ihr eingepflanzt, jene Region über das Individuum hinaus nicht blos in dem reflectirten Licht ſondern unmittelbar erblicken zu wollen; und der Erſte, der eine Frage über das Daſein Gottes erhob, durchbrach die Grenzen, erſchütterte die Menſchheit in ihren tiefſten

Grundpfeilern und versetzte sie in einen Streit mit sich selbst, der noch nicht beigelegt ist, und der nur durch kühnes Vorschreiten bis zu dem höchsten Punkt, von welchem aus der speculative und praktische vereinigt erscheinen, beigelegt werden kann. Wir fingen an zu philosophiren aus Uebermuth und brachten uns dadurch um unsere Unschuld; wir erblickten unsere Nacktheit und philosophiren seitdem aus Noth für unsere Erlösung."

Für Schiller war die philosophische Form nur ein Nothbehelf; sein angebornes Talent trieb ihn, die neugewonnenen Ueberzeugungen poetisch auszusprechen. Durch seine Studien mit reichstem Stoff erfüllt, schoß seine Lyrik plötzlich zu einer gewaltigen Blüte auf: freilich ist dieser herrliche Farbenglanz in seiner fremdartigen Pracht aus dem Treibhaus hervorgegangen. „Wenn Sie diesen Brief erhalten," schreibt er 9. Aug. an Humboldt, indem er ihm „das Reich der Schatten" übersendet, „so entfernen Sie alles was profan ist, und lesen in geweihter Stille dies Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie Sich mit Ihrer Frau ein und lesen es ihr vor ... Es könnte sein, daß ein Anderer einiges noch deutlicher gesagt wünschte; aber nur was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen." — Humboldt empfängt die Gabe in demselben Sinn: er fühlt sich prophetisch angehaucht und aus den Fesseln des Erdenlebens entrückt. — Wer sich bei Schiller beklagt, er gebe in seinen Gedichten nur den versifizirten gesunden Menschenverstand, kann sich hier der tiefsten Mystik erfreuen; sie verliert sich in so luftleere Höhen, daß dem Leser zuweilen der Athem ausgeht. — Mit Neid sieht der Mensch auf das spiegelreine Leben der seligen Götter. Es wird ihm nun offenbart, wie er sich ihnen nahen könne. Kein Gesetz der Zeit fesselt diejenigen, die von ihren Gütern nichts berühren. Wer in dem Reich des Todes frei sein will, muß sich am Schein genügen lassen: selbst der Styx fesselte Proserpina nicht, aber als sie den Apfel genossen, war sie auf ewig an den Orcus gebannt. „Nur der Körper eignet jenen Mächten, die das dunkle Schicksal flechten; aber frei von jeder Zeitgewalt, die Gespielin seliger Naturen, wandelt oben in des Lichtes Fluren, göttlich unter Göttern, die Gestalt. Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben, werft die Angst des Irdischen von euch! fliehet aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich! Und vor jenen fürchterlichen Schaaren euch auf ewig zu bewahren, brechet muthig alle Brücken ab. Zittert nicht, die Heimath zu verlieren: alle Pfade, die zum Leben führen, alle führen zum gewissen Grab. Opfert freudig auf, was ihr besessen, was ihr einst gewesen, was ihr seid, und in einem seligen Vergessen schwinde die Vergangenheit." — Das sind harte Anforderungen an den Menschen, und er weiß nicht recht, wie er sie erfüllen soll, wenn ihm auch herrliche Güter dafür

in Aussicht gestellt werden, z. B. daß in diesem Heiligthum jede Pflicht, jede Schuld und jeder Schmerz aufhöre. Das wirkliche Leben ist stets ungenügend. Wenn die Menschheit in ihrer traurigen Blöße vor dem Gesetz steht, dann muß die Tugend vor der Wahrheit erblassen, vor dem Ideal muß die That beschämt zurückweichen. „Aber flüchtet aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken, und die Furchterscheinung ist entflohn, und der ew'ge Abgrund wird sich füllen; nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron." Die Menschheit soll denselben Verjüngungsproceß durchmachen wie Hercules, der im Leben die größten Plagen erduldete, — „bis der Gott, des Irdischen entkleidet, flammend sich vom Menschen scheidet und des Aethers leichte Lüfte trinkt. Froh des neuen ungewohnten Schwebens, fliegt er aufwärts, und des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt". — Der kampfesfreudige, an Löwen und Drachen gewöhnte Gott würde in der ewigen Heiterkeit dieser seligen Schattenwelt eine unerquickliche Rolle gespielt haben. Jene Verklärung paßt wohl für einen sehnsuchtsvollen Jüngling, wie ihn Goethe im Ganymed so lieblich schildert, aber nicht für den Gewaltigen, der schon als Säugling die Schlangen zerdrückte.

Sucht man für die Symbolik den realen Ausdruck, so bezeichnet Schiller selbst, „den Begriff des uninteressirten Interesses am reinen Sein, ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate, den Inbegriff einer völligen Abwesenheit einschränkender Bestimmungen und des unendlichen Vermögens im Subject des Schönen" als den Leitton des Ganzen: die Kunst müsse dem Schmerz und der Befangenheit der irdischen Leidenschaften entfliehn. — Es hat sein Bedenken, Philosopheme poetisch zu verklären. Nicht die zufällige Noth soll die Kunst zeigen, aber was der ganzen Menschheit zugetheilt ist: zu leiden, zu weinen, zu genießen und sich zu freuen. Schön sagt Goethe's Proserpina: „Euer ruhiges Wandeln, Selige! streicht nur an mir vorüber, mein Weg ist nicht mit euch. In euern leichten Tänzen, in euern tiefen Hainen rauscht's nicht von Leben wie droben, schwankt nicht von Schmerz zu Lust der Seligkeit Fülle." In der seligen Schattenwelt der ewig gleichen Götter ist keine Bewegung möglich, also auch keine Poesie; die homerischen Götter empfanden Schmerz und Lust gerade wie die Sterblichen. Die Kunst soll nicht dem Schmerz entfliehn, sie soll ihn concentriren und ihn adeln; und wenn sie das Kreuz des Lebens hinter Rosen versteckt, so soll dies Kreuz doch deutlich genug hervortreten, um uns im tiefsten Innern zu erschüttern.

Dem Publicum in Masse war das Gedicht so unverständlich, daß Schiller schon an einen Commentar dachte. Diesen Commentar übernahm A. W. Schlegel, der, von den Briefen entzückt, sich auch der ältern Gedichte Schiller's, namentlich der „Götter Griechenlands", gegen den Dichter selbst annahm. „Wer

Sinn für das Idealiſche hat, wird mit ebenſo großem Wohlgefallen als Erſtaunen in das Reich der Schatten eintreten; ein Gedicht, deſſen Muſe wie deſſen Gegenſtand die reinſte unkörperliche Schönheit iſt. Das verklärte Licht auf der Stirn der Himmliſchen leuchtet uns ſchon beim Eingang entgegen. Im Hintergrund ſtrahlt die hohe Vollendung, welche zu erreichen keinem Sterblichen beſchieden iſt, ſo lange er das Irdiſche noch nicht abgelegt, zu der er aber in einem Daſein, an welches er überall durch die Bande der Unvollkommenheit gefeſſelt iſt, unabläſſig hinaufſtreben ſoll. — Es iſt ſchwer, über ein ſolches Gedicht, indem man den empfangenen Eindruck ſinnlich machen will, nicht wieder zu dichten; allein damit die Ausdauer des dadurch entzündeten Enthuſiasmus geſichert werde, muß man ihm helle, beſtimmte Einſicht zur Grundlage zu geben ſuchen. Und da liegt eben die Schwierigkeit, deren Ueberwindung der Zuhörer ſich nicht verdrießen laſſen darf, wenn es ihm nicht genügt, die Harmonien des Sängers mit Wolluſt, aber unverſtanden wie Geiſterſprache, an ſeinem Ohr vorübergleiten zu laſſen, wenn er die Offenbarungen, die darin mehr angekündigt als wirklich entfaltet werden, in ſich aufnehmen und bewahren will. Wir befinden uns hier nicht in der Körperwelt, wo ſich alles greifen und handhaben läßt: und ſind es gleich elyſiſche Geſtalten, welche den Betrachter umgeben, ſo haben ſie doch die Art der Schatten nicht ganz abgelegt, und entziehn ſich ſeinen Umarmungen, wenn er, von ihrer entzückenden Schönheit hingeriſſen, ſie auf das innigſte mit ſeinem Weſen verſchmelzen will. Es iſt daher die erſte Pflicht des Beurtheilers, den dichteriſchen Schleier der Wahrheit wegzuziehn und, von ihrer Glorie ungeblendet, die bloßen Umriſſe, ſo viel es ſich thun läßt, in ungeſchmückten Worten hinzuzeichnen." Es folgt nun dieſe Erläuterung, wie ſie bereits die äſthetiſchen Briefe geben. — „Nach dieſer Darlegung des Inhalts wird jeder, der das Gedicht noch nicht kennt, durchaus nicht erwarten, es werde mit lyriſcher Fülle hinſtrömen. Lehrend kann ſich die Poeſie gewiſſermaßen das Unſinnlichſte zueignen, denn ſie gebraucht eben das als darſtellendes Zeichen, was der denkenden Kraft zur Feſthaltung der Begriffe unentbehrlich iſt: aber welche, wenn man ſo ſagen darf, vergeiſtigte Empfänglichkeit gehört dazu, von ſolchen Gegenſtänden berührt, ihren Eindruck melodiſch zurückzugeben. — Der bezaubernde Wohllaut der Strophen, deren Umfang das Ohr noch eben faſſen kann, und die ſanft verſchmelzte Harmonie des Ausdrucks wird nur ſelten unterbrochen. Die Bilder der alten Mythologie ſind blos idealiſch eingeflochten, und es iſt aufs glücklichſte ein neuer Raub an ihnen begangen. Der ganze Sinn des Gedichts liegt in dem Apfel Proſerpinens begriffen. Es iſt eins jener erhellenden Gleichniſſe, welche die Wirkung der letzten Lichter thun, die man auf ein Gemälde ſetzt. Ebenſo

ſchön und wahr iſt in der Erwähnung Laokoons die edelſte Forderung ausgedrückt, welche an die Menſchheit zu machen ſteht: der Widerſtand, den die niederdrückende Natur des Leidens in den höchſten Triumph der Seele, in das Zeichen ihres göttlichen Urſprungs verwandelt. Wir wiſſen, daß die Bildſäule Laokoons beides darſtellt, die Angſt, welcher ſich der Sterbliche nicht entziehn kann, und den Muth, wodurch er unſere Ehrfurcht mehr denn der Gott erregt, der ein willkürliches Urtheil über ihn ſprach. Dieſem Gedanken, den der Künſtler in der Schrift menſchlicher Züge darlegte, ſind hier wenige, aber lebendige Worte verliehn. Die Vergötterung des Herkules malt uns die Befreiung von der Laſt des Irdiſchen ſo fühlbar hin, daß wir am Ende des Geſanges in der That mit dem Vergötterten hinangeſchwebt zu ſein glauben." —

Eine ähnliche Myſtik weht uns aus dem „verſchleierten Bild zu Sais" an. „Die Macht des Geſanges" entwickelt in einer prächtigen Schilderung die Fluth der Poeſie, von welcher die Menſchheit nicht weiß, woher ſie rauſcht. „Das Mädchen aus der Fremde" zeigt die Poeſie als eine Gottheit aus dem Jenſeits, deren Spur im Leben ſchnell verloren gehe. Von dem modernen Dichter wird geſagt, er vernehme kaum noch im Herzen die Himmliſche, die dem alten im Leben erſchien: „weh ihm, wenn er von Außen es jetzt noch glaubt zu vernehmen, und ein betrogenes Ohr leiht dem verführenden Ruf! Aus der Welt um ihn her ſprach zu dem Alten die Muſe; kaum noch erſcheint ſie dem Neu'n, wenn er die ſeine — vergißt." — Doch wird dem Genius das Recht zuertheilt, in der Weiſe der Griechen der Stimme der Natur zu folgen, die dem Leben ſchweigt, weil in der entadelten Bruſt das Orakel verſtummt iſt. Das Ideal wird nur durch ein Wunder ins Leben gerufen, während das Menſchliche mühſam wächſt und reift; dem Liebling der Götter fügen ſich die Geſetze der Welt, die Ferne, die er ahnt, iſt da. „Traue dem leitenden Gott und folge dem ſchweigenden Weltmeer: wär' ſie noch nicht, ſie ſtieg' jetzt aus den Fluthen empor. Mit dem Genius ſteht die Natur in ewigem Bunde: was der eine verſpricht, leiſtet die andre gewiß." Schiller hat ſich Goethe's Anſichten nicht blos zugeſellt, ſondern ſie überboten. — Die reifſte Frucht des Jahres iſt „der Spaziergang". Die allgemeinen Schickſale der Menſchheit ziehn in der Form eines bewegten landſchaftlichen Gemäldes an den Augen des Leſers vorüber. Man wird an „die Künſtler" erinnert, aber der Gang iſt bildlicher, alſo poetiſcher, als in dieſem blos räſonnirenden Gedicht. Auch diesmal muß die griechiſche Mythologie dem Dichter ihre Symbole leihen, obgleich ihm die modernen Zuſtände bis zur franzöſiſchen Revolution vorgeſchwebt haben. Das elegiſche Versmaß eignet ſich trefflich zu dieſem anmuthigen Gemälde, und einzelne Ausſprüche über Geſetz und Liebe gehören zu dem Tiefſinnigſten, was Schiller geſagt. Er ſelbſt that ſich nicht wenig

darauf zu gut: „Mein eignes Dichtertalent hat ſich in dieſem Gedicht erweitert: noch in keinem iſt der Gedanke ſelbſt ſo poetiſch geweſen und geblieben, in keinem hat das Gemüth ſo ſehr als eine Kraft gewirkt. Mit ihm verglichen iſt das Reich der Schatten blos ein Lehrgedicht; wäre der Inhalt des letzteren ſo poetiſch ausgeführt worden wie der Inhalt der Elegie, ſo wäre es in gewiſſem Sinn ein Maximum geworden .. Und das will ich verſuchen ... Ich will eine Idylle ſchreiben, wie ich hier eine Elegie ſchrieb. Alle meine poetiſchen Kräfte ſpannen ſich zu dieſer Energie noch an, das Ideal der Schönheit objectiv zu individualiſiren, und daraus eine Idylle in meinen Sinn zu bilden. Ich habe ernſtlich im Sinn, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört, aber darſtellend und nicht lehrend. — Herculeſ iſt in den Olymp eingetreten, ſeine Vermählung mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle ſein. Ueber dieſen Stoff hinaus giebt es keinen mehr für den Poeten, denn dieſer darf die menſchliche Natur nicht verlaſſen, und eben von dieſem Uebertritt des Menſchen in den Gott würde dieſe Idylle handeln. Gelänge mir dieſes Unternehmen, ſo hoffte ich dadurch mit der ſentimentatiſchen Poeſie über die naive ſelbſt triumphirt zu haben. Zeigt es ſich, daß eine ſolche Behandlung der Idylle unausführbar iſt, daß ſich das Ideal nicht individualiſiren läßt, ſo würde die Komödie das höchſte poetiſche Werk ſein, für welches ich ſie immer gehalten habe, bis ich anfing an die Möglichkeit einer ſolchen Idylle zu glauben. — Denken Sie Sich aber den Genuß, lieber Freund, in einer poetiſchen Darſtellung alles Sterbliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem allen mehr zu ſehn. — Mir ſchwindelt ordentlich, wenn ich an dieſe Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflöſung denke. Eine Scene im Olymp darzuſtellen, welcher höchſte aller Genüſſe! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erſt ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit ganz rein gewaſchen iſt; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätheriſchen Theil meiner Natur noch einmal zuſammen, wenn er auch bei dieſer Gelegenheit rein ſollte aufgebraucht werden.“

Ganz im Sinn dieſer tranſcendentalen Lyrik, die gleich Narciß nur im Spiegel das Schöne ſuchte, war Goethe's „Mährchen“, das Sept. 1795 zum Schluß der „Unterhaltungen“ in den Horen abgedruckt wurde. Wieland ſchlief bei der Vorleſung ein, Frau Schiller fand etwas von Voltaire darin; deſto beredter war A. W. Schlegel in ſeiner Bewunderung. „Eine Reihe der lieblichſten Bilder zieht uns fort; ſie gehn zuweilen in eine lächelnde Charakteriſtik und dann wieder ins Rührende über: doch liegt das Rührende mehr in der holden Zartheit der Schilderung als im Mitleiden, das der Gegenſtand erweckt. Nie gab es einen liebenswürdigern Schmerz als den der ſüßen

Lilie; überhaupt erregt ſie ein Gefühl, als wenn man den Duft der Blume, deren Namen ſie führt, in freier Luft einathmete. Die Zeichnung erſchöpft, was ſie darſtellen ſoll, und gleitet doch leicht hinweg, wie die Nymphe über die Spitzen des Grafes. Bei der Flüchtigkeit, die man ſonſt nur den Landsleuten der Irrlichter zutrauen ſollte, ſchimmert ein gewiſſer Ernſt durch, der nicht ſchwer wird über allem, ſondern eben hinreicht, eine deſto angenehmere Erinnerung der empfundenen Luft zurückzulaſſen u. ſ. w." — Wir können uns dieſem Lob nicht anſchließen. Die Irrlichter, die Schlange, die ſchöne Lilie, die vier Könige, der verſteinerte Mops, der Fährmann mit ſeinen drei Kohlköpfen, drei Artiſchocken u. ſ. w. ſind keine mährchenhaften Figuren, an denen man ein unbefangenes Intereſſe nehmen könnte; ſie treten anſpruchsvoll und mit bedeutenden Ahnungen auf, und ſelbſt die Feierlichkeit der Sprache weiſt auf einen tief verborgenen Zuſammenhang hin; aber der Dichter läßt den Faden nirgends blicken, und trotz aller Verſuche, die Weiſe und Thoren gemacht haben, ihn zu finden, ſind wir überzeugt, daß keiner vorhanden iſt. Dem Dichter kommt es nur auf eine künſtleriſche Gruppirung von Farben und Linien an, die aber keinen Gegenſtand ausdrücken; und es iſt charakteriſtiſch für jene Periode, daß man an dem ſeltſam räthſelhaften Spiel dieſer Schnörkel und Arabesken ſo große Freude fand.

Noch vor dem „Mährchen" (Juni 1795) waren Goethe's „römiſche Elegien" in den Horen abgedruckt,*) jene anmuthig träumeriſche Miſchung italieniſcher Erinnerungen mit dem Liebesverhältniß zu Chriſtiane. „Ich habe für dieſe Art Gedichte keinen Sinn," ſchreibt Fr. v. Stein an Lottchen; „in einer einzigen war etwas von einem innigeren Gefühl; ich glaube, daß ſie ſchön ſind, ſie thun mir aber nicht wohl." A. W. Schlegel lobt ſie ſehr fein; doch lieſt man einige Bedenken heraus. „Es gehört ein freier und nüchterner Blick bei einer unverfälſchten Empfänglichkeit dazu, das Große und Schöne richtig zu erkennen und rein zu fühlen, welches uns aus unermeßlich weit von dem unſrigen abſtehenden Zeitaltern wie aus einer fremden, für immer zerſtörten Welt anſpricht. Es nachahmen zu wollen iſt ein edles, aber mißliches Bemühen. Nur an der lebenden Welt kann ſich die Bruſt des Dichters erwärmen; nur eigne Anſichten des Wirklichen treten wie unabhängige Weſen hervor, wenn ſie der Spiegel einer reinen, lichthellen Phantaſie zurückwirft." Die lebendige Beziehung der Gedichte kannte er nicht.

Im Gegenſatz zu Schiller ging Goethe's Liebe der Griechen aus wirklicher Anſchauung hervor. Die Geſtalten des Alterthums waren ihm lebendige Gegenwart, er hatte nicht nöthig, durch einzelne mühſam zuſammengeſuchte

*) Bald darauf folgten Knebel's Elegien; im Rhythmus nach Goethe und Schiller, im Sinn mehr nach Herder.

Farben und Striche den Schein des griechischen Lebens hervorzubringen. Schiller empfand nur die Sehnsucht nach der griechischen Harmonie, da er sich seiner eignen reflectirten und unharmonischen Bildung mit einem gewissen Schmerz bewußt war: Goethe fühlte wirklich als Grieche; er konnte das gegenwärtige Leben mit griechischen Augen ansehn und diejenigen Züge herausfinden, die der allgemein menschlichen Natur angehörig, von den Voraussetzungen der Zeit befreit, sich bequem in die Einfachheit eines griechischen Gemäldes fügten. Bei Schiller spricht immer nur die Wehmuth über den Verlust der goldnen Zeit, Goethe sucht, soweit es angeht, die goldene Zeit in seinem individuellen Leben und Dichten wiederherzustellen. Aus der pietistischen Verkümmerung des deutschen Privatlebens flüchtete der Dichter in die Säulenhallen der griechischen Kunst. Er vertiefte sich in diese Bilder, um sein von dem nordischen Nebel umwölktes Auge zu erquicken, aber er opferte diesem heidnischen Bilderdienst keineswegs sein Gemüth. Die neuen Götterbilder, die er auf den Altar hob, waren doch nur die verklärten Formen seiner eigensten Empfindung. Wenn er die Kunst zum Gegenstand der Dichtung machte, bemühte er sich nicht, den philosophischen Sinn derselben, sondern ihre endliche Erscheinung zu versinnlichen. Das Gebiet, welches er ausschließlich idealisirt, ist die Natur in ihrem organischen Zusammenhang: hier ist er unermüdlich, das Leben, das in allen einzelnen Erscheinungen pulsirt, zu vergöttlichen, sich mit inniger Liebe in den Schos der unendlichen Mutter zu versenken, deren Gestalt ihm bei jedem neuen Anschauen werther und deutlicher wird.

Goethe's Bedeutung vollständig zu begreifen, und sich selber klar zu machen, in welcher Gattung er doch diesem Liebling der Götter gewachsen sei, schrieb Schiller die Abhandlung über das „Naive und Sentimentale", in der sich alle Fragen kreuzen, welche die Aesthetik und Literaturgeschichte der folgenden Zeit beschäftigt haben. „Inwiefern kann ich bei meiner Entfernung von dem Geist der griechischen Poesie noch Dichter sein?" — schreibt er an Humboldt 26. Oct. 1795. Er glaubt wahrzunehmen, daß die Modernen eine gewisse Realität vor den Griechen voraus haben. „Mit dieser Realität verbinden einige Dichter, z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechischen Geistes; ich habe aber bemerkt, daß durch diese Annäherung, die ihr Ziel doch nie erreicht, immer etwas von jener modernen Realität abnimmt; daß ein Product immer ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist. — Sollte also der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf seinem eignen Gebiet sich heimisch zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und Cultur selbst ewig widersteht, sich von den Griechen übertreffen lassen? sollte er nicht besser thun, das Ideal, als die Wirklichkeit zu bearbeiten?"

Wie kommen die modernen Dichter (seit Rousseau) zu ihrer Schwärmerei

für die Natur? — „Dies Gefühl iſt nicht das, was die Alten hatten; es iſt vielmehr einerlei mit demjenigen, was wir für die Alten haben. Sie empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche. Es war ein ganz anderes Gefühl, was Homer's Seele füllte, als er ſeinen göttlichen Sanhirten den Ulyſſes bewachen ließ, als was die Seele Werther's bewegte, da er dieſen Gefang las. Unſer Gefühl für Natur iſt nicht durch Anſchauung erzeugt ſondern durch eine Idee vermittelt: es gleicht der Empfindung des Kranken für die Geſundheit. Wir lieben in ihr das, was uns abgeht, aber wonach wir aufgefordert ſind zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortſchritt zu nähern hoffen dürfen." Aehnlich iſt unſer Verhältniß zu den Kindern. „In dem Kinde iſt die Anlage und Beſtimmung, in uns iſt die Erfüllung dargeſtellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind iſt uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es iſt alſo keineswegs die Vorſtellung ſeiner Bedürftigkeit und Schranken, es iſt im Gegentheil die Vorſtellung ſeiner freien und reinen Kraft, ſeiner Integrität, ſeiner Unendlichkeit, was uns rührt." — Iſt aber die Natur uns ein Ideal, ſo darf ſie uns doch keine Sehnſucht ſein. „Sie liegt hinter dir, ſie muß ewig hinter dir liegen ... Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich ſelbſt immer wieder findeſt, bei der du die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens ſo leicht erliſcht, in deinem Herzen von neuem entzündeſt."

Aus dem Begriff der Poeſie, „der kein anderer iſt als der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben, ergiebt ſich, daß in einem harmoniſchen Zeitalter die möglichſt getreue Nachbildung des Wirklichen; in einem disharmoniſchen die Darſtellung des Ideals den Dichter macht. Weil das Ideal ein Unendliches iſt, das er niemals erreicht, ſo kann der cultivirte Menſch in ſeiner Art niemals vollkommen werden. Vergleicht man hingegen die Arten ſelbſt miteinander, ſo zeigt ſich, daß das Ziel, zu welchem der Menſch durch Cultur ſtrebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehn iſt. Wenn man den Gattungsbegriff der Poeſie einſeitig aus den alten Poeten abſtrahirt, ſo iſt nichts leichter, als die Modernen gegen ſie herabzuſetzen. Aber wenn jene mächtig ſind durch die Kunſt der Begrenzung, ſo ſind es dieſe durch die Kunſt des Unendlichen. In der bildenden Kunſt ſind uns die Alten überlegen, ein Werk der Einbildungskraft kann die Vollkommenheit auch durch das Unbegrenzte erreichen. — Der ſentimentale Dichter reflectirt über den Eindruck, den die Gegenſtände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion iſt die Rührung gegründet, in die er ſelbſt verſetzt wird und uns verſetzt. Der Gegenſtand wird auf eine Idee bezogen und nur auf dieſer Beziehung beruht ſeine dichteriſche Kraft. Auch

der Inhalt der dichteriſchen Klage kann niemals ein äußerer, ſondern nur ein idealiſcher Gegenſtand ſein; ſelbſt wenn ſie einen Verluſt in der Wirklichkeit betrauert, muß ſie ihn erſt zu einem idealiſchen umſchaffen." Dieſe Reflexion auf das Ideal ſcheidet die ſentimentale Poeſie in Elegie, Satire und Idyll: das Idyll iſt die höchſte Form. „Die Idee eines harmoniſchen Zuſtandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derſelben kann den Menſchen mit all den Uebeln verſöhnen, denen er auf dem Wege der Cultur unterworfen iſt, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt, dieſen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beſtändig widerlegt, ſo kommt auch hier das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hilfe, um jene Ideen zur Anſchauung zu bringen."

Dem Gegenſatz der ſentimentalen und naiven Dichtung entſpricht der andere zwiſchen dem Realiſten und dem Idealiſten, dem Empiriker und dem Phantaſten. Den Realiſten charakteriſirt ein nüchterner Beobachtungsgeiſt, eine feſte Anhänglichkeit an das Zeugniß der Sinne und eine reſignirte Ergebung in das, was iſt und was ſein muß; den Idealiſten ein unruhiger Speculationsgeiſt, der in den Erkenntniſſen wie in den Handlungen auf dem Unbedingten beſteht. Der Realiſt wird, was er liebt, zu beglücken, der Idealiſt es zu veredeln ſuchen; der Idealiſt wird die Mängel ſeines Syſtems mit ſeinem Individuum und ſeinem zeitlichen Zuſtand bezahlen, aber er achtet dieſes Opfer nicht; der Realiſt büßt die Mängel des ſeinigen mit ſeiner perſönlichen Würde, aber er erfährt nichts von dieſem Opfer. Was kümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn: er iſt im Beſitz, die Erde iſt ſein, es iſt Licht in ſeinem Verſtand und Zufriedenheit wohnt in ſeiner Bruſt. Der Idealiſt hat lange kein ſo gutes Schickſal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glück zerfällt, er zerfällt auch mit ſich ſelbſt; weder ſein Wiſſen noch ſein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von ſich fordert, iſt ein Unendliches; beſchränkt iſt alles, was er leiſtet; er denkt über die Menſchheit ſo groß, daß er in Gefahr kommt, die Menſchen zu verachten. Der Realiſt für ſich allein würde den Kreis der Menſchheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt erweitert, nie den menſchlichen Geiſt mit ſeiner ſelbſtſtändigen Größe und Freiheit bekannt gemacht haben; alles Abſolute in der Menſchheit iſt ihm nur eine ſchöne Chimäre und der Glaube daran nicht beſſer als Schwärmerei, weil er den Menſchen niemals in ſeinem reinen Vermögen, immer nur in einem beſtimmten und darum begrenzten Wirken erblickte" u. ſ. w. Reſultat: „daß das Ideal menſchlicher Natur unter beide vertheilt, von keinem aber völlig erreicht iſt."

Goethe, der, wenn er im Allgemeinen einen Menſchen billigte, gegen das Einzelne ſehr nachſichtig war, und dem in ſolchen Dingen Reinlichkeit der Claſſification über alles ging, war mit der Schilderung ganz zufrieden und

liebte noch ſpäter auf ſie zurückzukommen, da ja durch einen ſchönen Freundſchaftsbund die beiden Pole ſich in einer höhern Einheit zuſammengefunden hatten. Aber der Idealismus im Fauſt und der Realismus im Wallenſtein, der Idealismus im Herzen Goethe's und der Realismus im Verſtande Schiller's waren viel größer als beide glaubten.

Der wahre Realismus der Beobachtung liegt darin, daß man bei jeder Individualität in der Natur, der Geſchichte und im wirklichen Leben ſchnell die charakteriſtiſchen Züge herausfindet, mit andern Worten, daß man Sinn für Realität hat, für den wahren Inhalt der Dinge. Der falſche Realismus der Beobachtung liegt darin, daß man bei dem ſchärfſten Auge für die einzelnen Züge des Lebens nicht zu unterſcheiden vermag, welche charakteriſtiſch ſind und welche nicht. In dem bekannten Sprichwort, daß es für den Domeſtiken keinen Helden giebt, iſt der Domeſtik ein falſcher Realiſt. — Der wahre Realismus der Darſtellung liegt darin, daß man über die nöthige Technik, ſei es in Bezug auf Pinſel und Palette oder auf den Meißel, auf den Ton oder auf das Wort, ſo frei disponiren kann, daß man die zur Charakteriſtik nothwendigen Mittel, die das Leben nachbilden und das Leben hervorbringen, augenblicklich bei der Hand hat. Der falſche Realismus der Kunſt liegt darin, daß man bei der glänzendſten Virtuoſität in der Technik diejenigen Momente, die das Leben hervorbringen, nicht richtig zu wählen weiß. — Will man den wahren Realismus Idealismus nennen, ſo iſt auch nichts dagegen einzuwenden, denn die Idee der Dinge iſt auch ihre Realität. Wenn der wahre Idealiſt mit ſeiner Idee das Weſen der Dinge trifft, ſo bildet ſich der falſche Idealiſt eine Idee, die der Wirklichkeit nicht entſpricht, weil ſie überhaupt keinen Inhalt hat. Der Gegenſatz der Realität iſt nach der einen Seite hin freilich das Ideal, nach der andern aber die Chimäre.

Schiller's Talent iſt viel reſpectabler nach der realiſtiſchen als nach der idealiſtiſchen Seite. Es gelingt ihm nicht, die überſpannte Empfindungsweiſe der Jungfrau, den moraliſchen Idealismus Thekla's, die Philoſophie Tell's verſtändlich zu machen; aber im Lager Wallenſtein's werden wir zu Hauſe; jeder Zug prägt ſich unauslöſchlich unſerer Phantaſie ein. Sein Gedicht „die Ideale", ſpricht nicht für diejenigen, die ihn einen Idealiſten nennen. Er iſt verſchiedenen Idealen nachgegangen, dem Ruhm, der Wahrheit, der Liebe; ſie haben ſich alle als illuſoriſch erwieſen, er bleibt bei der Freundſchaft ſtehen und bei der Beſchäftigung, die nie ermattet. Ein wunderliches Ideal! aber hüten wir uns ihm aufs Wort zu glauben. Schiller iſt dem edlen Trieb des Ruhms ſtets treu geblieben, er hat der Wahrheit nachgerungen bis an ſein Lebensende; andere Ideale, die er gar nicht nennt, z. B. die künſtleriſche Schönheit, waren die Gluth ſeines Lebens, und wenn er klagt:

„allzuſchnell nach kurzem Lenze entfloh die ſchöne Liebeszeit“ — gerade vier Jahre, nachdem er verheirathet war —, ſo wußte Lottchen ſehr wohl, wie dergleichen Declamationen zu nehmen ſeien.

Man pflegt Goethe einen objectiven, Schiller einen ſubjectiven Schriftſteller zu nennen, während doch das Gegentheil evident iſt. Es giebt keinen ſubjectivern Schriftſteller als Goethe — dieſes Wort in gutem Sinn genommen; und es giebt keinen Dichter, der ſo wenig ſubjectiv wäre als Schiller. Die ſubjectivſte Form der Dichtkunſt iſt die Lyrik, das ſubjectivſte Gefühl des Menſchen iſt die Liebe: in der eigentlichen Lyrik aber iſt Schiller immer nur ein Dichter zweiten Ranges, und die Liebe hat er nie zu ſchildern vermocht. Und nun halte man dagegen den wunderbaren Zauber, mit dem Goethe die ſüßen Geheimniſſe der Liebe aus der innerſten Tiefe des Herzens herauszulocken verſteht. Seine Gedichte von der früheſten Jugend bis zum Greiſenalter, bis zur Trilogie der Leidenſchaft ſind von jenem unnennbaren Liebreiz durchhaucht, der nur aus einer vollen Seele zu erklären iſt. Es iſt aber nicht blos die Liebe, alles was ins Gebiet der Träumerei fällt, findet bei ihm das mächtigſte, das hinreißendſte Wort; von den kleinen Mondſchein- und Wellenliedern an bis zu dem herzdurchbebenden Angſtruf des Fauſt, überall iſt es das überſtrömende Gefühl, das den Hörer mit ſich fortreißt. Wo findet ſich in Schiller's lyriſchen Gedichten ein Ton, der ſich mit dieſen ſeelenvollen Accorden vergleichen ließe?

Wie ſich bei Goethe ein unendlich größerer Reichthum der Empfindung zeigt, ſo überwiegt auch der Schatz ſeiner Ideen an Umfang und an Tiefe. Schiller war es unerträglich, etwas Dunkles in ſeinem Geiſt zu laſſen; ſobald ihn der philoſophiſche Zweifel erfaßt hatte, kämpfte er ihn mit ſeiner eiſernen Willenskraft durch, bis er zum Abſchluß kam. Aber vergleichen wir den Gehalt ſpeculativer Ideen, die ſich als Reſultat aus ſeinen Schriften ergeben, mit dem, was Goethe in ſeine ſämmtlichen Werke und auch in ſeine Briefe verſtreut hat, ſo erſcheint Goethe als der ſpeculativere Kopf. Freilich hat er ſeine Anſichten nicht mit der peinlichen Anſtrengung ſeines Freundes, nicht mit dialektiſchem Scharfſinn ausgeſponnen; ſie kamen ihm von ſelbſt, entweder unmittelbar aus dem Gemüth oder aus der ruhigen Betrachtung der Dinge. Darin eben lag der Gegenſatz zwiſchen den beiden Dichtern, daß Goethe bei ſeiner glücklicher und geſunder angelegten Natur die Eingebungen gewähren ließ und durch den Willen ſo wenig wie möglich hinzuthat; während Schiller einer widerſtrebenden Natur durch gewaltige Willenskraft alles abringen mußte. Viel reicher und blütenvoller als das ſeines hartgeprüften Freundes, rankte Goethe's Leben ſich wie ein üppiges Schlinggewächs um jenen ſeltſam gewundenen Stamm, den er als ſein

Dämoniſches bezeichnete, während der Baum von Schiller's Leben durch hartes, ſprödes Erdreich, durch Hinderniſſe aller Art gerade auf zum Himmel ſtrebt.

Wenn Schiller die geſammte moderne Poeſie im Gegenſatz zur antiken als ſentimental bezeichnet, ſo war das ein Irrthum, den man durch eine unvollkommene Kenntniß der Thatſachen entſchuldigen, den man aber nicht mehr nachſprechen darf. Deſto treffender iſt jene Bezeichnung für die Poeſie des 18. J. Sentimentale Perioden, in denen der Geiſt der höhern Gefühls- und Verſtandesbildung mit dem Geſetz der Wirklichkeit zerfällt, hat es zu allen Zeiten gegeben, aber ſie traten erſt dann in das Leben einer Nation ein, wenn die poetiſche Kraft abgeſchwächt war. Das Eigenthümliche des 18. J. — wenigſtens für Deutſchland — liegt darin, daß der Gegenſatz zwiſchen der innern und äußern Welt im Augenblick der höchſten poetiſchen Kraftanſtrengung eintrat. In einem Augenblick, wo der Boden ſchwankte, auf dem man ſtand, wo man in der Furcht vor den unerhörteſten Erſchütterungen einen Tag in den andern lebte, trennte ſich die Kunſt vom Volk und ſeiner Geſchichte und ſtrebte fremden Idealen zu. Die Wirklichkeit ſchien unſern Dichtern ſo hoffnungslos, daß ſie, um zum Ideal vorzudringen, nicht ſie offen bekämpften, ſondern ihr den Rücken drehten. Das Reich des Schönen herzuſtellen, flüchteten ſie in das Reich der Schatten. „Das irdiſche Leben flieht, und die Todten dauern immer.“ Aber das Leben iſt nur bei den Lebendigen; die Kunſt blüht nur aus dem Glauben auf. An die griechiſchen Götter, an die griechiſche Sittlichkeit, an das griechiſche Schickſal, an die griechiſche Naturanſchauung konnten unſere Dichter nicht glauben, ſie konnten ſie alſo auch nicht in lebendigen Kunſtwerken darſtellen. Was ſie darſtellten, war nur der Schmerz um die verlorne Zeit der Kindheit, nicht dieſe Kindheit ſelbſt. Die farbenreichen griechiſchen Götter empören ſich mit der vollen Kraft des Gefühls gegen das finſtre Reich der Abſtraction, das jetzt die Welt beherrſcht. Zu ohnmächtig, um Widerſtand zu leiſten, fliehen ſie mit ihrer Jugend und ihrer Poeſie aus dieſer farbloſen Welt in das freie Reich der Kunſt, und alle Dichter, d. h. alle echten Menſchen folgen ihnen nach und verlaſſen den Altar des Einen, der „freundlos ſonder gleichen einſam in dem Strom der Zeiten nur ſein eignes Bild ſieht“, um Götter anzubeten, die darum ewig leben, weil ſie nie gelebt haben, die der Zeitfluth entriſſen im Aether der Dichtkunſt als ewige Symbole der reinen Menſchheit frei ſich bewegen. Uns freilich iſt der Irrthum klar. Eine ideale Welt, die auf das geſchichtliche Leben der Zeit keine Wirkung ausübt und ſie nicht ausüben kann, entwickelt nur eine raſch vorübergehende Blüte und hinterläßt eine unproductive Sehnſucht. Es iſt dem Menſchen nicht erlaubt, in der Sehnſucht zu leben. Wir wiſſen, daß wahre Ideale nur auf dem Boden der Wirklichkeit aufblühen, daß fremde Treibhaus-

pflanzen, ſo ſchön ſie für den Augenblick ausſehen, unter unſerm Himmel nicht gedeihen. Aber wir dürfen den Unterſchied der Zeit nicht aus dem Auge laſſen. Wenn wir uns nicht mehr Idealiſten ſondern Realiſten nennen, ſo iſt das ein Glück und kein Verdienſt, denn auch uns kommt es darauf an, nicht die zufälligen Erſcheinungen der Wirklichkeit zu fixiren, ſondern ihren bleibenden Gehalt, und dieſer ſtammt zum großen Theil aus den alten Idealen her. „Dem beſten Theil der Nation," erzählt Goethe ſpäter in den Annalen, „war ein Licht aufgegangen, das ſie aus der öden, gehaltloſen, abhängigen Pedanterie herauszuleiten verſprach. Sehr viele waren zugleich von demſelben Geiſt ergriffen, ſie erkannten die gegenſeitigen Verdienſte, ſie achteten einander, fühlten das Bedürfniß, ſich zu verbinden, ſie ſuchten, ſie liebten ſich, und dennoch konnte keine wahrhafte Einigung entſtehn. Das allgemeine Intereſſe war doch ein vages, und es fehlte im Ganzen wie im Einzelnen an Richtung zu beſonderen Thätigkeiten. Daher zerfiel der große unſichtbare Kreis in kleinere, meiſt locale, die manches Löbliche erſchufen und hervorbrachten; aber eigentlich iſolirten ſich die bedeutenden immer mehr und mehr. Es iſt die alte Geſchichte, die ſich bei Erneuerung und Belebung ſtarrer ſtockender Zuſtände gar oft ereignet hat."

Als das „Berliner Archiv" März 1795 einen vorlauten Artikel (von Jeniſch) über die deutſchen „Claſſiker" brachte, zog Goethe in den Horen ſehr ernſthaft gegen dieſen „Sanſculottismus" zu Felde. „Wer mit den Worten beſtimmte Begriffe zu verbinden für Pflicht hält, wird die Ausdrücke claſſiſcher Autor, claſſiſches Werk höchſt ſelten gebrauchen. Wann und wo entſteht ein claſſiſcher Nationalautor? — Wenn er in der Geſchichte ſeiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Geſinnungen ſeiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe, in ihren Handlungen Stärke und Conſequenz nicht vermißt; wenn er ſelbſt vom Nationalgeiſt durchdrungen, durch ein innewohnendes Genie ſich fähig fühlt, mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen zu ſympathiſiren; wenn er ſeine Nation auf einem hohen Grad der Cultur findet, ſo daß ihm ſeine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien geſammelt, vollkommene oder unvollkommene Verſuche ſeiner Vorgänger vor ſich ſieht, und ſoviel äußere und innere Umſtände zuſammentreffen, daß er kein ſchweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den beſten Jahren ſeines Lebens ein großes Werk zu überſehen, zu ordnen und in einem Sinn auszuführen fähig iſt. — Man halte dieſe Bedingungen, unter denen allein ein claſſiſcher Schriftſteller möglich wird, gegen die Umſtände, unter denen die beſten Deutſchen dieſes Jahrhunderts gearbeitet haben, ſo wird, wer klar ſieht und billig denkt, was ihnen gelungen iſt, mit Ehrfurcht bewundern, und was ihnen mißlang, anſtändig bedauern."

„Eine bedeutende Schrift iſt, wie eine bedeutende Rede, eine Folge des Lebens; der Schriftſteller ſo wenig als der handelnde Menſch bildet die Umſtände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von ſeinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalſchriftſteller kann man nur von der Nation fordern. Aber auch der deutſchen Nation darf es nicht zum Vorwurf gereichen, daß ihre politiſche Lage ſie zerſtückelt: wir wollen die Umwälzungen nicht wünſchen, die in Deutſchland claſſiſche Werke vorbereiten könnten."

„Nirgend in Deutſchland iſt ein Mittelpunkt geſellſchaftlicher Lebensbildung, wo ſich Schriftſteller zuſammenfinden und in einem Sinn, jeder in ſeinem Fach ſich ausbilden könnten. Zerſtreut geboren, höchſt verſchieden erzogen, meiſt nur ſich ſelbſt und den Eindrücken ganz verſchiedener Verhältniſſe überlaſſen; von der Vorliebe für dies oder jenes Beiſpiel einheimiſcher oder fremder Literatur hingeriſſen; zu allerlei Verſuchen, zu Pfuſchereien genöthigt, um ohne Anleitung ſeine eignen Kräfte zu prüfen; erſt nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen ſoll, durch Praktik unterrichtet, was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publicum ohne Geſchmack, das das Schlechte nach dem Guten mit eben demſelben Behagen verſchlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntſchaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerſtreuten Menge: — ſo findet ſich der deutſche Schriftſteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für ſeinen Unterhalt, Sorge für eine Familie ſich nach Außen umzuſehen zwingt, und wo er oft mit dem traurigſten Gefühl durch Arbeiten, die er ſelbſt nicht achtet, ſich die Mittel verſchaffen muß, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit ſein ausgebildeter Geiſt ſich allein zu beſchäftigen ſtrebt. Welcher deutſche Schriftſteller wird nicht mit beſcheidener Trauer geſtehn, daß er oft nach Gelegenheit geſeufzt habe, früh die Eigenheiten ſeines Genies einer allgemeinen Nationalcultur zu unterwerfen, die er leider nicht vorfand. — Das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen, indem ſie ſich früher ausbilden oder zu einem reinen Stil gelangen können, wem ſind ſie es ſchuldig als ihren Vorgängern? die in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts mit einem unabläſſigen Beſtreben, unter mancherlei Hinderniſſen ſich jeder auf ſeine Weiſe ausgebildet haben. Dadurch iſt eine Art von unſichtbarer Schule entſtanden, und der junge Mann, der jetzt hineintritt, kommt in einen viel größeren und lichteren Kreis, als der frühere Schriftſteller, der ihn erſt im Dämmerſchein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichſam nur zufällig, erweitern zu helfen."

Der Kreis der „Horen" ſchien ſich auch durch Goethe's alten Glaubens-

genoſſen, Herder, erweitern zu wollen. Mit ſeinen „Briefen zur Beförderung der Humanität“ war Schiller (12. Juni) einverſtanden. „Das eben drückt das Prädicat der Humanität recht eigentlich aus, daß Sie Ihren Gegenſtand nicht mit iſolirten Gemüthskräften anfaſſen, nicht blos denken, nicht blos anſchauen, nicht blos fühlen, ſondern zugleich fühlen, denken und anſchauen, d. h. mit der ganzen Menſchheit aufnehmen und ergreifen.“ Sept. 1795 brachten die Horen einen Aufſatz Herder's über Homer, worin die Wolff'ſchen Anſichten im Weſentlichen wiederholt wurden, ohne daß der Name des Entdeckers genannt wäre: allerdings konnte Herder darauf verweiſen, daß er ſchon vor vielen Jahren Aehnliches ausgeſprochen habe. Wolff rügte Oct. 1795 Herder's Verfahren in einem heftigen Ausfall,*) und faſt ſchien es, als würde ein allgemeines Zerwürfniß erfolgen, doch Humboldt wußte zu vermitteln. Daß eine Naturkraft die Ilias geſchaffen, war ganz in Goethe's Sinn. Auch Fichte ließ durch ſeinen Schüler Hülſen dem großen Philologen melden, er ſei auf dem Wege der Speculation zu ähnlichen Reſultaten über die Entſtehung eines volksmäßigen Epos gekommen. Zu Wolff's früheſten und entſchiedenſten Anhängern gehörte Gottfr. Hermann aus Leipzig, geb. 28. Nov. 1772, der ſchon im 14. J. die Rechte ſtudirt, ſich in Jena unter Reinhold die Kantiſche Philoſophie angeeignet und 1794 in ſeiner Vaterſtadt ſich als Docent der Philologie habilitirt hatte.

Der Hellenismus der deutſchen Dichter ging aus dem Bedürfniß hervor. Latein und Franzöſiſch hatten ihre Rolle ausgeſpielt, der Weg zur deutſchen Vorzeit war noch nicht gebuet. Die Sehnſucht nach den Göttern Griechenlands entſprang nicht aus einem wirklichen Glauben an den olympiſchen Zeus, ſondern aus dem der Kunſt immanenten Trieb, das abſtracte Ideal zu verſinnlichen. Aber die Bildung ſollte die Freiheit von den Stoffen vermitteln, es mußte ihr daran gelegen ſein, ihren Geſichtskreis zu erweitern, um auch an die Antike nicht gebunden zu ſein. Von der griechiſchen Anſicht ausgehend, daß Bildung der höchſte Zweck des Menſchen ſei und daß die vollendete Bildung ſich nur in der Kunſt offenbare, ſtöberte man in dem Schatzkäſtlein aller Völker umher, um etwas zu finden, was die Ideale des griechiſchen Lebens ergänzen und gewiſſermaßen berichtigen könnte. Nun war der Horizont des Kreiſes von Weimar nicht groß; nur Herder hatte den Verſuch gemacht, die Aufmerkſamkeit auf die Naturdichtung aller Völker hinzulenken. Es lag nahe, daß man auch auf die Kunſtpoeſie einen Blick warf, nicht ſowohl

*) In einen ähnlichen Streit gerieth Dec. 1795 Wolff mit Heyne, der zu ſeiner Ueberraſchung ſeiner Anſicht beitrat, aber die Sache ſo wendete, als habe er ſelbſt ſie ſchon immer ſo vorgetragen.

aus hiſtoriſchem Intereſſe, als um neue Vorbilder, neue Formen, neue Regeln zu finden. An hiſtoriſchen Blick war man noch nicht gewöhnt; Philologie und Philoſophie gingen lediglich darauf aus, Grundſätze zu exemplificiren, oder was daſſelbe ſagen will, Ideale aufzuſtellen.

Unter dieſen Umſtänden war es ein ſehr wichtiger Erwerb für die Horen, daß A. W. Schlegel ſich ihnen anſchloß. In der ſtrengſten helleniſtiſchen Schule gebildet, hatte er ſich ſchon früh mit der romaniſchen Literatur beſchäftigt, er ſprach und ſchrieb mehrere neue Sprachen geläufig und elegant, und verband mit ungewöhnlicher Beleſenheit eine Feinheit des Geſchmacks, die auch dem Fernliegenden die poetiſche Seite abzugewinnen wußte. Bei ſeinem entſchiedenen Formtalent hatte er ſich zeitig in der Poeſie verſucht; ſeine Sonette imponirten Bürger, in ſeinen Liedern iſt ſowohl Schiller als Goethe herauszuerkennen, ſeine Kenntniß des Spaniſchen regte ihn auch zu Romanzen an (Sibylle, Ariadne). Bald lieferte er, von Amſterdam aus, wo er ſeit 1792 als Hauslehrer lebte, äſthetiſche Abhandlungen für die Horen, Gedichte für den M. A. Seine Stelle gab er Juli 1795 auf, beſuchte ſeine Familie in Hannover, und ſiedelte ſich in Braunſchweig an, wo er ſich (28 J. alt) mit Caroline Böhmer verlobte, die er durch G. Forſter kennen gelernt.

Seine erſte wichtige Abhandlung war (Dec. 1794) über Dante, eine Ausführung früherer Vorarbeiten in der „Akademie“. Es war eine große Erweiterung des poetiſchen Horizonts, und wohl geeignet, die willkürliche Scheidewand zwiſchen naiven und ſentimentalen Dichtern zu untergraben. Bisher hatte man ſich von den romaniſchen Dichtern nur angeeignet, was zu den verwandteren Engländern ſtimmen wollte: was man von Cervantes, Arioſt, Boccaccio, Taſſo wiedergab, wurde durch Buttler, Sterne, Milton gefärbt. Nun trat zum erſten Mal der größte Dichter des Mittelalters, mit einer Weltanſchauung, die allem widerſprach, was man bis dahin glaubte und ſchätzte, in ſeiner hiſtoriſchen Reinheit vor die verwunderten Augen der Gebildeten. Schlegel hatte die Stellen, die er überſetzte, zweckmäßig ausgewählt, und durch hiſtoriſche Commentare den Zuſammenhang erläutert.

„Einer der eigenſten Sonderlinge, die je unter Gottes Himmel herumgewandelt ſind, und einer der großherzigſten, tiefſinnigſten, einfältigſten, ächteſten Menſchen war Dante. Weil jenes den Leſern zuerſt auffallen muß, und weil Dichterſinn und Dichterwerth unter einer mönchiſchen Verkleidung ebenſowenig als Tugend im Kittel von gemeinen Blicken erkannt wird, verlaſſen die Meiſten ihn wieder, ehe ſie ihn noch gefunden haben. Darum iſt er auch dem Spott ſehr ausgeſetzt: manchem witzigen Kopf iſt es leichter ihn lächerlich zu machen, als nur einen Zug ſeiner Größe in ſich zu übertragen. Seine Dunkelheit wird ſelbſt ſeinen Landsleuten immer undurchdringlicher,

seine Sprache fremder; nur durch Geduld und Anstrengung wird man mit ihm vertraut. Hineinträumen muß man sich in jenes heroisch mönchische Gewirr, muß Guelfe oder Ghibelline werden, sonst wirft man das Buch mit Ueberdruß wieder weg. Wie leicht ist es überhaupt, einen großen Menschen und einen großen Dichter zu loben oder zu tadeln! Hingegen in die Zusammensetzung eines fremden Wesens einzudringen, es erkennen, wie es ist, belauschen, wie es wurde, nicht allein die verliehene Kraft gegen das, was sie gewirkt hat, wägen, sondern auch den ganzen Zusammenhang der Dinge, den Widerstand oder die Hilfe des vielfach bildenden Schicksals mit berechnen: das fordert mehr, aber belohnt auch." — „Hell und treu spiegelt sich das Bild seines Zeitalters in seinem Gedicht. Ich wüßte nichts, was dem, der die eigenthümliche Wendung ergründen will, welche damals die menschlichen Angelegenheiten nahmen, größere Aufschlüsse geben könnte als die göttliche Komödie." „Bei vielen Stellen muß schon bei einer flüchtigen Betrachtung ihre symbolische Natur auffallen. Bei andern hingegen fühlt man sich durch ein geheimes Etwas eingeladen, nachdenkend zu verweilen, wie vor einem bedeutenden Bilde, in dessen Zusammensetzung etwas Räthselhaftes zu liegen scheint, obgleich die Handlung, die es darstellt, an sich interessant ist. Wenn dann auch die Deutung der Allegorie für uns verloren ist, so ist es doch ihre Wirkung nicht: eine Hieroglyphe, an einem heiligen Ort ausgegraben, und halb wieder ausgelöscht durch das Alterthum, wird immer mit Ehrfurcht angesehn ... Allegorie hemmt sonst jeden freien Flug der epischen Poesie, und setzt die Wesen, die sie handeln läßt, zu markloſen Schatten herab ... Wie anders bei Dante! Seine Wesen haben Bestandheit, unabhängig von ihrer verborgenen Bedeutung; es liegt mehr in ihnen als was sich in Begriffe auflösen läßt; wir treten überall auf festen Boden, umgeben von einer Welt der Wirklichkeit und des individuellen Seins."

Milton hatte in der deutschen Poesie Epoche gemacht; bei Dante begnügte man sich mit scheuer Verehrung; die überirdische Sonne, die er über die Welt ergießt, leuchtet uns nicht wie die Sonne Homer's. Aber es war ein großer Blick in die romantische Fremde, und Schlegel wurde nicht müde, den Namen seines Dichters zu preisen. Noch 15 J. später hob er seine Seherphantasie hervor: „die innere Anschauungskraft dessen, was nicht dem Grade oder der Zusammensetzung, sondern der Art nach alle äußerliche Wirklichkeit übersteigt; ein lichtvolles Träumen in der stillen Nacht des innern Sinnes, bei dem Künstler mit der Gabe verbunden, die geheimnißvollen, nie von der Seele, ihrer Geburtsstätte, ganz abzulösenden Bilder durch eine ebenso zauberische Darstellung mitzutheilen."

Nov. 1795 brachten die Horen A. W. Schlegel's Briefe „über Poesie,

Silbenmaß und Sprache". „Der Dichter, ſo rühmten von jeher die Bewunderer ſeiner Kunſt, iſt ein Vertrauter und Bote der Götter, deren Offenbarungen er den Sterblichen überbringt. Die irdiſche Sprache, die nur zu unverkennbar die Spuren des Bedürfniſſes und der Eingeſchränktheit, welche ſie erzeugten, an ſich trägt, kann ihm hiezu nicht genügen; faſt ohne daß er ſelbſt es weiß, verwandelt ſich auf ſeinen Lippen das Wort in Geſang. Der rhythmiſche Gang der Poeſie iſt dem Menſchen nicht weniger natürlich als ſie ſelbſt. Beides iſt keine überlieferte Erfindung, ſondern ebenſo einheimiſch in den Wüſten längs dem Eismeer als auf den Südſeeinſeln. Ueberall, wo Menſchen athmeten und lebten, empfanden und ſprachen, da dichteten und ſangen ſie auch. In ihrem Urſprung macht Poeſie mit Muſik und Tanz ein untheilbares Ganze aus. — Der abſondernde Verſtand hat ſich ſelbſt an dem Eigenthum des Dichtungsvermögens geübt. Je mehr er die Oberhand gewinnt, deſto mehr gelingt es ihm, jeden Zuſammenhang zu löſen, der ſich nicht auf die Begriffe zurückführen läßt. Alsdann ſpielt er gern den Ungläubigen, und behauptet, was ſeine Geſchäftigkeit zerſtört hat, ſei nie vorhanden geweſen. Aber der geheimſte Zuſammenhang iſt oft auch der innigſte; eben weil er nicht auf dem, was der Begriff erſchöpft, ſondern auf ſolchen Beſchaffenheiten der Dinge beruht, welche nur durch unmittelbare Anſchauung aufgefaßt werden können, d. h. auf ihrem eigentlichen Leben. Wir dürfen ihn nicht wegzuklügeln ſuchen, weil wir ihn blos fühlen: was nicht iſt, kann nicht wirken. — Wenn die Sprache, vom Verſtand bearbeitet, an Brauchbarkeit zu allen ſeinen Verrichtungen zunimmt, ſo büßt ſie an jener urſprünglichen Kraft ein, die im nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen den Zeichen der Mittheilung und dem Bezeichneten liegt. Sowie die grenzenloſe Mannigfaltigkeit der Natur in abgezogenen Begriffen verarmt, ſo ſinkt die lebendige Fülle der Töne immer mehr zum todten Buchſtaben herab. Zwar iſt es unmöglich, daß dieſer jene völlig verdrängen ſollte, da der Menſch immer ein empfindendes Weſen bleibt, und ſein angeborner Trieb, Andern von ſeinem innerſten Daſein Zeugniß zu geben, nie ganz verloren gehn kann. Allein in den gebildeten Sprachen, hauptſächlich wie ſie zum Vortrag der deutlichen Einſicht gebraucht werden, wittern wir kaum noch einige verlorne Spuren ihres Urſprungs. Indeß liegt doch jene innige, unwiderſtehliche, eingeſchränkte, aber ſelbſt in ihrer Eingeſchränktheit unendliche Sprache der Natur in ihnen verborgen: nur dadurch wird Poeſie möglich. Der iſt ein Dichter, der die unſichtbare Gottheit nicht nur entdeckt, ſondern ſie auch Andern zu offenbaren weiß; und der Grad der Klarheit, womit dies noch in einer Sprache geſchehn kann, beſtimmt ihre poetiſche Stärke."

Die Abhandlung wurde von Schiller, Goethe, Herder, Humboldt (mit

dem Schlegel ſchon in Göttingen befreundet geweſen war) mit Freuden begrüßt: ſie erkannten ihre eignen Ueberzeugungen wieder, aber mit einer Sachkenntniß ausgeſprochen und erwieſen, bei der ſie in die Schule gehn konnten. Namentlich Schiller war ganz voll: er lud ſeinen jungen Anhänger dringend ein, nach Jena überzuſiedeln, wo er ihm eine Profeſſur in Ausſicht ſtellte, und verſchaffte ihm eine Stelle bei der L. Z. Wie Schlegel dies Amt (Jan. 1796) zu Gunſten der Horen eröffnete, iſt im Einzelnen ſchon berichtet.

Nicht minderen Eifer, wenn auch weniger Sachkenntniß, zeigte der jüngere Bruder, Fr. Schlegel, der, 10. März 1772 zu Hannover geboren, urſprünglich nicht zum Studiren beſtimmt, ſich mit unabläſſigem Eifer in das Griechiſche eingearbeitet hatte. Seit 1789 hielt er ſich bei ſeiner verheiratheten Schweſter in Dresden auf, wo er von der Körner'ſchen Familie ſehr begünſtigt, April 1792 auch Schiller vorgeſtellt wurde. Schon Oct. 1794 ſchickte er durch Körner's Vermittelung ſeine erſten Verſuche für die Horen ein. Wenn ſich die Arbeiten des ältern Bruders vom erſten Augenblick an bei aller Wärme durch frühreife Klarheit auszeichnen, ſo beginnt der jüngere mit einer Fülle und Verworrenheit der Geſichtspunkte, die er ſelber im ſpätern Alter als Zeugniß künftiger Tiefe rühmen möchte. Ein ungewöhnlich ernſtes und vielſeitiges Eindringen in den Gegenſtand iſt nicht zu verkennen: wie die ſchönen Keime reifen werden, muß die Zeit lehren. Noch hat er den angemeſſenen Ausdruck für den Drang ſeiner Gedanken nicht gefunden: ja was das Bedenkliche iſt, kaum kann man ſagen, daß er ihn ſucht; nicht Poet genug, um zu ſchaffen, überläßt er ſich den poetiſchen Bildern und Eingebungen auch da, wo nur nüchterne Zerſetzung zur Klarheit führen konnte.

Der Mai 1795 des „Mercur“*) brachte Fr. Schlegel's Abhandlung „über die Grenzen des Schönen“, den prophetiſchen Schmerzensſchrei eines begeiſterten Helleniſten über die verworrene Bildung unſerer Tage. „In der Kunſt zeigt ſie ſich am offenbarſten. Eine Kunſt ſchweift in das Gebiet der andern; Darſtellung und Erkenntniß, Einbildungskraft und Anſchauung, Zeichen und Wirklichkeit verwechſeln ihre Beſtimmung. Nicht genug, daß der Frevel alle Theile der Menſchheit verwirrt, er muß ſie auch vereinzeln und verſtümmeln. Der eine lebt nur für das Schöne allein, unbekümmert um das Gute und Wahre; der andere weiß das Schöne nur zum Nutzen zu gebrauchen. — Hier der reine Mechanismus: die verwahrloſten Naturen erröthen endlich bei dem Namen der Schönheit; die leiſeſte Erinnerung an Kunſt,

*) Gleichzeitig erſchienen in demſelben Vorleſungen „über den Stil in der bildenden Kunſt“, welche Fernow in Rom, unter Carſtens' Einfluß, vor einer Geſellſchaft von Künſtlern hielt.

Natur, Liebe erregt ihnen eine ſichtbare Scheu und innere Verlegenheit, wie die ernſthafte Erwähnung eines Geſpenſtes. — Dort die verkünſtelte Schwelgerei der Einbildungskraft. — Wer in Muſik allein ſchwelgt, verſchwebt in Unbeſtimmtheit; wer nur den Marmor liebt, wird endlich ſelbſt zu Stein; wer in der Poeſie allein lebt, verliert beides, Kraft und Beſtimmtheit, wird endlich zu einem Traum. — Troſtlos und ungeheuer ſteht die Lücke vor uns; der Menſch iſt zerriſſen, die Kunſt und das Leben ſind getrennt. Und dies Gerippe war einſt Leben! Es gab eine Zeit, es gab ein Volk, wo das himmliſche Feuer der Kunſt, wie die ſanfte Gluth des Lebens beſeelte Leiber durchdringt, das All der regen Menſchheit durchſtrömte! — Offen und deutlich liegen in der antiken Geſchichte die großen Umriſſe der Natur und des Schickſals vor uns; auf den verſchiedenen Stufen ſind die reinen urſprünglichen Arten aller weſentlichen Verhältniſſe zwiſchen dem Menſchen und der Natur erſchöpft, auf der höchſten Stufe iſt mehr oder weniger die harmoniſche Eintracht erreicht. Dieſer Zuſammenhang gegen unſere Zerſtückelung, dieſe reinen Maſſen gegen unſere unendlichen Miſchungen, dieſe einfache Beſtimmtheit gegen unſere kleinliche Verworrenheit gehalten, ſind Urſachen, daß uns die Alten Menſchen in höherm Stil zu ſein ſcheinen."

Aber wir dürfen ſie nicht beneiden. „Ihre Herrlichkeit war von ihrem tiefen Fall unzertrennlich: beide entſpringen aus der Herrſchaft einer ſich aus ſich ſelbſt frei entwickelnden Natur. — Dieſe Völker ſanken endlich ſo tief, daß ſie dem Reiz, der nur Hülle des Schönen ſein ſollte, huldigten und ſich an der Natur vergingen. — Kraft und Mittel zum Genuß waren in Rom ſo groß, daß die Fülle eines römiſchen Lebens die Grenzen unſerer Einbildungskraft überſteigt. Die Selbſtſtändigkeit, der große Stil ihrer Laſter miſcht ſelbſt in unſern Unwillen über ihre namenloſen Frevel noch ein Gefühl von Bewunderung ſolcher umfaſſenden und durch nichts zu erſchütternden Willenskraft. — Aber was die Erde gewährt, vermochte nicht, die an ſich unerſättlichen Begierden zu befriedigen; auch römiſche Kraft endigte mit völliger Erſchlaffung und Auflöſung." „Es iſt widerſprechend, den Genuß zum Zweck des Lebens zu machen: denn der Menſch gelangt nur in der Natur zum Daſein, deren Geſetze mit den ſeinigen faſt überall in Widerſpruch ſtehn. Nach dieſem Geſetz der Natur müſſen Menſchen, die ſich zum Seelengenuß der Liebe verbinden, wo dieſer Genuß keinen tiefern Grund und keine höhere Weihe hat, ihren kurzen Rauſch hart büßen. — Der Genuß darf nicht Mittel ſein. Das Heilige brauchen, heißt es entweihen; *das Schöne aber iſt heilig*. Wie jede Kraft ſich nur im freien Spiel entwickelt, ſo bildet ſich auch das liebende Gefühl und der innere Sinn nur im *freien* Genuß des Schönen. — Hätte die Kunſt nicht ihr eignes Geſetz, ſo wäre ſie nicht viel mehr als ein dürf-

tiger Behelf des Alters, um die erlöſchende Kraft des eignen Lebens im matten Wiederhall noch zu verlängern oder zu erſetzen. Wem Jugend und Kraft noch nicht ganz verſiegte, der würde zur Wahrheit eilen, und würde es den Greiſen überlaſſen, ſich an der Mumie des Lebens zu erquicken, und den Schwachen, in weſenloſen Schattten zu ſchwelgen."

Es war charakteriſtiſch für jene Zeit, daß Schlegel, eben 23 Jahr alt, noch mitten im Lernen, es unternahm, in einer Schrift „über das Studium der griechiſchen Poeſie" eine Art von Geſchichte der griechiſchen Literatur zu entwerfen und fragmentariſch ſofort drucken zu laſſen. Freilich kommt es ihm hauptſächlich darauf an, das Verhältniß der Antike zum Modernen zu erörtern, wobei Schiller's Abhandlung über das Sentimentale den Leitfaden giebt. Es wird Niemand wunder nehmen, daß man bei der Ausführung auf Spuren einer unfertigen Bildung trifft; man wird durch glückliche Divinationen und eine ſeltene Freiheit der Anſchauung entſchädigt. Schlegel warnt vor der Verwechſelung des Sentimentalen mit dem Lyriſchen: nicht jede poetiſche Aeußerung des Strebens nach dem Unendlichen ſei ſentimental, ſondern nur eine ſolche, die mit einer Reflexion über das Verhältniß des Idealen und Realen verknüpft iſt. „Die charakteriſtiſchen Merkmale der ſentimentalen Poeſie ſind das Intereſſe an der Realität des Ideals, die Reflexion über das Verhältniß des Idealen und Realen und die Beziehung auf ein individuelles Object der idealiſirenden Einbildungskraft des dichtenden Subjects." Der modernen Poeſie fehle es nicht an einzelnen Schönheiten, wohl aber an Uebereinſtimmung und Vollendung, an einer beharrlichen Schönheit; ſie ſtrebe weniger nach dem Schönen als nach dem Charakteriſtiſchen und Intereſſanten, und ihre Geſchichte ſei anſcheinend vom Zufall beſtimmt. Niemals ſei die Anarchie ſo deutlich hervorgetreten, als gegenwärtig in Deutſchland. „Die Philoſophie poetiſirt und die Poeſie philoſophirt; die Geſchichte wird als Dichtung, dieſe als Geſchichte behandelt. Selbſt die Dichtarten verwechſeln gegenſeitig ihre Beſtimmung, eine lyriſche Stimmung wird der Gegenſtand eines Drama und ein dramatiſcher Stoff wird in lyriſche Form gezwängt. Gleichgiltig gegen alle Form uud nur voll unerſättlichen Durſtes nach Stoff verlangt auch das feinere Publicum von dem Künſtler nichts als intereſſante Individualität. Wenn nur gewirkt wird, wenn die Wirkung nur ſtark und neu iſt, ſo iſt die Art, wie, und der Stoff, worin es geſchieht, dem Publicum gleichgiltig. Die Kunſt thut das Ihrige, um dieſem Verlangen Genüge zu leiſten. Wie in einem äſthetiſchen Kramladen ſteht Volkspoeſie und Bontonpoeſie beiſammen und ſelbſt der Metaphyſiker ſucht ſein eignes Sortiment nicht vergebens; nordiſche oder chriſtliche Epopöen für die Freunde des Nordens und des Chriſtenthums; Geiſtergeſchichten für die Liebhaber myſtiſcher Gräßlichkeiten, und irokeſiſche

oder kannibaliſche Oden für die Liebhaber der Menſchenfreſſerei; griechiſches Coſtüm für antike Seelen und Rittergedichte für heroiſche Zungen; ja ſogar Nationalpoeſie für die Dilettanten der Deutſchheit!" — Indem nun Schlegel auf den Grund dieſes Unterſchiedes eingeht, zeigt er, daß die griechiſche Kunſt der reifſte und vollendetſte Ausdruck der griechiſchen Natur war. In dieſer Beziehung blühte die Menſchheit nur einmal und nie wieder. Die neuere Poeſie iſt das Reſultat einer verunglückten natürlichen Bildung. Schon in der früheſten Zeit des Mittelalters war das lenkende Princip der äſthetiſchen Bildung nicht der Trieb, ſondern gewiſſe dirigirende Begriffe. „Die Phantaſterei der romantiſchen Poeſie hat nicht etwa wie orientaliſcher Bombaſt eine abweichende Naturanlage zum Grunde, es ſind vielmehr abenteuerliche Begriffe, durch welche eine an ſich glückliche, dem Schönen nicht ungünſtige Phantaſie eine verkehrte Richtung genommen hatte." — Was waren das für Begriffe? — „Der Keim der künſtlichen Bildung war ſchon lange vorhanden, in einer künſtlichen, univerſellen Religion, in dem unausſprechlichen Elend ſelbſt, welches das endliche Reſultat der nothwendigen Entartung der natürlichen Bildung war." — Die Romantik ging alſo daraus hervor, daß die natürliche Entwickelung der nationalen Gefühlsbildung durch gewiſſe dirigirende Begriffe, mit andern Worten, durch das Chriſtenthum verwiſcht wurde. Solange nun das Chriſtenthum in vollem Glauben lebte, zeigt die Phyſiognomie der verſchiedenen Völker eine gewiſſe Verwandtſchaft. Allein wie dunkel immer die Ideen des Chriſtenthums ſein mochten, ſie waren doch nicht die Ausflüſſe des Gefühls, ſondern ein Proceß der Reflexion, und dieſer ging in unendlichen Anſtrengungen immer weiter fort, bis die endliche Frucht eine durchgängige Anarchie, eine vollendete Charakterloſigkeit war.

Da der Charakter der modernen Poeſie aus der Reflexion hervorgegangen iſt, ſo kann er auch nur durch eine gründliche Durcharbeitung der Reflexion vollendet werden. „Der beſſere Geſchmack der Modernen ſoll nicht ein Geſchenk der Natur, ſondern das ſelbſtſtändige Werk ihrer Freiheit ſein." Phänomene wie Goethe's Fauſt deuten darauf hin, daß die Zeit für eine äſthetiſche Revolution reif iſt. Das erſte Organ dieſer Revolution kann nur die Kritik ſein. Die griechiſche Dichtkunſt bleibt das Ideal einer natürlichen Poeſie, wir können aber nicht unmittelbar an ſie anknüpfen, da ſie aus einer uns fremden Bildung hervorging; ſie lehrt uns, daß die Grundlage der Kunſt auf dem Mythus, d. h. auf der Bildlichkeit der Empfindungen beruht, und ſo wie im Alterthum ſich die Philoſophie aus der Dichtkunſt entwickelte, ſo ſoll die moderne Menſchheit durch das Medium der Philoſophie zur Dichtkunſt zurückkehren. In dem transſcendentalen Idealismus iſt zu dieſer Umkehr zur Poeſie der Weg gezeigt. — Seit durch Fichte das Fundament der kritiſchen

Philoſophie entdeckt iſt, giebt es ein ſicheres Princip, den Kantiſchen Grundſatz der praktiſchen Philoſophie zu berichtigen, zu ergänzen und auszuführen, und über die Möglichkeit eines objectiven Syſtems der praktiſchen und äſthetiſchen Wiſſenſchaften findet kein gegründeter Zweifel mehr ſtatt. — Noch ein Zeichen von der Annäherung zum Antiken in der deutſchen Poeſie iſt die Neigung zum Chor in Schiller's „Göttern Griechenlands“ und „Künſtlern“: eines Dichters, der ſonſt durch ſeinen urſprünglichen Haß aller Schranken vom claſſiſchen Alterthum am weiteſten entfernt zu ſein ſcheint. Ihm gab die Natur die Stärke der Empfindung, die Hoheit der Geſinnung, die Pracht der Phantaſie, die Würde der Sprache, die Gewalt des Rhythmus, die Bruſt und Stimme, welche der Dichter haben ſoll, der eine ſittliche Maſſe in das Gemüth faſſen, den Zuſtand eines Volks darſtellen und die Menſchheit ausſprechen will. Schiller's urſprüngliches Genie iſt ſeinem Streben nach ſo entſchieden tragiſch, wie etwa der dichteriſche Charakter des Aeſchylus. Zwar iſt im Don Carlos das mächtige Streben nach Charakterſchönheit und ſchöner Organiſation des Ganzen durch das koloſſale Gewicht der Maſſe und den künſtlichen Mechanismus der Zuſammenſetzung niedergedrückt oder doch aufgehalten; aber die Stärke der tragiſchen Energie beweiſt nicht nur die Größe der genialiſchen Kraft, ſondern die vollkommene Reinheit derſelben zeugt auch da von dem Siege, welchen der Künſtler über den widerſtrebenden Stoff davongetragen hat.“

„Am merkwürdigſten kündigt ſich die Umbildung durch eine große Erſcheinung an. Goethe's Poeſie iſt die Morgenröthe echter Kunſt und reiner Schönheit. Die ſinnliche Stärke, welche ein Volk mit ſich fortreißt, war der kleinſte Vorzug, mit dem ſchon der Jüngling auftrat. Der philoſophiſche Gehalt ſeiner ſpäteren Werke durfte mit dem unerſchöpflichen Reichthum des Shakeſpeare verglichen werden; ja wenn der Fauſt vollendet wäre, ſo würde er wahrſcheinlich den Hamlet, mit welchem er einen ähnlichen Zweck zu haben ſcheint, weit übertreffen. Die Vielſeitigkeit des Dichters iſt ſo grenzenlos, daß man ihn den Proteus unter den Künſtlern nennen könnte. Man kann daher den myſtiſchen Ausdruck allenfalls verzeihen, wenn einige Liebhaber ihm eine gewiſſe poetiſche Allmacht beilegen, welcher nichts unmöglich ſei. — ... Das Schöne iſt der wahre Maßſtab, ſeine Dichtung zu würdigen. Was kann reizender ſein, als die leichte Heiterkeit ſeiner Stimmung? die reine Beſtimmtheit, die zarte Weichheit ſeiner Umriſſe? Durch einen wohlthätigen Wechſel von Ruhe und Bewegung weiß er das reizendſte Leben über das Ganze gleichmäßig zu verbreiten, und in einfachen Maſſen ordnet ſich die freie Fülle von ſelbſt zu einer lichten Einheit. ... Zu Zeiten gefällt er ſich in geringfügigem Stoff, der hier und da ſo dünn und gleichgiltig wird, als ginge

er ernſtlich damit um, wie es ein leeres Denken ohne Inhalt giebt, ganz reine Gedichte ohne allen Stoff hervorzubringen. In dieſen Werken iſt der Trieb des Schönen gleichſam müßig; ſie ſind ein reines Product des Darſtellungstriebs allein. — Faſt könnte es ſcheinen, als ſei die objective Haltung ſeiner Kunſt nicht angeborne Gabe allein, ſondern auch Frucht der Bildung; die Schönheit hingegen eine unwillkürliche Zugabe ſeiner urſprünglichen Natur. Er iſt ſelten erhaben; ſeine rührende Kraft ſtreift hier und da aus ungeſtümer Heftigkeit an das Bittre und Empörende, oder aus mildernder Schwächung an das Matte. Wo er aber ganz er ſelbſt iſt, da iſt ſeine Darſtellung wie die ruhige und heitere Anſicht eines hohen Geiſtes, der keine Schwäche theilt, ſondern die reine Kraft allein ergreift und für die Ewigkeit hinſtellt." (Februar 1796.)

Wenn ſich Schiller über die verworrene Darſtellung und einzelne excentriſche Urtheile Fr. Schlegel's beſchwerte, ſo konnte er doch nicht daran zweifeln, daß im Ganzen die Tendenz eine verwandte war. Begeiſterte Auffaſſung der Poeſie als einer aus dem Jenſeits die Welt befruchtenden Kraft, das claſſiſche Ideal, Wetteifer mit demſelben durch Vermittelung der Speculation: es war wieder das Evangelium der Horen. Auch der Gegenſatz gegen die gemeine Wirklichkeit — W. v. Humboldt, der 1. Juli 1795 nach ſechzehnmonatlichem Aufenthalt Jena verließ und nach Berlin ging, wurde nicht müde, von dem Kaltſinn zu erzählen, mit welchem die Menge die frohe Botſchaft empfing — war bei beiden in gleicher Schärfe vorhanden, ebenſo der Glaube an die Zukunft, der noch dadurch gehoben wurde, daß nun endlich der Friede für Norddeutſchland geſchloſſen wurde.

Der Krieg hatte den literariſchen Eifer doch ſehr gelähmt. „Wie ſollte man an Erholung denken," ſchreibt Goethe in den Annalen, „da uns die ungeheuren Bewegungen in Frankreich jeden Tag beängſtigten und bedrohten. Der Sinn für Freude war ſo verloren, daß Niemand über Robespierre's Untergang zu jauchzen ſich getraute; am wenigſten, da die äußeren Kriegsthaten der im Innerſten aufgeregten Nation unaufhaltſam vorwärts drängten, rings umher die Welt erſchütterten und alles Beſtehende mit Umſchwung, wo nicht mit Untergang bedrohten. Indeß lebte man doch in einer traumartigen ſchüchternen Sicherheit im Norden und beſchwichtigte die Furcht durch eine halbgegründete Hoffnung auf das gute Verhältniß Preußens zu den Franzoſen."

Lange genug hatte Preußen in zweckloſem Legitimitätskrieg ſeine Kräfte vergeudet, lange war es deſſelben müde geweſen, hatte aber keinen Entſchluß finden können, bis 3. Jan. 1795 ein zwiſchen Rußland und Oeſtreich über Polen abgeſchloſſener Vertrag es in ſeinen wichtigſten Intereſſen bedrohte. Sofort wurden die Friedensunterhandlungen mit Frankreich aufgenommen, der

Friede 5. April zu Baſel abgeſchloſſen. Für diejenigen Reichsſtände, welche an der preußiſchen Neutralität theilnehmen wollten, wurde eine Demarcationslinie gezogen; auch Weimar ſchloß ſich zuletzt an. Die öſtreichiſchen Publiciſten waren in äußerſter Aufregung; ihr Stimmführer war J. v. Müller, ſeit 1793 Hofrath zu Wien — der übrigens die erneuerten Aufforderungen, katholiſch zu werden, ablehnte. Er ſchrieb mit der Bitterkeit eines Cato, malte die franzöſiſchen Zuſtände in den abſchreckendſten Farben und behauptete, nur durch die Legitimität könne Europa vom Untergang gerettet werden. — Der Abſchluß des Friedens veranlaßte Kant zu der Schrift „zum ewigen Frieden". Zu den Forderungen, die er ſtellte, gehörte u. A.: „Es ſollen keine Staatsſchulden in Bezug auf äußere Staatshändel gemacht werden." „Kein Staat ſoll ſich in die Verfaſſung und Regierung eines andern Staats gewaltthätig einmiſchen." „Die bürgerliche Verfaſſung in jedem Staat ſoll republikaniſch ſein." Kant meinte damit repräſentativ; gegen die Demokratie ſprach er ſich mit äußerſter Bitterkeit aus. „Das Völkerrecht ſoll auf einen Föderalism freier Staaten gegründet ſein." — Den Satz: Fiat justitia, pereat mundus! überſetzte er ſo: „Es herrſche Gerechtigkeit, die Schelme in der Welt mögen auch insgeſammt darüber zu Grunde gehn!"

Der äußere Friede gab Muth zum innern Krieg. Die bisherige transcendentale Poeſie hatte die Wirklichkeit nur im Allgemeinen negirt, ihr im Einzelnen aber keine Aufmerkſamkeit zugewendet. Da nun aber die Wirklichkeit, d. h. hier die Maſſe der Schreibenden und Leſenden ſich gegen den neuen Glauben laut machte, ſo entſchloß man ſich zu einem Feldzug. Dazu kam, daß im Wilhelm Meiſter, der während jener idealiſtiſchen Beſtrebungen erſchien, die abſolute Kunſt ſich der Form der Populärſchriftſteller bediente. Es iſt Zeit, die letzteren ins Auge zu faſſen.

Drittes Buch.

Das deutſche Theater huldigte ſeit Gottſched's Fall einem ſchrankenloſen Naturalismus, Schauſpieler und Dichter wetteiferten, die Stimme der Natur hören zu laſſen. Es war dieſelbe Reaction gegen die Convenienz, welche in den pietiſtiſchen Betſtuben wie in den ſtudentiſchen Gelagen laut wurde. Da man ſich nun im Drama nicht beſtändig im Studentenleben bewegen konnte, ſo ſuchte man eine poetiſch-hiſtoriſche Zeit, die demſelben ähnlich war: man warf ſich auf das biderbe, ſauſende und hauende Ritterthum. „Gebt mir dreihundert Jünglinge, wie ich bin! rief Karl Moor, und ich will Deutſchland zu einer Republik machen, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöſter geweſen ſein ſollen!“ Wie mancher „flotte Burſch“ hat ſo geſprochen! Aber häufig verſteckt ſich hinter jener ungeberdigen Kraftſprache, die nur fluchen und lärmen kann, eine unendliche Weichheit des Gemüths. Karl Moor iſt man nur auf der Univerſität, ſo lange man ſich rauft, die Nachtwächter prügelt, die Fenſter einſchlägt; ſobald man aus dem eximirten Gerichtsſtand heraustritt, verwandelt ſich der wilde Freiheitsſchwindler, dem doch der Weg zu den böhmiſchen Wäldern nicht leicht offen ſteht, in einen bleichen Werther. Frevelthaten finden ihre Grenzen im eigenen Gemüth, dagegen iſt das beſte Herz unerſchöpflich, über das Elend dieſer Welt zu weinen. Die rührenden Stücke, als letzter Ausfluß des Pietismus, waren eine nothwendige Ergänzung jener wilden Krafttragödien. — Mit beſonderer Vorliebe pflegte man das bürgerliche Drama. Ein Biedermann von Kammerherrn und Hofräthen verfolgt, ein Armer, dem der begünſtigte Junker die Stelle entzog, ein Bürgerlicher, dem das adelige Vorurtheil die Geliebte

raubte, das waren willkommene Gegenstände der Rührung. Das Drama machte durchweg eine gesinnungsvolle Opposition, und es waren besonders einzelne Classen der Gesellschaft, die im dringenden Verdacht standen, aus Bösewichtern zu bestehen: die Amtmänner, die Hofräthe, die Kammerherrn und Präsidenten, denn höher hinauf wagte man sich nicht. Bei Iffland ist wenigstens die Absicht moralisch, aber der Predigerton verstimmt um so mehr, da er überall Natur und Bildung in einen falschen Contrast setzt. Mit der Bildung ist bei ihm fast überall Schlechtigkeit des Charakters oder wenigstens Verdrehung des Gefühls verknüpft. Wenn seine Menschen gut werden sollen, so kehren sie in den Naturstand zurück. Das Gute erscheint beschränkt, oft geradezu in Begleitung der Einfalt, durch trockene Formen aller Anmuth beraubt oder durch übertriebene Reizbarkeit entstellt. Liebenswürdigkeit mit Güte zu paaren, ist ihm unmöglich. Auch die poetische Gerechtigkeit, die er ausübt, hinterläßt häufig einen niederschlagenden Eindruck, weil die Demüthigung des Lasters ebenso unästhetisch ausgemalt wird, wie das Laster selbst. In der Schilderung des Schlechten hat er eine große Virtuosität, weil ihm hier die kleine Beobachtung des Lebens zu Statten kam. Das gefeiertste Stück dieser Periode war „Elise von Valberg" 1792: ein würdiges junges Fräulein, das ein Fürst zu seiner Maitresse ausersehn, weiß durch ihre Reden und ihr Verhalten gegen die Kabalen der Hofleute und gegen die Leidenschaft des Herrschers die Ordnung im fürstlichen Haushalt herzustellen.

Bald verdrängte ihn auf dem Theater ein Schlimmerer, der ebensowenig Poesie, dafür aber auch keine Spur von Wahrheitsliebe und Gewissen besaß. — Kotzebue, geb. 16. Mai 1761 zu Weimar, verlor seinen Vater frühzeitig, und wurde ausschließlich von seiner Mutter und von Hofmeistern erzogen. Im 6. J. machte er Verse, im 7. schrieb er einen Liebesbrief, den seine Mutter begeistert aller Welt vorzeigte; im 8. fing er an ein Zweifler zu werden; vom 10. an besuchte er das Theater, wo er bei seinem glücklichen Gedächtniß halbe Stücke auswendig behielt. Im 16. bezog er die Universität Jena, die Rechte zu studiren, errichtete ein Liebhabertheater, und wurde im 19. Advocat in Weimar, wo er ganz in die Schule von Wieland und Musäus eintrat. Ein Pasquill „die Weiber nach der Mode" machte seine Stellung unhaltbar: er wurde Herbst 1781 als Theatersecretair nach St. Petersburg berufen, erhielt bald darauf den Raths- und Präsidententitel sowie den russischen Adel. Eine Reihe von Erzählungen, durchweg weinerlich lüstern, machten ihn dem deutschen Publicum bekannt; darunter „die Leiden der Ortenbergischen Familie" 1785, in denen bereits eine Gurli vorkommt. Durch eine Reihe von Theaterstücken berühmt, machte er 1790 — eben hatte er seine erste Frau verloren, über welches Verhältniß er selbst mit den schimpflichsten Geständ-

niſſen herausrückt — eine Reiſe durch Deutſchland nach Paris; unterwegs veröffentlichte er, unter dem Namen des Frh. v. Knigge, das Pasquill „Dr. Bahrdt mit der eiſernen Stirn, oder die deutſche Union gegen Zimmermann", eins der nichtswürdigſten Machwerke, welche je die deutſche Literatur beſudelt haben, wenn auch Bahrdt's Selbſtbiographie, welche ungefähr um dieſelbe Zeit erſchien, ihm nicht ſehr viel nachgab. Knigge konnte den Schimpf nicht auf ſich ſitzen laſſen, es kam zur gerichtlichen Unterſuchung, bei welcher Gelegenheit Kotzebue eine ſo unerhörte Maſſe von Lügen zu Tage förderte, daß die öffentliche Abbitte, die er zwei Jahre darauf leiſtete, nur wie eine neue Verhöhnung des Publicums ausſah. Trotzdem wurde ſein Ruf nicht untergraben: ſo ſah es damals um die öffentliche Meinung in Deutſchland aus, und Kotzebue ſchrieb mit einem gewiſſen Selbſtgefühl: „Ich werde die wenige Geiſteskraft, die ich beſitze, mir von keinem Dictator einkerkern laſſen; ich werde ohne Unterſchied jeden Gegenſtand meiner Behandlung werth glauben, welchen das Publicum ſeines Intereſſes werth findet." Was ihn von den modernen Dichtern, die in ſeiner Weiſe auf die Rührungsfähigkeit des Publicums ſpeculiren, vortheilhaft unterſcheidet, iſt, daß er ſich über ſich keine Illuſion machte. Mit einem gewiſſen launiſchen Behagen erzählt er, daß die Goethe'ſche Schule darum mit Verachtung auf ihn herabgeſehn habe, weil ſie ihn für eine gemeine Natur hielt. Und das war er in dieſes Worts verwegenſter Bedeutung. Wenn er aber die Erbaulichkeit ſeiner Rührſtücke rühmte, ſo hätte er im alten Kant die ganze Verachtung leſen können, die eine auf die gemeine Natur berechnete Rührung verdient. — Im Uebrigen beſaß er eine Einbildungskraft, die an Lebhaftigkeit ihresgleichen ſuchte: Begebenheiten und Situationen ſtrömten ihr in überreicher Fülle zu, und da in ſeiner Seele nichts vorhanden war, was der Anwendung derſelben Widerſtand hätte entgegenſetzen können, weder Sitte, noch Grundſätze, noch Schicklichkeitsgefühl, ſo überraſcht er noch heute mit der bunten Mannigfaltigkeit ſeiner Einfälle. Außerdem hatte er einen ſichern Inſtinct für den Geſchmack des Publicums, d. h. ſeine Natur war mit der Natur der Menge ſo verwandt, daß ihm überall die richtigen Motive zu Gebote ſtanden. — Die Vertheidigung der gemeinen Natur gegen Sitte, Bildung, Recht und Autorität iſt der rothe Faden in ſämmtlichen Schauſpielen Kotzebue's. Sie überſtrömen von Phraſen der Tugend und Humanität, aber dieſe Tugend iſt nichts anderes als die inſtinctmäßige Gutherzigkeit ohne Inhalt, die man in den Kreiſen des Laſters häufig antrifft. Durch Mitleid gegen die Armen wird in der Kotzebue'ſchen Sittlichkeit alles wieder gut gemacht: wo ihm die Erfindung ſtockt, bringt er ein paar nothleidende Familienväter auf die Bühne, die durch eine mitleidige Seele gerettet im ſtummen Gebet niederknien. Wie es im phyſiſchen Leben

Dinge giebt, die nothwendig, natürlich und gut ſind, welche aber die Scham dem Licht des Tages und den Augen der Menſchen verbirgt, ſo in der moraliſchen Welt. Daß man dieſe Art Wohlthaten im Verborgenen thut, liegt nicht blos in der Beſcheidenheit, ſondern in dem Gefühl der damit verknüpften Unwürdigkeit. Man ſoll die Blöße ſeines Nächſten nicht ans Licht ziehn. Kotzebue's Theater, das uns fortwährend hungrige Männer, Weiber und Kinder vorführt, denen ein gutherziges Geſchöpf Brod und Pfennige in die Hand drückt und die ihm dafür dankbarlichſt Rock und Hände küſſen, iſt recht eigentlich die Entblößung der menſchlichen Unwürdigkeit, die cyniſche Zurſchauſtellung ſeiner Gebrechen, die Vertiefung der Ideale in den Sumpf des Lebens.

Will man richtig verſtehn, was Kant mit dem kategoriſchen Imperativ gemeint hat, mit jenem eiſernen Soll, das alle Nebenumſtände zu Boden ſchlägt, nicht blos als Moralgeſetz ſondern als innerer Halt jedes dichteriſchen Charakters, ſo muß man die Mollusken anſehn, mit denen Kotzebue und ſeinesgleichen*) die deutſche Literatur verunreinigt haben. — Die erſte war Eulalia in „Menſchenhaß und Reue", welches Stück 1789 die Reiſe durch ganz Europa machte und überall vom lauten Jubel des Pöbels begrüßt wurde. Eulalia iſt ihrem Mann mit einem Liebhaber durchgegangen, und liegt nun in ihrer Reue aller Welt zu Füßen; ſie vertheilt Almoſen, wobei ſie „die Augen niederſchlägt, und mit der Verwirrung einer ſchönen Seele kämpft, welche man auf einer guten That ertappt hat". Sämmtliche Betheiligte überzeugen ſich im Lauf des Stücks, daß ſie eigentlich eine tugendhafte Perſon iſt. „Nein, Sie ſind nicht laſterhaft, der Augenblick Ihrer Verirrung war ein Traum, ein Rauſch, ein Wahnſinn." Auf welche Weiſe mag dieſer Engel verführt worden ſein? „Sie ſtoßen da, ſagt Eulalia, auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geſchichte." Ihr verlaſſener Gemahl, Oberſt Meinau, gehört ebenfalls zu jenen Mollusken, die keine feſte ſittliche Beſtimmtheit, weder Vorurtheile noch Grundſätze in ſich tragen und die daher von jedem Winde des Gefühls bewegt werden. Der Dichter ſelbſt beſchreibt ſeine Stimmung in der letzten Scene „nicht rauh und nicht ſanft, nicht feſt und nicht weich, ſondern zwiſchen allen dieſen ſchwankend". Nachdem dieſe Beiden eine halbe Stunde ſich gegenübergeſtanden, werden die Kinder herbeigerufen, die Rührung zu vollenden. Dieſer Stimme der Natur kann der edle Menſchenfeind nicht widerſtehen. — In demſelben Jahr erſchienen die Indianer in England. Die Stimme der Natur iſt diesmal Gurli, die jedem fremden Herrn um

*) Als einzelne Beiſpiele „das Herz behält ſein Recht" 1788 und „Verirrung ohne Laſter" 1791 vom Schauſpieler Beck in Mannheim.

den Hals fällt, ihn küßt und ihm erklärt, ſie wolle ihn heirathen; die hin- und herhüpft, vor dem Spiegel Grimaſſen ſchneidet und übrigens von der Tugend ziemlich hohe Begriffe hat. Dies närriſche Aeffchen iſt Prinzeſſin von Myſore, und ſämmtliche Söhne und Neffen Brahma's ſind von Unſchuld und Natur durchdrungen. Durch das Brahminenthum die conventionelle Sittlichkeit der Europäer oder vielmehr die angeborne weibliche Scham zu widerlegen, iſt wohl der ſonderbarſte Einfall, den je ein Dichter gehabt. — In der Sonnenjungfrau (1789) iſt Gurli nach Peru verſetzt; ſie heißt Kora und gehört zu einem Orden von Veſtalen. Sie erzählt in liebenswürdiger Unſchuld der Oberprieſterin, daß ſie Mutter iſt, und geräth in das größte Erſtaunen, als die würdige Matrone darüber in Wuth ausbricht. Der Orden wimmelt von kleinen Gurlis, die der erſten Mannsperſon, die ihnen entgegenkommt, um den Hals ſpringen, die Backen ſtreicheln und, als ſie einen Kuß bekommen, erſchrocken ausrufen: „Ei, was war das!“ Dennoch verlangt die Oberprieſterin Gurli's Blut; ſelbſt der vorurtheilsfreie Inka und der ebenſo vorurtheilsfreie Oberprieſter ſehn ſich veranlaßt, mit Achſelzucken das Todesurtheil auszuſprechen. Allein nachdem der letztere lange auf den Knien um Erleuchtung gefleht, erhebt er ſich plötzlich und ſpricht: „Die rohen Zeiten des Religionsſtifters ſind vorüber. Er ſchuf das Geſetz der Keuſchheit, denn damals, da nur Sinnlichkeit herrſchte und die Vernunft ein Kind war, wäre ohne dieſes Geſetz der Tempel an feſtlichen Tagen ein Tummelplatz der Wolüſte geworden. So zwang ihn die Noth, der Natur in ihr großes Rad zu greifen. Aber eine lange Reihe von Jahren hat das Geſetz des Schicklichen in das Gefühl des Schicklichen verwandelt. Wo dieſes herrſcht, iſt jenes nicht mehr nöthig.“ Das leuchtet dem gebildeten Volke der Peruaner ein, der ſouveräne Fürſt hebt das Geſetz auf, und ſämmtliche Gurlis haben nun volle Freiheit, der Stimme der Natur zu folgen. — Im Kind der Liebe (1790) beſchäftigt ſich der ganze 1. Act damit, daß eine in Lumpen gehüllte Geſtalt, die das Fieber hat und hungert, vor den Thüren bettelt. Endlich kommt ihr Sohn Fritz dazu und ſie geſteht ihm, daß er ein Kind der Liebe iſt, die Frucht der Verführung. Im 2. Act geht die Bettelei weiter fort. Zum Ueberfluß beſchließt Fritz, ſeinerſeits entweder zu betteln oder zu ſtehlen, welchen Vorſatz er im 3. Act ausführt. Er ſpricht einen Herrn um Almoſen an und ruft, als dieſer ihm nicht genug geben will: la bourse ou la vie! Er wird verhaftet und es ergiebt ſich, daß dieſer Herr ſein Vater iſt. Man erwartet einen herzloſen Ariſtokraten, aber nichts weniger, er hat gar keine Vorurtheile, und als ſeine Tochter Gurli einem armen Prediger auf den Leib rückt, ihm erklärt, ſie wolle ihn heirathen, und trotz der kläglichen Beſcheidenheit dieſes Mannes darauf beſteht, nimmt er keinen Anſtand, ſeinen

Segen zu geben. Es muß ihn freilich unangenehm überraſchen, als er in dem Räuber ſeinen Sohn, in der Bettlerin ſeine verlaſſene Geliebte entdeckt; trotzdem wird ſie geheirathet. Durch den Mund des Predigers ſpricht Kotzebue ſeine ſittlichen Grundſätze aus. „Manches Vergehen, in zwei Worte gefaßt, dünkt uns abſcheulich. Wüßten wir aber alles, was dazwiſchenlag, alles, was den Handelnden beſtimmte, ohne daß er es ſelbſt wußte, alle die Kleinigkeiten, deren Einfluß ſo unmerklich und doch ſo groß iſt; hätten wir den Verbrecher von Schritt zu Schritt begleitet, ſtatt daß uns jetzt nur der erſte, und zehnte und zwanzigſte ins Auge fällt; wahrlich, wir würden oft entſchuldigen, wo wir jetzt verdammen. Auch ein guter Menſch kann wohl einmal einen ſchlechten Streich machen, ohne daß er eben aufhört, ein guter Menſch zu ſein. Wo iſt der Halbgott, der von ſich rühmen darf: mein Gewiſſen iſt rein wie friſchgefallener Schnee? und giebt es einen ſolchen Prahler, ſo trauen Sie ihm um Gottes willen nicht; er iſt gefährlicher als ein reuiger Sünder." — Bruder Moritz der Sonderling (1791), der den Grafentitel niedergelegt hat, und Omar, der in einen Araber verkleidete Rolla, zwei Söhne der Natur, kämpfen verbrüdert gegen die Vorurtheile der europäiſchen Civiliſation. Moritz iſt ſo ungeſchickt, dieſen Omar, der ihm unter erſchwerenden Umſtänden das Leben gerettet und deſſen Sklave er in Afrika war, als ſeinen Bedienten vorzuſtellen, und der Familie durch die Vertraulichkeit, mit der er ihn behandelt, Aergerniß zu geben, aus keinem andern Grund, als um gegen den Unterſchied der Stände zu proteſtiren. Moritz erklärt es für ein Vorurtheil, daß man ſeine Schweſter nicht heirathen ſolle, er iſt bereit, ſeinem Freunde ſeine ſämmtlichen Schweſtern zu Frauen zu geben; er duzt alle Menſchen, er findet das Dienſtmädchen ſeiner Schweſter ſchön, ſieht Tugend in ihren Augen und erklärt ohne weiteres, er wolle ſie heirathen. Darauf geſteht dieſe edle Seele, ſie habe ſchon ein Kind, welches ſie auch vorzeigt. „Was ſchadet das? antwortet Moritz. Das iſt auch ſo ein europäiſches Vorurtheil." Dann ſpricht er über die Ehre wie Falſtaff. Dieſer wackere Prophet findet eine Reihe von Anhängern; ſie begatten ſich untereinander, denn „es iſt gerade ein warmer Frühlingstag und alle Schwalben bauen ihre Neſter", ſetzen ſich auf das Schiff und reiſen zuſammen nach den Pelewinſeln, jenem Paradies der Unſchuld und Natur, welches damals entdeckt und durch Campe der anwachſenden Jugend empfohlen war. — Im Opfertod (1793) liegen drei Acte hindurch ein verarmter Kaufmann, ſeine Frau, ſein Kind und ſeine alte blinde Mutter in den Qualen des Hungertodes. Ein großer Moment iſt, als der hungernde Vater eine Semmel ſieht, die ſein Sohn zurückgelaſſen hat, und nun einen ſchweren Kampf mit ſich ſelber beſteht, ob er ſich dieſer Semmel bemächtigen oder ſie einem gleichfalls halbverhungerten Hunde

geben soll. Das Princip siegt über das Gefühl; mit dem Ausruf: Gieb sie dem Phylax! schließt der erste Act. Vergebens sucht der unglückliche Vater Hilfe bei seinen Freunden, nur Einer bietet ihm Beistand an, der ehemalige Geliebte seiner Frau, und diesen weist der Mann von Ehre zurück, obgleich er vor Hunger in Ohnmacht fällt. Endlich faßt er den Entschluß, ins Wasser zu springen, um jenem treuen Liebhaber seine Frau zu überlassen. Er wird gerettet, ein reicher Mann adoptirt ihn, und auf die Verzweiflung folgt ein erwünschtes Ende. — In den Negersklaven (1796) mißhandelt ein Pflanzer seine Neger mit großem Wohlgefallen. Als z. B. eine junge Negerin sich ihm nicht ergeben will, läßt er ihr den ganzen Leib mit Stecknadel sanft zerbrickeln, dann wird ihr in Oel getauchte Baumwolle um die Finger gewickelt und angezündet. — In dem Schauspiel die Verleumder (1796) hat Madame Emilie Moorland die seltsame Leidenschaft, ihren Wohlthätigkeitstrieb um Mitternacht auszuüben, obgleich in andern Umständen, macht sie um diese Zeit geheime Besuche in den entfernten Stadttheilen. So kann es nicht wunder nehmen, daß ihr Mann, durch einen Verleumder verführt, Argwohn gegen ihre Tugend faßt. Während nun zuerst der gesammte Hof und die Regierung als eine Sammlung von Schurken geschildert werden, verwandeln sie sich zum Schluß in lauter tugendhafte, nur vorübergehend bethörte Menschen. Dies Wunder wird durch einen Engländer vollbracht, der offen dem Minister entgegenzutreten wagt, während die gesammten deutschen Unterthanen, auch die wohlgesinnten, vor ihm kriechen. Eine bittere Wahrheit! Als die Unschuld des braven Moorland an den Tag kommt, der gleichfalls beim Minister verleumdet worden, findet man unter seinen Papieren ein angefangenes Geburtstagsgedicht für den Minister — wie werden da die Uebelgesinnten beschämt! Die Stimme der Natur macht sich überall vernehmlich, auch gegen Soldaten, Büttel und Polizeisergeanten, so sehr sie polteru. Wenn ein hungriger Vater recht kläglich vor ihnen weint, trägt immer das Gefühl den Sieg über die abstracte Pflicht davon. Es ist eine jämmerliche Gefühlswirthschaft: die Convenienz ist ein leerer Schein, der vor jedem starken Hauch zusammenschmilzt. — Zur Abwechselung begiebt sich Kotzebue auf das historische Gebiet. Graf Benjowsky (1794) ist mit einem außerordentlichen Theaterverstand eingerichtet: die Verwickelung wird von Scene zu Scene größer und man kommt keinen Augenblick dazu, sich zu besinnen. Aber die Heldin ist nichts als eine verkappte Gurli, und die Schlußscene, wo Benjowsky, obgleich verheirathet, diese neue Geliebte, die sich ihm frech an den Hals wirft, dennoch entführen will, sich aber durch die jämmerlichen Bitten des verlassenen Vaters endlich bewegen läßt, sie ihm wieder zuzuwerfen, ist über alle Beschreibung lächerlich und widerwärtig. Im Graf von Burgund (1797)

wird das Gurlithum, die Stimme der Natur und der Kampf gegen die Vorurtheile ins Mittelalter verlegt. — Ein unzweifelhaftes Talent hat Kotzebue für das Luſtſpiel. In der Erfindung komiſcher Situationen, in dem tollen Wirrwarr von Mißverſtändniſſen und bunten lächerlichen Masken iſt er unerſchöpflich. Zwar iſt die Charakteriſtik und die Erfindung der Situationen unwahr, die Sprache entſetzlich roh. Noch ſchlimmer iſt die Neigung zu Sentimentalitäten, die Erinnerung an den Ernſt des Lebens, die alle Unbefangenheit aufhebt. Doch geben die beſſern ſeiner Poſſen noch immer reiche Ausbeute, und der Schneider Fips, der Pachter Feldkümmel, der Commiſſionsrath Froſch, der Candidat Elias Krumm u. ſ. w. fahren fort, in den Händen geſchickter Virtuoſen das Publicum zu ergötzen. — Was der Ausbildung des feinern Luſtſpiels bei uns unüberſteigliche Schwierigkeiten in den Weg legt, iſt der Mangel eines geſellſchaftlichen Tons. In Kotzebue's Zeiten war der Uebelſtand noch größer. Jeder einzelne Dichter färbte die Situation und die Formen der Geſellſchaft nach ſeinem eignen Geſchmack oder nach der Gewohnheit des Kreiſes, in dem er ſich bewegte. Durch dieſe Unſicherheit des Tons werden auch die ſittlichen Begriffe verwirrt. Da der Knoten des Luſtſpiels gewöhnlich ſich auf ein Eheverhältniß bezieht, ſo iſt der Standesunterſchied, der liebende Herzen trennt, ſeit alter Zeit ein beliebtes Motiv geweſen. Ein Dichter wie Kotzebue, der überall die Stimme der Natur gegen die künſtlichen Formen der Sitte geltend machen möchte und es doch vermeiden muß, einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum beſchwerlich zu fallen, kommt durch einen ſolchen Conflict in unauflösliche Verlegenheiten. Im Anfang wird das Vorurtheil des Adels nur bei ganz lächerlichen Perſonen geduldet, allmählich aber merkt er, daß dieſes Vorurtheil doch noch nicht ſo ganz ausgerottet iſt, und ſo ſtellt ſich regelmäßig in ſeinen ſpätern Stücken, ſobald ſich ein Junker in eine Schulmeiſterstochter verliebt, zuletzt die Dirne als Fräulein heraus. Trotzdem wagt keine ſeiner Perſonen dies Vorurtheil offen auszuſprechen, ſie bemänteln es durch geſellſchaftliche Rückſichten, durch die Ungleichheit der Erziehung u. dgl., und es iſt zuweilen ſpaßhaft, wie ſie ſich drehen und wenden, um das Ding nicht beim rechten Namen zu nennen. Freilich in einer poetiſchen Welt, wo die jungen Lieutenants Almoſen austheilen und für bedrängte Witwen ſorgen, wäre der Adelſtolz bei einem gebildeten Mann eine Abnormität. Eine Satire, die poetiſch wirken ſoll, muß gegen reale Seiten des Lebens gerichtet ſein. — Man hat ſich mehrfach über den Einfluß des franzöſiſchen Luſtſpiels auf das deutſche beſchwert, namentlich wegen des unſittlichen Inhalts, der dadurch auf unſre Bühne übertragen wird. Aber man darf von der Tugend unſrer eignen Dichter nicht viel Rühmens machen. Der Rehbock, Kotzebue's beſtes Luſtſpiel, würde ſelbſt

ein franzöſiſches Vorſtadtpublicum außer Faſſung ſetzen. Die Moral beſteht nur darin, daß die Unzucht nicht phyſiſch ausgeführt wird, daß ſie in der Einbildung bleibt, daher auch der zweite Titel „die ſchuldloſen Schuldbewußten". Wenn ein junger Mann ſich zu einer Frau ins Bett legt, ſo findet es ſich, daß es eine verkleidete Dame iſt; wenn eine Gräfin ihren Stallmeiſter umarmt, ſo iſt es ihr Bruder u. ſ. w.: die Stimme der Natur wird gerechtfertigt, die Tugend gewahrt und die Liederlichkeit kann ſich doch amüſiren.

Der erſte ernſthafte Angriff gegen Kotzebue erfolgte 1793 von Huber in der L. Z. — „An Kotzebue's Werken hat die Kritik Gelegenheit zu prüfen, was es iſt, das in denſelben ſoviel gefallene Mädchen und Weiber, gegen die Convenienzen zu Felde ziehende Helden u. ſ. w. zur ſüßeſten Ergötzlichkeit unſers großen Haufens zuſammenbringt. Der dünne Firniß moraliſcher Sentenzen und nothdürftiger Gemeinſprüche von Empfindung und Tugend kann dieſe Richterin am wenigſten beſtechen. Der Grund iſt ſchlecht verhüllte Sinnlichkeit und jene aller Kraft und aller Tugend entgegengeſetzte, in der Menſchheit ſo allgemeine Anlage des Egoismus und der ſchlaffen Nachſicht gegen ſich ſelbſt, die den ſchwachen Damm der Convenienz und der poſitiven Moral einreißt, ohne ihn durch eigne Stärke erſetzen zu können. Dieſer Kreis, der wahren Kunſt ſo fremd als der wahren Sittlichkeit, iſt es, in welchem unſre Aftermuſen Geſchmack und Herz zugleich verderben oder die ſchon vorhandene Verderbniß durch einen lügenhaften Anſtrich von Gefühl und Originalität beſtärken ... Daß ſich unſre Sittenverderber hinter weinerlich poſſenhaften Schauſpielen und andern Zwitterarten der Kunſt verbergen, macht ihren Einfluß gefährlicher als den öffentlichen Muthwillen verrufener franzöſiſcher Schriftſteller; und wir fürchten, daß in Deutſchland, wo die Sünde mit moraliſchem Gewäſch und die Libertinage mit Empfindelei verwäſſert wird, wahre Einfachheit und Reinheit der Sitten weniger beiſammen gehalten wird, als in jenem Lande, wo die Sittenloſigkeit gleichen Schritt mit der Verfeinerung gehalten hat, und wo gerade deswegen die entſchiedenſten Contraſte nebeneinander beſtehn, ohne ſich je zu verwiſchen."

Viel wirkſamer als auf dem Theater wurde die Verherrlichung der gemeinen Natur im Roman betrieben, jener Dichtungsart, in welcher, wie A. W. Schlegel richtig bemerkt, die Literatur das geſellige Leben am unmittelbarſten berührt. „Bei ihm offenbart ſich am auffallendſten der ungeheure Abſtand zwiſchen den Claſſen der leſenden Menge, die man durch den blos poſtulirten Begriff eines Publicums in eine Einheit zuſammenſchmelzt: hier können die Unternehmungen des Meiſters, deſſen Blick, ſeinem Zeitalter voraus, in grenzenloſe Fernen dringt, dem regſten und vielſeitigſten Streben nach Bildung begegnen; ſo wie eben hier die ſtumpfe Genügſamkeit des Handwerkers, der

nur denſelben verworrnen Knäuel der Begebenheiten auf- und abzuwinden verſteht, unaufhörlich für die Sättigung ſchlaffer Leerheit arbeitet. Die geſetzloſe Unbeſtimmtheit dieſer Gattung beſtärkt in dem Glauben, als habe die Kunſt gar keine Forderungen an ſie, und das eigentliche Geheimniß beſtehe darin, ſich alles zu erlauben; während ſie doch vielmehr auf die Höhe der Aufgabe hindeutet, die wie eine irrationelle Gleichung nur durch unendliche Annäherung gelöſt werden kann. Wer hält ſich nicht im Stande, einen Roman zu ſchreiben? Daß nebſt vielen und wichtigen Erforderniſſen u. a. auch ein bedeutendes Menſchenleben dazu nöthig iſt, läßt man ſich nicht im Traum einfallen."

„Bei ſo unermüdlichen Ergießungen muß man natürlich auf ſeltſame Hilfsmittel verfallen, um die Armuth an ſelbſtſtändigem Geiſt zu bemänteln, und wirklich iſt auch bis zur roheſten Abgeſchmacktheit nichts unverſucht geblieben. Wer Romane fertigen kann, ohne Geſpenſter zu citiren und die Rieſengeſtalten einer chimäriſchen Vorzeit aufzurufen, wer ſich ohne Geheimniſſe mit ſchlichten Leidenſchaften behilft, der hält ſchon etwas auf ſich und ſein Publicum. Macht er ſich auch mit Charakteren nicht viel zu ſchaffen, wenn ihm nur jene in einer gewiſſen Fülle zu Gebote ſtehn, ſo kann er gewiß ſein, den mittlern Durchſchnitt der Leſewelt zu gewinnen, der für das grobe Abenteuerliche ſchon zu geſittet, für die heitern ruhigen Anſichten echter Kunſt noch nicht empfänglich, ſtarke Bedürfniſſe der Empfindſamkeit hat."

„Der blos ſinnliche Romanhunger muß geſtillt werden, ſei es durch welche Nahrung es wolle. Mit unüberwindlichem Abſcheu gegen die zweite Lectüre auch des geiſtreichſten Buchs verbindet ſich eine Genügſamkeit, die ſich ſelbſt das Platte und Abgeſchmackte gefallen läßt, wenn es nur neu ſcheint, und bei der es blos armſeliger Umkleidungen bedarf, um auch dem Verbrauchteſten das Lob der Neuheit zu gewinnen. Seit 6—7 J. ſtemmen ſich alle Recenſenten des h. R. Reichs gegen die Ritterromane, aber die Menge der ritterlichen Lanzen und Schwerter dringt immer unaufhaltſamer auf ſie ein. Vor den Vehmgerichten, den geheimen Bündniſſen und den Geiſtern iſt vollends keine Rettung mehr."

Zu den geleſenſten jener Bücher gehörten die „Sagen der Vorzeit" (1787 bis 1799) von Veit Weber (Leonhard Wächter, aus dem Lauenburgiſchen, geb. 25. Nov. 1762); „der Genius" (1790—1794), ein Zauberroman von Große (aus Magdeburg, geb. 1761), einem Abenteurer, der ſich für einen ſpaniſchen Marquis ausgab und allerlei Streiche verübte; die hiſtoriſchen Romane von Meißner (geb. zu Bautzen 3. Nov. 1753, ſeit 1785 Profeſſor in Prag), von Alcibiades bis zu Maſaniello: in denſelben maſſenhafte Blutſchänder, Raubmörder, Mordbrenner mit edler Seele, die unter dem Galgen gerührt werden, gebeſſerte Maitreſſen u. ſ. w.; dabei hat der Mann

der durch Wieland's Schule gelaufen, eine gewiſſe vornehmthuende Feierlichkeit. Unbefangener ſind die Geſpenſtergeſchichten von Spieß (geb. 1755 zu Freiberg, † 1799): „Biographien der Selbſtmörder". 1785, „Biographien der Wahnſinnigen" 1793, „der alte Ueberall und Nirgends" 1792, „das Petermännchen" 1793, „meine Reiſen durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers" 1796. Wenn ſeine Geſpenſter und Kobolde mit der Wirklichkeit nichts zu thun zu haben ſcheinen, ſo verſäumt er nebenbei doch auch nicht, mit Kotzebue im Kampf gegen die ſittlichen Vorurtheile zu wetteifern. — Cramer (geb. 3. März 1758 bei Freiburg a. d. U., ſeit 1795 Forſtrath in Meiningen) begann 1789 mit dem „Leben und Meinungen, auch ſeltſamen Abenteuern Erasmus Schleicher's, eines reiſenden Mechanicus", einer recht leidlichen Nachahmung des Sebaldus Nothanker; dann aber legte er ſich auf die Studentenwirthſchaft zechender biderber Raubritter, in den roheſten Formen: „der deutſche Alcibiades" 1790, „Hasper a Spada" 1792 u. ſ. w. — Zu den Räuberromanen gab Zſchokke's „Abällino" 1793 den Anſtoß; den Preis gewann Vulpius' (geb. 22. Juni 1763 zu Weimar) „Rinaldo Rinaldini" 1797, der damals weit begieriger geleſen wurde als der „Wilhelm Meiſter" ſeines Schwagers.

Dies war der gemeine Troß; einen höhern Ton ſchlugen die Verſuche gebildeter Weltmänner an, nach dem Muſter der Franzoſen die wirkliche Geſellſchaft von ihrer intereſſanten Seite zu zeigen. v. Thümmel's (geb 27. Mai 1738) „Reiſen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich in d. J. 1785—1786" (die beiden erſten Bde. 1791, drei folgende 1794, dann noch 5 bis 1805) iſt das vorzüglichſte Werk der Art: ein berliner Hypochonder wird vom Arzt auf Reiſen geſchickt, um ſich durch friſches Eingreifen ins luſtige Leben zu curiren; die Grillen weichen in der That allmälig, wie ſein Horizont ſich erweitert; bald überläßt er ſich mit Behagen der jedesmaligen Stimmung, und ſeine Laune wird immer jovialiſcher; aber nun begeht er den Fehler, es mit den Geſetzen des ſittlichen Lebens zu leicht zu nehmen, bis ihn ein neuer Arzt zur Vollendung ſeiner Cur nach Hauſe ſchickt, wo er heitre Lebensanſchauung in weiſem Maß zu bethätigen lernt. Es iſt im Ganzen der Wieland'ſche Zug, aber an Friſche der Farbe und Mannigfaltigkeit der Figuren läßt er ſein Vorbild weit hinter ſich. — Ihm am nächſten kommt Fr. Schulz (geb. zu Magdeburg 1762), deſſen „Moritz" (1786) und „Leopoldine" (1790) die zierlichſten und anmuthigſten Wendungen des Voltaire'ſchen Stils nachbilden, wie denn auch Schulz — er hielt ſich bis 1790 eine Zeit lang in Paris auf — eine Reihe vortrefflicher Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen geliefert hat. Aus Paris kam er durch Jena, von da erhielt er einen Ruf nach Mitau, wo er bald darauf in eine Gemüthskrankheit

verfiel, an der er 1798 ſtarb. — Jene beiden Romane haben Kinder zu Helden, die durch ſeltſame Schickſale und Verwickelungen eine eigenthümliche Seelenbildung gewinnen; an Welt- und Menſchenkenntniß reich, ſtreifen ſie nur dadurch ans Unwahre, daß die Helden ihre Seelenentwickelung ſelbſt beobachten und aufzeichnen. — So eifrig man die Franzoſen aus den höhern Gebieten der Dichtkunſt vertrieben hatte, in dieſem Fach mußte man doch bei ihnen in die Schule gehen. — Huber, der als Kritiker gegen die Unſittlichkeiten der franzöſiſchen Romane eiferte, ſtand als Ueberſetzer mehreren unter ihren Dichtern nahe. So Fr. v. Charrière (geb. 1750), die ihn Dec. 1794 bei Benj. Conſtant und Fr. v. Staël einführte, Necker's Tochter, 28 J. alt. „Erſtaunlich viel Leben und Geiſt, aber wenig Innigkeit; Verſtand, Artigkeit, tolle Einfälle, das alles ſcheint außer ihrem innerſten Weſen vorzugehn, und doch zu bewirken, daß das innerſte Weſen gar nicht exiſtirt. Conſtant iſt ganz hin, lebt nur um ſie und bei ihr. Glücklich fühlt er ſich nicht dabei, das merkt man wohl, aber daß er hingeriſſen iſt, verzeiht man ihm gern. Es iſt ein liebes ſonderbares Weſen: ſo kindlich zu ſein und doch dabei ſo wenig Reines genoſſen und gefühlt zu haben, wiewohl er mit Herz und Geiſt, mit ſchwer verhaltenen Thränen alles Reine auffaßt und dafür fühlt." „Im geſellſchaftlichen Ton dieſer Menſchen iſt Böſes und Gutes durcheinandergemiſcht. Böſe iſt die Oberflächlichkeit, das Springen von einem Gegenſtand zum andern, das Reduciren aller Ideen und Gefühle auf den ſeichten Unterhaltungsſtoff. Gut iſt die Artigkeit und Leichtigkeit, die Toleranz, die Cultur, die Vielſeitigkeit; tauſendmal beſſer als in Deutſchand; aber es gehörte ein eignes Geheimniß dazu, daß ein guter Kopf in dieſem Element nicht von Grund aus verdorben würde." — In dieſem Cirkel entſtanden die Novellen Huber's und Thereſen's. „Weltſinn und Frömmigkeit, eine unausgebildete Handſchrift," von Huber ſelbſt, iſt zwar trocken und doctrinär erzählt, und die ſittliche Löſung befriedigt keineswegs, aber das Problem hat doch etwas Spannendes. Zwei Paare werden einander gegenübergeſtellt: das eine, aus den höhern Ständen, begeht einen Ehebruch und wird durch die Sünde zur Tugend und ſelbſt zum Glück geführt; das andere, aus dem Volk, opfert ſein Glück ſeinen Gewiſſensbedenken, und geht in Wahnſinn und Elend unter. Die Paradoxie iſt wenigſtens mit Geiſt vorgetragen. — Die andern Novellen verrathen durchweg die weibliche Hand; man höre, was Clemence, die Heldin der einen („Geſchichte einer Reiſe auf die Freite") den Männern ſagt: „Ihr würdigt die Liebe zum täglichen Brod herab! Ihr werft uns Wankelmuth vor, und er hat ſeinen Grund nur in eurer Unfähigkeit, fortdauernd zu lieben. Wir behandeln die Liebe lebenslang mit Phantaſie, mit Schwung, unausbleiblich dann mit etwas Caprice und Anſpruch. Ihr treibt ſie neben jedem an-

dern von den Geſchäften, die euch eben vorkommen; ihr fühlt nicht, daß ſie wie ein ſchönes Gewand iſt, das man nicht bei gemeinen Beſchäftigungen anlegt. Ihr wollt ihr nicht wie einer Fürſtin begegnen, vor der man ſtets zierlich und mit Anſtand erſcheint. Das Weib, in deren Seele der Trieb zu gefallen eingewurzelt iſt, die im Zwang aufwächſt und ſich bildet, vergißt dieſes nicht ſo leicht; tief empfindet ſie eure Unfeinheit. Entſchädigt indeß der Mann durch Güte u. ſ. w., ſo begnügt ſie ſich, die ſchöne Erſcheinung einſt gekannt zu haben und trauert blos über ihre unvermeidliche Vergänglichkeit. Thut er aber das nicht, dann geräth ſie in Gefahr, durch das Bedürfniß ihres warmen, zurückgeſetzten Herzens irre geleitet zu werden; und der erſte, der ſich mit der Künſtlerſprache, die ſie in der Schule alle zu reden wiſſen, bei ihr einſtellt, kann ſie untreu machen, wie man's nennt; unglücklich gewiß, denn nachdem ſie erſt nach einer neuen Probe einſehn lernt, daß dies alles nur eiſernes allgemeines Geſetz des Schickſals iſt, verliert ſie obendrein ihr Selbſtgefühl." Auf die Frage: „Und Sie kennen keine Ausnahme?" antwortet ſie ſchneidend: keine! — Dies iſt denn das Thema der meiſten Novellen; der Mann (ſtets edel, brav, der aber ſeiner Frau nicht hinlänglich die Cour macht) fühlt ſich dann immer als Elender und Schuldbewußter, wenn ſie ihm „wie man's nennt", untreu wird (ſo in „Sophie", das ganz aus Reminiscenzen aus Thereſen's eigner Geſchichte gewebt iſt). — Ein zweites Thema ſind die Contraſte der Revolution. Ein längerer Roman, die Familie Seldorf, erſchien ſchon 1795—6. Die Heldin deſſelben, Sarah, die Tochter eines edlen Menſchenfeindes, von einem braven, tapfern aber nicht chevalereſken Roger (dem ſpätern Ralph Brown) geliebt, wird von einem Chef der Chouans, einem Lovelace, verführt; in dämoniſcher Wildheit betheiligt ſie ſich an den Septembermorden, taucht ihr Schnupftuch in das Blut eines Hingerichteten! erlebt die entſetzlichſten Greuel eiskalt; nimmt als Mann Dienſte im Militär, wird Capitän! und entdeckt ihr Geſchlecht erſt, als ſie in Gefahr iſt, ihren eignen Bruder dem Schaffot zu überliefern. Der treue Roger, an dem ſie recht als Kokette gehandet, pflegt ſie bis an ihren Tod, zu ihren Füßen: „Du reines Kindesherz," ſagt ſie einmal ſanft zu ihm, „neben mir, der von Geiſtern Umringten!" Kindesmörderinnen, ein Vater, der ſein Kind erſchießt, Wahnſinnige u. ſ. w. erfüllen dies Nachtgemälde, das übrigens mit großem Geſchick ausgeführt iſt.

Der Roman verſchmähte nicht, auch tiefer in die ſittlichen und pſychiſchen Probleme zu greifen. Der Verfaſſer der „Lebensläufe", immer anonym, trat auch in dieſer Periode mit verſchiedenen Verſuchen hervor: „Handzeichnungen nach der Natur" 1790; „über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber" 1792; das Werk „über die Ehe" erſchien 1793 in gänzlich neuer Umarbeitung, ja

mit völlig entgegengeſetzter Tendenz: es ſchmeckte ſtark nach Emancipation; endlich 1793 bis 1794 die „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z", eine nach dem Muſter des Don Quixote gearbeitete Satire gegen die geheimen Orden. Ein hoffnungsreicher Edelmann mit ſeinem getreuen Diener läßt ſich in einen nach dem andern aufnehmen und findet überall die nämliche Hohlheit und Lüge. Poetiſch hat das Buch nicht den mindeſten Werth, für die Kenntniß des damaligen Ordenswesens iſt es nicht zu umgehen. Der Name des Verfaſſers wurde authentiſch erſt nach dem Tode deſſelben bekannt: Hippel ſtarb 23. April 1796, 55 J. alt, als dirigirender Bürgermeiſter von Königsberg, geadelt; er hinterließ ein Vermögen von 140,000 Thlr.; aus ſeinen Briefen und ſonſtigen Handſchriften erkannten ſeine nächſten Freunde nachträglich, ein wie widerſpruchsvolles, ja zweideutiges Weſen, welche ſeltſame Miſchung von nüchternem Verſtand und myſtiſchen Neigungen ſie in ihm gehabt. Sein Humor war eigentlich die Vertuſchung dieſer inneren Widerſprüche.

Tiefer ging Klinger im Roman dem Geheimniß des menſchlichen Schickſals zu Leibe. Er hatte in ſeiner ruſſiſchen Einſamkeit in ſeinen dramatiſchen Arbeiten fortgefahren, die ſpäteren (z. B. „Medea" 1791) übertrafen ſeine Jugendverſuche bei weitem, ſie wurden aber nicht von dem nämlichen Erfolg getragen. Mit „Fauſt's Leben, Thaten und Höllenfahrt" 1791 eröffnet ſich eine neue wichtige Reihe: die Unſittlichkeiten des Reformationszeitalters, die im Hofhalt der Borgia culminiren, ſind mit einer Bitterkeit geſchildert, die nicht blos hiſtoriſch gemeint iſt; Klinger hat ſich einen finſtern Stoicismus angeeignet, der von einem hohen Ideal herab die Welt klein und verächtlich findet, und nur in einzelnen Seelen noch den Keim der Größe und Güte entdeckt. Daß dieſe ſtets der Welt zum Opfer fallen, iſt das Weltgeſetz. Etwas von dem beliebten Gegenſatz zwiſchen Sultanen und Derwiſchen findet ſich wieder; aber während Wieland behaglich nach der Mitte ſtrebt, gefällt ſich Klinger in dem verzweifelten Bewußtſein des unlösbaren Contraſtes. — Fauſt (es iſt der Genoſſe Guttenberg's) wird wirklich vom Teufel verführt und ſchließlich zerriſſen; „Giaffar der Barmecide" (1791) dagegen widerſteht der Verſuchung; der Teufel läßt ihn im Traum die größten Greuel begehn, und ſucht ihm nachher einzureden, das ſei ſeine wahre Natur; aber Giaffar erwidert mit Recht, die Natur ohne Verſtand und Willen! und bewährt im wirklichen Leben durch Heiligkeit und endlich den Märtyrertod die Kraft der Tugend. In „Rafael de Aquillas" (1793) werden die Greuel der Inquiſition unter Philipp 2. enthüllt; in den „Reiſen vor der Sündfluth" (1794) die dem Böſen verfallene Welt einerſeits, der Frevel der philoſophiſchen Neugierde andererſeits der gleichen Verdammniß überliefert. — Klinger war übrigens damals erſt 42 J. alt. Es folgte 1797 noch „der Fauſt der Morgenländer";

ein guter Menſch hat einen Geiſt, der ihn warnt, wenn er aus Gutmüthigkeit eine unweiſe Handlung begehn will; er folgt ihm nie, und wird endlich von ihm verlaſſen. Das gleichzeitige Geſpräch „Dichter und Weltmann" enthält ſehr viel feine Charakteriſtik.

Ein andrer Romanſchreiber, Ignaz Feßler, war Juli 1756 in Niederungarn geboren; ſeine Jugend verfloß unter dürftigen Verhältniſſen, und die Lectüre Loyola's trieb ihn im ſiebzehnten Jahr in ein Kapuzinerkloſter. Seine Stellung im Orden hielt ihn nicht von Liebesbriefen an eine Ketzerin ab. Erſt nach längerm Aufenthalt im Kloſter entdeckte er Greuel, die in demſelben verübt wurden, und hatte den Muth, eine Denuncіation an Kaiſer Joſeph einzuſchicken, 1782. Als das wirkſamſte Mittel, den geiſtlichen Stand zu reinigen, ſchlug er vor, Mönchen und Weltprieſtern freizuſtellen, unter dem Schutz des Staats aus ihren geiſtlichen Verbindungen zu treten und mit den Vortheilen des weltlichen Bürgers auch ſeine Pflichten und Laſten zu übernehmen. Es erfolgte in der That eine Unterſuchung, und Feßler, gegen ſeine ehemaligen Ordensbrüder durch den Schutz des Kaiſers ſicher geſtellt, wurde 1784 zum Profeſſor an der Univerſität Lemberg ernannt. Seine Bildung war durchaus encyklopädiſtiſch, daneben hatte ihn aber ſeine frühere Stellung als Beichtvater mit dem weiblichen Herzen bis auf ſeine feinſten Nuancen bekannt gemacht. 1788 wurde ein Trauerſpiel aufgeführt, in welchem man eine Satire gegen das monarchiſche Princip finden wollte. Er entfloh nach Schleſien, wo er als Hofmeiſter bei dem Prinzen von Schönaich-Karolath eine Zuflucht fand. Dieſen ſollte er nach dem Wunſch ſeiner Gemahlin von ſeiner Neigung zu den Herrnhutern und zu den Freimaurern zurückbringen. Feßler ſelbſt war ſchon in Lemberg in den Orden getreten, nach ſeiner Verſicherung nur um ſich von der Nichtigkeit der gegenwärtigen Form deſſelben gründlich zu unterrichten. Um ſein Ideal eines aufgeklärten Despotismus dem Publicum zugänglich zu machen, ſchrieb er 1790 den hiſtoriſchen Roman Marc Aurel, dem 1792 Ariſtides, 1793 Matthias Corvinus und 1794 Attila folgten. Eine Reiſe nach Berlin machte ihn mit dem reichen und gebildeten Judenkreiſe bekannt, und auch er entging den virtuoſenhaft betriebenen Liebesverſuchen nicht, doch riß er ſich los und heirathete 1792, nachdem er ein Jahr vorher zur evangeliſchen Kirche übergetreten war, ein Mädchen, mit dem er dann eine zehnjährige verdrehte Ehe führte. Die Briefe an ſeine Braut verdienen von jedem ſtudirt zu werden, der den menſchlichen Dünkel in ſeinen ärgſten Ueberſchreitungen verfolgen will. Feßler war damals Kantianer geworden und hatte all den geiſtigen Hochmuth eingeſogen, den ein unreifes Studium dieſer Philoſophie ſo leicht hervorbringt. In ſeinen Mußeſtunden beſchäftigte er ſich mit der Gründung neuer menſchenfreundlicher Orden,

z. B. der Euergeten 1793. 1796 wurde gegen dieſe Geſellſchaft eine Unterſuchung eingeleitet, er ſelbſt fand ſich in Berlin ein, wo er die Gunſt Biſchofswerder's gewann und gewiſſermaßen mit einer officiellen Stellung zur Reform des Maurerordens betraut wurde. Hier fand ſeine Neigung zur Intrigue hinreichende Nahrung, doch wurde ſeine Stellung zum Orden im Lauf der Zeit unhaltbar, und er ſah ſich veranlaßt, 1802 aus der Loge auszutreten.

Der Dichter des „Ardinghello" hatte lange gefeiert; Mai 1796 (Heinſe war jetzt 47 J. alt) erſchien ſein zweiter Roman: „Hildegard von Hohenthal", der diesmal in der Gegenwart ſpielt. Wie in jenem die bildende Kunſt, ſo wird hier die Muſik zu Grunde gelegt: es ſind eine Reihe von Recenſionen über minder bekannte Muſikſtücke, die von Kennern (z. B. Reichardt) nicht gebilligt wurden. Begeiſterung für die italieniſche Kunſt, die Caſtraten mit eingeſchloſſen, und mittelbar auch für die Form des katholiſchen Cultus, iſt das Merkwürdige darin. Der Roman, in den dieſe Abhandlungen ganz loſe verwebt ſind, iſt ebenſo langweilig als unfläthig; eine junge ſchöne Gräfin hat ihre phyſiſche Tugend fortwährend durch Speien, Fußtritte u. ſ. w. zu bewahren; der poetiſche Hauch des Ardinghello iſt gänzlich abgeſtreift, der ordinärſte Materialismus brüſtet ſich unter dem Aushängeſchild der Klugheit und Tugend. Die geſchilderten Sitten ſind erſtaunlich, der junge Künſtler, der jene Attentate verübt, nebenbei öffentlich wiederholt ſeiner Schönen zu Füßen fällt, ihr inbrünſtig die Hände küßt u. ſ. w., gebraucht dabei alte Formen des Curialſtils, und redet ſie nie anders an als „mein gnädiges Fräulein". In der Zerſtreutheit küßt er dann alles durcheinander. — Der alte Gleim hatte die Schwachheit, ſich auch für dieſes Zeug zu exaltiren.

Nicht geringen Beifall erregte 1791—2 Bouterwek's „Graf Donamar, Briefe aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges": das ernſthafte Bemühen eines wenig phantaſievollen Dilettanten, durch Erfindung der wildeſten Abenteuer und Greuel auf die Phantaſie zu wirken. Das Streben, ein Geſammtbild der Zeit zu geben, iſt unverkennbar: es iſt in ſeinen Sitten, Figuren und Maximen eine vortreffliche Folie für den W. Meiſter, der einen ähnlichen Vorwurf hat.

Mit großem Erfolg trat neben dieſe Excentricitäten der eigentliche Philiſterroman, die Verherrlichung des gemeinen Menſchenverſtandes und der herkömmlichen Moral: z. B. Engel's „Lorenz Stark", deſſen Anfang 1795 in den Horen erſchien, und von Vielen dem W. Meiſter vorgezogen wurde; auch Lichtenberg's Erklärung der Hogarth'ſchen Kupferſtiche, die überwiegend die bürgerliche Ehrlichkeit vertreten. Lichtenberg trug ſich mit Ideen zu einem wirklichen Roman, der aber nicht ausgeführt wurde. Im Grunde

kann man auch die „Luiſe“ dazu rechnen, die Voß auf Gleim's Andringen 1795 fertig machte. Es war das erſte Mal, daß ein größeres Gedicht das Stillleben des Volks zum Gegenſtand nahm. Den krampfhaften Zuckungen des Lebens und dem Dunſtkreis der Städte entfloh der Dichter, um auf dem Dorf Natur zu ſuchen. Auf dem Land ſind die Zuſtände ſtets einfacher, dauerhafter, antiker; und will man nicht zu tief herabſteigen, ſo giebt das Leben eines Landpaſtors das anmuthigſte Idyll. Voß, der in ſeinen Neigungen niemals ſchwankte, zeichnet einen aufgeklärten Geiſtlichen, der den Glauben an Gott und an die Tugend ebenſo warm in ſeiner Lehre vertritt als im wirklichen Leben, frei von den pietiſtiſchen Zuckungen der Zeit. Beſcheidenheit der Wünſche und ein gewiſſes bäueriſches Behagen an ſich ſelbſt iſt der Charakter dieſes Genrebildes, dem es freilich an lebhafterer Bewegung fehlt. Die Luiſe gehört zu den Schriften, die dem deutſchen Volk zuerſt Gefallen an ſich ſelber eingeflößt haben; gern mag man zugeben, daß die Weitſchweifigkeit der Erzählung, das Behagen an Speiſe und Trank, zuweilen recht unerquicklich iſt, daß der ehrwürdige Pfarrer zu viel predigt und daß die gute Geſinnung über die Anmuth dominirt.

Der eigentliche Prophet dieſer bürgerlichen Kreiſe, Lafontaine, geb. 5. Oct. 1758 zu Braunſchweig, ſtammte aus einer reformirten Familie. Der Vater, Hof- und Theatermaler, ſchottiſcher Maurer, auch etwas Alchymiſt, ſah die ſchönen Geiſter der Stadt oft bei ſich: Gärtner, Ebert, Zachariä. Der Knabe, ſchon früh ſehr weichmüthig und mitleidig, bildete ſich erſt an den Romanen des 16. J., dann an Hermes und Sterne; er ſchrieb früh kleine Erzählungen und ſpielte auf dem Liebhabertheater. Nach dem Tode ſeines Vaters 1774 ging er nach Helmſtädt, Theologie zu ſtudiren, wurde 1780 Hauslehrer, kam nach dem Tode ſeiner Mutter 1785 auf einige Zeit nach Braunſchweig zurück, wo er als Candidat die Stadt durch blaue Hoſen ſcandaliſirte; endlich 1786 wurde er Feldprediger in Halle. Eberhard war ſein Gönner, er gab ſich dem gutmüthigen Rationalismus hin, hielt den kategoriſchen Imperativ für etwas ſehr Pedantiſches, und predigte ſehr erbaulich. Um dem Adel der Nachbarſchaft gefällig zu ſein, ſtudirte er Heraldik; in der Politik war er für die „goldene Mittelſtraße“. Nachdem er in verſchiedenen kleinen Erzählungen debütirt, die ſämmtlich die „Gewalt der Liebe“ behandelten, ſchrieb er 1791 ſeinen erſten Roman „der Naturmenſch“. „Man erwartet vielleicht ſehr unterhaltende Dinge, wenigſtens ein paar Mordthaten, einige Kinder der Liebe, den Umſturz aller bürgerlichen Geſetze; und findet nichts als einen einfachen Menſchen.“ Dieſer einfache Menſch ſieht in ſeinen Umgebungen eitel Unnatur: „wo werde ich endlich einen Menſchen finden, der mich nicht zum Opfer ſeiner Erziehung und der Sitten macht, die ich nicht kenne, von denen

ich nichts begreife!“ Endlich pilgert er nach Indien und findet in St. Pierre's Paria ſein Ideal. „Ich habe die halbe Erde durchzogen, und überall nur Irrthum und Zwietracht, die Wahrheit und das Glück nur in dieſer Hütte gefunden.“ Er heirathet deſſen Tochter Semida, kehrt nach Europa zurück, und erzieht ſeine Kinder nach Rouſſeau'ſchen Grundſätzen. — Noch in demſelben Jahre folgte „der Sonderling“. „Sind es nicht die tauſend Narrenspoſſen, die man Sitten, Lebensart nennt, welche die Menſchen zu Narren, zu Böſewichtern, zu Schafsköpfen machen, und das bischen Gute dieſes armſeligen Lebens verbittern? Die verdammten Schnallen und Treſſen machen das Herz kalt und ſitzen unbequem. — Was bedarf ich, um glücklich zu ſein? Einen geſunden Magen, ein Haus, ein Kleid, ein Weib, einen Freund, und den Frieden mit mir ſelbſt. Habe ich den? So ziemlich, ja. Wie bin ich dazu gekommen? Hm! ich thue keinem Böſes. Auch manchem Gutes? Ja. Das eigentlich thut wohl. Alſo gutes Herz!“ — Auch der „Sonderling“ durchreiſt die Welt auf Menſchenkenntniß und macht pädagogiſche Experimente.

Nachdem er — ohne Ceremonien — ein älteres Mädchen geheirathet, ging er Juni 1792 mit ſeinem Regiment zur franzöſiſchen Campagne, wo er aber Goethe nicht vorgeſtellt wurde, ebenſowenig wie bei der Belagerung von Mainz. Nach der Rückkehr vom Feldzug gab er ein „Muſeum fürs weibliche Geſchlecht“ und eine „Zeitſchrift für Gattinnen“ heraus, und ſchrieb ſeinen größten Roman „Quinctius Heymeran von Flamming“ 1795—1796. In der Form iſt „Siegfried von Lindenberg“ das Vorbild, aber auch die „Kreuz- und Querzüge“ klingen ſehr durch: ein junger Edelmann von trefflichen Anlagen, aber durch Adelsvorurtheile und eine grillenhafte Erziehung auf Irrwege geleitet, wird durch die Schule des Lebens und der Liebe allmälig zu echter Bildung geführt. Eine Reihe humoriſtiſcher Charaktere ſtellen ſich bei der Gelegenheit vor, und manche Narrheiten der Zeit werden glücklich verſpottet. Zwei andre gleichzeitige Romane „Clara du Pleſſis“ und „St. Julien“ behandeln, zum Theil in Tagebuchform, rührende Begebenheiten aus der Revolution. Es wird viel Gefühl aufgeboten; um von der Seichtigkeit deſſelben einen Begriff zu geben, möge hier die Schlußbetrachtung des St. Julien ſtehen: „Da ſchimmert mir gegenüber der heitre Himmel. Wohl ſchon hundertmal habe ich meinen Blick vom Papier zu den Sternen aufgeſchlagen, und gerufen: ewig, unbeſchreiblich groß iſt die Liebe, die den Menſchen umfängt! Liebe iſt die Grundveſte der menſchlichen Glückſeligkeit! Hier ſtehe ich, ein Greis, arm, verbannt, meiner Ehre beraubt, ohne Vaterland, ohne Eigenthum! und bin durch die Liebe dennoch ſo unausſprechlich glücklich. Wer liebt und geliebt wird, was darf der fürchten! Einſt fallen die Sterne, einſt

vergeht der Himmel: aber die Liebe, die Liebe des Ewigen, die Liebe der guten Menschen bleibt." — Lafontaine hat vieles mit Kotzebue gemein, die Virtuosität im Almosen, die weichliche Rührbarkeit, die Unschuld in Zärtlichkeitsbezeugungen, namentlich bei Kindern. Mit Recht bemerkt A. W. Schlegel: „heilige unwillkürliche Scheu sich hinzugeben, ist Unschuld, nicht Lafontaine's unendliche Arglosigkeit im Hingeben, die seine Frauen, er mag sie nun so edel schildern als er will, mehr oder weniger zu Gurlis macht."

Als er 1796 nach Halle in sein Amt zurückkehrte, war er bereits ein wohlhabender Mann. Mit Reichardt und Voß stand er gut, in Berlin wurde er der jungen Königin vorgestellt und erhielt eine Präbende. Sein Ruf brachte manche Unbequemlichkeiten mit sich. „Es gab manch liebes Pärchen, das von mir zur Ehe eingesegnet sein wollte, weil ihm meine Bücher gefallen hatten, und ich habe ihnen meinen besten Segen gegeben. Aber da gab es auch Leute, die aus fremden Ländern kamen, und meinten, weil Lafontaine der Romanschreiber so viele Pärchen copulirt habe, so könne auch der Prediger Lafontaine alles copuliren; und was hatte man da für Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß dem Romanschreiber ganz andere Mittel zu Gebot stehn als dem Prediger, bei dem alle poetische Licenz aufhört."

Gleichzeitig mit dem Flamming erschienen drei Romane, welche diese Dichtungsart mit den höheren Problemen der Bildung in eine entscheidende Berührung brachten: W. Meister, W. Lovel und Hesperus. Der Verfasser des letztern, Jean Paul Fr. Richter, geb. 21. März 1763 zu Baireuth, Sohn eines Schullehrers, der dann als Pfarrer in verschiedene kleine Dörfer versetzt wurde, war bis 1779, wo er auf das Gymnasium zu Hof kam, zu Hause erzogen; gleichzeitig starb sein Vater. 1781 bezog er die Universität Leipzig. Seine Schulbildung war mangelhaft: er hatte auf Antrieb seines Vaters viel auswendig gelernt, sich auch massenhafte Excerpte aus allen möglichen Büchern angefertigt; aber jede strengere Disciplin war ihm fremd geblieben. Die schöne Gegend, in der er aufwuchs, sah er wenig; für Geographie und Zeichnen hatte er keinen Sinn, dagegen trieb er leidenschaftlich Musik, wenn auch nur in loseren Formen. Als er auf die Universität kam, war die Familie völlig verarmt; er mußte darauf denken, sich seinen Unterhalt selbstständig zu erwerben. Im Allgemeinen überzeugt, ein Genie zu sein — zunächst trug er es durch eine auffallende Tracht zur Schau — glaubte er im Besondern an seinen Beruf zur Satire. Ehe er einen Blick ins Leben gethan, unternahm er es zu verspotten. Schon in den ersten Studentenjahren wurden die „Grönländischen Processe" geschrieben; später folgte die „Auswahl aus des Teufels Papieren". Mit eisernem Fleiß hatte

er dafür ſtudirt; in einer Zeit, wo ſonſt alle Welt lyriſche Gedichte ſchreibt, hatte er „Studienbücher“ angefertigt, in denen er alle möglichen Einfälle, eigne und geleſene, witzige Gleichniſſe u. ſ. w. zuſammenſtellte und nach allen erdenkbaren Geſichtspunkten rubricirte, um ſie zum ſchnelleren Gebrauch vorräthig zu haben. Zuſammenhangloſe Bilder und Notizen aus allen Kreiſen des Wiſſens traten darin täglich vor ſeine Seele, die Combination derſelben erſetzte ihm die Anregung der Wirklichkeit. Sterne, Hippel, Swift, Hamann, Rouſſeau waren ſeine Lieblingslecture, der Werther ließ ihn kalt. Er ſchrieb ſich künſtlich in einen Stil hinein, der bei Hamann, aus der innerſten Natur des Denkens und Empfindens entſprungen, nicht ohne Anmuth war, bei dem Nachfolger aber das Gemachte verrieth. Es iſt das Princip der Coïncidentia oppositorum: Aneinanderreihung von Gedanken und Bildern theils nach dem Geſetz des Contraſtes, theils vermittelſt der Ideenaſſociation; höchſtens immer nur drei Sätze ſtehn bei ihm in organiſchem Zuſammenhang Das Komiſche kennt er nur in der Form des Witzes, der grotesken Zuſammenſtellungen; die innere Empfindſamkeit verkleidete ſich in cyniſche Trachten. Seine Satire gilt dem Spießbürgerthum im Allgemeinen, welches jeder tiefern Güte und Größe widerſtrebt; das Eigenthümliche aber iſt, daß dieſer Krieg gegen die gemeinſittliche Welt bei ihm nicht wie bei Hamann aus innerer Paradoxie hervorgeht. Er coquettirt mit ſeiner Art ſich auszudrücken; und er hat bis in die ſpäteſte Zeit ſeines Dichtens nicht unterlaſſen, Publicum und Kritik darauf aufmerkſam zu machen.

Es gelang ihm in Leipzig nicht, bekannt zu werden, und die Noth wurde ſo groß, daß er Nov. 1784 vor ſeinen Gläubigern entfloh — zwei Jahr nach Schiller's Flucht aus Stuttgart. Er brachte ſeine auffallende Tracht nach Hof mit, und freute ſich über den Scandal, den ſie bei den Spießbürgern erregte; die Familie fand er im äußerſten Elend: ſie lebten zuletzt vom Verkauf alter Papiere für die Höker. Aber er ließ ſich dadurch in ſeinen Excerpten und ſatiriſchen Verſuchen ſo wenig ſtören, daß er manchem als hartherzig erſchien. Wiederholte Geſuche an Herder und Wieland, ihm Arbeit zu verſchaffen, waren fruchtlos, dagegen fand er in Hof einige leidenſchaftlich ergebene Freunde (darunter Otto), die ihn äußerlich und innerlich ſtützten, und der Superiorität ſeines Geiſtes huldigend, ſich ſogar im Briefſchreiben ſeinen buntſcheckigen Stil aneigneten. Endlich, Juli 1790, ſchaffte man ihm eine Lehrerſtelle in Schwarzenbach a. d. Saale; er legte ſeine Maskentracht ab und ſuchte wirkliche Menſchen kennen zu lernen. Zu ſeinen Studien war auch die Kantiſche Philoſophie gekommen: „Kant's Metaphyſik der Sitten,“ ſchreibt er 13. Juli 1788, „iſt kein Licht der Welt, ſondern ein ganzes ſtrahlendes Sonnenſyſtem auf einmal.“

In Schwarzenbach beginnen ſeine Liebesbriefe.*) Es waren Bürgermädchen, die ſich aber mit der Bildung beſchäftigten: eine Renate, mehrere Carolinen, eine darunter, ſelbſt Schriftſtellerin, Amöne Herold, wurde ſpäter ſeines Freundes Frau. In dieſen durchaus platoniſchen Briefen trieb ihn eingeſtandenermaßen weniger das unmittelbare Gefühl, als das Bedürfniß, für ſeine idealen Frauencharaktere Farben zu finden und ſich ſelbſt im Liebesſtil zu üben. Er mißbrauchte die guten Mädchen durchweg zu Modellen. — Man hat Goethe getadelt, daß er durch die harmoniſche Ausbildung ſeines Lebens die harmoniſche Ausbildung ſeines Talents beeinträchtigt habe. Wenigſtens war er ehrlich in dem Streben, mit ſich ſelbſt fertig zu werden. Jean Paul hat für die innere Bildung ſeines Geiſtes und Herzens nichts gethan: was er trieb, hatte die unmittelbare Beſtimmung, als poetiſches Material verwerthet zu werden. Goethe hat in ſeinen Dichtungen mühelos die Früchte ſeines reichen Lebens abgeſchüttelt, Jean Paul lebte nur, um zu dichten.

Das Schulmeiſterleben führte ihn zuerſt aus der weltzerſtörenden Satire zum lebenswirklichen Genrebild. Das Schulmeiſterlein Wuz (Febr. 1791) iſt das erſte in einer ganzen Reihe glücklicher Bilder (Quintus Fixlein, Jan. 1795, Jubelſenior, Fibel u. ſ. w.), die unſere Kenntniß beſchränkter Zuſtände und der Naturen, die in ihnen aufwachſen, wirklich vermehren. Es wären würdige Seitenſtücke zum Landprediger von Wakefield, wenn der wunderliche Stil den Eindruck nicht ſtörte: freilich fehlt der Färbung etwas Liebe. Wenn die modernen Dorfgeſchichten das Stillleben der von der Cultur noch nicht heimgeſuchten Kreiſe mit der Andacht überſättigter Culturmenſchen aufſuchen, ſehnt ſich Jean Paul, der aufſtrebende Sohn des Volks, mit bitterm Verdruß aus dieſer Enge heraus, in der er untergehen würde. Indem er den Wuz ſchrieb, machte er, angeregt von Jacobi's Allwill, den Entwurf zu dem Roman, welcher das Hauptwerk ſeines Lebens werden ſollte, dem Titan, dem Bild einer wahrhaft großen und ſouverainen Natur: ehe er ernſtlich daran

*) „Die Weiber," ſchreibt er 9. Jan. 1796, „haben andre Tugenden als wir, und in der Liebe leihen wir ihnen unſere dazu: das iſt der Fehler. Ich glaube, daß jeder Mann von Phantaſie beinahe jedes Mädchen, nur das dumme nicht, heirathen könnte, ohne Schaden: das männliche Feuer ſchmelzt dieſe ſchön gewundene Wachsmaſſe, und dann kann er daraus formen, was er will, ſogar einen Engel. Der fremden Phantaſie widerſteht keine Frau, und ein Halbgott von Mann kann, wenn er nur reden kann, eine Halbgöttin erſchaffen. Aber der Former muß ſelbſt geformt ſein. Die edelſten Männer ſchieben oft ihr moraliſches Arrondiſſement auf ihre Ehe auf: aber ſie ſollten umgekehrt dieſe auf jenes verſchieben. Wenn der Mann ſich nicht ganz in Richtigkeit gebracht, ſo zerſtört er den zarten Werth der beſten Gattin am erſten."

ging, wollte er erst die große Welt kennen lernen. Was er bis dahin schrieb, betrachtete er selbst nur als Farbenskizzen und Handübungen.

So das erste: „Die unsichtbare Loge“ (ursprünglich mit dem Nebentitel: „Die grüne Nachtleiche ohne den neunten Nußknacker“). 8. Aug. 1792 schickte er das Manuscript an Moritz, der begeistert antwortete und ihm einen Verleger besorgte. Jean Paul gab jetzt seine Schullehrerstelle auf und zog nach Hof; den Roman setzte er aber nicht fort, viele Motive hat er später benutzt, wie denn überhaupt in seinen Erfindungen eine gewisse Eintönigkeit herrscht. — Der Roman will den großen Menschen noch nicht fertig zeigen, er will entwickeln, wie er wird. Ein Pietist erzieht den gefühlsstarken Knaben unter der Erde und erzählt ihm immer vom Sterben, wo er die Sonne und die bunte Welt sehen würde. Später nimmt sich eine geheime Gesellschaft seiner Erziehung an, ganz wie im spätern W. Meister, von der man ebensowenig erfährt, was sie will. Diesmal ist die vorwiegende Melodie überschwengliches Gefühl, die Satire ist in die Excurse gedrängt.

Den ganzen Jean Paul erkennt man bereits in dem nächsten Roman „Hesperus oder 45 Hundsposttage“, begonnen Mai 1793, vollendet Mai 1795. Von den „erträglicheren Stellen“ darin sagt er, daß er „unter deren Erschaffung an Entzückungen fast starb“. Der zweite Titel bezieht sich auf die abgeschmackte Einkleidung, deren Ton auch in den Excursen unangenehm wiederkehrt, und der mit der Hauptsache in keiner Weise zusammenhängt. Die Verknüpfung der Handlung ist so lose und willkürlich als möglich; äußerst romanhaft und doch uninteressant. Als Motto nimmt er eine Stelle aus „des Teufels Papieren“: „Die Erde ist das Sackgäßchen in der großen Stadt Gottes — die dunkle Kammer voll umgekehrter und zusammengezogner Bilder aus einer schönern Welt — die Kiste zur Schöpfung Gottes — ein dunstvoller Hof um eine bessere Sonne — der Zähler zu einem noch unsichtbaren Nenner — wahrhaftig, sie ist fast gar nichts.“ Die Basis zu dieser misanthropischen Weltanschauung sind die Daguerrotype kleinbürgerlicher Charaktere: die Familie Cymann ist ein in allen Einzelheiten vortreffliches Bild — dem man nur ein wenig mehr Liebe wünschen möchte, ein verbesserter Pendant zu der Musikantenfamilie aus „Kabale und Liebe“, an die sie sehr erinnert. In beiden Fällen erkennt man, wie das bürgerliche Leben durch die Massenhaftigkeit der kleinen Höfe um seine Selbstständigkeit betrogen, durch die Nähe ihres schwülen Dunstkreises verpestet ist. Ein kümmerlicher Subalterngeist hat ihm alles Mark aus den Knochen gesogen, es fühlt sich dem schäbigsten Hofmann gegenüber ehrlos. Hier im Roman kniet selbst der vornehme Bürgersmann vor der abgelegten fürstlichen Maitresse und küßt ihr dankbar die Hand. Der Hof ist übrigens vortrefflich geschildert, was um so mehr sagen will, da ihn Jean

Paul damals noch nicht kannte: Lebaut, Mathieu, der Fürſt ſind Figuren, die bleiben werden, und ſich trotz einzelner Verſtöße gegen das Coſtüm dreiſt neben die neueſten Bilder ſtellen können, die doch aus intimſter Sachkenntniß hervorgehn. Es iſt eine Syntheſe a priori, und eine glückliche; in der Kraft des Typiſchen weit über Wieland's ſchablonenhafte Sultane hinaus.

Weniger gelungen, aber doch intereſſant, weil typiſch für den Dichter, ſind die freien Seelen, die ſich dieſer Miſere entziehn. Lord Horion (die Verehrung vor den Engländern ſtammt noch aus der Neuen Heloiſe) „iſt einer der unglücklichen Großen, die zu viel Genie, zu viel Reichthum und zu wenig Ruhe und Kenntniſſe haben, um glücklich zu bleiben; ſie hetzen Freude ſtatt der Tugend und verfehlen beide; ihr Ehrgeiz, der ſonſt durch Plane die Leerheit des vornehmen Lebens bedeckt, iſt nicht ſtark genug gegen ihr Herz, das in dieſer Leerheit verwelkt; ſie thun Gutes aus Stolz, aber ohne Liebe dazu; ſie ſpielen mit dem ausgekernten Leben und halten es nicht einmal der Mühe werth, es abzukürzen." Gleichwohl begeht er ſchließlich Selbſtmord; kurz vorher legt er, gleichſam als Vermächtniß für ſeinen Sohn, ſeine Lebensanſichten in einem Aufſatz nieder, worin er verſichert, daß nichts erhaben ſei, weil man alles analyſiren könne, den Chimboraſſo in Schutt, die Zeit in Augenblicke, das Genie in Einfälle, die Begeiſterung in Phantaſien und Berauſchungen u. ſ. w. „In meiner Jugend gab ich in einem Trauerſpiel dem Helden alle jene Grundſätze, und ließ ihn kurz vorher, ehe er ſich den Dolch ins Herz trieb, noch ſagen: aber vielleicht iſt der Tod erhaben, denn ich faſſ' ihn nicht. Und ſo will ich denn die Blutbögen, die aus dem Herzen aufſpringen und ſo ſpielend das Menſchenhaupt und Menſchen-Ich in der Höh' erhalten, wie ſein Springbrunnen die darauf gelegte Hohlkugel ſchwebend trägt, dieſe Fontaine will ich mit dem Dolch ableiten, damit das Ich niederfalle. — Ich ſchauderte damals über dieſen Charakter: aber ich dachte nachher über ihn nach, und es wurde mein eigner!" — „Fürchterlicher Menſch!" ruft Jean Paul, und verſichert, ſeine Theorie ſei unhaltbar: es hätte genügt, auf den betreffenden Paragraphen in der Kritik der Urtheilskraft zu verweiſen. Aber der gute Lord hat nicht blos eine verkehrte Theorie, ſondern auch eine verkehrte Praxis. Seine Miſanthropie rührt zum Theil von dem frühen Tod einer „fürchterlich" geliebten Gemahlin; erſt 20 J. nach demſelben bringt er ſich um, und füllt die Zwiſchenzeit damit aus, theils ſich mit ſchweren Unkoſten eine Komödien-Inſel zu bauen, worin ſein Grab ſtehen ſoll; theils fünf fürſtliche Baſtarde zu brauchbaren Regierungsräthen zu erziehen, was er noch dazu ſehr ungeſchickt thut, nach der Marotte, allen Kindern falſche Väter zu octroyiren. Die Maskenpoſſe ſeines Schmerzes iſt ſehr Jean Pauliſch: der Dichter ſelbſt muß

zu jedem Gefühl ſich erſt einen Schwung geben, und verſchmäht Flöten, Cypreſſen und ähnliche äußere Excitationsmittel nicht leicht.

Der zweite, Emanuel (die weitere Ausführung des Pietiſten in der unſichtbaren Loge), hat nur hohe Gedanken, geht in weißen Kleidern, läßt ſich ſtets mit Flöten in Schlaf lullen, betrachtet anhaltend die Sterne, lebt nur von Pflanzenſpeiſen, hat das Gefühl, an einem beſtimmten Tage zu ſterben, läßt dazu ein Grab graben und lädt Zeugen ein u. ſ. w. Zuletzt hat Jean Paul die Empfindung, ſeine Lebensweiſe ſei eigentlich verdreht und ſeine Geiſtesrichtung verſchroben, es findet eine Art Cur ſtatt, wie mit dem Harfenſpieler im Meiſter; aber der Dichter wird ſich in ſeiner Empfindung nicht klar, eigentlich hält er jene Krankheit doch für einen höhern Zuſtand des Lebens. Die Empfindungen und Gedanken, die Emanuel wirklich ausſpricht, ſind nicht viel Anderes, als Klopſtock mit aufgelöſtem Rhythmus und ins Ueberſchwengliche erweitert; das Beſte iſt ein Traum, „daß alle Seelen eine Wonne vernichte“: der Todesengel naht ſich der bunten Farbenwelt, das Licht, der Duft, der Ton, endlich die Liebe ſaugt alle Ichheit in ſich, aus allen wird eine ſüße Wonnethräne: „und er zerdrückt weinend das Wölkchen der Zeit“. In ähnlicher Weiſe abſorbirt die Stimmung bei Emanuel nicht blos, ſondern bei dem Dichter ſelbſt jedes beſtimmte Gefühl und jedes beſtimmte Bild. Jean Paul hat ein ſtarkes Gemüth für die Natur, aber er ſieht ſie nicht, ja er nimmt ſie mit keinem Sinne wahr, wie er auch die wirkliche Natur nur aus Sehnſucht und Beſchreibung kennen lernte. Bei allem Farbenſchimmer hat ſie keine Phyſiognomie; wie in einer Lyrik, die nicht fertig geworden, empfindet man nur unklar, was das Herz dabei träumt, und es iſt nicht einmal ein ſtarkes Gegenbild der innern Stimmung, die vielmehr in ihrer Schwächlichkeit zu äußern Auskunftsmitteln greift, um ungeſtört fortzuſchwelgen. Die Unklarheit des Gefühls quält ihn nicht, er hat nicht den mächtigen Trieb, in ſeinen Kern zu dringen: das iſt eine beſtimmte Grenze ſeiner dichteriſchen Kraft.

Der intereſſanteſte Charakter iſt Victor, ſchon darum, weil er eingeſtandenermaßen ausdrückt, was Jean Paul damals war, ehe er die große Welt wirklich kennen lernte, oder vielmehr, wie er ſich ſelber dachte. Nur hat er ihn äußerlich in eine falſche Stellung gebracht: als Sohn eines vornehmen Lords erzogen, und Mediciner, will ſein hingebender Bildungstrieb und ſeine zudringliche Beſcheidenheit ſich nicht recht begreifen. Er mußte, wie Wilhelm Meiſter, mit dem er durchweg in Parallele ſteht, aus der aufſtrebenden Schicht des Bürgerthums aufwachſen.

„Er beſäße, ſagte er, drei verſchiedene närriſche Seelen: eine humoriſtiſche, eine empfindſame und eine philoſophiſche: wer ihm eine davon wegnähme, der könnt' ihm auch die reſtirenden gar ausziehen.“

Victor philoſophirt oft und gern; er hat eine ungemeine Beleſenheit, einen oft glänzenden Scharfſinn, mit dem er freilich zu ſpielen liebt. Jacobi und Kant haben ſeinen Geiſt geweckt, aber „er war ebenſo ſehr dem ausſchließenden Geſchmack in der Philoſophie als in der Dichtkunſt feind. Er befruchtete ſeine Seele vorher durch die große Natur oder durch Dichter, und dann erſt erwartete er das Aufgehen eines Syſtems. Er fand (nicht erfand) die Wahrheit durch Aufflug, Umherſchauen und Ueberſchauen, nicht durch Eindringen, mikroſkopiſches Beſichtigen und ſyllogiſtiſches Herumkriechen von einer Silbe des Buchs der Natur zur andern, wodurch man zwar deſſen Wörter, aber nicht den Sinn derſelben bekommt. Jenes Kriechen und Betaſten gehört nicht zum Finden, ſondern zum Prüfen der Wahrheit.“ — Als Arzt macht er ſich hauptſächlich mit der Beziehung zwiſchen Leib und Seele zu thun, und dieſe paradoxeſte aller Syntheſen beſchäftigt unaufhörlich ſeine Reflexion, die, von der Einbildungskraft erregt, die Contraſte des Lebens in der Form des Witzes hin und her wendet. Das intelligible Ich ſteht wie ein Geſpenſt dem empiriſchen zur Seite, und der warme Glaube an die Tugend, die beide verſöhnt, hilft ihm nur über Augenblicke hinweg.

„Es giebt oder kommt in jedem mehr ſolariſchen als planetariſchen Menſchen eine hohe Stunde, wo ſich ſein Herz unter gewaltſamen Bewegungen und ſchmerzlichen Losreißungen endlich durch eine Erhebung plötzlich umwendet gegen die Tugend, in einem unbegreiflichen Uebergang; jene hohe Stunde iſt auch die ſüßeſte des Lebens, weil jetzt dem Menſchen iſt, als wäre ihm der drückende Körper abgenommen, weil er die Wonne genießt, keine Widerſprüche in ſich zu fühlen, weil er nichts mehr fürchtet im ſchauerlich erhabenen Univerſum... Aber der arme Menſch, der gebundene, in Blut verſunkene, von Fleiſch umfaßte Menſch empfindet bald den Unterſchied zwiſchen ſeinen Entzückungen und ſeinen Kräften...“ — So iſt der Contraſt wieder da, und die Phantaſie ſieht wieder ihr eigenes Geſpenſt. Victor wird auf Augenblicke von einem namenloſen Grauen und Entſetzen vor ſeinem Ich erfaßt, obgleich er zugleich ein krankhaftes Behagen darin findet, es ſich komödienhaft durch Spiegel, Wachslarven u. ſ. w. vor die Seele zu führen und mit ſeiner Angſt zu ſpielen. In einer aufgeregten Stimmung hält er eine dithyrambiſche Leichenrede auf ſich ſelbſt (gewiſſermaßen ein Seitenſtück zum Traum Emanuels), die in ihrer Tollheit wirklich geniale Momente hat, und ihn, wie die ganze Geſellſchaft an die Grenzen des Wahnſinns führt. Jean Paul bekennt, daß es ſeine eigene Stimmung ſei, er hat in ſpäteren Romanen die Scene weiter geführt und die Schwelle des Irrenhauſes überſchritten. Dieſe grelle Verſinnlichung eines abſtracten Contraſtes iſt die Grundform ſeines Humors oder vielmehr Witzes, der immer von neuem den Schmerz erweckt, den Wider-

ſpruch, den er als Kern des Weltgedankens empfindet, nicht zugleich begreifen zu können, und nun unheimlich aber glänzend phosphoreſcirt.

Fremden, namentlich Frauen, erſcheint er zuerſt als Spötter, während der Witz nur die Schellenkappe ſeiner Empfindſamkeit iſt. „Auf eine ſonderbare Weiſe zog immer gerade ſein ſatiriſches Gefühl ſeiner erweichten Seele die Moſisdecke ab: er ſchämte ſich nämlich keiner Thräne, blos weil er wußte, daß ihn ſeine Laune gegen den Verdacht der Uebertreibung und gegen den Spötter beſchützen konnte.“ — Er ſchämte ſich keiner Thräne, wie er gern die cyniſcheſten Ausdrücke wählte, um ſeine innere Wehmuth zu verbeißen. Die Thränen fließen ihm wie ein warmer Frühlingsregen, und alles Große und Schöne wirkt auf ihn pathologiſch. Er kann Muſik nur aus der Ferne ertragen, alle Briefe gehn naß aus ſeinen Händen. Jeder ſeiner Spaziergänge iſt die Quelle unendlicher Rührungen: „er mußte weinen, ohne zu wiſſen, worüber — er ſang Worte ohne Sinn, aber ihr Ton ging in ſein Herz — er lief, er ſtand — er tauchte das glühende Angeſicht in die Wolke der Blüthenſtauden, und hing ſich im Taumel an die Bruſt der unſterblichen Mutter des Frühlings. — Sein Herz ſog ſich voll Leben an der unendlichen quellenden wehenden Welt um ihn, über ihm, unter ihm, deren Lebensquellen von einer Erde in die andere ſpritzen, die ganze unermeßliche Welt ſtand vor ihm, deren ausgeſpannter Waſſerfall, in Düfte und Ströme, in Milchſtraßen und Herzen zerſprungen, zwiſchen den zwei Donnern des Gipfels und des Abgrunds, reißend, geſtirnt, geflammt herabfährt aus einer vergangenen Ewigkeit und niederſpringt in eine künftige — und wenn Gott auf den Waſſerfall ſieht, ſo malt ſich der Cirkel der Ewigkeit als Regenbogen auf ihm, und der Strom verrückt den ſchwebenden Cirkel nicht...“ — „Laſſet uns,“ ſo unterbricht Jean Paul ſeine eigene Rührung, „laſſet uns wieder kleinere Gefühle ſuchen.“ — Genug: die Natur iſt ihm nicht ſtumm, wie Jacobi, ſie verbirgt ihm nicht das Weltgemüth, er iſt von unendlicher Liebe des Alls durchdrungen, ja ſeine Nerven werden zu pathologiſch von ihr erregt, aber anders als bei den Spinoziſten, weiſt ſie ihn über ſich hinaus, in eine Welt der Ahnung und Dämmerung.

In der Befreiung des Gefühls aus der Enge herkömmlicher Denkart iſt dieſe dithyrambiſche Poeſie ein wichtiger Fortſchritt. Aber ſie iſt nicht ſchöpferiſch, weil ſie den Weg zur Erde nicht zurückfindet, weil das Geſetz des Handelns mit den Stimmungen nichts zu thun hat. Victor ſehnt ſich einmal, eine große That zu thun, wenigſtens ein großes Opfer zu bringen, aber die Gelegenheit wird ihm abgeſchnitten, und es wäre auch nichts Kluges dabei herausgekommen. „Victor ſchwebte wie ein Paradiesvogel immer in der Himmelsluft, vom Schmutzboden abgetrennt;“ (wem fällt nicht die entſprechende

Stelle im Meiſter ein!) er hat in ſeiner Gefühlsſchwelgerei eine Welt für ſich. Wie wenig dieſe Trennung des Idealen vom Wirklichen das Leben zu erhöhen vermag, zeigt ſchon ſeine Auffaſſung der Liebe, die doch ſeine eigentliche Virtuoſität iſt. Er hat über die Allliebe, die faſt unabhängig vom Gegenſtand in ſich ſelbſt zehrt und ſchwelgt, eine eigene Theorie entworfen. Er unterſcheidet ſie ſorgfältig von der Freundſchaft zu Weibern, die ſeinem Herzen gleichfalls mehr Bedürfniß iſt als die männliche. Er tauft ſie „Simultanliebe": „zu warm für die Freundſchaft und zu unreif für die Liebe; ein Gefühl, das an jene grenzt, weil es mehre Gegenſtände einſchließt, an dieſe, weil es an dieſer ſtirbt." Zuerſt hat Victor einen Phantaſie-Harem von Göttinnen; ſobald er in die Nähe des Hofes kommt, wendet er ſein Gefühl an wirkliche Perſonen. „In Flachſenfangen war zuletzt keine Dame mehr, der er nicht die Hand geküßt hatte, und keine Toilette mehr, wo er's dabei hätte bewenden laſſen." „Um ſich zu entſchuldigen, berief er ſich auf Forſter, der vor der Madonna ſo gut wie ein geborner Katholik hin kniete, blos um ſie näher zu beſchauen." Kaum hat er für Klotilde eine ernſte Liebe gefaßt, die keine Erwiderung zu finden ſcheint, ſo macht er der jungen Fürſtin eine anonyme Erklärung, und huldigt Joachimen, die er zur Noth auch heirathen würde. „Nichts iſt gefährlicher, als ſich verliebt zu ſtellen: man wird's gleich darauf." „Agnola erinnerte ihn an Joachime; dieſe wurde der Ableiter der Wünſche für jene. . . In ſeiner dichteriſchen, den Weibern ſo ſelten verſtändlichen Erhebung, warf Giulia den Heiligenſchein, den ihr Klotilde zuſtrahlte, wieder auf Joachime zurück. . . Thränen hingen in ſeinen Augen und miſchten Klotilden's Krankenbild in einer ſonderbaren Verdunkelung mit Joachimen's zuſammen — er ſah und dachte eine Geſtalt, die nicht da war, er drückte die Hand derjenigen, die da war, und dachte nicht daran, daß ſie alles auf ſich beziehen könnte." — Nicht daß er ein Don Juan wäre: der einzige lebhaftere Moment, wo er ſich über die im Bett liegende Fürſtin beugt, ihr, als ſie die Augen aufſchlägt und zärtlich: comment? ſagt, mit einem Kuſſe naht, wird durch die Mitternachtglocke unterbrochen: er bittet demüthig um Entſchuldigung ſeines Mißverſtändniſſes. „Du haſt," redet Jean Paul ſeinen Helden an, „noch keinen Menſchen gequält, noch keinen geſtürzt, keine weibliche Ehre bekriegt, deine eigne nie verkauft; und biſt blos ein wenig zu leichtſinnig, zu weich, zu luſtig, zu menſchlich." — Die knieende Stellung zieht er durchaus vor, namentlich der Hofdame Klotilde gegenüber, die freilich, wie Meiſters Amazone, hoch über ihm in den Wolken ſchwebt. „Ihre griechiſche Naſe unter der faſt männlich breiten Stirn, ihre ſtillen aber hellen Augen, die außer ſich nichts ſuchen, dieſe harmoniſch denkende Seele erheben ſie über die Rechte der Liebe. Wenn dieſe majeſtätiſche Geſtalt auch lieben wollte: wer hätte den Muth, ihr ſeine darauf

zu bieten?" — Aber es kommt ein Moment der Rührung: „er ſah nicht das denkende Auge, den kalten Mund, die ruhige Geſtalt, die ſo viel verbot und ſo wenig begehrte: ſondern er ſah zum erſten Mal ihren Mund von einem ſüßen harmoniſchen Schmerz umzogen... O dieſe Gute verbarg ja ihre ſchönſten Gefühle am meiſten! Die erſte Thräne in einem geliebten Auge iſt zu ſtark für ein zu weiches Herz... Victor kniete, überwältigt von Hochachtung und Wonne, vor der edlen Seele nieder ... Engel des Himmels!" ... Und ſo mehrmals. Victor wird auch in der Ehe die Stellung nicht leicht verlaſſen.

Die Frauenportraits ſind maleriſch gut ausgeführt; ſo die Fürſtin: „Sie hatte zwar jenes regulirte Statuen- und Madonnengeſicht, das ebenſo oft hohle als volle Weiberköpfe zudeckt; ihre Rolle verbarg zwar jede Welle und jeden Schimmer des Geiſtes unter der Eiskruſte der Decenz: aber ein ſanftes Kindesauge, das uns auf ihre Stimme begierig macht, eine Geduld, die ſich lieber ihres Geſchlechts als ihres Standes erinnert, eine müde Seele, ein unmerklicher Rand um die Augen ..." u. ſ. w. Der Reichthum der Galerie überraſcht.

Der Roman zündete augenblicklich; zahlloſe Briefe von ſchönen Seelen, jetzt aus den höhern Ständen, liefen ein; jede femme incomprise glaubte ihren Propheten gefunden zu haben. Jacobi und Herder waren begeiſtert; Goethe und Schiller laſen den Hesperus (Juni 1795) wenigſtens mit Intereſſe. „Das Intereſſe," ſchreibt ein Kritiker, „das Jean Paul erregt, gilt nicht ſowohl ſeinen Perſonen und deren Geſchichte, als ihm ſelbſt und ſeinem Geiſt."

Während Jean Paul noch immer auf ſein Lebenswerk, den „Titan", ſann, arbeitete er vorher raſch einen andern Verſuch aus: „Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke, oder Eheſtand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten Siebenkäs", Oct. 1795 bis März 1796. Er hat ſich diesmal dem Hof fern gehalten und bleibt im bürgerlichen Leben, das in den beſtimmteſten Umriſſen gezeichnet iſt. Die freie Seele tritt in einer neuen Form auf: die Auflehnung eines genialen Bewußtſeins gegen Sitte, Herkommen und bürgerliche Ordnung. Mit der Sitte wird freilich auch die Pflicht in Frage geſtellt: die freie Seele heirathet ein gutes, unſchuldiges Philiſtermädchen, das ihrem Fluge nicht folgen kann, und ſich an den genialen Cynismen ärgert. Um beide frei zu machen, läßt ſich Siebenkäs ſcheinbar begraben; ihm wird nun ſeine Amazone, Lenetten ein würdiger Seelſorger. Mit frevelhafterem Leichtſinn iſt wohl nie mit dem Begriff der Ehe geſpielt: es wird auch nicht einmal der Verſuch gemacht, das unangemeſſene Verhältniß mit männlichem Ernſt ins Rechte zu lenken. Siebenkäs hat mit einem Freunde, der äußerlich

ſein Doppelgänger iſt, den Namen getauſcht: das Grauen vor dem getrennten Ich und die weitere Entwickelung dieſes Doppelweſens bringt Jean Paul in einem ſpätern Roman zur Anſchauung.

Das iſt die Umgebung, aus welcher das Verhältniß der „Lehrjahre Wilhelm Meiſters“ zu den allgemeinen poetiſchen und ſittlichen Zuſtänden ſich erklärt. Als Goethe 1778 den Roman begann, war er mit dem Liebhabertheater, dem Hamlet und den Seelen ſeiner Weltdamen (z. B. der Gräfin Werthern) beſchäftigt: die Darſtellung theatraliſcher Zuſtände war, nach einem Schreiben an Merck, ein Hauptpunkt. Langſam ſchritt das Werk vorwärts, nach einigen Jahren ruhte es ganz. Erſt 1791, als er die Direction des Theaters erhielt, nahm er es wieder vor: die alte Bildung war ihm durch Italien entfremdet, er arbeitete es von einem neuen, pädagogiſchen Standpunkt ganz um. Oct. 1794 begann der Druck, Juni 1796 erſchien der letzte Band.

Schon bei den erſten Lieferungen ſchrieb Herder an die Gräfin Baudiſſin: „Vor vielen Jahren las uns Goethe daraus Stücke vor, die uns gefielen, ob wir gleich auch damals die ſchlechte Geſellſchaft bedauerten, in der Wilhelm ſo lange, lange aushielt. Ich weiß, was ich auch damals dabei gelitten habe. Indeß war der Roman anders: man lernte den jungen Menſchen von Kindheit auf kennen, intereſſirte ſich für ihn allmälig und nahm an ihm Theil, auch da er ſich verirrte. Jetzt ſehen wir ihn gleich da, wo wir ihn nicht ſehen mögen. ... Für Goethe iſt Wahrheit der Scenen alles, ohne daß er ſich um das Pünktchen der Wage, das aufs Gute, Edle, auf die moraliſche Grazie weiſt, ängſtlich kümmert. Er hat ſich ganz von meinem Urtheil weggewandt, weil wir hierin ſo verſchieden denken. Ich kann es weder in der Kunſt, noch im Leben ertragen, daß dem, was man Talent nennt, moraliſche Exiſtenz aufgeopfert werde. Die Mariannen und Philinen, dieſe ganze Wirthſchaft iſt mir verhaßt. ... Vielleicht an keinem Ort Deutſchlands ſetzt man ſich über zarte moraliſche Begriffe, ich möchte ſagen über die Grazie unſerer Seele, ſo weit weg als hier, und es erklingen ſehr falſche Diſſonanzen.“

Garve, der die erſte bedeutende Recenſion über den Werther geſchrieben, erklärte nun, Goethe bleibe ein Sonderling: der Meiſter ſei kein Kunſtwerk, aber er enthalte viel Schönes. — Jacobi's Kreis war ſehr ungehalten: „Dem Freunde ſelbſt, ſowie ſeiner vornehmen Umgebung erſchien das Reale, noch dazu eines niederen Kreiſes, nicht erbaulich; an der Sittlichkeit hatten die Damen gar manches auszuſetzen. Um ſo weniger konnte der Autor“ (man lud ihn dringend ein) „Luſt empfinden, ſolche Lectionen perſönlich einzunehmen und ſich zwiſchen eine wohlwollende, liebenswürdige Pedanterie und den Thee-

tiſch geklemmt zu ſehn.“ Reſolut ſchreibt Schiller, März 1795: „Ein Individuum wie Jacobi muß ebenſo nothwendig durch die ſchonungsloſe Wahrheit Ihrer Naturgemälde beleidigt werden, als Ihr Individuum ihm dazu Anlaß geben muß. Jacobi iſt einer von denen, die in den Darſtellungen des Dichters nur ihre Ideen ſuchen, und das, was ſein ſoll, höher halten, als das, was iſt. Sobald einer merken läßt, daß ihm in poetiſchen Dingen irgend etwas näher anliegt als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, ſo gebe ich ihn auf.“

Noch voll von dem Eindruck des Schluſſes ſchreibt Schiller 2. Juli 1796 an Goethe: „Eine würdige und wahrhaft äſthetiſche Schätzung des ganzen Kunſtwerks iſt eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächſten vier Monate ganz widmen, und mit Freuden. Ohnehin gehört es zu dem ſchönſten Glück meines Daſeins, daß ich die Vollendung dieſes Products erlebte, daß ſie noch in die Periode meiner ſtrebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieſer reinen Quelle noch ſchöpfen kann; und das ſchöne Verhältniß, das unter uns iſt, macht es mir zu einer gewiſſen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität iſt, zu dem reinſten Spiegel des Geiſtes auszubilden, der in dieſer Hülle lebt, und ſo in einem höhern Sinn des Worts den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht iſt, daß es auf ſelbſtſüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe. — Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr mich die Wahrheit, das ſchöne Leben, die einfache Fülle dieſes Werks bewegte. Die Bewegung iſt zwar noch unruhiger, als ſie ſein wird, wenn ich mich deſſelben ganz bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Kriſe meines Geiſtes ſein; ſie iſt aber doch der Effect des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt blos davon her, weil der Verſtand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verſtehe Sie nun ganz, wenn Sie ſagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre ſei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, ſo wirkt es und ſo ſteht es da, und alles, auch das kleinſte Nebenwerk, zeigt die ſchöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem alles gefloſſen iſt. — Leben Sie wohl, mein geliebter, mein verehrter Freund! Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß, was wir ſonſt nur in der Ferne eines begünſtigten Alterthums ſuchen und kaum finden, mir in Ihnen ſo nahe iſt. Wundern Sie Sich nicht mehr, wenn es ſo Wenige giebt, die Sie zu verſtehen fähig und würdig ſind. Die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Leichtigkeit Ihrer Schilderungen entfernt bei dem gemeinen Volk der Beurtheiler allen Gedanken an die Schwierig-

keit, an die Größe der Kunſt, und bei denen, die dem Künſtler zu folgen im Stande ſein könnten, wirkt die genialiſche Kraft, welche ſie hier handeln ſehn, ſo feindlich und vernichtend, bringt ihr dürftiges Selbſt ſo ſehr ins Gedränge, daß ſie es mit Gewalt von ſich ſtoßen, aber im Herzen und nur de mauvaise grace Ihnen gewiß am lebhafteſten huldigen."

Schiller's angeborne poetiſche Natur, die ſchon lange gegen ſeine philoſophiſchen Beſchäftigungen reagirte, war durch die Anſchauung des ſchönen Werks zu freudigem Leben erweckt worden; was er giebt, iſt nicht Kritik, aber mehr als Kritik: in einem großen Gemüth erlebt ſich der Roman zum zweiten Mal. Dieſe neidloſe, ſeelenvolle, überquellende Hingebung an ein fremdes Kunſtwerk wird ſich ſchwerlich bei einem andern Dichter finden. Goethe theilt ihm die einzelnen Bogen mit, bevor ſie in den Druck geſchickt werden, und läßt ihn errathen, was nun kommen ſoll. Darin iſt Schiller nicht glücklich, aber ſeine Verbeſſerungen ſind von Wichtigkeit: man erſtaunt, wie leicht es Goethe in den Einzelheiten nahm. Aber am bedeutendſten iſt doch, was Schiller über den Eindruck ſagt. Zwei Jahre darauf ſtellte Fr. Schlegel in einer ausführlichen Kritik, die leider nicht vollendet wurde, künſtleriſch wiederum einen Leſer dar, der das Einzelne auf ſich wirken läßt. Indem wir die Bemerkungen beider Männer mit Aeußerungen Hardenberg's, der gleichfalls aus dem Roman ein Lebensſtudium machte, combiniren, ergiebt ſich der ideale Eindruck des Kunſtwerks auf die damalige Generation.

„Ich kann das Gefühl," ſchreibt Schiller 7. Jan. 1795, „das mich im zunehmenden Grade, je weiter ich komme, durchdringt und beſitzt, nicht beſſer als durch eine innige und ſüße Behaglichkeit, durch ein Gefühl geiſtiger und leiblicher Geſundheit ausdrücken. Ich erkläre mir das von der durchgängig darin herrſchenden ruhigen Klarheit, Glätte und Durchſichtigkeit, die nicht das Geringſte zurückläßt, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig läßt, und die Bewegung deſſelben nicht weiter treibt, als nöthig iſt, um ein fröhliches Leben in dem Menſchen anzufachen und zu erhalten."

„So ſonderbar es ſcheinen möchte, ſo iſt doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Aeußere, die Melodie des Stils iſt, welche uns an ein Buch feſſelt. W. Meiſter iſt ein mächtiger Beweis dieſer Magie des Vortrags, dieſer eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer dieſe Anmuth des Sprechens beſitzt, kann das Unbedeutendſte erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden; dieſe geiſtige Einheit iſt die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns daſſelbe perſönlich und wirkſam vorkommt." (Hardenberg.) — „Das Verdienſt des Stils iſt von der Art, daß vielleicht nur derjenige, der ſich aus der immer fortſchreitenden Erforſchung und Ausbildung der Sprache ein eig-

nes Geſchäft gemacht hat, die ganze Größe deſſelben zu würdigen im Stande iſt." (Fr. Schlegel 1808.)

„Die Umriſſe," ſo charakteriſirt Fr. Schlegel 1798 den erſten Eindruck, „ſind allgemein und leicht, aber ſie ſind genau, ſcharf und ſicher. Der kleinſte Zug iſt bedeutſam, jeder Strich iſt ein leiſer Wink und alles iſt durch helle und lebhafte Gegenſätze gehoben... Die beweglichen Gemälde haften, wie von ſelbſt, in dem Gemüth, welches eben zum ruhigen Genuß heiter geſtimmt war. So bleibt auch wohl eine Landſchaft von einfachem und unſcheinbarem Reiz, der eine ſeltſam ſchöne Beleuchtung oder eine wunderbare Stimmung unſeres Gefühls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und von Einzigkeit lieh, ſonderbar hell und unauslöſchlich in der Erinnerung. Der Geiſt fühlt ſich durch die heitere Erzählung überall gelinde berührt, leiſe und vielfach angeregt. Ohne ſie ganz zu kennen, hält er dieſe Menſchen dennoch ſchon für Bekannte, ehe er noch recht weiß oder ſich fragen kann, wie er mit ihnen bekannt geworden ſei. Er glaubt, er müſſe ſie ſchon geſehen haben, weil ſie ausſehen wie Menſchen, und nicht wie Hans oder Kunz. Die Art der Darſtellung iſt es, wodurch auch das Beſchränkteſte zugleich ein ganz eigenes, ſelbſtſtändiges Weſen für ſich und dennoch nur eine andere Seite, eine neue Veränderung der allgemeinen und unter allen Verwandlungen ſich gleich bleibenden menſchlichen Natur, ein kleiner Theil der unendlichen Welt zu ſein ſcheint. Das iſt eben das Sinnvolle und Schöne, worin jeder Gebildete nur ſich ſelbſt wiederzufinden glaubt, während er weit über ſich ſelbſt erhoben wird; was nur ſo iſt, als müßte es ſo ſein, und doch weit mehr als man fordern darf." — Die Figuren ſind, mit andern Worten, typiſch und doch individuell. Ihr Licht empfangen ſie durch die klare leuchtende Sinnlichkeit, die mit den beſcheidenſten Zügen ein ſo beſtimmtes Verſtändniß eröffnet, daß man glaubt, der Dichter habe ausführlich beſchrieben, da er doch nur der Einbildungskraft die Richtung giebt.

Nun der Held. „Ich kann nicht genug ſagen," ſchreibt Schiller 5. Juli 1796, „wie glücklich er gewählt iſt. Kein anderer hätte ſich ſo gut zu einem Träger der Begebenheiten geſchickt. Sein Hang zum Reflectiren hält den Leſer im raſcheſten Lauf der Handlung ſtill, und nöthigt ihn immer, vor- und rückwärts zu ſehen und über alles was ſich ereignet zu denken. Er ſammelt den Sinn von allem, was um ihn vorgeht, verwandelt jedes dunkle Gefühl in einen Begriff, und indem er dadurch ſeinen eigenen Charakter erfüllt, erfüllt er zugleich den Zweck des Ganzen. Eine gewiſſe Welt iſt ihm ganz neu, er wird lebhafter davon frappirt, und während er beſchäftigt iſt, ſich dieſelbe zu aſſimiliren, führt er auch uns in das Innere derſelben und zeigt, was darin Reales für den Menſchen enthalten ſei. In ihm wohnt ein reines

und moraliſches Bild der Menſchheit, an dieſem prüft er jede äußere Erſcheinung derſelben, und indem von der einen Seite die Erfahrung ſeine ſchwankenden Ideen mehr beſtimmen hilft, rectificirt eben dieſe Idee, dieſe innere Empfindung die Erfahrung. Sein Gemüth iſt zwar ein treuer, aber doch kein blos paſſiver Spiegel der Welt, und obgleich ſeine Phantaſie auf ſein Sehen Einfluß hat, ſo iſt's doch nur idealiſch, nicht phantaſtiſch; poetiſch, aber nicht ſchwärmeriſch; es liegt keine Willkür der ſpielenden Einbildungskraft, ſondern eine ſchöne moraliſche Freiheit zu Grunde." — Er urtheilt zu beſcheiden über ſich ſelbſt: „ſein Werth liegt in ſeinem Gemüth, nicht in ſeinen Wirkungen; in ſeinem Streben, nicht in ſeinem Handeln: daher muß ihm ſein Leben, ſobald er einem andern davon Rechenſchaft geben will, gehaltleer vorkommen." Freilich iſt dieſe Beſcheidenheit bedenklich für ſeine Stellung zum Adel. „Ich geſtehe, daß es mir etwas peinlich iſt, ihn mit dieſer Claſſe ſo eng verbunden zu ſehen. Bei dem lebhaften Gefühl für die Vorzüge des Adels und bei dem ehrlichen Mißtrauen gegen ſich ſelbſt und ſeinen Stand ſcheint er nicht ganz qualificirt zu ſein, in dieſem Verhältniß eine vollkommene Freiheit behaupten zu können. Wird er den Bürger je vergeſſen können? und muß er das nicht, wenn ſich ſein Schickſal ſchön entwickeln ſoll? — Ich fürchte, er wird ihn nie ganz vergeſſen; er hat mir zu viel darüber reflectirt; er wird, was er einmal ſo beſtimmt außer ſich ſah, nie vollkommen in ſich hineinbringen können."

Stärker, wenn auch nur in ironiſchen Wendungen, ſpricht ſich Fr. Schlegel aus. „Schon im Anfang gewinnt Wilhelm das ganze Wohlwollen des Leſers, dem er, wie ſich ſelbſt, wo er geht und ſteht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabenſten Geſinnungen vorſagt. Sein ganzes Thun und Weſen beſteht faſt im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir vorausſehen, daß er erſt ſpät oder nie als Mann handeln wird, ſo verſpricht doch ſeine grenzenloſe Bildſamkeit, daß Männer und Frauen ſich ſeine Erziehung zum Geſchäft und zum Vergnügen machen, und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wiſſen, die leiſe und vielſeitige Empfänglichkeit, welche ſeinem Geiſt einen ſo hohen Zauber giebt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem ſchönen Bild entfalten werden." Dann folgt eine Zeit lehrreicher Erfahrungen. „Freilich laufen ſeine Vorſätze und ſeine Handlungen nach wie vor in parallelen Linien neben einander her, ohne ſich je zu ſtören oder zu berühren... Nachdem ſein unendlicher Bildungstrieb zuerſt blos in ſeinem eigenen Innern gewebt und gelebt hatte, und ſich dann weit genug in die Welt gewagt, war es natürlich, daß er nun vor allen Dingen in die Höhe ſtrebte, ſollte es auch nur die Höhe einer gewöhnlichen Bühne ſein; daß das Edle und Vornehme ſein vorzüglichſtes Augenmerk ward, ſollte es auch nur die Repräſentation eines nicht ſehr gebildeten Adels ſein. — Am

Schluß ſehen wir klar, daß der Roman nicht blos, was wir Theater oder Poeſie nennen, ſondern das große Schauſpiel der Menſchheit ſelbſt, und die Kunſt aller Künſte, die Kunſt zu leben, umfaſſen ſoll. Wir ſehen auch, daß dieſe Lehrjahre eher jeden andern zum tüchtigen Künſtler oder zum tüchtigen Mann bilden wollen und bilden können, als Wilhelm ſelbſt. Nicht dieſer oder jener Menſch ſollte erzogen, ſondern die Natur, die Bildung ſelbſt ſollte in mannigfachen Beiſpielen dargeſtellt und in einfache Grundſätze zuſammengedrängt werden. Für Wilhelm wird wohl endlich auch geſorgt, aber man hat ihn faſt mehr als billig oder höflich iſt, zum Beſten. Nach einigen leichten Krämpfen von Angſt, Trotz und Reue verſchwindet ſeine Selbſtſtändigkeit aus der Geſellſchaft der Lebendigen; er leiſtet völlig Verzicht darauf, einen eigenen Willen zu haben, und nun ſind ſeine Lehrjahre wirklich vollendet."

Niemand hat ſich über den Charakter ſeines Helden weniger getäuſcht als der Dichter ſelbſt. Jede der beſchränkten Perſonen im Roman, ohne Ausnahme, durchſchaut ihn, während er ſelbſt keinen recht verſteht. „Mit Bewunderung," ſagt ihm einmal Aurelie, „bemerke ich an Ihnen den tiefen und richtigen Blick, mit dem Sie die Dichtung beurtheilen; die tiefſten Abgründe der Erfindung ſind Ihnen nicht verborgen, und die feinſten Züge der Ausführung ſind Ihnen bemerkbar. Ohne die Gegenſtände jemals in der Natur erblickt zu haben, erkennen Sie die Wahrheit im Bilde; es ſcheint eine Vorempfindung der ganzen Welt in Ihnen zu liegen, welche durch die Berührung der Dichtkunſt erregt und entwickelt wird. Denn wahrhaftig, von Außen kommt nichts in Sie herein; ich habe nicht leicht Jemand geſehn, der die Menſchen, mit denen er lebt, ſo wenig kennt, ſo von Grund aus verkennt, wie Sie. Wenn man Sie Ihren Shakeſpeare erklären hört, glaubt man, Sie kämen eben aus dem Rath der Götter, und hätten zugehört, wie man ſich daſelbſt beredet, Menſchen zu bilden; wenn Sie dagegen mit Leuten umgehn, ſeh' ich in Ihnen das erſtgeborne Kind der Schöpfung, das Löwen und Affen treuherzig als Seinesgleichen anſpricht, weil ſie eben auch da ſind und ſich bewegen." „Die Ahnung meines ſchülerhaften Weſens," erwidert Meiſter, „iſt mir öfters läſtig. Ich habe von Jugend auf die Augen meines Geiſtes mehr nach Innen als nach Außen gerichtet, und da iſt es natürlich, daß ich den Menſchen bis auf einen gewiſſen Grad habe kennen lernen, ohne die Menſchen im mindeſten zu verſtehn."

Ein andermal ſpricht Goethe in eigner Perſon: es iſt der bedeutende Moment, wo Wilhelm durch den Tod ſeines Vaters genöthigt wird, einen Lebensberuf zu wählen. „Der Menſch kann in keine gefährlichere Lage verſetzt werden, als wenn durch äußere Umſtände eine große Veränderung ſeines Zuſtandes bewirkt wird, ohne daß ſeine Art zu empfinden und zu denken darauf

vorbereitet iſt. Es giebt alsdann eine Epoche ohne Epoche, und es entſteht nur ein deſto größerer Widerſpruch, je weniger der Menſch bemerkt, daß er zu dem neuen Zuſtand noch nicht ausgebildet ſei. — Wilhelm ſah ſich in einem Augenblick frei, in welchem er mit ſich ſelbſt noch nicht einig werden konnte. Seine Geſinnungen waren edel, ſeine Abſichten lauter, und ſeine Vorſätze ſchienen nicht verwerflich. Das alles durfte er ſich mit einigem Zutrauen ſelbſt bekennen; allein er hatte Gelegenheit genug gehabt, zu bemerken, daß es ihm an Erfahrung fehle, und er legte daher auf die Erfahrung Anderer und auf die Reſultate, die ſie daraus mit Ueberzeugung ableiteten, einen übermäßigen Werth, und kam dadurch nur immer mehr in die Irre. Was ihm fehlte, glaubte er am erſten zu erwerben, wenn er alles Denkwürdige, was ihm in Büchern und im Geſpräch vorkommen mochte, zu erhalten und zu ſammeln unternähme. Er ſchrieb daher fremde und eigne Meinungen und Ideen, ja ganze Geſpräche, die ihm intereſſant waren, auf, und hielt leider auf dieſe Weiſe das Falſche ſo gut als das Wahre feſt, blieb viel zu lange an einer Idee, ja man möchte ſagen, an einer Sentenz hängen, und verließ dabei ſeine natürliche Denk- und Handelsweiſe, indem er oft fremden Lichtern und Leitſternen folgte. Niemand war ihm gefährlicher als Jarno, ein Mann, deſſen heller Verſtand von gegenwärtigen Dingen ein richtiges, ſtrenges Urtheil fällte, dabei aber den Fehler hatte, daß er dieſe einzelnen Urtheile mit einer Art von Allgemeinheit ausſprach, da doch die Ausſprüche des Verſtandes eigentlich nur einmal und zwar in dem beſtimmteſten Fall gelten, und ſchon unrichtig werden, wenn man ſie auf den nächſten anwendet. So entfernte ſich Wilhelm, indem er mit ſich ſelbſt einig zu werden ſtrebte, immer mehr von der heilſamen Einheit, und bei dieſer Verwirrung ward es ſeinen Leidenſchaften um ſo leichter, ihn über das, was er zu thun hatte, noch mehr zu verwirren."

Dieſe Unſicherheit des Helden beſchränkt ſich aber nicht auf Fragen der Zweckmäßigkeit, ſie dehnt ſich auch auf ſein moraliſches Urtheil aus; vor jedem anſcheinend höher Gebildeten ſchämt er ſich ſeines urſprünglichen Gefühls, das ihn oft richtiger leitete als die nachträgliche Reflexion. Dieſe Schüchternheit des Gewiſſens unterſcheidet ihn unvortheilhaft vom Helden des Hesperus, an den er im Uebrigen ſtark erinnert, wie auch Nathalie, äußerlich und innerlich, mit Klotilde zu vergleichen iſt; Victor's lyriſche Unbefangenheit hilft den Mangel an Bildung und Charakter verdecken. Mit künſtleriſcher Weisheit iſt die Analyſe des Hamlet in den Roman verwebt; nicht blos als Beiſpiel einer productiven Kritik, ſondern weil in dem ſeltſamen Charakter des britiſchen Dichters in ſeiner tragiſchen Wirkung vorausgenommen war, was Bedenkliches in der damaligen deutſchen Jugendbildung lag: die Befreiung des

Gemüths durch Allſeitigkeit der Reflexion, die den Willen beſtimmungslos läßt.

„Die Anfänge des W. Meiſter," erzählt Goethe in den Annalen, „entſprangen aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit, daß der Menſch oft etwas verſuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur verſagt iſt; ein inneres Gefühl warnt ihn abzuſtehen, er kann aber mit ſich nicht ins Klare kommen, und wird auf falſchen Weg zu falſchem Zweck getrieben, ohne daß er weiß, wie's zugeht. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein helles Licht auf, ſo entſteht ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt, und doch läßt er ſich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerſtrebend, fortreißen. Gar viele vergeuden hierdurch den ſchönſten Theil ihres Lebens, und verfallen zuletzt in Trübſinn. Und doch iſt es möglich, daß alle die falſchen Schritte zu einem unſchätzbaren Guten hinführen." — „Die ſogenannten falſchen Tendenzen," ſetzt Hardenberg hinzu, „ſind die beſten Mittel, vielſeitige Bildung zu bekommen."

„Muß ich nicht das Schickſal verehren," ſagt Wilhelm einmal, „das mich ohne mein Zuthun an das Ziel aller meiner Wünſche führt? Geſchieht nicht alles, was ich mir ehemals ausgedacht und vorgeſetzt, nun zufällig ohne mein Mitwirken? Sonderbar genug! Der Menſch ſcheint mit nichts vertrauter zu ſein, als mit ſeinen Hoffnungen und Wünſchen, die er lange im Herzen nährt und bewahrt, und doch, wenn ſie ihm nun begegnen, wenn ſie ſich ihm gewaltig aufdrängen, erkennt er ſie nicht und weicht vor ihnen zurück."

Es war doch nicht ganz Goethe's Meinung. Der „Fremde", der, als der Roman vollendet wurde, der Anſicht des Dichters näher ſtand als Wilhelm, äußert ſich bei einer ähnlichen Bemerkung ziemlich lebhaft: „Leider höre ich ſchon wieder das Wort Schickſal von einem jungen Manne ausgeſprochen, der ſich in einem Alter befindet, wo man gewöhnlich ſeinen lebhaften Neigungen den Willen höherer Weſen unterzuſchieben pflegt. — Es iſt hier nicht die Rede von meinem Glauben, noch der Ort, auszulegen, wie ich mir Dinge, die uns allen unbegreiflich ſind, einigermaßen denkbar zu machen ſuche; hier iſt nur die Frage, welche Vorſtellungsart zu unſerm Beſten gereicht. Das Gewebe dieſer Welt iſt aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menſchen ſtellt ſich zwiſchen beide und weiß ſie zu beherrſchen; ſie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres Daſeins; das Zufällige weiß ſie zu leiten und zu nützen, und nur, indem ſie feſt und unerſchütterlich ſteht, verdient der Menſch ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe dem, der ſich von Jugend auf gewöhnt, in dem Nothwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuſchreiben möchte, welcher zu folgen ſogar eine Religion ſei. Wir bilden uns ein, fromm

zu ſein, indem wir ohne Ueberlegung hinſchlendern, uns durch angenehme Zufälle determiniren laſſen, und endlich dem Reſultat eines ſolchen ſchwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung geben."

Dieſes Schwanken in den Ueberzeugungen läßt ſich nur hiſtoriſch erklären. Indem Fr. Schlegel (1808) die Vorzüge des Meiſter vor den früheren Werken des Dichters hervorhebt, ſetzt er hinzu: „Werther erhebt ſich nur in einigen einzelnen Stellen ſehr beſtimmt über das Zeitalter, aus welchem er hervorging, in deſſen Denkart und Schwäche er im Ganzen doch befangen iſt; dagegen wir im Meiſter die ganze Verworrenheit deſſelben mit allem, was ihm von alter Vernachläſſigung geblieben und zufällig geworden war, und was es ſchon an kaum noch ſichtbaren gährenden Bewegungen für Keime eines neuen enthält, ſo objectiv ergriffen ſehn, daß man ſchwerlich eine reichere und wahrhaftere Darſtellung dieſer Zeit begehren kann."

Dieſer Unterſchied der beiden Romane begreift ſich leicht. Als Goethe den Werther ſchrieb, war er Werther; er hörte erſt auf es zu ſein, als der Roman in die Oeffentlichkeit gegangen war. Als Goethe den Meiſter begann, war er ebenfalls Meiſter, voll Sehnſucht nach Bildung und adliger Sitte. Als er ihn 20 J. darauf wieder vornahm, war die Zeit über dieſe alten Bildungsformen hinweggegangen: ſie lag von ſeiner gegenwärtigen Weltanſicht durch eine tiefe Kluft getrennt, und er konnte nur mit jenem wohlwollenden Spott auf ſie herabſehn, wie man ein theures aber völlig überwundenes Streben ſich in die Erinnerung ruft. Lothario, der Oheim waren ihm jetzt viel geläufigere Naturen. Die gute Geſellſchaft, die ihm 1778 noch als Ideal vorſchwebte, hatte er längſt in ihrer Hohlheit kennen gelernt, und nur ſchelmiſch konnte er noch den Jubelausruf Wilhelms, als ihm vergönnt iſt, ſich in dienſtbarer Stellung den Auserwählten zu nahen, wiederholen: „Dreimal glücklich ſind diejenigen zu preiſen, die ihre Geburt ſogleich über die untern Stufen der Menſchheit hinaushebt! die durch jene Verhältniſſe, in welchen ſich manche gute Menſchen die ganze Zeit ihres Lebens abängſtigen, nicht durchzugehn, auch nicht einmal als Gäſte darin zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höhern Standpunkt werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens. Wer kann den Werth und Unwerth irdiſcher Dinge beſſer kennen, als der ſie zu genießen von Jugend auf im Falle war." — Als er aber den Meiſter begann, hätte er, mutatis mutandis, den Brief Wilhelm's an Werner gern unterſchrieben: „Ich weiß nicht, wie es in fremden Ländern iſt, aber in Deutſchland iſt nur dem Edelmann eine gewiſſe allgemeine, wenn ich ſagen darf perſonelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann ſich Verdienſt erwerben und zur höchſten Noth ſeinen Geiſt ausbilden; ſeine Perſönlichkeit geht aber verloren, er mag ſich ſtellen wie er will.

Indem es dem Edelmann, der mit den Vornehmſten umgeht, zur Pflicht wird, ſich ſelbſt einen vornehmen Anſtand zu geben, indem dieſer Anſtand, da ihm weder Thür noch Thor verſchloſſen iſt, zu einem freien Anſtand wird, da er mit ſeiner Figur, mit ſeiner Perſon, es ſei bei Hofe oder bei der Armee, bezahlen muß, ſo hat er Urſache, etwas auf ſie zu halten, und zu zeigen, daß er etwas auf ſie hält. — Nun denke Dir einen Bürger, der an jene Vorzüge nur einigen Anſpruch zu machen gedächte: durchaus muß es ihm mißlingen. — Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Grenzen kennt, ſo darf er überall mit einem ſtillen Bewußtſein vor ſeines Gleichen treten; er darf überall vorwärts dringen, anſtatt daß dem Bürger nichts beſſer anſteht, als das reine ſtille Gefühl der Grenzlinie, die ihm gezogen iſt ... Jener ſoll thun und wirken, dieſer ſoll leiſten und ſchaffen; er ſoll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird ſchon vorausgeſetzt, daß in ſeinem Weſen keine Harmonie ſei noch ſein dürfe, weil er, um ſich auf eine Weiſe brauchbar zu machen, alles Uebrige vernachläſſigen muß. — An dieſem Unterſchied iſt die Verfaſſung der Geſellſchaft ſelbſt ſchuld. — Ich habe nun einmal gerade zu jener harmoniſchen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Natur verſagt, eine unwiderſtehliche Neigung; mein Trieb wird täglich unüberwindlicher, eine öffentliche Perſon zu ſein und in einem weitern Kreiſe zu gefallen und zu wirken. — Du ſiehſt wohl, daß das alles für mich nur auf dem Theater zu finden iſt. — Auf den Brettern erſcheint der gebildete Menſch ſo gut perſönlich in ſeinem Glanz, als in den oberen Claſſen."

Was bei dem erſten Verſuch dieſer Art herauskommt, ſpricht Fr. Schlegel (1798) hart aber richtig aus: „Der Gegenſatz zwiſchen Hoffnung und Erfolg, zwiſchen Einbildung und Wirklichkeit ſpielt hier eine große Rolle; die Rechte der Wirklichkeit werden mit unbarmherziger Strenge durchgeſetzt. Man möchte es eine komiſche Welt nennen, da die Adligen und die Komödianten zwei Corps bilden, die auf das drolligſte gegen einander manövriren, deren keines dem andern den Preis der Lächerlichkeit abtreten darf; die Adligen haben nur den Vorzug, daß ſie gründlicher gemein ſind."

Ueber die gründliche Gemeinheit dieſer erſten Schicht des Adels iſt in der That nicht nöthig, ein Wort zu verliren. Wie ſieht es aber mit der zweiten aus, die ſich um Lothario ſammelt? — Kaum angekommen, verſichert Wilhelm, jetzt endlich habe er reine und volle Bildung gefunden; man ſollte es wohl glauben, denn gezeigt wird nichts. Während die Vagabunden und Narren in hellen, ſatten Farben hervortreten, ſtehn jetzt nur blaſſe Bilder vor uns. Der Oheim und die ſchöne Seele bleiben ganz im Hintergrund, der Abbé iſt ein geſchäftiger Müßiggänger, Lydia gehört wohl zu der alten Geſellſchaft, Jarno und Thereſe ſind ſehr kühl, die Amazone iſt eine edle Philanthropin, daß ſie

aber der bestimmten Liebe unfähig ist, soll doch kaum als reifste weibliche Bildung gelten. Lothario, von dem man nur erfährt, daß er viele Liebesabenteuer gehabt, heirathet eine gebildete Oekonomin, die ihm bei seinen landwirthschaftlichen Verbesserungen an die Hand gehn soll, Wilhelm wird an Natalie gegeben, er weiß selbst nicht recht wie; Jarno nimmt Lydie, man weiß nicht warum; ja die auserwählte Gesellschaft hat so wenig Gefühl ihrer äußeren und inneren Würde, daß Bruder Friedrich ungehindert — obgleich nicht unbeobachtet — mit einer Dirne durchgehn darf. Beinahe sollte man den Ausgang für einen Spott gegen die Ehe halten. Auch in diesem Kreise geht alles darauf aus, das Leben mit einer spielenden Beschäftigung auszufüllen. Das Lebensblut pulsirt träge; Eigenheiten, Grillen, Neigungen findet man in Menge, auch Wohlwollen und Humanität: daß aber ein Mensch einmal einem gewaltigen Drang hingegeben, aus sich herausginge, davon ist keine Spur: Rücksicht, Erwägung, Entsagen blaßt den Gedanken ab, ehe er noch ans Licht tritt. Viel echte Weisheitssprüche fallen bei der Gelegenheit ab, aber soll das Ganze ein Bild der Weisheit sein?

Die Anfechtungen gegen die Sittlichkeit des Romans, weil Philinen, Marianen u. s. w. vorkommen, sind als unberechtigt abzuweisen. Aber eine unbefangene Wiedergabe von Erscheinungen ist der Roman keineswegs; er hat an vielen Hauptstellen einen lehrhaften Charakter und der Dichter ist nicht sparsam mit sehr positiven Zeichen des Beifalls und der Mißbilligung. Hier scheint es nun in der That, daß diese Zeichen nicht immer den entscheidenden Punkt treffen.

Die Zustände, die uns vorgeführt werden, sind unsittlich in hohem Grade: sie sind unfertig, schwankend, zerfahren, von einem unklaren Streben durchdrungen. Man erkennt es am deutlichsten, wenn man „Hermann und Dorothea" oder „Tell" damit vergleicht: hier sind die sittlichen, d. h. die auf der Sitte beruhenden Zustände in fester Ordnung, wie sich auch der Einzelne dazu verhalten möge. — Die positiven Momente des sittlichen Lebens, Familie, Stand, Staat, Vaterland, Religion fehlen ganz. Das Familienleben des Adels ist schon charakterisirt, aber mit dem Bürgerthum steht es nicht besser. Wilhelm ist nach dem Tode seines Vaters Haupt der Familie; daß er damit Pflichten übernimmt, fällt ihm nicht ein, und dem Dichter scheint es auch nicht einzufallen. Das Bürgerthum ist völlig verkümmert; das armselige Zerrbild, das es repräsentiren soll, dient nur dem strebsamen Dilettanten zur Folie. Die Arbeit, die sich einem bestimmten Zweck hingiebt, und diesem Zweck alle Kräfte opfert, erscheint als Widerspruch gegen die Freiheit und Allseitigkeit des Bildungstriebs; nur die Classe der Genießenden, die ihre Freiheit an keinen bestimmten Beruf verpfändet, hat Theil an der Poesie des Lebens. Der Stand, welcher die Grundlage der Gesellschaft bilden sollte, hat

allen Glauben an ſich verloren, und in den allerbeſten Kreiſen iſt ſchöner Egoismus das höchſte Princip. Die geheime Geſellſchaft endet mit dem Vorſatz, Güter in Rußland und Amerika anzukaufen, weil durch die Revolution die Güterpreiſe in Deutſchland bedroht werden; von Pflichten gegen den Staat oder das Vaterland hat ſie nicht die entfernteſte Ahnung. Eine Geſellſchaft dilettantiſcher Lebensvirtuoſen iſt das einzige Band, das der allgemeinen Anarchie zu widerſtehn ſcheint. Religion ferner, als tiefſte Quelle der ſittlichen Beſtimmungen, exiſtirt nicht; daß es überhaupt noch eine Kirche giebt, würde man gar nicht erfahren, wenn nicht in zwei Epiſoden (Herrnhuterei und italieniſcher Katholicismus) pathologiſche Erſcheinungen des Chriſtenthums dargeſtellt wären. Und ſo ſcheint Deutſchland jedes höheren Intereſſes, das andere Nationen erhebt, bar zu ſein. Befangenheit in unbedeutenden Vorurtheilen, Beſtimmungsloſigkeit in allen ernſten Dingen, das iſt der Charakter der im Roman mit dem beſtimmten Anſpruch auf eine gewiſſe Gemeingiltigkeit geſchilderten hiſtoriſchen Zuſtände. Denn das darf nicht überſehen werden: es handelt ſich nicht um einen individuellen Fall, wie im Werther oder den Wahlverwandtſchaften.

Zuerſt fragt ſich, ob die Schilderung hiſtoriſch richtig ſei. — Man muß ſich die Periode von 1760 bis 1780 denken, angeſehen mit den Augen der ſehr veränderten Generation von 1790. — Die Schilderung iſt richtig, aber unvollſtändig: Goethe kannte wie Jean Paul nur die kleindeutſchen Zuſtände, die allerdings außer dem Klopſtock'ſchen Bardenthum, von keinem Vaterland wußten; den preußiſchen und öſtreichiſchen Kriegsadel, der ein ſchlechtes Deutſch ſprach und in den gröbſten Vorurtheilen befangen war, aber eine Fahne und ein theuer erkämpftes Vaterland hatte, kannte er nicht; den Kaufmannsſtand der Reichsſtädte hatte er vergeſſen (was würde ſein Großvater Textor zu Werner geſagt haben!), von der Kirche beſchränkten ſich ſeine Erfahrungen auf Mittheilungen Lavater's, der Klettenberg, Jacobi's und Herder's, die doch eigentlich nur Philoſophen waren. — Ihm ſelber endlich, wenn er auf das Höhere hinausdeuten will, ſchwebt nichts Beſtimmtes vor, und ſo hat ſein ſchönes und anſcheinend reiches Gemälde doch nur ein ſubjectives, zufälliges Licht, das den Gegenſtand nicht rein wiedergiebt. Wo keine ſittliche Beſtimmtheit da iſt, fehlt auch das Schickſal: anmuthige Bewegung, ein reizendes Spiel des Zufalls, eine anmuthige Verknüpfung des Weſentlichen und Zufälligen muß das ernſtere Intereſſe vertreten.

„Das Merkwürdigſte am Totaleindruck," ſchreibt Schiller, „ſcheint mir zu ſein, daß Ernſt und Schmerz durchaus wie ein Schattenſpiel verſinken und der leichte Humor vollkommen Meiſter wird. Zum Theil iſt mir dies aus der leiſen und leichten Behandlung erklärlich. . . . Die ſchmerzhafteſten Schläge, die das Herz bekommt, verlieren ſich ſchnell wieder, ſo ſtark ſie auch

gefühlt werden. So viel iſt gewiß, daß der Ernſt im Roman nur Spiel und das Spiel der wahre und eigentliche Ernſt iſt.“ Darum rechtfertigt er auch, daß zum Schluß der liederliche Friedrich erſcheint, „wie einer, der uns aus einem bänglichen Traum durch Lachen aufweckt. Der Traum flieht zu den andern Schatten, aber ſein Bild bleibt übrig, um in die Gegenwart einen höhern Geiſt, in die Ruhe und Heiterkeit einen poetiſchen Gehalt, eine unendliche Tiefe zu legen. Dieſe Tiefe bei einer ruhigen Fläche iſt ein vorzüglicher Charakterzug des Romans.“ — Eine merkwürdige Eigenheit Goethe's findet Hardenberg „in ſeinen Verknüpfungen kleiner, unbedeutender Vorfälle mit wichtigen Begebenheiten. Er ſcheint keine andere Abſicht dabei zu haben, als die Einbildungskraft auf eine poetiſche Weiſe mit einem myſteriöſen Spiel zu beſchäftigen. Auch hier iſt der ſonderbare Genius der Natur auf die Spur gekommen, und hat ihr einen artigen Kunſtgriff abgemerkt.“ — „Alle Zufälle unſeres Lebens ſind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geiſt hat, macht viel aus ſeinem Leben. Jeder Vorfall wäre für den durchaus Geiſtigen erſtes Glied einer unendlichen Reihe, Anfang eines unendlichen Romans.“

Fr. Schlegel endlich: „Die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zuſammenhang täuſcht dieſer Roman ebenſo oft, als er ſie erfüllt. Wer aber lebendigen Sinn für den organiſchen Zuſammenhang des Daſeins und der Bildung und die nothwendig damit verknüpfte Vielſeitigkeit, wer jene Vorempfindung der ganzen Welt hat, welche uns Wilhelm ſo anziehend macht, fühlt gleichſam die Perſönlichkeit und den lebendig eigenthümlichen Geiſt des Werkes, und je tiefer er forſcht, je mehr innere Beziehungen oder Verwandtſchaften und geiſtigen Zuſammenhang entdeckt er in demſelben. Man laſſe ſich dadurch, daß der Dichter Perſonen und Begebenheiten ſo leicht und launig zu nehmen, den Helden faſt nie ohne Ironie zu erwähnen, und auf ſein Meiſterwerk ſelbſt von der Höhe ſeines Geiſtes herabzulächeln ſcheint, nicht täuſchen, als ſei es ihm nicht der vollſte Ernſt. — Wohl mögen ſich die Leſer beim Schluß des Romans getäuſcht fühlen, da aus all' dieſen Erziehungsanſtalten nichts herauskommt als beſcheidene Liebenswürdigkeit, da hinter all' dieſen wunderbaren Zufällen, weiſſagenden Winken und geheimnißvollen Erſcheinungen nichts ſteckt als die klarſte Lebenspoeſie, und da die letzten Fäden des Ganzen nur durch die Willkür eines bis zur Vollendung gebildeten Geiſtes gelenkt werden! In der That erlaubt ſich dieſe faſt alles, und liebt die ſeltſamſten Verknüpfungen. Der Mittelpunkt dieſer Willkürlichkeit iſt die geheime Geſellſchaft des reinen Verſtandes, die Wilhelm und ſich ſelbſt zum Beſten hat, und zuletzt noch rechtlich und nützlich und ökonomiſch wird. Dagegen iſt der Zufall ſelbſt ein gebildeter Mann, und da die Darſtellung alles andere

im Ganzen und Großen nimmt und giebt, warum ſollte ſie ſich nicht auch der hergebrachten Freiheiten der Poeſie im Großen bedienen?"

Die Geſellſchaft des Thurms hat eingeſtandenermaßen keinen andern Zweck, als der individuellen Natur nachzuhelfen, die Hinderniſſe wegzuräumen, die ſich ihrer freien Entwickelung entgegenſtellen. Aber auch dieſer Zweck wird ironiſch behandelt; Goethe war nicht mehr der eifrige Maçon von 1780. Schiller ſucht den Grund für dieſe Seltſamkeit: der Roman braucht eine Maſchinerie, und es kam darauf an, das Drückende und Schwere derſelben zu vermeiden. „Daß Sie deshalb die Motive aus einer Grille hergenommen haben, iſt eine von den Ihnen eigenſten Schönheiten. Der Begriff einer Maſchinerie wird dadurch wieder aufgehoben, indem doch die Wirkung bleibt. Ich hätte aber doch gewünſcht, daß Sie das Bedeutende dieſer Maſchinerie ein wenig näher gelegt hätten... Wenn ich überhaupt am Ganzen noch etwas auszuſtellen hätte, ſo wäre es dies: daß bei dem großen und tiefen Ernſt, der in allem Einzelnen herrſcht, und durch den es ſo mächtig wirkt, die Einbildungskraft zu frei mit dem Ganzen zu ſpielen ſcheint. Mir däucht, daß Sie hier die freie Grazie der Bewegung etwas weiter getrieben haben, als ſich mit dem poetiſchen Ernſt verträgt, daß Sie über dem gerechten Abſcheu vor allem Schwerfälligen, Methodiſchen und Steifen ſich dem andern Extrem genähert haben. Es iſt von Bedeutung, daß Sie die Summe des Lebensgehalts ziehn und darin völlig begriffen werden." „Der Fehler," erwidert Goethe, „den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innerſten Natur, aus einem gewiſſen realiſtiſchen Tic, durch den ich meine Exiſtenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menſchen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werd' ich immer gern incognito reiſen, und in der Unterredung mit Fremden den unbedeutendſten Gegenſtand, oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehn, mich leichtſinniger betragen als ich bin, und mich ſo, ich möchte ſagen, zwiſchen mich ſelbſt und meine eigene Erſcheinung ſtellen."

Schiller machte verſchiedene Vorſchläge der Ergänzung, z. B. daß Wilhelm noch die Schule der Philoſophie durchmachen ſolle (— es fehlte ihm nur zu ſehr die ganz gewöhnliche Schule! —). Goethe, dem dieſe Art der Idealiſirung zuletzt unbequem geworden zu ſein ſcheint, forderte den Freund auf, was noch fehle ſelbſt mit einigen kühnen Strichen hinzuzufügen; Schiller lehnte glücklicherweiſe ab. Wie hätte er auch ausſprechen ſollen, was der Lehrling endlich entdeckt, als er den Schleier vom Bild der Göttin abhebt? Sein Roſenblüthchen, wie Novalis, konnte er ihn ja nicht finden laſſen. — „Es bleibt," ſagt Goethe ſelbſt in den Annalen, „eine der incalculabelſten Productionen, man mag ſie im Ganzen oder in ihren Theilen betrachten; ja um ſie zu beurtheilen, fehlt mir beinahe ſelbſt der Maßſtab." —

Es heben ſich im Roman ſehr merklich drei verſchiedene Elemente gegen einander ab. Einmal die bunte Erſcheinungswelt, in den hellſten Farben ausgeführt. Dann die Bildnng, theils durch eine Fülle tief durchdachter Maximen, theils durch einige harmoniſche Naturen vertreten, die ſich aber nur flüchtig zeigen. Endlich das Romantiſche. Dahin gehören Mignon und der Harfenſpieler. Der dämoniſche Eindruck geht zunächſt aus den Liedern hervor, die uns in die Tiefen ihres Gemüths einführen: Stimmen aus einer höheren Welt, in denen nicht blos das Wort, ſondern der Gedanke zur Melodie wird. Wir ſtehen vor einer ahnungsvollen Zauberwelt, die um ſo mehr anlockt, je dunkler es in ihr ausſieht. Dahin gehören ferner die ſeltſamen Verknüpfungen; geheime Fäden, die jene bunte Bilderwelt ahnungsvoll durchziehen; Fäden, die mehr von Außen zu kommen, als aus dem Innern des Lebens hervorzuwachſen ſcheinen. Es iſt wie im Hesperus, nur daß alle groben Mittel verſchmäht ſind. Das Maskenſpiel iſt oft ſo durchſichtig, daß z. B. „der Fremde" Namen und Zweck ſeines Aufenthalts Wilhelm wirklich mittheilt, während ihn der Dichter verſchweigt. Es iſt in dieſem Phyſiognomienwechſel eine höchſt anmuthige Bewegung; aber die Löſung will nicht befriedigen. — Wie verhalten ſich dieſe drei Elemente zu einander? Iſt die bunte Erſcheinungswelt und die Romantik nur eine Vorſtufe zur Höhe der Bildung, die zu überwinden iſt? Oder machen alle dieſe, zuſammen und in gewiſſem Sinn gleichberechtigt, das Leben aus?

Je mehr man nachdachte, deſto zweifelhafter wurde man über die Berechtigung dieſes Spiels. Nach der Lecture von „Hermann und Dorothea" nahm Schiller den Roman wieder vor. „Die Form des Meiſter," ſchreibt er 20. Oct. 1797 an Goethe, „wie überhaupt jede Romanform, iſt ſchlechterdings nicht poetiſch; ſie liegt ganz im Gebiet des Verſtandes, ſteht unter all ſeinen Forderungen und participirt auch an all ſeinen Grenzen. Weil es aber ein echt poetiſcher Geiſt iſt, der ſich dieſer Form bediente, ſo entſteht ein ſonderbares Schwanken zwiſchen einer proſaiſchen und poetiſchen Stimmung, für das ich keinen rechten Namen weiß. Ich möchte ſagen, es fehlt dem Meiſter an einer gewiſſen poetiſchen Kühnheit, weil er als Roman es dem Verſtand immer recht machen will, und es fehlt ihm wieder an einer eigentlichen Nüchternheit, wofür er doch die Forderung rege macht, weil er aus einem poetiſchen Geiſt gefloſſen iſt. — Es iſt offenbar zu viel von der Tragödie im Meiſter: ich meine das Ahnungsvolle, das Unbegreifliche, das ſubjectiv Wunderbare, welches zwar mit der poetiſchen Tiefe und Dunkelheit, aber nicht mit der Klarheit ſich verträgt, die im Roman herrſchen muß und in dieſem auch ſo vorzüglich herrſcht. Es incommodirt, auf dieſe Grundloſigkeiten zu gerathen, da man überall feſten Boden unter ſich zu ſehn glaubt, und, weil ſich ſonſt alles ſo ſchön vor dem Verſtand entwirrt, auf ſolche

Räthſel zu gerathen. Kurz mir däucht, Sie hätten ſich hier eines Mittels bedient, zu dem der Geiſt des Buchs Sie nicht befugte."

Noch ſchärfer wurde die Oppoſition bei einem andern Idealiſten. Hardenberg, der urſprünglich ganz in dem Wilhelm Meiſter aufging, und alle Weisheit des Lebens wie der Kunſt daraus zu ſchöpfen trachtete, wurde plötzlich umgeſtimmt. „So viel ich daraus gelernt habe," ſchreibt er 23. Febr. 1800 an Tieck, „und noch lerne, ſo odiös iſt doch im Grunde das ganze Buch. Es iſt mir unbegreiflich, wie ich ſo lange habe blind ſein können." — Er hatte eine Kritik vor, von der noch einige Brouillons vorhanden ſind. — „Meiſters Lehrjahre ſind gewiſſermaßen durchaus proſaiſch und modern. Das Romantiſche geht darin zu Grunde, auch die Naturpoeſie, das Wunderbare. Das Buch handelt blos von gewöhnlichen Dingen, die Natur und der Myſticismus ſind ganz vergeſſen. Es iſt eine poetiſirte bürgerliche und häusliche Geſchichte, das Wunderbare wird ausdrücklich als Poeſie und Schwärmerei behandelt. Künſtleriſcher Atheismus iſt der Geiſt des Buchs. Die Oekonomie iſt merkwürdig, wodurch es mit proſaiſchem, wohlfeilem Stoff einen poetiſchen Effect erreicht. Es iſt eigentlich ein Candide, gegen die Poeſie gerichtet; das Buch iſt undichteriſch in einem hohen Grade, ſo poetiſch auch die Darſtellung iſt. Die Muſen werden zu Komödiantinnen gemacht, und die Poeſie ſpielt beinahe eine Rolle wie in einer Farce. Es läßt ſich fragen, wer am meiſten verliert, der Adel, daß er zur Poeſie gerechnet, oder die Poeſie, daß ſie vom Adel repräſentirt wird. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Oekonomie, und die ökonomiſche Natur iſt endlich die wahre übrig bleibende."

Fr. Schlegel, der von ſeinem Standpunkt aus das Treffende dieſer Bemerkungen nicht ganz ableugnen mochte, fand doch 1808 eine andere Formel: „es iſt ein Roman gegen das Romantiſche, der uns auf dem Umweg der modernen Empfindſamkeit und Schwäche zur antiken Gediegenheit und Würde, oder wenigſtens zu dem Begriff davon zurückführen ſoll." Er ging die Geſchichte des Romans durch, der „urſprünglich aus der Auflöſung der Poeſie entſtand", dann (bei Cervantes) „auf den Zwieſpalt einer unpoetiſch gewordenen Wirklichkeit mit der altritterlichen Phantaſie einging." „In dem neuern Roman iſt es nicht blos dieſer Gegenſatz, der mit in die Poeſie aufgenommen, ihr einverleibt und durch den Zauber der Darſtellung ſelbſt in Poeſie verwandelt werden ſoll; ſondern es iſt die ganze verwickelte moderne Verſtandeswelt, mit all ihren kleinlichen Einzelheiten, wie ſie aus den vielfach die Phantaſie erdrückenden oder doch ſtörenden Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens hervorgeht, an welcher der Dichter ſeinen poetiſchen Sinn bewähren, und an ſo widerſtrebendem Stoff ſiegreich durchführen, oder

ihn in andern, an ſich ganz proſaiſch geſtimmten Naturen von unten herauf anregen und entwickeln ſoll. — Bildung iſt der Hauptbegriff, wohin alles in dem Werke zielt und wie in einem Mittelpunkt zuſammengeht. Dieſer Begriff aber iſt gerade ſo, wie er ſich hier vor uns entfaltet, ein ſehr vielſinniger, vieldeutiger und mißverſtändlicher. Jene innere Bildung, welcher die alten Weiſen ihr äußeres Leben ganz aufopferten, ging unerbittlich auf das Ewige ... Es giebt aber noch eine andere, mehr äußerliche und geſellige Bildung. Was ſehen wir überhaupt in dem Menſchenleben vor uns? Die meiſten werden durch allerlei Neigungen und Meinungen durcheinander getrieben, ohne daß ſich da eine bedeutende Kraft oder ein tieferer Zweck zeigte; etwa irgend ein Genuß oder Spiel wird etwas heftiger ergriffen, und nur einige feſtſtehende Grundſätze und Geſetze halten die verworrene Maſſe glücklicherweiſe noch in einer leidlichen Ordnung ... Das Streben junger Gemüther nach ſogenannter Bildung, da ſie auf ihren Fähigkeiten und Empfindungen herumprobiren, welches wohl die rechte ſein möchte, iſt meiſt mehr eine vorläufige Anſtalt zum Leben, als ſelbſt Leben. Ein Mann hingegen, der mit ſtärkerer Kraft gefährlichere Verſuche mit ſeinem Innern anſtellt, geräth unfehlbar in den Fall desjenigen, der ſtatt ſich eine zweckmäßige Bewegung zu verſchaffen, an ſeiner eigenen Geſundheit experimentirt, und ſich dadurch am Ende eine wirkliche Krankheit zuzieht. — In dieſem weniger würdigen Sinn iſt der Begriff der Bildung offenbar an einigen komiſchen Stellen des Meiſter genommen, und wenn der Genius des Werks die einzelnen Geſtalten nicht immer blos mit einer ſanften Ironie zu umſchweben, ſondern ſchonungslos oft ſeine eigenen Hervorbringungen zu zerſtören ſcheint, ſo iſt dadurch nur der natürliche Erfolg jener Bildungsexperimente mit ſich und mit andern der Wahrheit gemäß dargeſtellt. Daß wahre und falſche Bildung in dem Buch oft ſo nah an einander grenzen, ſo ganz in einander verfließen, iſt die eigentlichſte Beſchaffenheit der Art von ſeiner Geſellſchaft, die hier dargeſtellt werden ſoll. Die falſche Vielſeitigkeit in dem bloßen Streben nach dem äußern Vielerlei iſt vielleicht, wenigſtens für Deutſchland, das einzige Allgemeine dieſer geſellſchaftlichen Bildung, die übrigens viel Willkürliches hat und größtentheils auf der Meinung beruht; und wer hat nicht irgend einen großen oder kleinen Cirkel geſehn, der ſich durch eine gegenſeitige, ſtillſchweigende Verabredung und gleichſam harmoniſche Einbildung vollkommen überzeugt hatte, er ſei einer der Hauptmittelpunkte der großen Welt, während andere vielleicht noch ſogar den Adel der Sitte vermißten, der eine Geſellſchaft erſt zur guten macht! — Der einzige Einwurf, welchen die Unzufriedenen mit einigem Schein gegen dies Werk machen können, iſt, daß es ſeinen eigenen Hauptbegriff nicht ganz vollſtändig ausſpricht und entfaltet."

Zum Theil lag die große Wirkung des Romans in ſeinem Zuſammenhang mit den gleichzeitigen Bewegungen des claſſiſchen Ideals und der kritiſchen Philoſophie. Das höchſte Lebensprincip, in dem ſie alle ihre Befriedigung ſuchten, war die harmoniſche Ausbildung einer ſchönen Seele, die ſich ſelbſt genügt. Die Eingliederung des Einzelnen in ein organiſches Ganze, die Uebereinſtimmung mit den Sitten und Geſetzen ſeiner Nächſten wurden nicht als Zweck, ſondern als Mittel betrachtet, und wenn das Mittel dem Zweck widerſprach, ſo wurde es wohl als unnütz und ſchädlich beiſeite geworfen. Zur Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt war Freiheit von den dunkeln Trieben der Natur, Freiheit von den willkürlichen Vorausſetzungen der Geſellſchaft nothwendig. Da beides nur der Gebildete erreicht, ſo war das Streben nach Bildung das höchſte Lebensmotiv. Der unſichtbare Orden der Gebildeten ſah wie der Adel des Mittelalters in den Gebildeten aller Nationen ſeine Glaubensbrüder, während er mit den ungebildeten Schichten des eignen Volks in keinem Zuſammenhang ſtand. Die Freiheit und Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt hört auf, ſobald man ſein Leben an einen äußern Zweck verpfändet. Da nun die gegenſtandloſe Freiheit in ſich ſelbſt verkümmert, ſo kam es darauf an, eine Sphäre zu finden, in welcher der Geiſt bei ſich ſelbſt bleibt und doch ſchafft: dieſe Sphäre fand man in der Kunſt, und als das Evangelium dieſes neuen Glaubens hatte Fr. Schlegel nicht Unrecht, den Meiſter als ebenbürtige Tendenz neben die franzöſiſche Revolution und die Wiſſenſchaftslehre zu ſtellen.

In dieſem Zuſammenhang verſteht man den ungeheuren Einfluß, den Wilhelm Meiſter auf die moderne Poeſie der Deutſchen ausgeübt hat, der ſie noch heute beſtimmt. Ueberſehen wir die bunte Reihe — Sternbald, Lucinde, Oſterdingen, Florentin, Titan, Wilibald's Anſichten des Lebens, Dolores, Ahnung und Gegenwart, der junge Tiſchlermeiſter, Epigonen, Außerhalb der Geſellſchaft, Aus der Junkerwelt, Neues Leben, Wandlungen, Ritter vom Geiſt, Soll und Haben, Sanſara, Problematiſche Naturen, — überall entdecken wir, ſei es in Neigung oder Mißwollen, die bekannte Phyſiognomie des Goetheſchen Romans. Er hat die ernſten Probleme des deutſchen Denkens in die Philoſophie eingeführt; er hat die Literatur mit dem Geiſt der guten und ſchlechten Geſellſchaft in Berührung geſetzt; er hat das deutſche Auge geübt, die Poeſie nicht blos da zu erblicken, wo ſie in aller Würde und Pracht erhaben einherſchreitet, ſondern auch in der nächſten und gewöhnlichſten Umgebung ihre verborgenen Spuren und flüchtigen Umriſſe gewahr zu werden. — Den letztern Umſtand hob noch 1808 Fr. Schlegel als großes Verdienſt hervor; 4 J. ſpäter („Geſchichte der Literatur") beklagt er ſich, daß Goethe „ſo häufig ſeine Poeſie unmittelbar an die Gegenwart anzuknüpfen verſucht

und an moderne Gegenſtände ſoviel Kunſt verſchwendet hat.“ „Sieht man, wie im Taſſo der Künſtler in ſeinem Gegenſatz zur äußern Welt, im Fauſt der in ſeinen Ideen lebende Geiſt in ſeinem innern Kampf dargeſtellt wird, und vergleicht damit den W. Meiſter, ſo wird die Gedankenfülle und der kunſtreiche Stil im letztern allerdings einen großen Vorzug zu behaupten ſcheinen. Aber dort reißt uns die Poeſie unwiderſtehlich in ihre Zauberſphäre, während wir in ſeinen Proſa-Gedanken nur den unbefriedigten Kampf einer nicht zum Ziele gelangten großen Natur erblicken.“

Auf einen Punkt, der ihm eigentlich am nächſten lag, hat Fr. Schlegel in ſeinen Kritiken nicht gedrückt, auf die veränderte Anſicht vom Beruf des Weibes. Darüber hatte ſich Fr. Schlegel ſchon früh eine eigne Doctrin ausgedacht, die ihm Gedichte, wie Schiller's „Würde der Frauen“ und „Ideale“ völlig verleideten. Zuerſt hatte er ſeine Reflexionen an die griechiſchen Studien geknüpft. In der Berl. Mon. Schr. Juli, Auguſt 1795 erſchienen ſeine Abhandlungen „über weibliche Charaktere in griechiſchen Dichtern“ und „über Diotima“. Die letztere ging vom platoniſchen Gaſtmahl aus, und oerſuchte eine Ehrenrettung der Hetären, die den Gebildeten für die Beſchränktheit der gewöhnlichen attiſchen Hausfrauen hätten entſchädigen müſſen. „Nach der Idee des Alterthums ſollte der Adel der Menſchennatur überhaupt im Manne wie im Weibe vorwalten, der Charakter der Gattung ſollte die Oberhand haben über die abweichenden Eigenſchaften der Geſchlechter. Bei den Neuern iſt es gerade umgekehrt: man kann die Weiblichkeit nicht weich und weiblich genug ſchildern, und nimmt es auch ſo, als ob es ſo ſein müßte. Auch auf die künſtleriſchen Darſtellungen, welche idealiſch ſein ſollen, äußert dieſe Anſicht ihren ſtörenden Einfluß. Man nimmt in den Begriff der Weiblichkeit Merkmale auf, die nur aus der Erfahrung geſchöpft ſind, indem man jene unbedingte Hingebung, und ein gänzliches Anſchmiegen an den allein ſelbſtſtändigen Mann, ohne allen eigenen Willen und innern Beſtand als den eigentlichen Vorzug des Geſchlechts betrachtet. Man verſteht darunter nichts anders als die innere Charakterloſigkeit, welche das Geſetz ihrer Sitten von einem fremden Weſen empfängt, und an ſich häßlich iſt. — In Athen, wo das öffentliche Urtheil gleichweit von geiſtloſer Steifheit und geſetzloſer Gleichgiltigkeit entfernt, wo nur das Schlechte unanſtändig war, wo es keine eigentlichen Vorurtheile, welche bei Barbaren die Stelle des ſittlichen Gefühls vertreten, gab: da durfte der Weiſeſte ſeines Zeitalters wohl mit einer leichtſinnigen Prieſterin der Freude Geſpräche wechſeln ... Als die höchſte Blüte der doriſchen Tugend kann man den Augenblick anſehn, wo die Spartaner in reiner heiliger Begeiſterung die Kleidung und niedrige Scham von ſich warfen und nackend ihre Kampfſpiele feierten. In dieſem großen Augenblick, wo ſie auf dem Altar

der Liebe dem Geſetz die letzte Schwäche der Natur zum Opfer brachten, entfaltete ſich die Knospe ihres Staats zur vollen Blume." — Dieſe eigenthümliche Stellung des Weibes in Griechenland wird durch das Streben gerechtfertigt, die Weiblichkeit wie die Männlichkeit zur höhern Menſchlichkeit zu reinigen. „Was wir Modernen unter Weiblichkeit verſtehn, iſt nichts weiter als vollendete Charakterloſigkeit. Die Griechen begingen den Fehler, daß ihre idealen, gebildeten, freien Weiber außerhalb der Sitte geſtellt wurden; wir Modernen begehn den größern Fehler, die Idealität und alles, was damit zuſammenhängt, vom Begriff des Weibes überhaupt zu trennen. Was haben wir vom poetiſchen Ideal, wie überhaupt, ſo auch in der Darſtellung der Weiblichkeit aufzuweiſen, als Theorien, die nicht fertig, und Verſuche, die mißglückt ſind? Die Griechen gaben nur den außerhalb der Sitte ſtehenden Hetären das Recht vollkommner Bildung, aber auch dies partielle Recht befähigte ſie doch immer, in der Kunſt weibliche Ideale darzuſtellen; wir dagegen haben dies Recht vollkommen erſtickt. Vor allen Dingen muß, wer die alte Geſchichte richtig faſſen, ja wer den Menſchen und das menſchliche Leben überhaupt beſtimmt und klar erkennen will, ſein Gemüth von falſcher Scham reinigen, die das Thier verzärtelt, um den Menſchen zu erſticken. Sie iſt der eigentliche Prüfſtein, um Bildung und Mißbildung zu unterſcheiden, ein untrüglicher Adelsbrief der Barbarei, das Kind heuchelnder Furcht, die Geſellin eines verkehrten Verſtandes und verworfener Sitten." — „Man hat den Weibern allen philoſophiſchen Sinn abgeſprochen, weil ihnen der ſyſtematiſche Geiſt fehlt, der doch nur ein Theil von jenem iſt. Aber die Gabe, die tiefſten und zarteſten Laute der Seele innig vernehmen und rein mittheilen zu können, iſt doch, wo es auf Kenntniß des Gemüths und der Sitten ankommt, von unſchätzbarem Werth; und wer mag ſie den Weibern abſprechen? Solange noch kein vollendetes Syſtem des Wahren in allumfaſſender Klarheit entfaltet und vollendet daſteht, bleibt das ſyſtematiſche Verfahren mehr oder weniger trennend und naturwidrig. Im richtigen und tiefen Seelengefühl übertreffen die Frauen, welche unverdorben und zum Guten und Schönen gebildet ſind, bei weitem die meiſten Männer. Auch wird der Denker, je vollendeter ſein Syſtem iſt, um deſto weniger den Werth der lyriſchen Philoſopheme einer Diotima verkennen."

Das Neue liegt nur in der doctrinären Wendung, nicht in der Sache ſelbſt. Goethe's Verhältniß zu Fr. v. Stein, ſeine weiblichen Charaktere von Iphigenie bis zu Leonore gingen bereits in derſelben Richtung, und Wilhelm Meiſter gab eine ganze Scala ſuperiörer Frauen. Die „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele", frei nach den Papieren des Frl. v. Klettenberg, hatte Goethe Aug. 1795 in den Roman verwebt, wo ſie zwiſchen den beiden Haupt-

theilen den Markſtein bilden. „Sie überraſchen," ſagt Fr. Schlegel, „durch ihre unbefangene Einzelheit, ſcheinbare Beziehungsloſigkeit auf das Ganze, beiſpielloſe Willkürlichkeit der Verflechtung. Genauer erwogen, ſind es aber auch Lehrjahre, in denen nichts gelernt wird als zu exiſtiren, nach ſeinen beſondern Grundſätzen oder ſeiner unabänderlichen Natur zu leben; und wenn Wilhelm uns nur durch die Fähigkeit, ſich für alles zu intereſſiren, intereſſant bleibt, ſo darf auch die Tante durch die Art, wie ſie ſich für ſich ſelbſt intereſſirt, Anſprüche darauf machen, ihr Gefühl mitzutheilen. Ja ſie lebt im Grund auch auf eine ganz dramatiſche Art mit ſich, nur daß ſie die ſämmtlichen Rollen vereinigt, die in dem gräflichen Schloß, wo alle Komödie mit ſich ſelber ſpielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihre Inneres die Bühne bildet, auf der ſie Schauſpieler und Zuſchauer zugleich iſt, und auch noch die Zwiſchenreden und Bemerkungen in der Couliſſe beſorgt. Sie ſteht beſtändig vor dem Spiegel des Gewiſſens, und iſt beſchäftigt, ihr Gemüth zu putzen und zu ſchmücken. Ueberhaupt iſt in ihr das äußerſte Maß der Innerlichkeit erreicht; das Innere hat ſich nun gleichſam ſelbſt ausgehöhlt. — Daß auch die Religion in dieſen Bekenntniſſen als angeborne Liebhaberei dargeſtellt wird, die ſich durch ſich ſelbſt freien Spielraum ſchafft und ſtufenweiſe zur Kunſt vollendet, ſtimmt vollkommen zu dem künſtleriſchen Geiſt des Ganzen."

Der Dichter ſtellt ohne weitern perſönlichen Antheil, als den der Neugier eines Naturforſchers bei einer außergewöhnlichen Erſcheinung, die ſeltſamen Bewegungen dieſer ſchönen Seele mit vollendeter dichteriſcher Objectivität dar. Die Art und Weiſe, wie ein weibliches Gemüth das unbekannte Glück des Glaubens künſtlich in ſich erzeugt, enthält nichts von jenen krankhaften Verzerrungen, in welche die Schwärmerei ſo leicht verfällt, wenn ſie allen gegebenen Halt aufgiebt, weil hier die Bequemlichkeit des äußern vornehmen Lebens jede Noth und Sorge fern hielt. Es iſt der alte Pietismus, durch eine feine Gährung von den widrigen Excrementen befreit. So faßte auch Schiller, der ſich über Fr. Schlegel's Diotima ſehr mißbilligend ausſprach, die Sache. „Der Uebergang von der Religion überhaupt zur chriſtlichen, durch die Erfahrung der Sünde, iſt meiſterhaft gedacht.... Ihr Beſtreben, durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht ihren Gegenſtand gleichſam wieder ehrlich zu machen, iſt mir nicht entgangen; aber einige Stellen habe ich angeſtrichen, an denen ein chriſtliches Gemüth eine zu leichtſinnige Behandlung tadeln könnte ... Mir däucht, daß über das Eigenthümliche chriſtlicher Religion und Religionsſchwärmerei noch zu wenig geſagt ſei; daß dasjenige, was dieſe Religion einer ſchönen Seele ſein kann, oder vielmehr, was eine ſchöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet ſei.

Ich finde in der chriſtlichen Religion virtualiter die Anlage zum Höchſten und Edelſten, und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir blos deswegen ſo widrig und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellungen dieſes Höchſten ſind. Der eigentliche Charakterzug des Chriſtenthums iſt Aufhebung des Geſetzes. Es iſt alſo in ſeiner reinen Form Darſtellung ſchöner Sittlichkeit, und in dieſem Sinn die einzige äſthetiſche Religion; daher ich mir auch erkläre, warum ſie bei der weiblichen Natur ſoviel Glück gemacht, und nur in Weibern noch in einer gewiſſen erträglichen Form angetroffen wird." — Dies Intereſſe an der Religion der Weiber mußte nun, da der Pietismus ſelber nicht mehr ins Reich der Lebendigen gehörte, eine liberalere Auffaſſung derjenigen Kirche vorbereiten, in der man bis dahin den Feind aller freien Bildung gehaßt hatte. Der Proteſtantismus iſt eigentlich ungeſellig; er verurtheilt das Weib allen Ernſtes zum Schweigen, wie er die Madonna aus dem Cultus vertreibt. In der katholiſchen Kirche iſt der Einzelne zwar in ſeinem Gewiſſen unfrei, er muß ſich erſt vom Beichtvater erklären laſſen, wie es in ſeinem Innern ausſieht; deſto unmittelbarer iſt ſein Genuß an den Gaben des Gottesdienſtes. Das Schauſpiel des Cultus läßt ihn das Leben in poetiſcher Verklärung anſchauen; je bunter und lärmender die Feſte, deſto berauſchender wirken ſie auf ihre Einbildungskraft: er zieht mit den Proceſſionen, macht ſich dienſtbar und betheiligt ſich dadurch an den Geheimniſſen der Religion; die Kirchen ſind ihm täglich geöffnet, er geht hinein, wenn er ein Bedürfniß fühlt, und macht in der Beichte die innerſte Geſchichte ſeines Lebens zu einem Roman. Hat er ſeine Sünden bekannt und Buße gethan, ſo lebt er unbefangen fort, und iſt er müde, ſo öffnen ſich ihm Aſyle, wo ihm ſeine individuellen Andachtsübungen, alſo eigentlich ſeine Neigungen, als gute Werke angerechnet werden. Im Proteſtantismus iſt die Feier auf beſtimmte Tage beſchränkt, die eine ernſte Sammlung fordern; in der Kirche ſpricht einſeitig der Prediger, nicht zum Individuum, ſondern zur Maſſe: er giebt allgemeine Regeln, um individuelle Herzensgeſchichten kümmert er ſich nicht. Für ſchöne Seelen iſt es zwar eine Buße, ihre kleinen Sünden zu bekennen, aber auch ein Bedürfniß und eine Luſt, denn ihre geheimſten Regungen werden dadurch der unmittelbare Gegenſtand Gottes.

Ein eigenes Symptom für dieſe liberalere Auffaſſung der katholiſchen Weltanſicht bleibt Herder's „Terpſichore" (1795), welche eine Ueberſetzung des Jeſuiten Balde brachte, und gerade die ſtark katholiſchen Gedichte vom äſthetiſchen Standpunkte in Schutz nahm. „Der lyriſche Dichter iſt Apoll's Prieſter, der nicht in eigenem Namen, ſondern aus Kraft des ihn begeiſternden Gottes den Sterblichen Lehre und Troſt ans Herz legt und Wahrheit verkündigt. Ueber den gemeinen Gang der Dinge erhaben, giebt die lyriſche

Muſe eine höhere Anſicht der Dinge; ſie bricht die Blume der ſchönſten Geſinnungen und ordnet ſie mit Grazienhand zum Kranz... Unſer Dichter thut das in einer großen Art... Laſſe man ihm die Idole, an denen er ſich zu ſeiner Zeit erquickte, ſein Geiſt aber ſpreche zu uns, ſein Gemüth rede."

Als Rahel Levin — die enthuſiaſtiſche Berlinerin, der Veit ſeine Berichte über Goethe zuſchickte — Aug. 1795 Breslau beſuchte, fand ſie „nichts amüſanter als die katholiſche Religion". Für dieſe liberale Auffaſſung des Poetiſchen in der Religion eignete ſich Niemand beſſer als die berliner Jüdinnen, von denen Henriette Herz und Dorothea Veit S. 61 ſchon geſchildert ſind. Hier war kein proteſtantiſch kirchliches Gefühl zu überwinden; die moderne Bildung, Leſſing, Rouſſeau, Sterne, fiel auf einen jungfräulichen Boden. Die Superiorität der Frauen war unläugbar: die Männer gingen ihren Geſchäften nach, verkümmerten im Kleinhandel und ſprachen ihr altes Judendeutſch, während die Damen, oft ſchön, muſikaliſch und franzöſiſch gebildet, ſelbſt für ſtrebſame Diplomaten und Officiere courſähig waren. „Einige Frauenzimmer ſind comme il faut; alle Herren unter jeder Kritik." Das wurde noch auffallender, als durch Reichardt und Moritz das Evangelium Goethe's verkündet war, dem die Schüler Kant's, Leſſing's und Mendelſohn's in keiner Weiſe folgen konnten. Die Zahl der jüdiſchen femmes incomprises wuchs zuſehends; ſie errichteten franzöſiſche Liebhabertheater und laſen Taſſo mit vertheilten Rollen. Die nervöſe, prickelnde Empfänglichkeit, die in der Nation liegt, gewann nun auch auf die Dichtung Einfluß. Die chriſtlichen Häuſer boten nichts, was ſich dieſen Theecirkeln an die Seite ſtellen ließ; höchſtens konnte noch von der franzöſiſchen Colonie die Rede ſein. In den Beamten- und Bürgerkreiſen ging es knapp zu, und auch in günſtiger geſtellten Familien, z. B. Nicolai, hatten die Frauen nach alter Sitte ausſchließlich für das Haus zu ſorgen. Aus einſeitiger Erfahrung ſtellte ſich bei jenen ſchönen Seelen die Ueberzeugung heraus, die Mehrzahl der wirklichen Ehen ſeien nur Concubinate und Verſündigungen an dem höhern Geiſt der Sittlichkeit, und bei dem überſpannteſten Ideal von einer echten Ehe wurde denn doch die Intimität zwiſchen männlichen und weiblichen ſchönen Seelen, auch wohl die Huldigung feuriger Cavaliere, nicht blos der Schönheit der Seele dargebracht, als Abſchlagszahlung für die Zukunft gern angenommen.

Rahel, geb. zu Berlin Pfingſten 1771, von einem geſcheuten aber despotiſchen Vater ſehr gedrückt, hatte ſich früh im Kreiſe von Reichard, Moritz, Henriette Herz, Dorothea Veit, eine reiche muſikaliſche und belletriſtiſche Bildung angeeignet, und lernte früh mit Goethe's Worten denken und empfinden. Ihr Vetter Veit — der einmal fälſchlich annahm, ſie ſei leidenſchaftlich in ihn verliebt (bei den meiſten ihrer Briefe konnte der Empfänger ſo etwas an-

nehmen) — verſorgte ſie mit Neuigkeiten aus der Reſidenz der Philoſophie und Dichtkunſt; ein ſchwediſcher Diplomat, G. v. Brinckmann, geb. 24. Febr. 1764, herrnhutiſch erzogen, ſeit 1793 in Berlin (er hatte 1789 als „Selmar" Gedichte herausgegeben und war mit ſeinen Briefen, Tagebüchern und Theegeſprächen ein zweiter Leuchſenring) ſchwärmte ſie an und weihte ſie in die Geheimniſſe der höfiſchen Kreiſe ein, mit denen er ſehr liirt war; ſie erwiderte mit entſchiedener Wärme, ohne ſich doch über ihn zu täuſchen.*)

Vergleicht man Rahel's Briefe z. B. mit denen des Herder'ſchen Brautpaares, ſo fühlt man, wie das Gefühlsweſen, wie mit ihm die Sprache ſich in dieſen 20 Jahren geändert hatte. „Von Homer — o weh! denn es iſt ordentlich ein Schmerz! ſo ſchön kammt mir die Odyſſee vor!" „Meine Buße beſteht in Ennui!" u. ſ. w. Ueberhaupt ſpielen Ennui und Tristesse eine große Rolle: neben Goethe hatte denn doch auch Rouſſeau ſtark gewirkt, jetzt begann Fr. v. Stael. — Sehr bezeichnend für Rahel iſt ein Brief an Veit, 21. März 1795. „Ich will Sie einmal tief in meine Seele ſchauen laſſen... Ich bin krank durch gêne, durch Zwang, ſo lange ich lebe; ich lebe wider meine Neigung, wenn ich auch nur dagegen handeln ſehe. Ich verſtelle mich, artig bin ich, daß man vernünftig ſein muß, weiß ich; aber ich bin zu klein, das auszuhalten. Ich will nicht rechnen, daß ich keinen empfindlicheren, reizbarern Menſchen kenne, und der immer in einer Unannehmlichkeit tauſend empfindet, weil er immer denkt und combinirt. Ich halt' es nicht mehr aus, und Niemand kann mir helfen. Meine Hilfe will geahndet ſein, und im ganzen Hauſe ahnd' ich nur; und da kann ich nicht heraus, weil die Welt eingerichtet iſt. Ich bin krank und muß mir ſelbſt helfen. Hier tödten ſie mich; und erſt recht, wenn ſie ſich einfallen laſſen, mir helfen zu wollen. In Geſellſchaft bekomm' ich unmittelbar vom Zuhören Ennui's und Anſtrengungsſchmerzen... Glauben Sie mir, verrückt bin ich nicht! ich fühle nicht gemein. Ich habe ſolche Phantaſie, als wenn ein außerirdiſch Weſen, wie ich in dieſe Welt getrieben wurde, mir beim Eingang dieſe Worte mit einem Dolch ins Herz geſtoßen hätte: Habe Empfindung, ſieh die

*) An Veit, 13. Dec. 1793: „So dienſtfertig er auch durch ſein air von Laufertigkeit ausſehn mag, ſo iſt er doch nur ein philoſophiſcher Weltmann: d. h. ein Menſch, der genug gedacht hat, um zu wiſſen, daß man artig, dienſtfertig und gefällig ſein muß, und daß die Menſchen nichts anders wollen und brauchen; der wohl ſo über das Wichtigſte und Schönſte gedacht und es hübſch aufgereiht und aufgeräumt hat, dem eine Menge unwichtigere Dinge, die aber in der Welt keineswegs Kleinigkeiten ſind, vor Ohr und Geſicht vorbeigehn. Er haßt nichts ſo ſehr als Einſeitigkeit, und glaubt ſich deswegen ſehr entfernt davon, fürchtet ſich aber ſo davor und will ſich ſo vielſeitig ſchaffen, daß er unvermerkt immer daran denkt, und Schritt vor Schritt ſo vor der Einſeitigkeit läuft, daß er hintenherum wieder zu ihr kommt."

Welt, wie ſie wenige ſehn, ſei groß und edel! ein ewiges Denken kann ich Dir auch nicht nehmen; eins hat man aber vergeſſen: ſei eine Jüdin! — Und nun iſt mein ganzes Leben eine Verblutung; mich ruhig halten; kann es friſten; jede Bewegung, ſie zu ſtillen, neuer Tod; und Unbeweglichkeit mir nur im Tode ſelbſt möglich. Lächeln Sie oder weinen Sie, ich kann Ihnen jedes Uebel, jedes Unheil, jeden Verdruß da herleiten."

Bald darauf, an Brinckmann: „Aus Schwäche und Schwächen Götter machen! Ich fühle mich ſtark, und bin ſchamlos genug, es mir manchmal merken zu laſſen, es nicht verbergen zu können. Bei Gott! ſo geht's mit jeder Gabe in unſerm Geenge und da ziemt ſich Mitleid und Nachſicht, und die fordere ich." — „Da man doch alle Tage unglücklich werden kann, ſo iſt's beſſer, man iſt's vorher. Ich weiß nicht, es iſt, als wär' vor vielen Jahren etwas in mir zerbrochen worden, woran ich nun ſelbſt eine boshafte Freude hätte, daß man es doch nun nicht mehr zerbrechen kann und nicht daran zerren, ſchlagen; obgleich es nun ein Ort geworden iſt, wo ich ſelbſt nicht mehr hinkommen kann. — Nun denk' ich immer, alles hat Wirkung, und Wünſche ſollten keine haben? Ich denke, Wünſche mit Sinn, wahr innige, wo man denkt, ſie müßten Sterne herabziehen, und die ganze Welt wäre doch eigentlich dazu eingerichtet, ich denke, ſie gehören ſo in die Harmonie der Dinge, daß ſie auch wirken."

Aus der ſpätern Zeit ſind noch einige Stellen von Belang. — An Varnhagen, 1808: „Die Gaben, die ich habe, hat man nicht umſonſt. Dafür muß man ausſtehn. Mein ſcharfes Wiſſen, Sondern und Scheiden; das große Meer in mir, mein präciſer, tiefer, großer Zuſammenhang mit der Natur ... Welche Schmerzen, welche Unruhe, welches Vermiſſen läßt das ausſchießen, und wie muß ich es verarbeiten! Und wie ekelhaft herabziehend, beleidigend, ärgerlich, unſinnig, ſchwächlich, niedrig meine Umgebungen, denen ich nicht entfliehn kann; ein einziges Beſudeln, eine Berührung macht mich ſchmuzig, ſtört meinen Adel. Dieſer Kampf dauert ewig, ſo lange ich gelebt habe und leben werde! Alles, was mir Schönes im Leben begegnet, geht mir fremd, als Beſuch vorüber; und mit Unwürdigen ſoll ich anerkannt leben müſſen!" — 1814, an L. Robert: „Weil die holde, freigebige, ſorgloſe Natur mir eins der feinſten und ſtark organiſirteſten Herzen gegeben hat, die auf der Erde ſind; weil ich keine perſönliche Liebenswürdigkeit habe, und man es alſo nicht ſieht: weil auch mein rauher, ſtrenger, heftiger, launenhafter, genialiſcher, faſt toller Vater es überſah, und es brach, brach; mir jedes Talent zur That zerbrach, ohne ſolchen Charakter ſchwächen zu können. Nun arbeitet dieſer ewig verkehrt, wie eine Pflanze, die nach der Erde hineintreibt: die ſchönſten Eigenſchaften werden die niedrigſten. Ich wäre ein ſehr verkrüppel-

tes Geſchöpf geworden, läge nicht großartige Betrachtung der Natur aller Dinge in mir, und jenes Vergeſſen der Perſönlichkeit, ohne welches die genialſten Menſchen auf der Erde keine wären. Dies iſt der einzige Leichtſinn, den mir der doch gütige Gott mitgegeben, und die einzige Grazie in meiner ganzen Natur." — 1820, Tagebuch. „Ich beneide faſt allen Menſchen, auch ganz untergeordneten ſonſt ihr haltungsvolles, leidenſchaftloſes Betragen. Es kleidet ſo gut! Ich komme darin immer mehr aus dem Gleichgewicht, wenn ich auch noch ſo ruhig werde, und mißfalle mir äußerſt."

Es war ein Unglück für Rahel, daß ihr die Gabe der Form abging, einen ſo großen Sinn ſie dafür hatte. Sie denkt nie aus, ſie giebt nur den feinſten Parfüm des Denkens. Solche Gedanken, deren Vermittelung wir nicht kennen, überraſchen uns wie Inſpirationen, und je weniger wir uns in dem Kreiſe unſrer eignen Ideen ſicher fühlen, deſto wehrloſer trifft uns jeder Schlag einer Paradoxie. Kein Volk kennt ſo viel aphoriſtiſche Schriftſteller als Deutſchland: Aphorismen im ſtrengſten Sinn, d. h. aus dem Zuſammenhang geriſſene, unvollſtändige, durch eine beſondere, uns nicht bezeichnete individuelle Stimmung gefärbte und daher nur halb verſtändliche Gedanken. Bei ihrer nervöſen Natur war Rahel jeder Stimmung leicht zugänglich: ſie bezeichnete in der Regel zu Anfang jedes Briefes die Witterung, um ſeine Färbung zu motiviren, und gewöhnte auch ihre Freunde, daſſelbe zu thun. Wir dürfen es mit ihren Gefühlen, namentlich wo die Trauer einen witzigen Ausdruck ſucht, nicht zu ernſt nehmen. Doch liegt in dieſer Paradoxie der Gedanken ein gewiſſer Schmerz, denn ſie verräth eine mangelnde Befriedigung im Gebiet der Empfindung, ein reiches, aber unfertiges Gemüthsleben. Die individuellen Gedanken ſind in der Regel weiter nichts als ſcharf zugeſpitzte Empfindungen, die ihre natürliche Entwickelung nicht haben finden können, ihr ganzes Denken und Beobachten ein zurückgehaltener Roman des Herzens. Etwas Krankhaftes und Ueberreiztes geht durch den ganzen Briefwechſel. Dies beſtändige Staunen vor ſich ſelbſt, dieſer regelloſe Cultus alles Eignen, dieſe Sucht, jeden Augenblick etwas Bedeutendes, künſtleriſch Abgerundetes zu empfinden und zu denken, dies Verklären des Unbedeutenden, dies Vergeiſtigen der zufälligen Natur, dieſer ewige Wechſel zwiſchen leidenſchaftlicher Entſagung und gelaſſener Hitze, dies raffinirte Beobachten der eignen Zuſtände, die man künſtlich hervorbringt, um etwas zu beobachten zu haben: — das untergräbt zuletzt die Wahrheit und Unbefangenheit des Empfindens. Alle dieſe ſchönen Seelen ſind unermüdlich geſchäftig, was der andere geſagt hat, zu kritiſiren, es entweder göttlich, oder himmliſch, oder unſchuldig oder entſetzlich zu finden, und die Antwort wieder auf jenen Standpunkt, des Göttlichen u. ſ. w. hinaufzuſchrauben. Wirklich in der Sache ſind ſie niemals, ſie ſchauen nur in ſich

ſelbſt, und das führt endlich zum Selbſtbetrug. Dieſer verfeinerte Pietismus, dieſe geiſtreiche Schönſeeligkeit, die aus dem Leben ein Kunſtwerk, alſo ein Spiel, ein iſolirtes Traumdaſein machen wollte, kann in ernſten Verhältniſſen ſehr bedenklich werden. Wo man jede Natur mit ihrem eignen Maßſtab mißt, wird der edle Zorn der Gerechtigkeit abgeſchwächt. Man findet in dem feingebildeten Schlemmer, wenn er nur in ſeinen Ausſchweifungen nicht gemein und trivial wird, die geſuchte innere Harmonie der Bildung, und vergißt daran zu denken, daß die Weltbegebenheiten, die er in den Kreis ſeines ſchönen Lebens zieht, ein ganz andres Anſehn gewinnen, wenn man ſie im ernſten Licht der Wirklichkeit betrachtet. Dieſe Sophiſtik des Herzens verachtet zuletzt jede Regung, die mit den gewöhnlichen Begriffen der übrigen Menſchen etwas gemein hat.

Als W. v. Humboldt, in ſeiner Jugend Zögling der ſchönen majeſtätiſchen Henriette, 1. Juli 1795 nach Berlin zurückkam, wurde er der Mittelpunkt dieſes Kreiſes. Ein damaliger Brief beſchreibt ihn folgendermaßen: „Schon früh fing ich an, die Gewandtheit ſeines Geiſtes, manchmal eine ganz eigne Größe in ſeinen Ideen zu bewundern. Als wir tiefer in philoſophiſche Materien eingingen, als wir planmäßig gewiſſe Begriffe zu analyſiren, gewiſſe Grundideen zu prüfen begannen, da entdeckten wir in dieſem Kopf einen Tiefſinn, der unſere Zungen lähmte, wenn er ein Fundament, was wir für das allertiefſte hielten, zu untergraben anfing, eine Promptitüde und eine Gewandtheit, die unſre Streiche ahnte, längſt ehe wir ſie beſchloſſen hatten, eine Vielſeitigkeit, die kein Einwurf befremdete, der es nichts koſtete, aus einem Geſichtspunkt heraus und in den allerabgelegenſten augenblicklich überzugehen, eine unüberwindliche Logik, die, wenn es auf eigentliches Streiten losging, alle Hoffnung auf Blößen ewig verzweifeln machte und — was das Schrecklichſte war — dabei eine Verachtung dieſer Logik als eines elenden Werkzeugs, und eine raſtloſe Bemühung, was man gewöhnlich Wahrheit nennt, als etwas höchſt Unbedeutendes darzuſtellen und nichts für wichtig anzuerkennen, als die Vollkommenheit des Erkennens im Subject, dieſe Vollkommenheit oft in dem, was man Irrthümer nennt, aufzuſuchen. Eine Unpäßlichkeit, die mir den Vorwand gab, faſt immer bei ihm zu ſein, brachte am Ende eine Liebe hervor, die von meiner Seite, ob ſie gleich durch eine faſt läſtige Bewunderung gewaltig niedergehalten worden iſt, kaum gegen irgend einen Menſchen ſo groß geweſen iſt. Und jetzt öffnete ſich denn vor mir ein Charakter, bei dem ich allen Tiefſinn und alle Künſte des Verſtandes vergaß, ein Charakter, deſſen unerſchütterliche Conſiſtenz, deſſen überwiegende Stärke dem Kraftloſeſten, wenn er ihn anſchaute, Muth geben, der Verzweiflung ſelbſt Heiterkeit zulächeln mußte. In dieſem ſonderbaren Sterblichen, der durchaus alles kann und alles iſt, was er will, iſt nur der Grundſatz: daß ſchlechterdings alles, was Schick-

ſal heißt, ganz gleichgiltig ſei, bis zu einer ſo praktiſchen Feſtigkeit gediehen, daß ich ihn wirklich über alle Begebenheiten erhaben ſehe. Dieſe Kraft in ſich und andern immer aufs höchſte zu befördern und ihr reines und freies Spiel in jedem menſchlichen Weſen hervorzulocken und zu fixiren, das iſt ihm der letzte Zweck alles Daſeins. — Dabei iſt er der größte und vollendetſte Geſellſchafter, er lebt ewig nur in dem, mit dem er umgeht. Er belehrt nimmermehr aus ſich ſelbſt, und wenn er nach ſo viel zu ſagen wüßte, er berichtigt nur die Ideen des Andern. Er würde einen Einwurf, und wäre er auch ſo wichtig, daß er auf der Stelle dem ganzen Streit ein Ende machte, um keinen Preis vertragen, ſobald er nicht aus dem Gange, den der Andere genommen hat, hervorwüchſe. Wenn man mit ihm redet, ſo iſt es immer, als wenn er mit ſich ſelbſt redete, nur unendlich leichter. Man kennt ſich ſelbſt allemal beſſer, wenn man ihn verläßt. Ob er Launen hat, läßt ſich gar nicht ausmitteln, denn ſie zu beſiegen iſt ihm, der ganz andere Feinde ſchlagen kann, ein Spielwerk."

Gentz, der Schreiber dieſes Briefs, geb. 8. Sept. 1764 zu Breslau, war früh mit ſeinem Vater, der als Münzdirector nach Berlin verſetzt wurde, in die preußiſche Hauptſtadt gekommen und dort erzogen. In Königsberg ſtudirte er die Rechte; Rouſſeau und Schiller waren ſeine Lieblingsſchriftſteller, im letzten Jahr härte er mit Eifer Kant und eignete ſich ſeine Denkweiſe an. Eine empfindſame Freundin, Frau Eliſabeth Graun, wurde mit moraliſcher Dialektik und Rhetorik überſchüttet; ſie war zugleich Vertraute eines Liebesverhältniſſes zu einem Mädchen aus angeſehener Familie, Bernhardine. April 1785 kehrte er nach Berlin zurück, fand ſofort eine Anſtellung und wollte heirathen, aber ſeine Braut trat zurück. Er ſtürzte ſich nun in die Ausſchweifungen der liederlichſten Kreiſe; dagegen athmen ſeine Briefe an Eliſabeth tiefe Schwermuth; er bekennt, wie ſich „in kraftloſem Streben nach einem Schatten von Glückſeligkeit ſein elender, zerrütteter Geiſt in tauſend Labyrinthe elender, geſchmackloſer Beſchäftigungen und falſcher jämmerlicher Freuden verirrt"; er ſieht ſich hilflos ſeinen eigenen „Schwachheiten und Leidenſchaften, den glühenden Phantomen ſeines unruhigen Kopfs, den Thorheiten ſeiner Geſellſchafter, dem Drang und Geräuſch der Welt überlaſſen." Bald darauf ſchloß er in der Eile eine gleichgiltige Ehe.

Im Sinn der Kantiſchen Philoſophie ſchrieb er April 1791 „über den Urſprung und die oberſten Principien des Rechts". „Die moraliſche Welt, welche die Vernunft erbaute, ſteht unwandelbar; ſie iſt die letzte Zuflucht des Geiſtes, der nach Ordnung ſeufzt und nichts als Zerrüttung antrifft; der letzte Tempel, den ſich die geplagte Menſchheit aufſchließt, wenn Krankheiten, bei denen kein ſchmerzſtillendes Mittel mehr anſchlägt, den Entſchluß zu graßen

und furchtbaren Operationen aufrufen. Es iſt Zeit, die alten Grundſteine, die das ehrwürdige Gebäude freier Menſchenverbindung tragen müſſen, aus all den Steinmaſſen, die Sorgloſigkeit und Luxus darüber thürmte, hervorzugraben." Der Aufſatz iſt ausdrücklich gegen J. Möſer gerichtet. Aber die Lecture Burke's ſtimmte ihn um; er überſetzte deſſen Schrift gegen die franzöſiſche Revolution, und erklärt ſie für ſein Glaubensbekenntniß. „Eine einſeitige und ausſchweifende Verſtandescultur, die mit der Bildung des Charakters in keinem Ebenmaß ſteht, hat das Zeitalter entnervt, und treibt nun in allen Ländern die neuerungsſüchtige Stimmung hervor, die ſich allemal da einfindet, wo Geiſtescultur ohne Energie beſteht. Das Uebermaß der Aufklärung und der Mangel an entſprechender ſittlicher Bildung ſtürzt das Zeitalter in Anarchie." Mit Begeiſterung begrüßt er Schiller's äſthetiſche Briefe, und gründete nach ihrem Muſter eine politiſche Monatſchrift, an welcher ſich auch Humboldt und Herder betheiligten. Der Aufſatz „über den Einfluß der Entdeckung Amerika's auf die Cultur des menſchlichen Geſchlechts", Aug. 1795, iſt ganz Schiller.

Gentz und Humboldt gehörten zu Rahel's Lieblingsſchriftſtellern; in jenem fand ſie mehr Feuer; doch wollte ihr ſeine Politik nicht genügen. Im perſönlichen Verkehr übte Humboldt ſeinen ganzen Zauber auf ſie aus. Dazu kam ein anderer märkiſcher Edelmann, Wilh. v. Burgsdorf, 25 J. alt, Humboldt's Freund, aus altem Geſchlecht: einer der wenigen, die ſich der Gewohnheit der militäriſchen oder büreaukratiſchen Carriere entzogen, um ganz ihrer Bildung und ihrem Vergnügen zu leben; leichtſinnig, zu Abenteuern geneigt, aber zugleich gefühlvoll und mit reichem Sinn für ſchöne Seelen ausgeſtattet, gab er ihr ganz Lothario's Bild. Auf dem Werderſchen Gymnaſium in Berlin gebildet, hatte er ſeit 1791 in Halle ein wildes Studentenleben geführt, unter dem Einfluß eines gewiſſen Wieſel, der in den Denkwürdigkeiten jener Zeit als dämoniſche, mephiſtopheliſche Natur geſchildert wird, herzlos, höhniſch, voll ſinnlicher Gluth, gewandter Dialektiker, zuweilen Prophet: er hatte eine myſtiſche Geheimlehre erſonnen, in welcher die Orgien der Sinnlichkeit gefeiert wurden, und fand begeiſterte Jünger, die er dann wieder verhöhnte. Burgsdorf, begeiſtert für die franzöſiſche Revolution, war April 1793 nach Straßburg gegangen, wo er beinahe als preußiſcher Spion der Guillotine verfallen wäre; doch ſeine gute Laune war nicht geſtört worden. Aug. 1793 hatte er mit Univerſitätsfreunden — Tieck, Wackenroder — eine Rheinfahrt gemacht, wo er alles Geld verſpielte; ſolche Streiche liebte er. Rahel ſchloß ſich ihm ſehr an.

Von Rahel entwirft — 8 Jahr ſpäter — Varnhagen folgendes Bild: „Es erſchien eine leichte graziöſe Geſtalt, klein aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern. Fuß und Hand auffallend klein, das Antlitz, von

reichem ſchwarzen Haar umfloſſen, verkündigte geiſtiges Uebergewicht, die ſchnellen und doch feſten dunkeln Blicke ließen zweifeln, ob ſie mehr gäben oder aufnähmen, ein leidender Ausdruck lieh den klaren Geſichtszügen eine ſanfte Anmuth. Was mich aber am überraſchendſten traf, war die klangvolle, weiche, aus der innerſten Seele herauftönende Stimme."

Mit der Schauſpielerin Friederike Unzelmann reiſte Rahel 5. Juni 1795 nach Dresden, von da nach Karlsbad, wo Gräfin Joſephine Pachta — eine ſtarkgeiſtige Dame, ſchwärmeriſch für die franzöſiſche Revolution eingenommen — eine große Freundſchaft für ſie faßte, und ſie in die böhmiſche Ariſtokratie einführte, der ohnehin die wiener zum Theil baroniſirten Banquierfamilien nahe ſtanden. Feldmarſchall Fürſt Ligne, geb. zu Brüſſel 23. Mai 1735, ein geiſtreicher Voltairianer, („ſo was Cultivirt-Artiges — à l'aise Setzendes iſt mir noch gar nicht vorgekommenen!") und der excentriſche Major Gualtieri trieben mit ihr Aeſthetik und Lebensphiloſophie. Am wichtigſten war ihr, daß ſie Goethe perſönlich kennen lernte, der ſich bis 9. Aug. in Karlsbad aufhielt. „Grüßen Sie ihn," ſchreibt ſie ſpäter an Veit, „von dem Menſchen, der ihn immer angebetet, vergöttert hätte, auch wenn ihn Niemand rühmte, verſtände, bewunderte. Und wenn er ſich wunderte, daß ein Mädchen ihm eine anſcheinende Extravaganz ſagen ließe, ſo ſollt' er lieber bewundern, daß ſie ihn ſo reſpectirte. Ja ja! ich bet' ihn an. Ich kann nicht dafür, daß die Andern alles affectiren, was ich im Ernſt meine." „Sie wiſſen, daß ich alles ſehe: denn ſonſt wär' ich ja in Goethe verliebt, und ich bet' ihn ja nur an." — Auch Goethe ſcheint ſie gefallen zu haben: „ſie hat ſehr viel gedacht," erzählte er Veit, „hat Empfindungen und Verſtand, es iſt was Seltenes, das muß ich ſagen; wo findet man das? Wir haben auch ſo vertraut zuſammen gelebt, wir waren beſtändig zuſammen."

Mit einer Begeiſterung, die weit über Schiller und Fr. Schlegel hinausging, hatte Rahel das allmälige Erſcheinen des W. Meiſter verfolgt: ſie hatte den Roman nicht blos „goutirt", ſie hatte ihn völlig erlebt. „Das ganze Buch iſt ein Gewächs, um den Kern herumgewachſen: o wie ſonderbar iſt es, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch manches Mögliche verſagt iſt! ... Mit einem Zauberſchlage hat Goethe die ganze Proſa dieſes infamen kleinen Lebens feſtgehalten und uns noch anſtändig genug vorgehalten ... Ans Theater mußte er, an Kunſt und auch an Schwindelei den Bürger verweiſen, der ſein Elend fühlte und ſich nicht mit Werther tödten wollte." — Zuerſt — und das iſt zu bemerken — wollten die Freunde ſie in Philine erkennen, dann fiel Veit (20. Mai 1795) die Aehnlichkeit mit Aurelie auf. „Wenn Sie nicht in Aurelie oft Ihre eignen Worte gefunden haben, in ihrem Witz bei der größten Verzweiflung Ihre eigne Tournüre, in

ihrer Gutmüthigkeit bei ſo großer Menſchenkenntniß Ihren eignen Charakter, ſo haben Sie bei dem Buch an nichts gedacht. Selbſt den Hang zur Schwermuth würden Sie mit ihr theilen müſſen — denn Niemand entgeht ihm, der ſtärker fühlt als tauſend Andere, der ſympathetiſche Empfindungen ſucht und höchſtens verſtändige Köpfe findet — hätte nicht Philinens Laune uns die Natur gegeben." Zuletzt bleibt ſie bei Mignon ſtehn.

Um die Zeit gab das Berliner Archiv unter dem Titel „Sechs Stunden aus Fink's Leben" (von Bernhardi) eine Portraitſammlung aus der damaligen berliner Geſellſchaft. Darunter eine Jüdin. „Sie hat ſich mit Mühe ſo viel Grazie erworben, daß ſie dadurch ungemein mißfällt. Sie iſt in der Geſellſchaft die eigentlich ſchöne Seele. Sie hat von Jugend auf viel Umgang mit guten Köpfen gehabt, welche ihr eine runde Summe von allgemeinen durchgreifenden äſthetiſchen Ideen hinterließen. Sie iſt immer in irgend einen Goethe'ſchen Charakter maskirt, am liebſten zeigt ſie ſich als Prinzeſſin Leonore. Hat ihr Goethe den Charakter nicht recht auf den Leib gemacht, ſo ſchneidet ſie ihn ſich ſelbſt nach der Mode."

Rahel's Verehrung vor dem Meiſter blieb ſich immer gleich. 26 J. nach dem Erſcheinen deſſelben ſchrieb ſie: „Wie iſt es möglich, einen zweiten Don Quixote zu faſſen, zu erfinden und darzuſtellen! Küßt euch, Cervantes nnd Goethe! Beide ſahen mit ihren reinen Augen; vertheidigten das Menſchengeſchlecht; ſahen den Ritter durch, durch ſeine Thorheiten und Irrſale, konnten ihrer Augen edlen Blick bis in ſeine tiefſte Seele tauchen und dort ſeine eigentliche Geſtalt ſehn. Wie jenem Don Quixote geht es Meiſter; einen Narren nennen ihn die Leute „ohne Tadel", einen Herumtreiber, der ſich mit nichts Wirklichem beſchäftigt, der ſich mit Bettlervolk abgiebt, nichts zuwegebringt; nicht einmal weiß, was er denken ſoll ... Während unſer Weiſer die edelſte, reinſte, ehrlichſte Seele in ununterbrochenem Bemühen und Kampf geſchildert hat mit der Welt, wie ſie leibt und lebt; ohne je einen Moment in ihre unreine Verwirrung zu gerathen; immer im Bemühen, ſich zu tadeln und zu beſſern; immer in der Unſchuld, die Andern beſſer zu ſehn als ſie ſind, und meiſt ſie ſich vorzuziehn; immer aufgelegt zu lernen und nachzugeben, außer dem evident Unedlen. Rührenderes, verehrungswürdigeres Benehmen, vortrefflichere Geſinnung kann man nicht erfinden; und je mehr man ihn ſich deutlich macht, je mehr ehrt nnd liebt man Goethe. Don Quixote mußte mit eben ſolcher Seele eine — alſo eine einſeitige — Eigenſchaft, die des Ritters wählen, und mußte ſie in Ausübung bringen wollen; Meiſter mußte den ganzen Menſchen ausbilden wollen: nnd mir iſt, als ob Goethe dem Cervantes nur die Feder abgenommen hätte, weil die Menſchen ſich in der Zeit folgen. Was die beiden Meiſter ſonſt noch gezeigt haben, iſt ihre Zeit: und das ſo

rein und so wahr, daß sich die künftigen gleich daran anschließen, für den Geschichtsblick, für wahre Augen überhaupt."

Goethe und Schiller, die nun fast immer zusammenlebten — Meyer war 5. Oct. 1795 nach Italien abgegangen, wohin ihm Goethe nachfolgen wollte — nahmen mit Verdruß die allgemeine Mißstimmung wahr, welche das Publicum den Horen entgegenbrachte. Humboldt schickte aus Berlin niederschlagende Berichte; die meisten Journale ergriffen gegen Weimar und Jena Partei. Am redseligsten Nicolai; über seine Gemüthsverfassung legt das beste Zeugniß ab, was er 4. April 1795 an Höpfner über die Kantische Philosophie schrieb: „Es kommt im Grunde wenig dabei heraus, als daß der Verstand durch allerlei scharfsinnige Unterscheidungen geübt wird. Weiter kommen wir damit nicht, wenigstens im Praktischen und in der Moral. An dem Uebrigen ist ohnedies nicht viel gelegen, denn die metaphysischen Dinge stellt sich ja jeder vor, wie es ihm am besten dünkt, und das ist auch recht gut." Ein ganzer Band seiner „Reisebeschreibung" beschäftigte sich mit den Horen. „Es ist eine sehr unangenehme Sache," schreibt er an Höpfner, „wenn man seine Gedanken nicht sagen oder doch nicht so sagen darf, wie man sie denkt. Man will doch gern Nutzen stiften." Schiller kam ebenso schlecht weg als Goethe, hauptsächlich wegen seiner transcendentalen Poesie.

Mit allen diesen aufzuräumen, beschlossen Goethe und Schiller, eine Reihe von Spottgedichten, Xenien, gemeinsam zu verfertigen und dem Musenalmanach einzuverleiben. Man ging rüstig ans Werk: „man wird schrecklich darauf schimpfen, aber man wird gierig danach greifen." „Eine wahre poetische Teufelei, die noch kein Beispiel hat." „Eine angenehme und zum Theil geniale Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satire": so drückt sich Schiller in seiner Herzensfreude selber aus. In den vier ersten Monaten des J. 1796 wurde, bald in Weimar, bald in Jena, eifrig daran gearbeitet. Doch wurden darüber die ernsten Angelegenheiten nicht vernachlässigt.

Die kühne Analyse des Hamlet im „Meister" regte das Nachdenken über das dramatische Schaffen von neuem an; A. W. Schlegel schickte Februar 1796 an die Horen eine sehr eingehende Abhandlung über Shakespeare, mit dessen Uebersetzung er sich beschäftigte; und Schiller, dem schon aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges der dramatische Stoff des Wallenstein sich herausgeschält hatte, ging nun ernstlicher an dieses Werk. „Er hatte," erzählt

Goethe, „den grenzenlosen Stoff dergestalt behandelt, daß er sich als Herrn dieser Masse gar wohl empfinden mochte. Aber eben durch diese Fülle ward eine strengere Behandlung peinlich, wovon ich Zeuge sein konnte, weil er sich über alles, was er dichterisch vorhatte, mit Andern gern besprach und, was zu thun sein mochte, hin und wieder überlegte." — „Die Zurüstungen zu einem so verwickelten Ganzen," schreibt Schiller 18. März 1796, „setzen das Gemüth doch in eine gar sonderbare Bewegung. Schon die allererste Operation, eine gewisse Methode für das Geschäft zu suchen, ist keine Kleinigkeit. Von meiner alten Art und Kunst kann ich freilich wenig dabei brauchen; aber ich hoffe in der neuen nun schon weit genug zu sein, um es damit zu wagen. — Wallenstein hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensact groß; ich hoffe aber nichts desto weniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Charakter in ihm aufzustellen. Vordem habe ich die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht, hier will ich durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität entschädigen. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber etwas übrigbleibt, was mein ist und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Product keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren."

Es kam ihm zu Statten, daß ihm wieder Gelegenheit wurde, sich mit dem wirklichen Theater zu beschäftigen. Goethe hatte bis dahin seine Direction lässig betrieben, nach dem Grundsatz, „alles und jedes" zu geben. Nun meldete sich Iffland, der, 37 J. alt, als neuer Director des Theaters nach Berlin ging,*) zum Gastspiel in Weimar; Goethe that alles Mögliche, den Abstich seiner Truppe gegen den berühmten Schauspieler weniger fühlbar zu machen, und übertrug Schiller, der sich 23. März bis 20. April in Weimar aufhielt, die Bearbeitung seines Egmont für die Aufführung. Schiller griff mit einer Unerschrockenheit ohne Gleichen durch: die ganze Figur der Regentin wurde weggeschafft, ebenso das Traumbild; durch starke Verkürzungen,

*) Ramler hatte seine Stelle niedergelegt; er starb 11. April 1798, 74 J. alt. Engel leistete noch vorläufig hilfreiche Hand.

Umstellung der Scenen, durch Zusätze kam in das Ganze eine lebhaftere Bewegung. Goethe ließ sich alles gefallen. So wurde das Stück, mit eingelegter Musik von Reichardt, Mai 1796 gegeben. Das weimarer Theater datirt von diesem Gastspiel eine Epoche; Böttiger verherrlichte es durch die enthusiastische Kritik, die man aus dem Zerbino kennt. — Einen nicht geringeren Eindruck als Iffland machte in der kleinen Residenz der deutschen Literatur gleich darauf der Dichter des „Hesperus".

29. Febr. 1796 schrieb Frau v. Kalb an Jean Paul einen Verehrungsbrief und bat um einen persönlichen Besuch. Sie war jetzt 35 J. alt, 2 J. älter als der Dichter; aber noch immer eine schöne Frau, noch immer voll hoher Empfindungen, noch immer bereit, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen, wenn sich ein passender Ersatz fände. 9 J. waren es her, daß sie Schiller nach Weimar gerufen; gerade in diesen Tagen beklagte sie sich lebhaft gegen Fr. v. Stein*) über Vernachlässigung von Seiten dieses alten Freundes.

Jean Paul war es sehr willkommen, da er ein Modell für seine Titanide suchte. Aber er hatte noch eine andere Verehrerin zu beschwichtigen: die Gattin des General v. Kropf in Baireuth. „Sie hat eine majestätische Länge; 27 J. ... einen halb übers Gesicht gegangenen Wiederschein der Morgenröthe nnd nichts als Schönheiten im Gesicht ... sie hat ein Kometenhaar oder eine ordentliche Haarschleppe — die schönste veredelte berliner Aussprache. — Ramler hat ihr den Horaz dediciren wollen .. sie dutzt sich mit einer Prinzessin nnd war bei Hofe, Du solltest sie gehen sehn! — Sie macht hier das beste Haus; bei ihr sind alle Meublen schöner als ich je gesehn. Ihr Mann ist ein gutmüthiger Pommer; sie sagt, sie sei ohne Liebe in der Ehe, doch durch die Achtung für ihn glücklich."

Von Baireuth zurückgekehrt, meldet er 19. Mai an Fr. v. Kalb seine bevorstehende Ankunft. „Zu der Seele, zu der ich komme und eile, und deren Glorie mit so viel Strahlen auf Ihren drei Blättern an mich liegt, werde ich mit der freundlichsten gehn. ... Ich werde immer sehnsüchtiger, je länger es dauert."

10. Juni: „Endlich, gnädige Frau! hab' ich die Himmelsthore aufgedrückt und stehe mitten in Weimar. Ich bin noch nicht aus der Reisekruste heraus, so nehme ich schon die Feder zur bittenden Frage: welche einsame Stunde? denn zwischen dem ersten Sehen sollte nie das dritte Paar

*) „Es ist recht possirlich," schreibt diese 3. Mai an Lottchen, „daß die Kalb nicht die gehörigen Worte zu ihren Gedanken finden kann: man sollte meinen, Schiller trüge ein härен Hemd und geißelte sich."

Augen ſtehn. Sie vergönnen mir, daß ich vor zitternder Freude ſo unordentlich rede als ſchreibe. Sie können zu meiner Himmelfahrt zu Ihnen jede Minute, ſogar die heutigen beſtimmen." — 12. Juni, an Otto: — „Gott ſah geſtern doch einen überglücklichen Sterblichen, und der war ich. — Vormittags ging ich zur Kalb. Sie hat zwei große Dinge, große Augen, wie ich noch keine ſah, und eine große Seele. Sie ſpricht gerade ſo, wie Herder ſchreibt. Sie iſt ſtark, voll, auch das Geſicht. Drei Viertheil Zeit brachte ſie mit Lachen hin, deſſen eine Hälfte aber nur Nervenſchwäche iſt, und ein Viertheil mit Ernſt, wobei ſie die großen, faſt ganz zugeſunkenen Augenlider himmliſch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechſelweiſe verhüllen und entblößen. Sie ſind ein ſonderbarer Menſch! das ſagte ſie mir dreißigmal. Ach hier ſind Weiber!" — „Alle meine männlichen Bekanntſchaften — ich wollte, dieſe nicht allein — fingen ſich mit den wärmſten Umarmungen an." — Endlich kommen Herder's: — „und unter dem freien Himmel lag ich an ſeinem Mund und an ſeiner Bruſt, ich konnte vor erſtickender Freude kaum ſprechen, nur weinen. Herder konnte mich nicht ſatt umarmen — als ich mich umſah, waren die Augen Knebel's auch naß." — Abends alle bei der Kalb — auch Fr. v. Stein, Amalie v. Imhof, Corona Schröter. „Male Dir den unter Wein, Ernſt, Spott, Witz und Laune verſchwelgten Abend und die Vormitternacht." — 17. Juni: „Geſtern mit der Kalb nach Tiefurt. Wir beide blieben jeden Abend ganz allein beiſammen. Sie iſt ein Weib wie keines, mit einem allmächtigen Herzen, einem Felſen-Ich; eine Woldemarin." — 18. Juni: — „Ich habe in Weimar zwanzig Jahre in wenig Tagen verlebt. Ich bin ganz glücklich, ganz, nicht blos über alle Erwartung, auch über alle Beſchreibung. — Aber ein bitterſter Tropfen ſchwimmt in meinem Freudenbecher: was Jean Paul gewann, das verliert die Menſchheit in ſeinen Augen: ach meine Ideale von größern Menſchen! — Schon am zweiten Tage warf ich mein dummes Vorurtheil für große Autoren ab. Gleichwohl kam ich mit Scheu zu Goethe. Die Kalb und jeder malte ihn ganz kalt für alle Menſchen und Sachen auf der Erde. Die Kalb ſagte, er bewundert nichts mehr, nicht einmal ſich; jedes Wort ſei Eis, zumal gegen Fremde; er habe etwas Steifes, reichsſtädtiſch Stolzes; blos Kunſtſachen wärmen noch ſeine Herznieren an. — Ich ging ohne Wärme, blos aus Neugier. Sein Haus frappirt, es iſt das einzige Weimars im italieniſchen Geſchmack, mit ſolchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angſt preßt die Bruſt. Endlich tritt der Gott her, kalt, einſilbig. Seine Geſtalt iſt markig und feurig, ſein Auge ein Licht. Endlich ſchürte ihn nicht blos der Champagner, ſondern die Geſpräche über Kunſt an ... Zuletzt drückte er dem enthuſiaſtiſchen Paul die Hand. Er

hält ſeine dichteriſche Laufbahn für beſchloſſen. Beim Himmel! wir wollen uns doch lieben!"

Goethe ſtand ſchlecht mit der Geſellſchaft; er fühlte ſich eigentlich nur wohl, wenn er in Jena bei Schiller war. Fr. v. Stein, die beſtändig kränkelte, legte in einem Trauerſpiel „Dido" ihre ganzen Erlebniſſe mit Goethe nieder, ſelbſt den Kaffeebrief: das Stück iſt noch vorhanden. „Durch Goethe's Abſchied," ſchreibt ſie Mai 1796 an Lottchen, „bin ich für alle mir noch bevorſtehenden Schmerzen geheilt worden; ich kann alles dulden und alles verzeihen. — Ich kann das Epigramm: Frech wohl bin ich geworden — —, das man mir eben vorlas, wie ich ſo krank war, nicht aus meinem Kopf kriegen, und kann nicht ausfindig machen, ob der naive und ſentimentale Dichtergeiſt darin beiſammen ſteht; aber meinem Spitz muß ich's immer vorſagen, wenn ihm ſo recht hündiſch wohl iſt, denn er iſt mir recht treu und recht fromm, er beißt Niemand und iſt wirklich kein Schuft."

10. April hatte A. W. Schlegel Braunſchweig verlaſſen und ſeinen Bruder in Dresden beſucht, wo er Körner*) ſehr wohl gefiel; Anfangs Mai beſuchte er Weimar. 18. Juni fand ihn Fr. v. Kalb in Jena bei Schiller: „Sein Geſicht iſt gut, aber nicht originell, und mich dünkt, es liegt viel Firniß der Bildung und Welt darüber." — Er reiſte dann nach Braunſchweig zurück, ſich zu verheirathen. — Ueber Jean Paul ſagte ſie dem ehemaligen Freund „mit einem herausfordernden Blick und gepreßten Ton:" „er iſt ſehr, ſehr intereſſant!" — An Jean Paul ſelbſt: „Alles Warten zerſtört mich; ich habe lieber Schmerzen des Körpers und der Seele als Warten. Ich bin eiferſüchtig... Ich glaube, man wird Sie hier nicht fortlaſſen. Ich laſſe Sie fort: bei mir muß alles ſo nothwendig ſein, wie die Geſetze der Natur — Leben und Tod — Leben und —" „Sie kein Magnet?! — Wer darf ſo läſtern! Ich grüße den Unſterblichen!" — „Ich habe ſchmählen wollen — der Teufel mags nun thun! Aber um Gottes willen, zeige keinem andern als mir Dein Herz! Alle, die Dich faſſen, werden für Dich ſterben wollen! Nein um Gottes willen nicht! Wie in einem Spiegelzimmer ſtehſt Du da und wirfſt über alle Deine Geſtalt, blickſt aus ihr mit Deinem Geiſt, Deinem Gemüth. Aber wir ſind keine Spiegel, ſo glatt und kalt, nein, nein, nein! Eine idealiſche Schilderung liebt die Seele, einen idealiſchen Menſchen liebt das Herz und will es, und will es, und will Ihn!... Alle Welt will ihn haben, bei Gott alle Welt! Nein, nein, nein! ſie ſoll ihn nicht haben, oder ich will vergehen, ich will erſt vernichtet ſein, dann kann ſie ihn haben!"

Er an Sie: „Ich reiche Dir die Hand über Zeit und Raum!

*) Ende April beſuchte Körner mit ſeiner Familie den Freund.

Es war eine Zeit, ehe ich Dich kannte und liebte; die Ewigkeit beginnt für den Liebenden. U. ſ. w. „Ich leide wie Du, denn tief iſt der Schmerz der ewigen Sehnſucht. Ich rettete vom Leben wenig und werfe es über die kleine Welt.“ „Ich habe heute wieder die zerſetzende Sehnſucht, deren aqua toffana das Leben auseinanderlegt.“ An ſeinen Freund: „ſogar in Paris ſoll nicht ſo viel Freiheit von Gêne ſein als hier.“ 24. Juni reiſte er ihr nach Jena nach: „Ich trat vor den felſigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremde zurückſpringen. Seine Geſtalt iſt verworren, hart, kräftig, voll Edelſteine, voll ſcharfer ſchneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er ſpricht beinahe ſo vortrefflich als er ſchreibt.“ — Schiller an Goethe: „Ich habe ihn ziemlich geſunden, wie ich ihn erwartete: fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen iſt, voll guten Willens, und herzlich geneigt, die Dinge außer ſich zu ſehen, nur nicht mit dem Organ, womit man ſieht.“

Endlich kam die Scheideſtunde: „Dieſe dreiwöchentliche Stelle in meiner Lebenslaufbahn iſt eine Bergſtraße, die eine neue Welt in mir anfängt.“ — 11. Juli war er wieder in Hof, wo er täglich leidenſchaftliche Briefe von Fr. von Kalb erhielt, die er mit beſchwichtigenden erwiderte. „O! werd' ich denken, wenn ich Dein wund geſchultes Herz in der Vergangenheit von einem Felſen auf den andern geworfen erblicke, o gutes Geſchick, gieb dieſer müden Seele nur jetzt einmal eine reiche grüne Stätte! greife nur jetzt nicht mehr ſo hart zwiſchen dieſes loſe wieder zuſammengeknüpfte Nervengewebe; beſcher' ihr Ruhe in der Bruſt, einen ſanften Lebensweg, den die ſchimmernden Gletſcher der zweiten Welt magiſch begrenzen, und lauter Menſchen, die ſie lieben!“

Auch Voß erwartete man in Jena; er hatte 20. Mai bis 10. Juni mit Erneſtine ſelige Tage in Halberſtadt verlebt (Gleim machte ihm wieder ein Geſchenk von 1000 Gl.), und war dann in Halle geweſen, wo ihn aber Reichardt abhielt, die Dichter der Xenien zu beſuchen. Derſelbe bemühte ſich um die Zeit, auch Fichte zu gewinnen, und machte Klatſchereien gegen Reinhold und Baggeſen; in ſeinem Journal „Deutſchland“ wurde zuweilen auf die Horen geſtichelt; Schiller hatte einen alten Haß auf ihn, und ſuchte auch Goethe darin zu beſtärken, der ſpäter erzählt: „Man hatte mit ihm, ungeachtet ſeiner vor- und zudringlichen Natur, in Rückſicht auf ſein bedeutendes Talent in gutem Vernehmen geſtanden; er war der erſte, der mit Ernſt und Stetigkeit meine lyriſchen Arbeiten durch Muſik ins Allgemeine förderte, und ohnedies lag es in meiner Art, durch herkömmliche Dankbarkeit unbequeme Menſchen fortzudulden, wenn ſie mir es nicht gar zu arg machten; alsdann aber meiſt mit Ungeſtüm ein ſolches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte ſich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen unaufhaltſamen Folgen ſolcher gewaltthätig aufgelöſten Zuſtände

mit Augen ſchauend, und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durchblickend, hielt ein- für allemal am Beſtehenden feſt, an deſſen Verbeſſerung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verſtändigen ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte dieſe Geſinnung nicht verhehlen; daher ſich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltſam an den Tag kam." „Wir kennen dieſen falſchen Freund ſchon lange," hatte er 30. Jan. 1796 an Schiller geſchrieben, „und haben ihm blos ſeine allgemeinen Unarten nachgeſehen, weil er ſeinen beſondern Tribut regelmäßig abtrug."

Durch Reichardt gegen Weimar und Jena eingenommen, wurde Voß noch verſtimmter, als bald nach ſeiner Rückkehr nach Entin (7. Juli) die L. Z. von A. W. Schlegel eine Kritik ſeines Homer brachte, die bei wärmſter und einſichtsvollſter Anerkennung doch ernſte Bedenken gegen die Methode der Ueberſetzung nicht verhehlte. Schlegel verwahrte ſich gegen die Neuerungen, die dem Genius der deutſchen Sprache zuwider ſeien. „Daß einzelne Dichter durch ihr Beiſpiel einen großen Einfluß auf die Ausbildung der Sprache haben können, beweiſt die Geſchichte. Auch hat man vieles anfangs als ſprachverderbt verſchrieen, was nachher Eingang gefunden und ſich als wahre Veredelung bewährt hat; nur darf das vorgeſchlagene Neue nicht in Widerſpruch mit dem entſchieden Feſtgeſetzten ſtehn. Die Sprache iſt ein geordnetes Ganze, nach Geſetzen der Aehnlichkeit und Verwandtſchaft zieht alles in ihr ſich an oder ſtößt ſich ab, allgemeine Formen gehen durch ſie hin, beleben den Stoff und üben dagegen eine bindende Gewalt an ihm aus." Durch zu ängſtliche Nachbildung des Einzelnen ſei der Charakter des Ganzen beeinträchtigt: Voß habe mehr das Aeußerliche der Redefügungen als den innern Kern der Homeriſchen Poeſie, Natürlichkeit und ſinnliche Klarheit ins Auge gefaßt. Durch jene Aengſtlichkeit der Nachbildung komme in die Dichtung etwas Moſaikartiges, was im Original nicht vorhanden ſei. — Das Beiſpiel eines ſo bedeutenden Verſuchs müſſe auf die Dichtung ſelbſt einen nachtheiligen Einfluß üben. „Im Geiſt unſerer Sprache liegt, wie im Charakter unſerer Nation, eine ſehr vielſeitige Bildſamkeit. Der Eifer des Deutſchen, alles Ausländiſche gründlich kennen zu lernen; die Willigkeit, ſich in die entlegenſten Denkarten und in die abſtechendſten Sitten zu verſetzen; die Wärme, womit er echtem Gehalt, auch in der ungewohnteſten Tracht, huldigt, ſind oft in Nachahmungsſucht und thörichte Vorliebe für das Fremde ausgeartet." Und ſo wurde namentlich das methodiſche Anſchmiegen an die griechiſche Wortfolge getadelt. — Goethe und Schiller wurden durch dieſe Kritik völlig überzeugt; Schlegel ſelbſt, der bei ſeinen eigenen Ueberſetzungen ſich die Voſſiſchen Grundſätze mehr und mehr aneignete, nahm ſpäter (1801) ſein Urtheil zurück. Gleich-

wohl läßt ſich der Schaden, den dieſe wiederholten Gräcismen der freien Bewegung unſerer poetiſchen Sprache gethan, nicht ableugnen. — Voß, in ſolchen Dingen ſehr kleinlich, hat ſeinem Kritiker ſein Leben lang nicht vergeben.

Anfang Juli kam A. W. Schlegel als verheiratheter Mann nach Jena zurück und richtete ſich häuslich ein. Caroline, ſeine Frau (33 J. alt, 4 J. älter als ihr Mann), die Tochter des göttinger Prof. Michaelis, eine genaue Freundin von Thereſe Heyne, hatte ſich im 21. J. mit dem Bergphyſikus Böhmer in Klausthal verheirathet und war dann von ihm geſchieden: ihre Tochter Auguſte erfreute ſich der beſondern Liebe des Stiefvaters. Sie ſelbſt war eine ſchöne und geiſtvolle Frau, von großem Einfluß auf die Geſellſchaft und auch zu literariſchen Arbeiten geſchickt: ſie nahm ihrem Mann, der nun das ganze Fach der ſchönen Literatur in der L. Z. zu beſorgen hatte, einen guten Theil des Geſchäfts ab.

Schlegel konnte nicht genug rühmen, wie freundlich Schiller ſich ſeiner annahm; ſie ſtanden im intimſten häuslichen Verkehr, an dem ſich auch die Kalb betheiligte. Eine Störung trat bald darauf durch eine Recenſion des Muſen-Almanachs ein, die Fr. Schlegel, ſehr gegen den Willen ſeines Bruders, in Reichardt's Deutſchland veröffentlichte. Fr. Schlegel dachte nichts Arges dabei; als die Recenſion gedruckt war, empfand er freilich, daß manche Stellen Schiller verdrießen müßten, und Körner legte im Voraus (21. Juli) Fürbitte für ihn ein. Uebrigens enthielt die Recenſion ſelbſt einige ganz treffende Bemerkungen. „Noch zu rechter Zeit iſt Schiller aus den unterirdiſchen Grüften der Metaphyſik wieder ans Tageslicht geſtiegen. — Die Elegie, welche ein ſanftes Ueberſtrömen der Empfindungen fordert, ſcheint ſeinem raſchen Feuer und gedrängter Kraft nicht angemeſſen; ſeine kühne Männlichkeit wird durch den Ueberfluß, wozu ſelbſt der Rhythmus lockt, wie verzerrt; faſt könnte es ſcheinen, daß er in früherer Zeit die ihm angemeſſene Tonart glücklicher zu treffen gewußt habe. — An Beſtimmtheit und Klarheit hat aber ſeine Einbildungskraft unendlich gewonnen. Ehedem war ſeine üppige Bilderſprache ein ſtreitendes Geſtaltenheer, wie eine im Werden plötzlich angehaltene Schöpfung; jetzt hat er den Ausdruck in ſeiner Gewalt.“ — „Schiller's Unvollendung entſpringt zum Theil aus der Unendlichkeit ſeines Ziels. Es iſt ihm unmöglich, ſich ſelbſt zu beſchränken und unverrückt einem endlichen Ziel zu nähern. Mit einer faſt erhabenen Unmäßigkeit drängt ſich ſein Geiſt immer vorwärts; er kann nie vollenden, aber er iſt auch in ſeinen Abweichungen groß ... Es wäre unbillig, ihn als Dichter mit Goethe zu vergleichen, der faſt nicht umhin kann, auch das Geringſte in ſeiner Art rein zu vollenden, der mit bewunderungswürdiger Selbſtbeherrſchung, ſelbſt auf die Gefahr, unintereſſant und trivial zu erſcheinen, ſeinem einmal beſtimmten Zweck treu

bleibt. Schiller's Poeſie übertrifft nicht ſelten an philoſophiſchem Gehalt ſehr hochgeſchätzte wiſſenſchaftliche Werke, und in ſeinen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Verſuchen bewundert man nicht allein den Schwung des Dichters, die Wendungen des geübten Redners, ſondern auch den Scharfſinn des tiefen Denkers, die Kraft und Würde des Menſchen. Die einmal zerrüttete Geſundheit der Einbildungskraft iſt unheilbar, aber in dem ganzen Umfang ſeines Weſens kann Schiller nur ſteigen, und iſt ſicher vor der Flachheit, in die auch der größte Künſtler, der nur das iſt, auf fremdem Gebiet in ſorgloſer Abſpannung oder muthwilliger Vernachläſſigung, in der Zwiſchenzeit von jugendlicher Blüthe zu männlicher Reife, oder im Herbſt ſeines geiſtigen Lebens verſinken kann."

Als Fr. Schlegel 8. Aug. nach Jena kam, gefiel er Schiller ganz wohl, der gleichwohl nicht gemeint war, ihm ſeine Impertinenzen zu ſchenken, und eine ganze Reihe Xenien wurden ihm gewidmet. Die Schlußredaction derſelben fand während Goethe's Aufenthalt in Jena, 18. Aug. bis 4. Oct., ſtatt; Schiller hatte ganz nach Gutdünken verfahren, wie denn überhaupt alles Bedeutendere von ihm herrührt. In der neuen Zuſammenſtellung leſen ſich die Xenien für uns artig genug; die Betroffenen, als „Ochs", „Nickel", „giftiges Inſect" u. ſ. w. bezeichnet, mochten anders empfinden; waren doch ſelbſt arge Perſönlichkeiten, z. B. gegen Forſter, nicht ganz vermieden. Sämmtliche Journale, die ſich die Vertheidigung der „Invaliden" zur Aufgabe geſetzt, mußten daran glauben; die „Jeremiaden" des Reichsanzeigers: „Alles in Deutſchland hat ſich in Proſa und Verſen verſchlimmert, ach, und hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit!" wurden gebührend berückſichtigt. Vortrefflich gegen die gemeinen Naturaliſten des Theaters iſt das Geſpräch mit dem Schatten des Herkules im Orkus: „O die Natur, die zeigt auf unſern Bühnen ſich wieder ſplitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt ... Uns ſelbſt und unſere guten Bekannten, unſern Jammer und Noth ſuchen und finden wir hier ... Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch." Ebenſo bekannt ſind die Unterredungen mit den Philoſophen, der Spott gegen die Kantianer, gegen Fichte, mit einigen Seitenhieben auf den Meiſter ſelbſt: „Tacht' ich's doch! Wiſſen ſie nichts Vernünftiges mehr zu erwidern, ſchieben ſie's einem geſchwind in das Gewiſſen hinein!"

Sehr übel kam die fromme Geſellſchaft in Holſtein weg, die überhaupt in Weimar und Jena immer mehr Anſtoß gab. W. v. Humboldt, der ſie Anfang Auguſt beſucht, hatte humoriſtiſche Schilderungen davon entworfen. Ueber Jacobi hatte ſich Fr. Schlegel („Deutſchland", Febr. 1796) ziemlich ſpöttiſch ausgeſprochen; er bedauerte, ſo viel Wahrheit in ein ſo widerliches myſtiſches Gewebe verflochten, ſo viel ſchöne kräftige Sprache dem

Dienſt der ſonderbarſten geiſtigen Buhlerei gewidmet zu ſehn. „Es hält ſchwer, ſich einen ſolchen Mann als aufrichtigen Eiferer für poſitive geoffenbarte Religion zu denken; wenn man nicht in ihm ſelbſt Genie zum Religionsſtifter annehmen mag. Indeß hat der Reiz, den die Schwierigkeit eines ſolchen Kunſtſtücks hat, ſchon manchen trefflichen Menſchen vom feſten Boden aufs ſchwankende Seil gebracht.“ Dann folgte, Aug. 1796, eine Kritik des „Woldemar“, von dem eine neue verbeſſerte Auflage erſchien, diesmal wieder ohne die Widmung an Goethe. — An gerechter Anerkennung läßt es Fr. Schlegel nicht fehlen: er rühmt Jacobi's ſchönen, lebendigen, warmen, genialen Ausdruck; er iſt ihm dankbar für die Liebe, mit welcher er das Recht des Herzens gegen die Sophiſten und Vernünftler, die Einheit des Lebens gegen die Materialiſten verficht: der leitende Gedanke all ſeiner Schriften ſei, Liebe, Gott, alles Höhe im Menſchen aus dem Bereich des Traums und des Wahns zu ziehn. Er ſei Philoſoph von Charakter, nicht von Profeſſion. „Seine Philoſophie iſt ein reiches Reſultat ſeiner individuellen Erfahrung, eine entſchiedene Gegnerin jener todten Philoſophie, welche nur mit Buchſtaben, den Geſpenſtern des ehemals Wirklichen, ein Gewerbe treibt.“

„Aber mit dem bloßen Streben nach dem Unendlichen iſt die Sache noch nicht gethan. Ein Werk kann bei dieſer hohen Tendenz dennoch durch und durch unlauter und verkehrt ſein.“ Das Bedenkliche im Charakter ſeines Helden empfindet Jacobi ſelbſt. „Heftig ergriff ſein Herz alles, wovon es berührt wurde, und ſog es in ſich mit langen Zügen. Sobald ſich Gedanken in ihm bilden konnten, wurde jede Empfindung in ihm Gedanke, und jeder Gedanke wieder Empfindung. Was ihn anzog, dem folgte ſeine ganze Seele; darin verlor er jedesmal ſich ſelbſt.“ Aber die Kritik des Dichters gegen ſein Geſchöpf iſt nicht ſcharf genug; er empfindet nicht das Ungeſunde der Verhältniſſe, in die er ihn einführt. „Ein Weib zu lieben, gleich als wäre ſie ein Mann; von einem Freunde geliebt zu werden mit weiblicher Nachſicht und Anbetung: das war es, was ſein verzärteltes Herz begehrte ... In einem ſo gebrechlichen Herzen muß die Liebe, ihr Gegenſtand ſei welcher er wolle, ihre edle einfache Natur verwandeln. Er und ſeine Freundin reden zwar unaufhörlich von hohen Idealen der Freundſchaft und erörtern das förmlich, worüber ſich wahrhaft delicate Menſchen ſtillſchweigend verſtanden haben würden: wo hingegen die ſchnellſte Offenheit nothwendig war, brüten ſie einſam und ſchmollen mißtrauiſch ... Feine Wolluſt macht Woldemar zum groben Egoiſten. So genießt er die Laïs ſeiner Seele, liebt ſie nicht: es iſt wirklich empörend, wie er ſich noch freuen darf, daß er ſie beſitze, ohne von ihr beſeſſen zu werden ... Dieſe Beſchaffenheit des Helden verbreitet ihren widrigen Einfluß auf das Schönſte im Buch. Das Zarteſte ſelbſt wird

indelicat, weil es uns ſeine ſelbſtiſche Befriedigung malt; ſo die Art, wie beide Freundinnen ſich bemühen, dem Weichling das Leben zu verſüßen und ihm jeden Anſtoß aus dem Wege zu räumen. Wir können nicht umhin zu glauben, daß es demjenigen an wahrer Kraft fehlt, der Andere ſo viel für ſich thun läßt, der eines ſolchen Zauberkreiſes bedarf, um darin zu exiſtiren. Warum beſtehn aber auch ſeine Lieben ſo hartnäckig darauf, ihn zu vergöttern, da ſie doch wiſſen, daß eitel Hochmuth und Lüſte in ihm ſind? Es iſt ein großes Uebel, wenn ein Menſch zum Schoskind der ihn zunächſt Umgebenden geworden iſt. Einem geſunden Menſchen würde es läſtig fallen; Woldemar beſtärkt es nur in ſeiner Eitelkeit, und verwickelt ihn noch tiefer in Speculationen über ſich ſelbſt, zu denen er ſchon ſo geneigt iſt. Dieſes Grübeln iſt das beſte Mittel, einen ohnehin kranken Geiſt ganz zu ſchwächen und zu verderben, wie beſtändiges Mediciniren den Körper entnervt. Woldemar erſcheint nur da raſtlos thätig, wo man nicht den geringſten Widerſtand findet, in den Räumen der Einbildungskraft; er macht ſich ein angelegentliches Geſchäft daraus, ſeine Gefühle ſorgfältig zu regiſtriren. Er geht in ſeinen häufigen Naturbeſchreibungen gleichſam auf die Jagd nach himmliſchen Empfindungen aus; ſein armes Herz kann nur im Irrthum genießen; mühſam muß er erſt das Todte um ſich her beleben, um durch eine künſtliche Täuſchung ſeine Empfindungen hervorzulocken, die doch nur trübe und tropfenweiſe rinnen. — Durch das lange Ausſpinnen einer einförmigen Verzückung muß auch ein genialer Schriftſteller in gemeine Empfindelei verſinken."

Der Keim dieſer künſtleriſchen Verirrungen liegt ſchon in Jacobi's Philoſophie. „Jeder Denker, für den Wiſſenſchaft und Wahrheit keinen unbedingten Werth haben, der ihre Geſetze ſeinen Wünſchen nachſetzt, ſie zu ſeinen Zwecken eigennützig mißbraucht, iſt ein Sophiſt; mögen dieſe Wünſche, dieſe Zwecke ſo erhaben ſein und ſo gut ſcheinen wie ſie wollen." „Wenn die wiſſenſchaftliche Unterſuchung nicht von der gerechten Vorausſetzung, daß Wahrheit ſein ſoll, ausgeht, mit dem feſten Entſchluß und der Kraft, ſie zu nehmen wie ſie gefunden wird, ſondern von einer trotzigen Forderung, daß dies oder jenes wahr ſein ſoll, ſo muß ſie mit Unglauben und Verzweiflung, oder mit Aberglauben und Schwärmerei endigen, je nachdem der Unterſucher mehr Muth hat, der Erfahrung oder der Vernunft Hohn zu ſprechen. Wer von der Philoſophie verlangt, daß ſie ihm eine Julia machen ſoll, der wird früher oder ſpäter mit Romeo rufen: hang up Philosophy! Iſt er, während er ſie ſuchte, ſeiner Julie untreu geworden und hat die Philoſophie ſelbſt lieb gewonnen, ſo überwältigen ihn die Widerſprüche, er wird ein bedauernswürdiger Märtyrer der Wahrheit; liebt er aber ſeine Julia von ganzer Seele und macht ſich nichts aus der Wahrheit, ſo darf er nur durch einen dreiſten Machtſpruch den

Zweifeln Schweigen gebieten: er wird glücklich, und hängt die Philoſophie.“ „Jacobi's unverſöhnlicher Haß gegen die philoſophirende Vernunft verräth ſeinen Mangel an Zuverſicht. Die Wahrheit läßt ſich nun einmal nicht ertrotzen; und wer ſeine Vernunft betäubt, um nur glauben zu dürfen, was ſein Herz begehrt, endigt mit Mißtrauen gegen die geliebte Wahrheit ſelbſt.“*)

Die Ueberſpannung des Denkens macht ſich auch im Sittlichen geltend. In Jacobi's Roman „lebt, athmet und glüht ein verführeriſcher Geiſt vollendeter Seelenſchwelgerei, eine grenzenloſe Unmäßigkeit, welche trotz ihres edlen Urſprungs alle Geſetze der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit durchaus vernichtet. Das Streben nach dem Genuß des Unendlichen mußte einen Hang zur beſchaulichen Einſamkeit erzeugen, der durch die Seelenloſigkeit der Umgebungen leicht verſtärkt werden konnte. Verſunken in ſich ſelbſt mußte der nach Ewigkeit Lechzende bald zum Bewußtſein eines göttlichen Vermögens gelangen, ſeine Empfindungen davon in Begriffe auflöſen, und dieſe Begriffe nach ſeiner urſprünglichen Unmäßigkeit, die immer alles in einem Wirklichen ſuchte, ins Unendliche erweitern. Daher die Lehre von der geſetzgebenden Kraft des moraliſchen Genies, von den Licenzen hoher Poeſie, welche Heroen ſich wider die Grammatik der Tugend erlauben dürfen; gefährlicher Indifferentism gegen die Form; Myſticism der Geſetzesfeindſchaft; daher die Liebe zum Alterthum, an dem er nur die Natürlichkeit und den lebendigen Zuſammenhang des Verſtandes und des Herzens kennen und ſchätzen konnte: denn für das Claſſiſche, Schickliche und Vollendete, für geſetzlich freie Gemeinſchaft fehlt es dieſem Modernen durchaus an Sinn. Der allgemeine Ton, der ſich über das Ganze verbreitet und ihm eine Einheit des Colorits giebt, iſt Ueberſpannung: eine Erweiterung jedes einzelnen Objects der Liebe oder Begierde über alle Grenzen der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit ins unermeßliche Leere hinaus.“ — „Setzt jenes Streben nach dem Unendlichen ohne das Vermögen der Harmonie in eine Seele, deren Sinnlichkeit höchſt rege und zart, aber gleichſam unendlich verletzbar iſt: und ſie wird ewig die glückliche Vereinigung des Entgegengeſetzten, ohne welche die größte wie die kleinſte Aufgabe der menſchlichen Beſtimmung nicht erfüllt werden kann, verfehlen; ſie wird zwiſchen der verſchloſſenſten Einſamkeit und der unbedingteſten Hingebung, zwiſchen Hochmuth und Zerknirſchung, zwiſchen Entzücken und Verzweiflung, zwiſchen Zügelloſigkeit und Knechtſchaft ewig ſchwanken.“

*) Verwirrt durch den Eindruck der römiſchen Geſchichte, ſchrieb Jacobi in dieſen Tagen an Eliſe Reimarus: „Wider dies alles weiß ich mir nur durch das Gefühl eines Beſſern in mir ſelbſt zu helfen ... Wenn ich in Augenblicken dies Gefühl nicht anregen kann, ſo bin ich ein Gottesleugner, und die Menſchheit iſt mir ein Abſcheu.“

„Woldemar iſt eine Einladungsſchrift zur Bekanntſchaft mit Gott, und das theologiſche Kunſtwerk endigt, wie alle moraliſchen Debauchen endigen, mit einem Salto mortale der göttlichen Barmherzigkeit.“ — Es iſt ein hartes Wort, aber es trifft; es trifft nicht blos Jacobi: überblickt man Fr. Schlegel's eigne ſpätere Entwickelung, ſo wird man keine bezeichnendere und gerechtere Form des Urtheils finden als ſein eignes Wort. Von der Debauche der Lucinde mit einem Salto mortale in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche!

Jacobi empfand in der Kritik nur das Uebelwollen. In ſeinem Kreiſe — den franzöſiſchen Emigranten und dem holſteiniſchen Adel — verwöhnt, ſuchte er gern zwiſchen allen Gegenſätzen zu vermitteln. „Seine Begierde, allen ſich mitzutheilen, ſich aller Liebe zu erwerben,“ ſchreibt Voß, „verleitet ihn bisweilen zu halben Schritten; aber gewarnt, beſinnt er ſich doch keinen Augenblick, welche Bahn er zu wählen hat.“ Reinhold und Baggeſen ſtanden Jacobi am nächſten. Mit all dieſen guten Leuten ſuchte Voß leidlichen Verkehr zu halten; am ſauerſten machte ihm Stolberg das Leben, der bei ſeiner gutmüthigen, weichen und reizbaren Natur jetzt in einer beſtändigen fliegenden Hitze gegen alles war, was nach Revolution ſchmeckte. Voß ehrte in ihm die alten Erinnerungen; daß ihre Freiheitsliebe ſchon in der Jugend eine ſehr verſchiedene geweſen, war er nicht gewahr geworden: Stolberg liebte die Freiheit als vornehmer Müßiggänger, Voß als Leibeigner, der durch angeſtrengte Arbeit frei geworden war.*) Eine wüthende Ode, „Kaſſandra“, gegen die Illuminaten hatte Stollberg dem M. A. förmlich aufgedrungen: „froſtiges Prahlen mit Empfindung,“ ſchreibt A. W. Schlegel Sept. 1796 in der L. Z., „ohnmächtige Schwärmerei, leeres Selbſtgefühl, gigantiſche Worte und kleine Gedanken“; er wünſcht, daß Voß den Abdruck einem Denunciantenblatt überlaſſen hätte. Aehnlich dachten Goethe und Schiller, der ihm „die Götter Griechenlands“ noch immer nicht vergeſſen hatte: „Bei dieſem Menſchen iſt Dünkel mit Unvermögen in ſo hohem Grade gepaart, daß ich kein Mitleid mit ihm haben kann.... So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz, und die offenbar nur geſuchte Frömmelei!“ Demnach wurde er in den Xenien ſehr bitter verhöhnt. „Als du die griechiſchen Götter geläſtert, da warf dich Apollo aus dem Parnaſſe, dafür gingſt du ins Himmelreich ein!“

Am bitterſten in ſeinem Kampfe gegen die Aufklärung war Schloſſer, Goethe's Schwager, der Juni 1796 gleichfalls nach Eutin überſiedelte.**) Sein „Gaſt-

*) Stolberg's Schweſter Katharina empfing die zarten Huldigungen Schönborn's, der noch in London angeſtellt war.

**) Ebenſo Nicolovius, Stolberg's ehemaliger Hofmeiſter, ſeit 5. Juni 1795 Schloſſer's Schwiegerſohn.

mahl", dem platoniſchen nachgebildet, läßt in der Weiſe Wieland's eine Reihe von Perſonen — einen lutheriſchen Pfarrer, einen Auguſtiner, einen Arzt, einen penſionirten Oberſten u. ſ. w. — ex aequo et bono ſich über die Zeitereigniſſe ausſprechen, mit großer Anmaßung und wenig Gehalt. „In unſern altklugen Zeiten pflegt alles, was aus Gefühl geſagt oder gethan wird, für Schwärmerei gehalten zu werden. Armer Plato! wenn du nicht das Siegel des Alterthums auf dir hätteſt: wer würde dich in dem proſaiſchen Zeitalter noch leſen wollen, in welchem die höchſte Weisheit iſt, nichts zu ſehn, als was vor den Füßen liegt, und nichts anzunehmen, als was man mit Händen greifen kann!"

„Im Grunde iſt wohl alle Philoſophie proſaiſch," erwidert der alte Kant (jetzt 72 J. alt) Mai 1796 (Berl. Arch.) in der Schrift „von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philoſophie". — „Alle dünken ſich vornehmer nach dem Maß, daß ſie glauben nicht arbeiten zu dürfen: und nach dieſem Grundſatz iſt es neuerdings ſo weit gekommen, daß ſich eine vorgebliche Philoſophie, bei der man nicht arbeiten, ſondern nur das Orakel in ſich ſelbſt anhören und genießen darf, um die ganze Weisheit von Grund aus in ſeinen Beſitz zu bringen, unverhohlen ankündigt. — Das Princip, durch Einfluß eines höhern Gefühls philoſophiren zu wollen, iſt unter allen am meiſten für den vornehmen Ton gemacht: denn wer will mir mein Gefühl ſtreiten? — Bisher hatte man nur von drei Stufen des Fürwahrhaltens gehört, dem Wiſſen, Glauben und Meinen. Jetzt wird eine neue angebracht, die kein Fortſchritt des Verſtandes, ſondern Vorempfindung deſſen ſein ſoll, was gar kein Gegenſtand der Sinne iſt: d. h. Ahnung des Ueberſinnlichen. — In der neuern myſtiſch-platoniſchen Sprache heißt es: alle Philosophie der Menschen kann nur die Morgenröthe zeichnen; die Sonne muss geahnt werden. Aber Niemand kann doch eine Sonne ahnen, wenn er nicht ſelbſt ſchon eine geſehn hat. — Zwar in die Sonne (das Ueberſinnliche) hineinſehn, ohne zu erblinden, iſt nicht möglich; aber ſie im Reflex (der die Seele moraliſch erleuchtenden Vernunft) zu ſehn, wie der ältere Plato thut, iſt ganz thunlich; wogegen die Neuplatoniker uns nur eine Theaterſonne geben, weil ſie uns durch Gefühle, Ahnungen, d. h. das Subjective, was gar keinen Begriff von dem Gegenſtand giebt, täuſchen wollen. — In bildlichen Ausdrücken, die jenes Ahnen verſtändlich machen ſollen, iſt der platoniſirende Gefühlsphiloſoph unerſchöpflich. In dieſer Erwartung von Geheimniſſen, oder vielmehr Hinhaltung mit ſolchen, liegt die Verſtimmung der Köpfe zur Schwärmerei. — Wenn einer von den Kraftmännern, welche neuerdings mit Begeiſterung eine Weisheit verkündigen, die ihnen keine Mühe macht, weil ſie dieſe Göttin beim Zipfel ihres Gewandes erhaſcht und ſich ihrer bemächtigt zu haben glauben,

ſagt, er verachte denjenigen, der ſich ſeinen Gott zu machen denkt: ſo gehört das zu den Eigenheiten ihrer Kaſte, deren Ton vornehm iſt. Denn es iſt klar, daß ein Begriff, der aus unſerer Vernunft hervorgehen muß, gemacht ſein müſſe."

Kant wiederholt nun ſeine alte Deduction, wie aus dem Pflichtbegriff der Begriff der Freiheit entſpringt: „Dieſe Frage regt durch das Erſtaunen über die Erhabenheit der innern Anlage in der Menſchheit, und zugleich die Undurchdringlichkeit des Geheimniſſes, welches ſie verhüllt, die ganze Seele auf. Man kann nicht ſatt werden, ſein Augenmerk darauf zu richten, und in ſich ſelbſt eine Macht zu bewundern, die keiner Macht der Natur weicht, und dies durch Ideen erzeugte Gefühl iſt der Punkt des Archimedes, woran die Vernunft ihren Hebel anſetzen kann, und zwar, ohne ihn weder an die gegenwärtige, noch eine künftige Welt, ſondern blos an ihre innere Idee der Freiheit, die durch das unerſchütterliche moraliſche Geſetz als ſichere Grundlage daliegt, anzulegen, um den menſchlichen Willen, ſelbſt beim Widerſtand der ganzen Natur, durch ihre Grundſätze zu bewegen. Das iſt das Geheimniß, welches nur nach langſamer Entwickelung der Begriffe des Verſtandes und ſorgfältig geprüften Grundſätzen, alſo nur durch Arbeit fühlbar werden kann. Daran zu erinnern iſt in unſern Tagen nicht überflüſſig, wo der Philoſoph der Viſion wegen der Gemächlichkeit, die Spitze der Einſicht durch einen kühnen Schwung ohne Mühe zu erreichen, unbemerkt einen großen Anhang um ſich verſammeln könnte, wie denn Kühnheit anſteckend iſt, welches die Polizei im Reich der Wiſſenſchaften nicht dulden kann."

„Der Myſtiker glaubt auf ein Geheimniß zu ſtoßen und etwas überſchwenglich Großes zu ſehen, wo er nichts ſieht; und ſetzt gerade darin, daß er über einer Idee in ſich brütet, die er weder ſich verſtändlich machen, noch andern mittheilen kann, die echte Philoſophie, wo denn das Dichtertalent Nahrung für ſich findet, im Gefühl und Genuß zu ſchwärmen, welches freilich viel einladender und glänzender iſt, als das Geſetz der Vernunft, durch Arbeit ſich einen Beſitz zu erwerben."

In dem „Schreiben an einen jungen Mann, der Philoſophie ſtudiren wollte", wurde nun Schloſſer hämiſch gegen Kant: er gab ſich den Anſchein auf ihn herabzuſehen, da er doch über die Lehre deſſelben in die lächerlichſten Mißverſtändniſſe verfiel; er ſtellte ſich als Repräſentanten des Alterthums dar, denuncirte die neugläubigen Geiſtlichen, und jammerte darüber, daß „allen Ahnungen, Ausblicken aufs Ueberſinnliche, jedem Genius der Dichtkunſt die Flügel abgeſchnitten werden ſollten." Fr. Schlegel verſicherte („Der deutſche Orpheus, ein Beitrag zur neueſten Kirchengeſchichte", in „Deutſchland" Nov. 1796), ſeine geheime Abſicht ſei geweſen, Kant's Anſicht über den „vornehmen Ton"

durch die That zu widerlegen, und ein unübertreffliches Muſter des gemeinen Tons aufzuſtellen. „Um recht zu ſcheinen, muß man ſein: wer vollkommen gemein ſchreiben will, muß pöbelhaft denken.“ Seinen Denunciationen warf er ein verächtliches: Ruhig, Chriſt! entgegen. Schloſſer hatte die Myſtik zu vertreten geſucht: „Myſtiker,“ erwidert Schlegel, „ſind diejenigen, welche zu träge, ſich der Allvollkommenheit unter den ſteten Hinderniſſen der Wirklichkeit dennoch handelnd und kämpfend unverrückt zu nähern, lieber gleich durch gänzliche Verzichtleiſtung auf Wirklichkeit eine volle Seligkeit im Traum wohlfeil oder auch theuer erkaufen. Dazu gehört Stärke der Einbildungskraft. Dieſe fehlt Schloſſer: ſeine Schwärmereien ſind von der froſtigen Gattung.“

Kant erwiderte (Dec. 1796): „Die Lüge iſt der eigentliche faule Fleck in der menſchlichen Natur; das Gebot: Du ſollſt nicht lügen! zum Grundſatz in die Philoſophie aufgenommen, würde den ewigen Frieden in ihr nicht nur bewirken, ſondern auch in alle Zukunft ſichern können.“ — Schiller war ganz auf Kant's Seite· „es iſt in dieſem alten Herrn noch etwas ſo wahrhaft Jugendliches, das man beinahe äſthetiſch nennen möchte“. Schloſſer's Schrift ekelte ihn an: „ſie zeigt einen gegen lautere Ueberzeugung verſtockten Sinn, eine incorrigible Gemüthsverhärtung, Blindheit wenigſtens, wenn keine vorſätzliche Verblendung. In einen arroganten Philoſophenton finde ich eine recht gemeine Salbaderei eingekleidet; überall wird an das gemeine Intereſſe der menſchlichen Natur appellirt, und nirgend finde ich eine Spur von eigentlichem Intereſſe für Wahrheit an ſich ſelbſt. Was ſoll man dazu ſagen, wenn nach ſo vielen und gar nicht verlorenen Bemühungen der neuen Philoſophen, den Punkt des Streites in die beſtimmteſten und eigentlichſten Formeln zu bringen, wenn nun einer mit einer Allegorie anmarſchirt kommt, und was man ſorgfältig dem reinen Denkvermögen zubereitet hatte, nun wieder in ein Helldunkel hüllt. Dieſe Leute wollen ſich auch durch die Metaphyſik hindurch riechen und fühlen, ſie wollen überall ſynthetiſch erkennen; aber ihr Bemühen, den Menſchen immer bei ſeiner Totalität zu behaupten, iſt nur eine klägliche Bemühung, ihr armes Selbſt in behaglicher Dunkelheit glücklich durchzubringen.“

Jacobi's Freundin, Gräfin Julie Reventlow, reiſte ſeit einigen Jahren in Italien, mit ihrer Pflegetochter Ina Holk, die in Rom öffentlich zur katholiſchen Kirche übertrat. „Es iſt mir lieb,“ ſchreibt Goethe 30. Oct. an Meyer, der gleichfalls dort war, „daß Ihnen die reifende Dame aufgeſtoßen iſt, und daß Sie durch dies Muſterbild einen Begriff von dem chriſtlich-moraliſch äſthetiſchen Jammer bekommen haben, der ſich an den Ufern der Oſtſee in der ohnmächtigſten Aufgeblaſenheit verſammelt. Es iſt weder ein Bund, noch eine Geſellſchaft, ſondern der höchſte Grad von Schwäche, Armuth, Verworrenheit und Eigendünkel, der ſie verbindet; denn im Grunde ſind ſie

mit einander gar nicht einig, als darin, daß sie gern alles, was sich über das Niveau ihrer Misere erhebt, dem Erdboden gleich machen möchten. Wir haben eine sehr lebhafte Kriegserklärung gegen das Volk gethan, und sie so gewürzt, daß sie wenigstens Jedermann lesen wird; denn da die Gesellen mit ihrer Druckerei, Schmeichelei und heiligen Kunstgriffen aller Arten immer theils im Stillen fortfahren, theils auch sich gelegentlich mit einem vornehmen Christenblick offen sehen lassen, so bleibt nichts übrig, als zu zeigen, daß man in der Opposition verharren werde." — Und an Schiller, 19. Nov.: „Ich hoffe, daß alle gebildeten Anwohner der Ostsee aus unsern Xenien ein neues Argument für die wirkliche Existenz des Teufels nehmen werden, wodurch wir ihnen dann doch einen sehr wesentlichen Dienst geleistet haben. Freilich ist es von der andern Seite sehr schmerzlich, daß ihnen die unschätzbare Freiheit, leer und abgeschmackt zu sein, auf eine so unfreundliche Art verkümmert wird."

Zu dieser schlechten Gesellschaft rechnete Goethe auch den wandsbecker Boten. Oct. 1795 hatte Claudius (den Humboldt völlig Null fand) die Fabel vom Censor Brummelbär veröffentlicht, den der Fürst auf allgemeines Begehren angekettet; als aber Unfug ausbricht: „ich rechnete aus angestammtem Triebe auf Edelsinn und Wahrheitsliebe; sie waren es nicht werth, die Sudler klein und groß — macht doch den Bären wieder los!" — Voß antwortete mit der Fabel vom Uhu: „Der Adler that, als hört' er nicht, und sah ins junge Morgenlicht;" — ein Wort, das Kant einer Hekatombe werth schien. — Wenn diese Einmischung in Dinge, die ihm eigentlich fremd lagen, Claudius in unerquickliche Beziehungen brachte, so wurde die Anmuth seines Privatlebens nicht getrübt. „Was man auch," erzählt ein Beobachter, „von seinen religiösen und politischen Meinungen sagen mag, der Mann ist kein anderer geworden. Er hat keinen finstern Blick bekommen, ist allen Menschen herzlich gut, ein braver Gatte, Vater, Freund und Mensch. Er lacht herzlich über Dinge, worüber sich viele unserer Toleranz- und Humanitätsprediger halb todt ärgern würden." Doch wurde er in seiner Entgegnung gegen den „realen Stier an der Ilm" und den „sentimentalen Widder an der Saale" bitter genug. — Den alten Freund Jung-Stilling, der eben mit den „lächerlichen Scenen aus dem Geisterreich" und dem mystischen „Heimweh" hervorgetreten war, bedachte Goethe mit der Xenie: „Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden, kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus." — Auch Lavater war arg mitgespielt; er hatte in nächster Nähe neuen Anstoß gegeben. Paulus, der mit beiden Dichtern gut stand, hatte das Wandeln Jesu auf dem Meere durch Wandeln am Meer commentirt; Lavater hatte diese Erklärung, insofern sie die Mei-

nung der Evangeliſten treffen ſollte, in einem offnen Sendſchreiben (Juni 1796) als „dumm und frech“ bezeichnet; es war zwar (Sept. 1796) zu einer Art Ausgleichung gekommen, aber Lavater blieb doch bei ſeiner Ueberzeugung, daß der offne Deiſt, der die Wunder ſchlechtweg für Lüge, Einbildung oder Betrug hält, redlicher und geradſinniger handle, als der ſubtile Erklärer, der den Evangeliſten das Wort im Munde verdreht und ihre offenbaren Wundererzählungen in fade Trivialitäten verwandelt: eine Anſicht, in der ihm die moderne Kritik wohl beipflichten wird.

Die Angriffe gegen ſeine alten Freunde vom Standpunkt freierer religiöſer Richtung hätte ſich Voß wohl gefallen laſſen, aber er ſelbſt mußte unter dem Xeniengeiſt leiden. Seine Gedichte waren immer ſtoffſlicher geworden; die Beſchäftigung des Eſſens, der ländlichen Arbeit und des Reigentanzes wurde immer umſtändlicher und hausbackener beſchrieben; ein märkiſcher Pfarrer, Schmidt zu Werneuchen, griff ihm im „Kalender der Muſen und Grazien“ unter die Arme: das eintönige Einerlei kleiner Zuſtände machte ſich in unſchönem Behagen breit gegen alle „Mucker“ und Modegecken. Gegen dieſe breite Nüchternheit zogen nun gleichzeitig Goethe in einem Spottlied, A. W. Schlegel in der L. Z., Tieck im berliner Archiv zu Felde; die neue Poeſie wollte der alten in allen Stücken ihr „wohlerworbenes“ Anſehn rauben. Kein Wunder, daß nun auch hier Partei gemacht wurde.

Um Wieland und Herder, die als Anhänger des „goldenen Zeitalters“ enge zuſammenhielten, bildete ſich im Gegenſatz gegen die Xeniendichter ein Kreis ausſchließlicher Verehrer, dem aus der Ferne Jean Paul zugerechnet wurde. Böttiger, geb. 8. Juni 1760 im Voigtland, ſeit 1791 Gymnaſialdirector in Weimar; als Alterthumskenner auch für Goethe und Schiller unentbehrlich, als Zwiſchenträger (Magiſter Ubique) ihnen ein Greuel; ferner Falk, geb. 28. Oct. 1768 zu Danzig, Autodidakt, ſpäter in Halle unter Eberhard gebildet, Satirenſchreiber von Profeſſion, der Nov. 1796 nach Weimar kam und im Mercur ſofort als Größe gefeiert wurde. Sein „Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire“ ſuchte hauptſächlich Berlin und die Berliner in ein ſchlechtes Licht zu ſetzen.

Aus Berlin erhielt dafür November 1796 die entgegengeſetzte Partei Zuwachs. Zuerſt kam W. v. Humboldt, mit ſeiner Frau, der ſich wieder auf längeren Aufenthalt einrichtete; dann 16. Nov. M. v. Burgsdorf, der den Sommer in Teplitz mit Rahel und der Gräfin Joſephine Pachta zugebracht, und ſich dann eine Zeit lang in Dresden aufgehalten hatte. Er hatte mit Rahel den Taſſo ſtudirt und pſychologiſche Studien an ihr getrieben: ſie vertraute ihm alles, auch ihr keimendes Verhältniß zum Grafen Karl Finkenſtein. Ueber Fr. v. Humboldt ſchreibt er an Rahel: „Sie kennen

das liebe Geſicht; nun hab' ich es ſchon wieder in all ſeinen Mienen geſehn, von der muthwilligſten bis zur verklärteſten, auch die Kindermienen. Sie wiſſen, wie ſich, wenn ſie mit nichts beſchäftigt zu ſein ſcheint, ihr Geſicht mit ſo wunderbar ſchönen Farben beleben kann; mit einem Male ſieht man ſie an, und ſie lächelt, und wird noch röther, und ihre Augen werden dann wunderbar groß und glänzend" u. ſ. w. „Humboldt's ſind alle Abende regelmäßig bei Schiller. Es iſt mir unendlich viel werth, Schiller ſo zu ſehn. Er lebt nur in ſeinen Ideen, in einer ewigen Geiſtesthätigkeit, das Denken und Dichten iſt ſein ganzes Bedürfniß, alles andre achtet und liebt er nur, inſofern ſich's an dies ſein eigentliches Leben knüpft. Humboldt iſt ihm daher ſehr viel werth. Dieſe Stunden ſieht er als ſeine Erholungsſtunden an, und ſpricht von allem, doch ſehr auf ſeine Art. Humboldt iſt in ſeiner vollkommenſten Aſſiette, und daher liebenswürdiger als je. Mit Schiller iſt er ohne allen Zwang, und mitunter ebenſo komiſch, als wir ihn nur je geſehn haben. Denken Sie Sich dabei, wie intereſſant er iſt, wenn er, ſtatt die Sachen kurz abzuthun und zu frivoliſiren, die beſtändige Luſt hat, ſie auszuſprechen; wenn er, ſtatt irgend etwas anderes, als wovon gerade die Rede iſt, zu bekämpfen, bei der Sache bleibt; wenn es ihm im Sprechen, wie ſonſt im Denken, um die Wahrheit ſelbſt zu thun iſt." 20. Nov. empfing Humboldt die Nachricht vom Tod ſeiner Mutter, der ihn in eine völlig unabhängige Lage verſetzte; ſein Aufenthalt in Jena, mit ſeinem Bruder, dauerte 6 Monate.

Als der Xenien-Almanach Oct. 1796 erſchien, dauerte es einige Wochen, ehe das Publicum ſich faßte. „Jedermann," ſchreibt Goethe 15. Oct., „findet ſich frappirt, und Jedermann nimmt ſich zuſammen, um mit anſcheinender Liberalität und mehr oder weniger erzwungenem Behagen darüber zu ſprechen." Nur Herder äußerte ſich ſofort mißbilligend: „jeder ehrliche Mann kann jetzt eine Klette ans Kleid oder einen Schandfleck ins Geſicht geworfen bekommen!" Im nächſten Monat wurde eine zweite Auflage nöthig, unmittelbar darauf erſchien der erſte Angriff von Manſo; nicht ganz ohne Witz, vom Ton ein Beiſpiel: „Jungenhaft nahm er ſich immer, der Goethe, und wird ſich ſo nehmen. Funfzig iſt er und noch wirft er die Leute mit Koth." Schiller, äußerſt aufgebracht, ſchreibt: „man ſollte doch da, wo keine Scham iſt, auf Furcht rechnen: aber die Polizei iſt ſo ſchlecht beſtellt wie der Geſchmack!" Der Ton war einmal angegeben, und nun ging es Woche für Woche fort, Campe, v. Hennings, Jeniſch u. ſ. w.; einer überbot den Andern an Grobheit; Nicolai ſchrieb, wie man ihm prophezeit, ein ganzes Buch zur Widerlegung.

Wenig beachteten die Gegner die innere Fehde im Kreiſe der Schönheits-Apoſtel. Die Xenien hatten Fr. Schlegel — durch verſchiedene Stellen

aus seinen Schriften kenntlich gemacht — arg mitgespielt. „Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen, bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus. Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit! Drum dächt' ich etwas Geduld noch, ihr Herrn! eh' ihr von Griechheit uns sprecht. — Eine würdige Sache verfechtet ihr: nur mit Verstande, bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird. — Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit laut zu sagen; sogleich stellt man sie euch auf den Kopf. — Unsre Poeten sind seicht, doch das Unglück ließ sich vertuschen, hätten die Kritiker nicht ach! so entsetzlich viel Geist. — Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun; dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschcert. — Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren; ach was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!" — Von einem prinzipiellen Gegensatz ist noch keine Rede, Schlegel wird nur wegen seines übertriebenen Hellenismus zurückgewiesen. Es ging Schiller wie bei Bürger: in der neuen Art trat ihm das Zerrbild seines eignen Idealismus entgegen, und er wandte sich mit jener Heftigkeit davon ab, die das Bewußtsein geheimer Mitschuld hervorruft. — Fast bei jeder Reformation wird man wahrnehmen, daß die Reformatoren mit der größten Heftigkeit gegen diejenigen ihrer Anhänger verfahren, die nicht streng ihrer Autorität gehorchen und ihrem eignen Prinzip durch Uebertreibung ein falsches Ansehn geben. Als eine Reformation betrachtete aber Schiller ganz ernsthaft das Werk, das er mit Goethe unternahm, und wenn er die Kraft eines Reformators besaß, so fehlte es ihm auch nicht an der gewöhnlich damit verbundenen Schroffheit. Nur von Schiller kann hier die Rede sein, denn Goethe, der freilich in einzelnen Fällen auch gegen ihn recht wohl die Autorität der höhern Stellung geltend zu machen wußte, fügte sich im Ganzen dem kräftigern Willen seines Freundes. Schiller war es ein heiliger Ernst um die Sache, und Goethe ließ sich in diesen Ernst mit hineinziehn, obgleich er zuweilen ungeduldig wurde und meinte, daß die neue Poesie eine gar zu ernsthafte Beschäftigung sei.

„Daß Du Fr. Schlegel gezüchtigt," schreibt Körner, „kann ihm nicht schaden; nur gieb ihn nicht ganz auf. In seinen Fehlern ist doch Vermögen." Aber nun verstand wieder Schlegel keinen Spaß. Er war in diesen Tagen viel mit Reichardt zusammen, und gab in das Journal desselben (Nov. 1796) eine Kritik der Xenien, die sehr höflich anfing: „Die heilige Majorität wird sie oft belachen, und zuweilen verstehn. Der gelehrte Geck weiß von allen alle wahren und alle falschen Beziehungen, wußte sie schon, ehe sie noch vorhanden waren; seine bedeutenden Winke verrathen, daß er noch mehr weiß: es gebe eine geheime Gesellschaft des Muthwillens, die Verschwörung sei reif, man werde nächstens das Unglaubliche erfahren ... Für den Freund der

Alten wird dieſe antike Frechheit ein köſtlicher Leckerbiſſen ſein; ich ſehe ihn mit wahrer Ueppigkeit in den claſſiſchen Grobheiten ſchwelgen... Manche gutherzige Seele hingegen wird mit Unwillen bemerken, daß hier nichts geſchont ſei, auch das Schonungswürdigſte nicht; daß ein hohnlachendes Zeichen ſogar an das Grab eines edlen Unglücklichen geſteckt ſei (Forſter), der wenigſtens verdient habe, daß die Erde auf ſeiner unbeſudelten Aſche leicht ruhe. Die Chorizonten werden den Kenner fragen, ob nicht wenigſtens das an ſie gerichtete Diſtichon: Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich errathen! Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier! ein vollkommenes Beiſpiel eines naiven Epigrammes ſei? Denn wenn die Trojaner auch überall ſonſt in Gefahr wären, den für ſein Heil zu dreiſten Patroklus der geborgten Rüſtung wegen mit dem großen Peliden zu verwechſeln: ſo erkennt doch jeder leicht die Stimme deſſen, der hier frohlockt, daß er der andere ſcheinen kann."

Es war ein Dolchſtich, der Schiller gewiß tiefer traf, als die unmittelbar daran ſich ſchließende Erklärung Reichardt's, die gegen Schiller's „nichtswürdiges und niedriges Betragen" „herzliche Verachtung" ausſprach, von ihm verlangte, ſeine Verleumdungen (z. B. daß Reichardt ein giftiges Inſect ſei) zu beweiſen, ihn aber auf alle Fälle für einen ehrloſen und feigherzigen Lügner erklärte, während von Goethe verſichert wurde, er könne ſeine Größe nie ſo entweiht haben. Schiller wollte mit einer „ſchnellen und entſcheidenden" Erklärung antworten; Goethe, der überhaupt gelaſſen blieb, wußte ihn mit einiger Mühe zu beſchwichtigen.

Die Frauen trugen durch Hin- und Herreden viel dazu bei, die Spannung zu vergrößern. Lottchen's Schweſter, Fr. v. Wolzogen, ſeit Aug. 1796 in Jena (ihr Mann wurde Dec. 1796 Kammerherr in Weimar), ſchrieb im Stil des „Meiſter" einen Roman „Agnes von Lilien", deſſen Anfang Nov. 1796 anonym in den Horen erſchien und allgemeinen Beifall fand, auch bei ihrem geſchiedenen Mann; Caroline Schlegel war überzeugt, er ſei von Goethe; gleichwohl wurde er von Fr. Schlegel in „Deutſchland" ſcharf getadelt, was in der weiblichen Welt große Aufregung hervorbrachte.

„Auf unſerm Helikon, wie war es ſonſt ſo ſchön, als noch Faunen nicht auf ihm der Muſen Tänze ſtörten mit ihrem Wolfsgeheul und Tigerungeſtüm!" klagt der alte Gleim, der nicht verfehlte, neue Gedichte herauszugeben, um gegen den Spott der Xenien die „Kraft und Schnelle des alten Peleus" zu erweiſen. „Schiller's Furien-Almanach," ſchreibt Jean Paul 8. Nov. an Fr. v. Kalb, „hat mehr Salz als Farben... Ich werde nie etwas darüber ſagen, ſo ſehr die Mißhandlung eines Reichardt u. ſ. w. einen Bluträcher aufruft; aber der genialiſche Egoismus, der heftigſte unter allen, verdient im

Allgemeinen ätzende Farben und breite Striche. Doch habe ich gegen Goethe und Schiller ebensoviel Liebe als eigentliches Mitleid mit ihren eingeäscherten Herzen."

Wieland, der 28. Mai 1796 seinen Schwiegersohn Geßner in Zürich besucht hatte, wo er sehr gefeiert war, kam 12. Sept. mitten in den Xenientumult nach Weimar zurück. Auch er war sehr ungehalten, und brachte Febr. 1797 im Mercur eine Kritik, in welcher er den schärfsten Tadel aussprach, dann aber ironisch versicherte, die schlimmsten dieser Epigramme seien gar nicht von den beiden Dichtern, sondern von irgend einem übereifrigen Verehrer derselben in den Mus.-Alm. eingeschmuggelt.*) Die Gegenschriften dauerten das ganze Jahr durch, und hielten Schiller in einer höchst unbequemen Aufregung. In der That machten sie es arg: die intimsten Persönlichkeiten wurden herbeigezogen, die „Jungfer Vulpius" und Schiller's Besoldung ohne Thätigkeit.

Wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder. Dem Urtheil des Publicums konnten die Xenien nicht zu Hilfe kommen, da sie nicht sachliche Urtheile, sondern persönliche Invectiven enthielten. Wer angreift, soll Gründe geben; ein kurz absprechendes Wort überzeugt Niemand. Glücklicherweise haben unsre Dichter den Plan, die Xenien fortzusetzen, bald aufgegeben. Goethe hat noch einige harmlose Späße gemacht, die ohne weitläufigen Commentar gar nicht zu verstehen sind, wie Oberon's und Titania's goldne Hochzeit, und wenn er sich in spätern Jahren zum Epigramm zurückwandte, so geschah das mehr, um ernste Wahrheiten in einer gefälligen Form, wie es dem Alter ziemt, zu verkünden, als um Personen wehe zu thun; Schiller hat sich nie wieder mit Polemik abgegeben. Man hat später behauptet, aus den Xenien wäre eine wohlthätige Revolution in der deutschen Poesie hervorgegangen. Es ist nicht abzusehn inwiefern, wenn man nicht etwa die Neigung zu Persönlichkeiten und die gehässige Polemik einen Fortschritt nennen will.

Die Horen waren bestimmt gewesen, unter dem Banner des Idealismus alle Künstler und Denker von Bedeutung zu vereinigen, und dadurch das deutsche Volk allmälig zu einer Stufe der Humanität zu erheben, auf der es mit den Griechen wetteifern könne. Die Absicht war in ihr Gegentheil um-

*) Im März kaufte sich Wieland auf dem Lande in Osmanstedt an, wo er 6 J. wohnte. „Wieland," schreibt Schiller 1. Mai 1797, „ist beredt und witzig, aber unter die Poeten kann man ihn kaum zählen. Was einen oft an ihm irre macht, im Guten und Bösen, ist seine Deutschheit bei dieser französischen Appretur. Diese Deutschheit macht ihn zuweilen zum echten Dichter, und noch öfter zum alten Weibe und Philister. Er ist ein seltsames Mittelding. Uebrigens fehlt es seinen Producten gar nicht an genialischen Momenten, und sein Naturell ist mir noch immer sehr respectabel."

geſchlagen: das Reich der Künſtler gewann mehr und mehr das Anſehn einer ſtreitenden Kirche und in ſeiner eignen Mitte tobte Empörung und Geſetzloſigkeit. Man hatte die Menge verſcheucht, die von der Kunſt und Philoſophie Brod d. h. Stoff verlangte, und der man Steine, d. h. Ideale vorſetzte. Freilich hatte der erbitterte Kampf die Folge, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf das zu lenken, was in Weimar und Jena geſchah. Denn nun war auch der Pöbel der Literatur in dieſen Zauberkreis gebannt, und wenn er auch nichts anderes that, als auf die Despoten an der Ilm und an der Saale zu läſtern, ſo war das eben nur eine indirecte Anerkennung ihres Despotismus. Die herrſchende Literatur fand im leſenden und ſchreibenden Publicum gemäßigte und excentriſche Anhänger, gemäßigte und fanatiſche Widerſacher, aber ſie fand keinen Gleichgiltigen mehr: wer ſich nicht für oder wider das antike Schickſal, für oder wider den Hexameter, für oder wider den transcendentalen Idealismus ausſprechen konnte, durfte in gebildeten Kreiſen nicht mehr mitreden.

Mehr und mehr wurde Goethe durch das Bündniß mit Schiller ſeinen alten Freunden entfremdet. Zum Theil lag das ſchon in dem Inhalt der neuen Kunſtlehre. Daß man die poetiſchen Ideale aus Griechenland nehmen müſſe, war bis zu einer gewiſſen Grenze Wieland, Herder u. ſ. w. ganz recht; aber daß dieſe Ideale unter das Schema der kritiſchen Philoſophie zu ſtellen ſeien, mußte ſie verſtimmen. Sie glaubten die goldene Zeit der deutſchen Literatur theils ſelbſt hervorgebracht, theils wenigſtens mit erlebt zu haben; ſie waren in dieſer Ueberzeugung alt geworden und der Glaube an ein goldnes Zeitalter, das erſt kommen ſolle, erſchien ihnen als eine anmaßende Auflehnung gegen ihre eigene Autorität. Dazu kamen die perſönlichen Verhältniſſe. Schiller, der, wo er liebte, ſich unbedingt hingab, kehrte gegen die andern, von denen er doch als Parvenu betrachtet wurde, ſehr eckige Seiten heraus, und ſo wurde aus der anfänglichen Verſtimmung allmälig offene Feindſchaft.

Am entſchiedenſten trat dieſe Mißſtimmung bei Herder hervor, der ohnehin in ſeiner geiſtlichen Stellung ſich unbefriedigt und unbehaglich fand. Goethe berichtet in den Annalen: „Herder fühlt ſich von einiger Entfernung, die ſich nach und nach hervorthut, betroffen, ohne daß dem daraus entſtehenden Mißgefühl wäre zu helfen geweſen. Seine Abneigung gegen die Kantiſche Philoſophie und daher auch gegen die Akademie Jena hatte ſich immer geſteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zuſammenwuchs. Daher war jeder Verſuch, das alte Verhältniß herzuſtellen, fruchtlos, um ſo mehr als Wieland die neue Lehre ſelbſt in der Perſon ſeines Schwiegerſohns verwünſchte, und als Latitudinarier ſehr

übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft fixiren, und allem humoriſtiſch poetiſchen Schwanken ein Ende zu machen drohte. — Herder war von Natur weich und zart, ſein Streben mächtig und groß. Er mochte daher wirken oder gegenwirken, ſo geſchah es immer mit einer gewiſſen Haſt und Ungeduld. Sodann war er mehr von dialektiſchem als conſtructivem Charakter: daher der beſtändige Heteros logos gegen alles, was man vorbrachte. Ja er konnte einen bitter auslachen, wenn man etwas mit Ueberzeugung wiederholte, was er kurz vorher als ſeine eigene Meinung gelehrt und mitgetheilt hatte."

In den „Briefen zur Beförderung der Humanität", wo es ſchon ſtark gegen die neue Philoſophie ging, ſchonte Herder anfangs die Perſon Kant's, deſſen Anerkennung in allen, auch nicht philoſophiſchen Kreiſen immer größer wurde.*) „Es iſt nicht ſeine Schuld, wenn man ſeine Philoſophie mißbraucht... Falſch iſt es, ganz und gar falſch, daß ſie von der Erfahrung abziehe, da ſie vielmehr auf Erfahrung, wo dieſe irgend ſtattfinden kann, hinweiſt. Falſch iſt es, daß er eine Philoſophie liebe, die ohne Kenntniß anderer Wiſſenſchaften immer und ewig leeres Stroh driſcht; die das thun, ſind nicht ſeiner Art. Seine Kritik der reinen Vernunft ſollte eine Prüfung ihrer Kräfte, eine Beſtimmung ihrer Grenzen, eine Reinigung der metaphyſiſchen Tenne, nicht aber zugleich der Inhalt alles menſchlichen Wiſſens und Denkens ſein... Der Geiſt des eigenen Denkens, der alle ſeine Schriften belebt, macht jede derſelben zu einer lebendigen Unterredung, die vom eigenthümlichen Gepräge ihres Urhebers, gewiß nicht unangenehm, bezeichnet wird. Wie verwunderte ich mich, da ich hörte, daß der Inhalt dieſer Schriften dergeſtalt ſchwer zu begreifen ſei, daß es kein anderes Mittel gegen den Mißverſtand gebe, als die authentiſche Erklärung des Autors... So ward der lichte, helle, ſogar oft wortreiche Kant ein anderer Duns Scotus, nach deſſen wahrem Sinn man wie ein Maulwurf graben müſſe... Sogar geheime Geſellſchaften, Geiſterſeher und Wunderthäter bemühten ſich für die Kantiſche Philoſophie, weil ſie glaubten, daß durch das ihr zugeſchriebene Princip eines Glaubens der Convenienz und eines blinden Gehorſams unter denſelben alles geſunde Denken, ihnen zum Vortheil, zerſtört werde; iſt dies aber Kant's Sinn, den ihm auch nur ſein ärgſter Feind beilegen könnte?... Dies unphiloſophiſche Gezücht geht und gehe unter, indeß Kant's eigene Werke bleiben. — Und ſie werden bleiben. Ihr Geiſt, wenn auch in

*) Sömmering widmete ihm Aug. 1795 ſein „Organ der Seele", Hufeland Dec. 1796 die „Makrobiotik"; Krug die „Briefe über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion". Die äſthetiſchen Lehrbücher von Snell, Michaelis u. ſ. w. fügten ſich ſeinen Principien. Prof. Mehmel aus Erlangen kam perſönlich nach Königsberg, um ihn zu hören.

andere Formen gegoſſen, wird weſentlich weiter wirken und leben. Er hat ſchon viel gewirkt; faſt in jedem Fach menſchlicher Unterſuchungen ſieht man ſeine Spuren. Durch Kant iſt ein neuer Reiz in die Gemüther gekommen, nicht nur das Alte zu fühlen, ſondern auch, wohin inſonderheit der Zweck der Philoſophie geht, die eigentlich menſchlichen Wiſſenſchaften Moral, Natur und Völkerrecht nach ſtrengen Begriffen zu ordnen... Freilich iſt vieles von ſeinen Sätzen mit andern Worten längſt geſagt... bis Kant mit philoſophiſcher Präciſion ihre Grenze und Maß beſtimmte. Eben deshalb greift ſeine Kritik ſo tief in den Geiſt der Zeiten ein, weil ſie genug vorbereitet erſchien, und tauſend ſchon vorhandene, dunkle Voridеen zum Licht bringen konnte... In Manchem iſt wohl auch ſtreitige Materie genug. Laſſen wir indeß den philoſophiſchen Neſtor erſt ſeine Disciplinen vollenden; wenn er uns noch mehrere ſo ideenreiche Werke ſchenkt, als ſeine Kritik der Urtheilskraft, ſo wollen wir gern noch im Einzelnen lernen, ehe wir unterſuchen, ob ſyſtematiſch betrachtet auch alles haltbar ſein möchte, oder ſich manches auch nicht anders ſagen ließe? Die Verſuche wird Kant Niemand wehren." —

Die Art, wie er bei ſeinen neuen Verſuchen, die Geſchichte der Poeſie zu conſtruiren, Schiller's Vorgang völlig ignorirte, mußte dieſen aufbringen. Gegen den Idealismus der Horen hätte ſich vieles einwenden laſſen, namentlich gegen die falſche Richtung, die Poeſie zu ihrem eigenen Gegenſtand zu machen. Aber Herder hatte es in ſeinen eigenen Paramythien u. ſ. w. nicht beſſer gemacht: auch in ihnen iſt alles Reflexion; es ſind die Bemühungen einer poetiſch unproductiven Natur, geſtaltloſen Nachempfindungen Geſtalt zu geben; unfertige Gedanken, die in die Bildlichkeit flüchten. Er hatte in friſcher Jugend dem weltumfaſſenden poetiſchen Blick den unermeßlichen Horizont geöffnet, er hatte angebahnt, was jetzt ernſthaft in Angriff genommen wurde; aber er war in ſeinen Studien nicht gleichmäßig fortgeſchritten, und empfand mit geheimem Mißbehagen, daß er überholt werde. Mit Anregungen war es nicht mehr gethan, die Schule bemächtigte ſich der Kritik, und wenn er auch die letztere dem Genie vindicirte, ſo war man jetzt durch Kant gewöhnt, ſtrenger zwiſchen Proſa und Poeſie zu ſondern. Freilich vergaßen das auch die Neuerer oft, Schiller wie Schlegel, die denn immer von Zeit zu Zeit wieder von ihm angezogen wurden. Aber die Sympathien ſeiner Jugend wollten mit dem neuen Geſchmack nicht ſtimmen, und er hatte nicht philoſophiſche Bildung genug, ſie für das, was ihn von jenem trennte, die beſtimmte Formel zu finden. So etwas quält und verſtimmt. Dazu kam das Parteitreiben, dem er ſich nicht entzog.

„Wie gewöhnlich bei ſeinen Schriften," ſchreibt Schiller und Goethe 18. Juni 1796, „verliere ich mehr, was ich zu beſitzen glaube, als daß ich an

neuen Realitäten dabei gewinne. Er wirkt dadurch, daß er immer aufs Verbinden ausgeht, und zusammenfaßt, was Andere trennen, immer mehr zerstörend als ordnend auf mich ... An seinen Confessionen über die deutsche Literatur verdrießt mich, außer der Kälte fürs Gute, noch die sonderbare Toleranz für das Elende. Seine Verehrung gegen alles Verstorbene und Vermoderte hält gleichen Schritt mit seiner Kälte gegen alles Lebendige." Goethe adoptirt dies Urtheil wörtlich, und setzt hinzu: „So schnurrt wieder durch das Ganze die halbwahre Philisterleier, daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen. Das erste haben sie immer gethan, weil ihre Gesetze so gut als das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen; thäten sie aber das zweite, so wären sie verloren." *)

Ein Trost für Herder war der enge Zusammenhang mit J. v. Müller in Wien. „Sie sehn selbst," schreibt er ihm Mai 1796, „wie schöngeisterisch, flach und prahlend jetzt die Art allgemeiner Staaten- und Völkergeschichte wird, da auf der andern Seite die leidige Metaphysik alles zu verschlingen strebt, daß also der gesunde, lebendige, geistvolle Körper Ihrer Geschichte unsrer Zeit sehr noth thut. Ziehen Sie ja die Hand nicht zurück vom Pfluge; er schneidet tief, und hinter ihm geht ein reicher Säemann der Zeiten." — Müller war damals unbestritten die erste Autorität in der Geschichte, die gefeiertsten Schriftsteller huldigten ihm, und jeder junge Mann von Streben und Talent brachte ihm die Erstlinge seiner historischen Muse unter warmen Worten der Verehrung: Müller's wohlwollendes und empfängliches Gemüth konnte diesen Zeichen allgemeiner Anerkennung nicht widerstehn. In der Regel vergalt er es durch eine günstige Anzeige, er wird fast nur da bitter, wo der Schriftsteller vermessen über die beglaubigten Thatsachen hinausgeht. Als einer seiner entschiedensten Günstlinge, Woltmann, einen Grundriß der ältern Menschengeschichte schrieb, nahm Müller Gelegenheit, sich über den Begriff einer Philosophie der Geschichte überhaupt auszusprechen. „Der Verfasser möchte den Stoff mit dem höhern Geist der kritischen Philosophie beleben und durch allgemeine Formen die bisherige Ansicht weltbürgerlich erweitern. Er bestimmt den Begriff der Menschengeschichte als eine Darstellung der ununterbrochenen Vervollkommnung der bürgerlichen Verfassungen und des Staaten-

*) Später wird der Ton noch härter. „Herder," schreibt Schiller, 1. Mai 1797, „ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir blos wie ein Krankheitsstoff vor, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Feige Schlaffheit bei innerm Trotz. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische, und affectirt das Mittelmäßige zu protegiren. Goethe hat er über seinen Meister die kränkendsten Dinge gesagt. Gegen Kant hat er das größte Gift auf dem Herzen, aber er wagt sich nicht recht heraus."

verhältniſſes: eine Beſtimmung, welche jeden Leſer um ſo begieriger machen muß, ſie ausgeführt zu ſehn, je weniger etwa ſein nicht ſo erhabner Sinn zu einer ſo ſchönen Ausſicht in ſeinen Erfahrungen und in der Kenntniß der Thatſachen Grund zu finden weiß. Was iſt unſer Geſchlecht? Nicht dieſes oder jenes, durch den Einfluß glücklicher Umſtände für eine Zeit lang etwas höher gehobene Volk, welches durch andere Zufälle, wo nicht ſelbſt nach der Natur der Sache in einem wenig entfernten Zeitalter wieder ſinkt, oft ohne daß die Summe ſeiner Geiſtescultur an ein anderes Volk zu neuer Bearbeitung überginge. Der menſchenfreundliche Geſchichtsdichter tröſtet damit, daß Zeitalter ſichtbarer Abnahme der Entwickelung nöthig ſein möchten, um die außerordentlichen Fortſchritte der folgenden Zeiten möglich zu machen. Schließlich ſchwingt er ſich in Condorcet's Regionen der fernen Zukunft, wo der nun rege Keim allbeglückender Freiheit und Gleichheit (nach Verwüſtung alles Vorhandenen) eine neue Erde und das goldne Zeitalter für alle Nationen erſchaffen haben wird. Bis dahin, dächte ich, ließen wir es anſtehn, die wunderbaren Schickſale einem allgemeinen Grundſatz unterzuordnen. Wir ſind noch zu jung (erſt ſeit Moſes oder Cyrus); noch konnten wir nicht durch genugſam wiederholte Erfahrung das Auge ſo ſchärfen, daß wir bei verſtohlenem Blick in das Buch der Ordnung Gottes nicht in Gefahr wären, unſre Ideen und Wünſche ſeinem Geſetz unterzuſchieben. Es iſt entſchuldigenswerth, den dichteriſchen Sinn an ſolchen idealiſchen Ausſichten zu weiden: aber zu lange darf auch der Adler nicht in die Sonne ſehn; man möchte doch endlich für das Haupterforderniß (die Sachen ſo zu ſehn wie ſie ſind) und für die demüthigere Beſchäftigung (bei oft ſchwachem Licht die kaum halbhellen Gänge der Geſchichte einzelner Menſchen und Völker zu durchwandern) die Luſt, wo nicht das Geſchick verlieren. Der wahre Zweck der Geſchichte iſt die Bildung des Menſchen zum praktiſchen Leben; ſie ſoll ihn herunterführen von den gigantiſchen Luftſchlöſſern der Speculation und Phantaſie; nicht ſeine Einbildung, ſondern ſeinen Verſtand und ſein Herz beſchäftigen; die Welt nicht wie er ſie haben möchte, oder mit Hilfe einiger guten Freunde umzuſchaffen hofft, ſondern wie ſie war und iſt, die Verfaſſungen nicht nach abſtracten Theorien, ſondern in dem Geiſt ihrer Inſtitutionen und in ihrem Zuſammenhang mit Localverhältniſſen und hundert Umſtänden, überhaupt was die Philoſophie generaliſirte individualiſiren und den Menſchen ja nicht lehren, in Hoffnung auf ungewiſſe Zukunft und idealiſches Glück ſpäter Geſchlechter die Pflicht zu vergeſſen, ſeine Zeitgenoſſen glücklich zu machen." Selbſt Nicolai dankt er 17. Sept. 1796 für den warmen Patriotismus in ſeiner Bekämpfung des Mißbrauchs, „welcher ſeit einigen Jahren mit der kritiſchen Philoſophie getrieben wird und uns mit einem Rückfall in Scholaſtik und Barbarei bedroht.

Während meines Geschäftslebens zu Mainz hatte ich für Studien zu wenig Muße, um dem Anfang und Fortgang dieser literarischen Revolution zu folgen; hier, wo ich ungleich besser studire, ist mir begegnet, die empfohlensten Schriften, die ich etwa lesen wollte, gar nicht zu verstehn; es war eine neue Sprache aufgekommen, ich fand mich wie ein Mann aus dem vorigen Jahrhundert. Zwar meine ich Kant selbst, und etwa Reinhold hin und wieder, endlich gefaßt zu haben; aber weder kann ich finden, daß des wesentlich Neuen und Wichtigen so gar viel ist, noch verstehe ich die Anwendung, welche man von diesen Formeln jetzt auf alles machen will. Ich verstehe meine eigne Wissenschaft, ich verstehe die Geschichte, wie sie nun werden soll, nicht mehr. Aber so unangenehm es mir wird, wieder in die Schule gehn zu sollen, so wollte ich, wenn die Nothwendigkeit mir einleuchtend wäre, noch recht gern mich bequemen, wenn ich nicht durch eine mir weit empfindlichere Bemerkung vollends mißmuthig würde: diese besteht darin, daß vor lauter Spitzfindigkeit aller Wahrheitssinn sich mehr und mehr verliert. Die nahrhafte Speise, die ich von Jugend auf bei den Alten fand, sehe ich mit lauter crême fouetté vertauscht, und die voll Wind von den Akademien kommenden Jünglinge von so verdorbner Verdauungskraft, daß jene ihnen gar ungenießbar ist. Sie haben einen Dünkel, der nach den Umständen sie unbrauchbar oder gefährlich macht, und dem Staat selbst so bedrohlich ist als die Theorien der französischen Sophisten. Um deswillen war mir so erfreulich, daß Lessing's und Mendelssohn's Freund, und seit den Literaturbriefen gleichsam der Pflegvater unsrer guten Literatur, endlich ein Wort der Wahrheit hierüber gesagt hat. Viele werden schreien, eben weil es trifft; aber es wird wirken, und andre zu gleicher Sprache ermuntern."

Wie weit sich Müller von der herrschenden Literatur abwandte, wie östreichisch er damals war, zeigen die „Gefahren der Zeit" (Aug. 1796). „Es giebt für jedes Volk Zeiten, wo die Vorsehung durch eine drohende Noth es aufruft, darzustellen, ob etwas in ihm sei. Gewöhnliche Maßregeln verlieren alsdann die gewohnte Kraft; bald sollte man glauben, daß die gewissesten Grundsätze und Wahrscheinlichkeitsrechnungen falsch geworden; alle Kunst scheint eiserner Nothwendigkeit zu weichen, und Himmel, Elemente, Meinungen, Gefühle sich verschworen zu haben, entweder einem gewaltigen Feind Unaufhaltbarkeit oder seiner nur illusorischen Größe präpotente Realität zu geben; es stürmen Winde und Wogen, durch deren Stoß alle Grundfesten erbeben. Das neue Evangelium der Freiheit und Gleichheit kann seine wärmsten Verehrer nicht mehr begeistern, als man im 17. Jahrhundert für Glaubensformen war. Auch diese Aehnlichkeit hatten jene mit unserm Krieg, daß an jedem Hof und auf jedem Dorf die nichtherrschende Partei heimlich

eifrige Anhänger hatte. Aber beiden Parteien blieb die heilige Schrift alten und neuen Teſtaments, die Verehrung der Majeſtät, hergebrachte Organiſation der Verwaltung, das Eigenthum der Edeln, der Bürger und Landleute, die Moralität geſitteter Völker: dahingegen kein Stein, keine Fuge in dem ganzen Gebäude unſrer Verfaſſungen und Sitten, keine Andacht, keine Verehrung und Liebe auf dem Fürſtenſtuhl und in der Hütte des armen Mannes iſt, ſo jetzt nicht in Gefahr wäre, gebrochen, zerriſſen, entweiht zu werden." „Ich will nicht ſagen, daß der, auf den wir getauft ſind, auf deſſen Blut wir Vergebung hoffen, den ſelbſt Arabiens Prophet als künftigen Richter der Erde verehrt, eben die zu Feinden hat, welche unſer Staat: denn der im Himmel wohnet lacht ihrer, und der Höchſte hat ſeinen Hohn mit ihnen; ein Wort mag er reden zu ſeiner Zeit, ſo ſind ſie dahin, und winken, ſo ſind ſie verſchwunden." Das Elend Oeſtreichs liegt nur darin, daß es jedem freiſteht, auf die Regierung zu läſtern. „Der Verrätherei werden wenige Vollziehungsfälle eines einigen Geſetzes vorbeugen: daß, wer angegeben wird, von Friede geſprochen zu haben, ehe der Feind in ſeiner alten Grenze iſt, oder eine Maßregel zu tadeln, ohne der Behörde eine beſſere an Handen zu geben, oder irgend Freund unſers Feindes zu ſein, von Geſchwornen öffentlich ſummariſch gerichtet, und wenn er überwieſen wird (ſei er, wer er will), als Feind des Vaterlandes dem Volke preisgegeben werde." „Wo gewöhnliche Mittel nichts helfen, iſt nichts verloren, ſo lange außerordentliche möglich ſind." „Das iſt die Gleichheit, wenn alle ſtreiten; das iſt die Freiheit, wenn man nichts fürchtet; der ſiegt, der ernſtlich will. Oeſtreicher, meine Mitbürger ihr wollet Frieden mit Ehren? Seid Männer! ça ira!" — „Das iſt das Geheimniß des Sieges: die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, alles zu vergeſſen, um jetzt nur eins zu wollen, eins zu ſein, mit aller Kraft eins zu ſuchen. Und was iſt dies Eine? — Der Eckſtein der Verfaſſung, der Kaiſer. Der Kaiſer unſer Vater und Herr, rede! wir hören. Er ordne an! wir ſind da; wir ſind ſein! In ſeiner weiten reichen Monarchie hat kein rechtſchaffner Unterthan einen Tropfen Blut, einen Heller Eigenthum, der nicht für die gemeine Sache, der nicht ſein ſei."*) — Sein Haß gegen die Revolution verbindet ſich mit dem Haß gegen die idealiſtiſche Phraſe; ſchon die Worte: Aufklärung, Vernunft, Freiheit mag er nicht hören. „Sobald wir für eine ungewiſſe Zukunft die Bedürfniſſe des Augenblicks vergeſſen, träumen wir in das Schattenreich. Das iſt eben eine Kunſt der Franzoſen, zu machen,

*) „Es giebt," heißt es in Reichardt's „Deutſchland", „nur Einen, der die Geſinnungen eines knechtiſch lebenden und tyranniſch denkenden Höflings in der Sprache des Tacitus auszudrücken vermag."

daß die Greuel als vorübergehende Kleinigkeiten dem Hirngeſpinſt entfernter Glückſeligkeit geopfert werden. Ich danke den Alten und der Geſchichte, daß dergleichen Gaukelei mich nicht täuſcht. Sie wollen, daß wir den Blick ins Empyreum richten, indeſſen ſie unſre Taſchen beſtehlen. Nicht anders thaten in den mittlern Zeiten die Pfaffen." —

„Nach dem tollen Wageſtück mit den Xenien müſſen wir uns blos großer und würdiger Kunſtwerke befleißigen, und unſere Proteiſche Natur, zur Beſchämung aller Gegner, in die Geſtalten des Edlen und Guten umwandeln;" ſo ſchrieb Goethe noch während des Sturms an Schiller, und der Xenien-Almanach ſelber hatte dazu bereits einen guten Anfang gemacht. Die betrachtenden Diſtichen von Goethe und Schiller, „Eisbahn", „Votivtafeln", „die Geſchlechter", „Pompeji und Herculanum" waren ebenſo ſinnig als bedeutend; Schiller hatte ſich ſo in ſeinen Freund eingelebt, daß man ſie kaum ſondert: „Schiller," ſchreibt Jean Paul, 1. Dec., „opfert leider ſeine große Manier der Goethe'ſchen." Die „Klage der Ceres" (dazu ſpäter „das eleuſiniſche Feſt") und „der Beſuch" ſind weitere Variationen auf das Thema der „Götter Griechenlands"; auch mit der Verjüngung griechiſcher Mythen durch naturphiloſophiſche Symbolik ging Schiller voran. In demſelben Geiſt iſt A. W. Schlegel's „Pygmalion", in Balladenform, aber nichts weniger als romantiſch: die Metamorphoſe der Bildſäule in ein lebendes Weib iſt vielmehr ſo ausführlich geſchildert, daß der Phantaſie nichts zu errathen und nichts zu träumen bleibt: trotz des Aufwandes an Blüten und Lichtern iſt das Ganze ſehr unpoetiſch. Die Krone des Almanachs iſt Goethe's „Alexis und Dora": „gewiß," ſchreibt Schiller (18. Juni) „gehört ſie unter das Schönſte, was Sie gemacht haben, ſo voll Einfalt iſt ſie, bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden ſo enge, ſo drangvoll und ſo bedeutend der Zuſtand, daß dieſer Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde ſchwer ſein, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichteriſchen von einem Gegenſtand ſo rein und ſo glücklich abgebrochen wird." — Er meint jene wundervolle Stelle: „aber ich hob es nicht auf; ich ſtand. Wir ſahen einander in die Augen, und mir ward vor dem Auge ſo trüb'." — „Mit ſchmeichelnder Gewalt," ſagt Fr. Schlegel in der Recenſion des Xenien-Almanachs, „ſenkt ſich dies Gemälde, wie ſich Jammer und Glück wechſeln in liebender Bruſt, tief in das Herz. Auch der Hörer ſagt ſich ſelbſt, wenn der Geſang ſchweigt und ihn zu ſich zurückkehren läßt, entzückt wie Dora ein leiſes Ewig! Auch ihm bleibt dieſe Stunde." — Fr. v. Kalb gefiel dieſe Idylle auch: „aber mir ſcheint, für dieſe Weſen intereſſirt man ſich nicht, der Jüngling iſt ein Dichter

und kein Liebhaber, das Mädchen verliebt und keine Geliebte." Die Titanide ſah doch zu ſehr mit den Augen Jean Paul's! — Wohl iſt in der Idylle noch ein Nachklang an die „römiſchen Elegien", aber ebenſo hört man den Dichter der Iphigenie heraus. Die griechiſche Mythe iſt mit Maß angewandt, der griechiſche Himmel und die griechiſche See umſchleiert das allgemein menſchliche Gemälde mit einem bezaubernden Duft. — Ein liebliches Bildchen iſt ferner „der neue Pauſias und ſein Blumenmädchen".

Schon aber hatte Goethe vor, dieſelbe Form in größerem Stil anzuwenden und auf die heimiſchen Verhältniſſe zu übertragen. Die Freude an Voßens Louiſe hatte ihn zum Schaffen angeregt; eine Geſchichte der ſalzburger Emigranten von 1731 gab ihm den willkommenen Stoff, in Ilmenau Sept. 1795 hatte er das Thema durchdacht, und gleich nach Vollendung des „Meiſter" Aug. 1796 die Ausführung begonnen. 6. Dec. ſchickte er die Widmung an Schiller: „Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert? ... daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten? ... daß ich Natur und Kunſt zu ſchaun mich treulich beſtrebe, daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt? daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen, verändert, daß ich der Heuchelei dürftige Maske verſchmäht? Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepfleget, zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir; ja ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmüthig und bieder, will mich anders: doch du, Muſe, befiehlſt mir allein." — Aber es ſind nicht mehr die Bilder leidenſchaftlicher Jugend, die er von ihr erbittet: er ſehnt ſich nach dem häuslichen Kranze. „Deutſchen führ' ich euch zu, in die ſtillere Wohnung, wo ſich, nach der Natur, menſchlich der Menſch noch erzieht.... Auch die traurigen Bilder der Zeit, ſie führ' ich vorüber, aber es ſiege der Muth in dem geſunden Geſchlecht ... Uns lehret Weisheit am Ende das Jahrhundert; wen hat das Geſchick nicht geprüft?... Menſchen lernten wir kennen und Nationen; ſo laßt uns, unſer eigenes Herz kennend, uns deſſen erfreun!" — „Ich habe," ſchreibt er 5. Dec. an Meyer nach Italien, „das rein Menſchliche der Exiſtenz einer kleinen Stadt in dem epiſchen Tiegel von ſeinen Schlacken abzuſcheiden geſucht, und zugleich die großen Bewegungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen."

Mit nicht geringerem Eifer warf ſich Schiller auf den Wallenſtein. „Je mehr ich meine Ideen über die Form des Stücks rectificire, deſto ungeheurer erſcheint mir die Maſſe, die zu beherrſchen iſt, und ohne einen gewiſſen kühnen Glauben an mich ſelbſt würde ich ſchwerlich fortfahren können." — „Da mir ſo manche ſelbſt der gemeinſten Mittel fehlen, wodurch man ſich das Leben und die Menſchen näher bringt, aus ſeinem engen Daſein heraus und auf eine größere Bühne tritt, ſo muß ich wie ein Thier, dem gewiſſe

Organe fehlen, mit denen, die ich habe, mehr thun lernen, und die Hände gleichſam mit den Füßen erſetzen. In der That verliere ich darüber eine unſägliche Kraft und Zeit, daß ich die Schranken meiner zufälligen Lage überwinde und mir eigne Werkzeuge zubereite, um einen ſo fremden Gegenſtand, als mir die lebendige und beſonders die politiſche Welt iſt, zu ergreifen." — „Noch immer" (28. Nov. 1796) „liegt das unglückſelige Werk formlos und endlos vor mir da: ich weiß jetzt zu genau, was ich will und was ich ſoll, als daß ich mir das Geſchäft leicht machen könnte. Der Stoff iſt im höchſten Grade ungeſchmeidig, und hat alle Unarten an ſich, die eine politiſche Handlung nur haben kann: ein unſichtbares abſtractes Object, kleine und viele Mittel, zerſtreute Handlungen, einen furchtſamen Schritt, eine kalte, trockene Zweckmäßigkeit, ohne doch dieſe durch Vollendung zu einer poetiſchen Größe zu treiben; denn am Ende mißlingt der Entwurf doch nur durch Ungeſchicklichkeit. Die Baſis, worauf Wallenſtein ſeine Unternehmung gründet, iſt die Armee; eine unendliche Fläche, die ich nicht vor's Auge und nur mit unſäglicher Kunſt vor die Phantaſie bringen kann. Ebenſowenig kann ich das zeigen, wodurch er fällt: das iſt ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiſer. — Auch die Leidenſchaften, durch die er bewegt wird, ſind von der kälteſten Gattung. Sein Charakter iſt niemals edel und darf es nie ſein, er kann nur furchtbar, nie eigentlich groß erſcheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Großes gegenüberſtellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder. Mit einem Wort: es iſt mir faſt alles abgeſchnitten, wodurch ich dieſem Stoff nach meiner gewohnten Art beikommen könnte. Gerade ſo ein Stoff mußte es ſein, an dem ich mein neues dramatiſches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermeſſers gehe, wo jeder Seitenſchritt das Ganze zu Grunde richtet; wo ich nur durch innere Wahrheit und Nothwendigkeit meinen Zweck erreichen kann, muß die entſcheidende Kriſe in meinem poetiſchen Charakter erfolgen. Auch iſt ſie ſchon ſtark im Anzuge. Der Gegenſtand iſt ſo ſehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeiſtert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung feſſelt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, blos mit der reinen Liebe des Künſtlers. Aber zu dieſem blos objectiven Verfahren war und iſt mir das weitläufige und freudloſe Studium der Quellen ſo unentbehrlich. Ich ſuche abſichtlich in ihnen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung ſtreng zu beſtimmen und zu verwirklichen; dafür bin ich ſicher, daß mich das Hiſtoriſche nicht herabziehn oder lähmen wird. Auf dem Wege, wo ich jetzt gehe, kann es leicht geſchehen, daß mein Wallenſtein durch eine gewiſſe Trockenheit der Manier ſich von meinen vor-

hergehenden Stücken gar seltsam unterscheiden wird. Wenigstens habe ich mich blos vor dem Extrem der Nüchternheit, nicht wie ehemals vor dem der Trunkenheit zu fürchten. — Humboldt meint, ich solle den Wallenstein in Prosa schreiben; mir ist es in Rücksicht auf die Arbeit ziemlich einerlei; da ich ihn aber im strengen Sinn für die theatralische Vorstellung bestimme, so wird es wohl besser sein, Humboldt zu folgen." — An Goethe, 16. Dec.: „Ich bin nach reifer Ueberlegung, bei der lieben Prosa geblieben, die diesem Stoff auch viel mehr zusagt."

Febr. 1797 kam Goethe nach Jena, um ungestört an „Hermann und Dorothea" zu arbeiten. Die Beschäftigung mit diesem Gedicht, Unterredungen über den Unterschied der epischen und dramatischen Kunst, die gemeinsame Lectüre des Aristoteles und ein lärmender Familienverkehr nahmen Schiller ganz in Anspruch; erst nachdem 1. April Goethe nach Weimar, Humboldt nach Berlin abgereist waren, konnte er wieder an sein dramatisches Geschäft gehen. „Da ich bei dieser Gelegenheit tiefere Blicke in die Kunst gethan, muß ich manches in meiner ersten Ansicht des Stücks reformiren. Diese große Krise hat indeß den eigentlichen Grund meines Stücks nicht erschüttert, ich muß also glauben, daß dieser echt und solid ist." — „Aristoteles ist ein wahrer Höllenrichter für alle, die entweder an der äußern Form sklavisch hängen, oder die über alle Form sich hinwegsetzen. Jene muß er durch seine Liberalität in beständige Widersprüche stürzen: denn es ist sichtbar, wie viel mehr ihm um das Wesen als um alle äußere Form zu thun ist; und diesen muß die Strenge fürchterlich sein, womit er aus der Natur des Trauerspiels seine unverrückbare Form ableitet. Jetzt begreife ich erst den schlechten Zustand, in den er die französischen Ausleger und Poeten und Kritiker versetzt hat; auch haben sie sich immer vor ihm gefürchtet, wie die Jungen vor dem Stecken. Shakespeare, so viel er gegen ihn wirklich sündigt, würde weit besser mit ihm ausgekommen sein, als die ganze französische Tragödie. Indessen bin ich sehr froh, daß ich ihn nicht früher gelesen. Man muß über die Grundbegriffe schon recht klar sein, wenn man ihn mit Nutzen lesen will: kennt man die Sache nicht schon vorläufig gut, so muß es gefährlich sein, bei ihm Rath zu holen. Ganz kann er aber sicherlich nie verstanden werden: er hat eine Masse vorgestellter Tragödien vor Augen, die wir nicht mehr haben; aus dieser Erfahrung heraus raisonnirt er, und uns fehlt größtentheils die ganze Basis seines Urtheils. Nirgend beinahe geht er von dem Begriff aus, und wenn seine Urtheile echte Kunstgesetze sind, so haben wir dies dem glücklichen Zufall zu danken, daß es damals Kunstwerke gab, die durch das Factum eine Idee realisirten." — „Der Neuere schlägt sich mühselig und ängstlich mit Nebendingen herum, und über dem Bestreben, der Wirklichkeit recht nahe zu

kommen, beladet er ſich mit dem Leeren und Unbedeutenden und läuft Gefahr, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetiſche liegt. Er möchte gern einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen, und bedenkt nicht, daß eine poetiſche Darſtellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil ſie abſolut wahr iſt, niemals coincidiren kann." — „Es iſt mir aufgefallen, daß die Charaktere des griechiſchen Trauerſpiels mehr oder weniger idealiſche Masken und keine eigentlichen Individuen ſind. Man kommt mit ſolchen Charakteren in der Tragödie offenbar viel beſſer aus, ſie exponiren ſich geſchwinder und ihre Züge ſind permanenter und feſter."

Mehr noch als die Antike förderte ihn Shakeſpeare, von dem April 1797 A. W. Schlegel vier Stücke, Romeo, Sommernachtstraum, Cäſar und Heiligedreikönigsabend in poetiſcher Ueberſetzung dem Publicum übergab.*) Schiller bemühte ſich darüber klar zu werden, wieweit die Geſetze des Ariſtoteles auf dieſen größten Dichter unter den Neueren Anwendung finden. Als er mit Schlegel den Cäſar durchnahm (4. April 1797), fiel ihm auf, wie Shakeſpeare „das gemeine Volk mit einer ſo ungemeinen Großheit behandelt. Hier zwang ihn ſchon der Stoff, mehr ein poetiſches Abſtractum als Individuum im Auge zu haben, und darum finde ich ihn hier den Griechen äußerſt nah. Wenn man einen zu ängſtlichen Begriff von Nachahmung des Wirklichen zu einer ſolchen Scene mitbringt, ſo muß einen die Maſſe mit ihrer Bedeutungsloſigkeit nicht wenig embaraſſiren; aber mit einem kühnen Griff nimmt Shakeſpeare ein paar Figuren, ich möchte ſagen, nur ein paar Stimmen aus der Maſſe heraus, läßt ſie für das ganze Volk gelten, und ſie gelten das wirklich; ſo glücklich hat er gewählt. Es geſchähe den Poeten ein großer Dienſt, wenn man nur erſt ins Klare gebracht hätte, was die Kunſt von der Wirklichkeit wegnehmen oder fallen laſſen muß." Noch tiefer ergriffen ihn gleich darauf die hiſtoriſchen Stücke, hauptſächlich Richard 3.: „eine der erhabenſten Tragödien, die ich kenne." „Die großen Schickſale, angeſponnen in den vorhergehenden Stücken, ſind darin auf eine wahrhaft große Weiſe geendigt. Daß der Stoff ſchon alles Weichliche, Schmelzende, Weinerliche ausſchließt, kommt dieſer hohen Wirkung ſehr zu ſtatten; alles iſt energiſch und groß, nichts Gemeinmenſchliches ſtört die rein äſthetiſche Rührung, und es iſt gleichſam die reine Form des Tragiſchfurchtbaren, was man genießt. Eine hohe Nemeſis wandelt durch das Stück in allen Geſtalten, man kommt nicht aus dieſer Empfindung heraus, vom Anfang bis zum Ende. Zu bewundern iſt's, wie der Dichter dem

*) 1798 folgten Sturm und Hamlet, 1799 der Kaufmann von Venedig, Wie es euch gefällt und die hiſtoriſchen Stücke. Eine das muſikaliſche Moment verſtärkende Bearbeitung des Sturms — von Tieck — war einige Zeit vorher erſchienen.

unbehilflichen Stoff immer die poetiſche Ausbeute abzugewinnen wußte, und wie geſchickt er das repräſentirt, was ſich nicht repräſentiren läßt; ich meine die Kunſt, Symbole zu gebrauchen, wo die Natur nicht kann dargeſtellt werden. Kein Shakeſpeare'ſches Stück hat mich ſo ſehr an die griechiſche Tragödie erinnert."

In ähnlichem Sinn erläutert A. W. Schlegel den britiſchen Dichter. „Die Werke des ächten Genius gleichen einem reinen und ſtillen Waſſer von unermeßlicher Tiefe. Sollte auch kein Auge ganz bis auf den Boden dringen, ſo findet doch jedes für ſeine Sehkraft Befriedigung; denn ſo weit dieſe reicht, erblickt es die in dem flüſſigen Element enthaltenen Gegenſtände vollkommen deutlich und unentſtellt. Nur der iſt durch eigne Schuld irrigen Vorſtellungen ausgeſetzt, der ſich einbildet oder anmaßt, tiefer zu ſehn, als er wirklich ſieht." „Man darf kühnlich behaupten, daß Shakeſpeare nächſt den Engländern keinem Volk ſo eigenthümlich angehört, wie den Deutſchen, weil er von keinem ſo viel geleſen, ſo warm geliebt und ſo einſichtsvoll bewundert wird. Und das iſt nicht etwa eine vorübergehende Mode; es iſt nicht, daß wir uns auch einmal zu dieſer Form dramatiſcher Poeſie bequemt hätten, wie wir immer geneigt ſind, uns in fremde Denkart und Sitten zu fügen. Nein, er iſt uns nicht fremd, wir brauchen keinen Schritt aus unſerm Charakter herauszugehn, um ihn ganz unſer nennen zu dürfen. Die Sonne kann zuweilen durch Nebel, der Genius durch Vorurtheile verdunkelt werden; aber bis etwa aller Sinn für Einfalt und Wahrheit unter uns ausſtirbt, werden wir immer mit Liebe zu ihm zurückkehren." Mit noch größerer Innigkeit ſpricht er ſich Juni 1797, in der Abhandlung über Romeo aus — an der ſeine Frau einigen Antheil hatte. „Echte Poeſie wird ſelten recht begriffen, und jeder Gebrauch der Einbildungskraft erſcheint denen unnatürlich, die keinen Funken davon beſitzen. Man vergißt, daß, wenn uns ein Gegenſtand in einer beſtimmten Form der Darſtellung gezeigt wird, jeder Theil durch dies Medium gefärbt ſein muß. Man nimmt das Dichteriſche im Drama hiſtoriſch, da es doch eine Bezeichnungsart iſt, deren Unwahrheit gar nicht verhehlt wird, die aber dennoch das Weſentliche der Sache richtiger und lebendiger zur Anſchauung zu bringen dient als das gewiſſenhafteſte Protokoll. Eben dadurch führt uns der Dichter mehr in das Innere der Gemüther, daß er ſeinen Perſonen ein vollkommeneres Organ der Mittheilung leiht, als ſie in der Natur haben; und da oft die Gewalt der Leidenſchaft ihren Ausdruck hemmt und das Vermögen der Aeußerung feſſelt, wie lebhaft auch das Verlangen danach ſein mag, ſo darf er dies Hinderniß aus dem Weg räumen."

Es iſt nicht zu verkennen, daß durch A. W. Schlegel's Ueberſetzung, die zum erſten Mal den großen Dichter in einer rein poetiſchen Form wiedergab — ein Meiſterwerk, dem ſich kein anderer Verſuch in irgend einer verwandten

Gattung an die Seite ſtellen läßt, und das genügt, den Namen des Verfaſſers unſterblich zu machen — das Verſtändniß Shakeſpeare's an Breite wie an Tiefe ungemein gewann. Nach der damaligen Art der Bildung wurde durchweg der Maßſtab der Antike angelegt: theils um die Einheit des poetiſchen Geſetzes, theils um den Contraſt zu erweiſen. Im „Studium der griechiſchen Poeſie", welches gleichzeitig mit jener Ueberſetzung erſchien, bezeichnet Fr. Schlegel Shakeſpeare als denjenigen Dichter, welcher den Geiſt der modernen Poeſie im Gegenſatz zur griechiſchen am vollſtändigſten charakteriſirt: „Wer ſeine Poeſie als ſchöne Kunſt beurtheilt, der geräth nur in tiefere Widerſprüche, je mehr Scharfſinn er beſitzt. Wie die Natur Schönes und Häßliches durcheinander mit gleich üppigem Reichthum erzeugt, ſo auch Shakeſpeare. Keins ſeiner Dramen iſt in Maſſe ſchön; nie beſtimmt Schönheit die Anordnung des Ganzen. Die einzelnen Schönheiten ſind, wie in der Natur, nur ſelten von häßlichen Zuſätzen rein, und ſie ſind nur Mittel eines andern Zwecks; ſie dienen dem charakteriſtiſchen oder philoſophiſchen Intereſſe. Nicht ſelten iſt ſeine Fülle eine unauflösliche Verwirrung und das Reſultat des Ganzen ein unendlicher Streit. Mitten unter den heitern Geſtalten unbefangener Kindheit oder fröhlicher Jugend verwundet uns eine bittre Erinnerung an die völlige Zweckloſigkeit des Lebens, an die vollkommene Leerheit alles Daſeins. Nichts iſt ſo widerlich, bitter, empörend, ekelhaft, platt und gräßlich, dem ſeine Darſtellung ſich entzöge, ſobald es ihr Zweck bedarf. Nicht ſelten entfleiſcht er ſeine Gegenſtände, und wühlt wie mit anatomiſchem Meſſer in der ekelhaften Verweſung moraliſcher Cadaver. Daß er den Menſchen mit ſeinem Schickſal auf die freundlichſte Weiſe bekannt mache, iſt daher wohl eine zu weit getriebene Milderung. Ja eigentlich kann man nicht einmal ſagen, daß er uns zu der reinen Wahrheit führe. Er giebt uns nur eine einſeitige Anſicht derſelben, wenngleich die reichhaltigſte und umfaſſendſte. Seine Darſtellung iſt nie objectiv, ſondern durchgängig manierirt ... Es giebt vielleicht keine vollkommnere Darſtellung der unauflöslichen Disharmonie, welche der eigentliche Gegenſtand der philoſophiſchen Tragödie iſt, als ein ſo grenzenloſes Mißverhältniß der denkenden und der thätigen Kraft wie in Hamlet's Charakter. Der Totaleindruck dieſer Tragödie iſt ein Maximum der Verzweiflung. Alle Eindrücke, welche einzeln groß und wichtig ſchienen, verſchwinden als trivial vor dem, was hier als das letzte einzige Reſultat alles Seins und Denkens erſcheint: vor der ewigen koloſſalen Diſſonanz, welche die Menſchheit und das Schickſal unendlich trennt." Hier ſpricht er noch als Helleniſt, wie auch Fr. v. Hardenberg,*) der ſchon damals ſehr mit ihm

*) „Shakeſpeare iſt mir dunkler als Griechenland: den Spaß des Ariſtophanes verſtehe ich, aber den Shakeſpeare's noch lange nicht. In ihm wechſeln durchaus Poeſie

befreundet war, in ſeinen Tagebüchern; dieſelben Ideen nehmen 16 J. ſpäter eine erbauliche Färbung an.*)

Mit ſeinem Epos wurde Goethe früher fertig als Schiller mit ſeinem Drama; er vollendete es Mai und Juni 1797 in Jena.**) „Obgleich Hermann

mit Antipoeſie, Harmonie mit Disharmonie ab, das Gemeine, Niedrige, Häßliche mit dem Romantiſchen, Höhern, Schönen, das Wirkliche mit dem Erdichteten, Pedantism mit Unnatur, und das iſt mit dem griechiſchen Trauerſpiel gerade der entgegengeſetzte Fall. Shakeſpeare's Werke und Gedichte gleichen ganz der Boccaccci'ſchen und Cervantes'ſchen Proſa, ebenſo gründlich, elegant, nett, pedantiſch und vollſtändig .... Shakeſpeare war eine mächtige, buntkräftige Seele, deren Empfindungen und Werke wie Erzeugniſſe der Natur das Gepräge des denkenden Geiſtes tragen und in denen auch der letzte ſcharfſinnige Beobachter noch neue Uebereinſtimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Weltalls, Begegnungen mit ſpätern Ideen, Verwandtſchaften mit den höhern Kräften und Sinnen der Menſchheit finden wird. Sie ſind ſinnbildlich und vieldeutig, einfach und unerſchöpflich, wie die Erzeugniſſe der Natur, und es dürfte nichts Unpaſſenderes von ihnen geſagt werden können, als daß ſie Kunſtwerke in jener eingeſchränkten, mechaniſchen Bedeutung des Wortes ſeien. In Shakeſpeare's hiſtoriſchen Stücken iſt durchgehends Kampf der Poeſie mit der Unpoeſie. Das Gemeine erſcheint witzig und ausgelaſſen, das Große ſteif und traurig. Das niedrige Leben wird durchgehends dem höhern entgegengeſtellt, oft tragiſch, oft parodiſch, oft des Contraſtes wegen."

*) „Wäre es der einzige Zweck der dramatiſchen Dichtkunſt, den Menſchen und ſein Daſein als ein Räthſel darzuſtellen, ſo würde Shakeſpeare nicht nur der erſte von allen in dieſer Kunſt zu nennen, ſondern es würde kein anderer Alter oder Neuer auch nur von fern ihm darin zu vergleichen ſein. Es hat aber die dramatiſche Dichtkunſt noch ein höheres Ziel. Sie ſoll das Räthſel des Daſeins nicht blos darlegen, ſondern löſen, ſie ſoll das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus, und durch dieſelbe hindurch bis zur letzten Entwickelung und endlichen Entſcheidung hinführen. Dadurch greift ihre Darſtellung ein in die Zukunft, und ſtellt uns ihre Geheimniſſe des innern Menſchen vor Augen .... Shakeſpeare's Sonette zeigen, daß er in den Dramen meiſtens gar nicht darſtellte, was ihn ſelbſt anſprach, oder wie er an und für ſich war und fühlte, ſondern die Welt, wie er ſie klar und durch eine große Kunſt von ſich und ſeinem Zartgefühl geſchieden, vor ſich ſtehen ſah. Andere Dichter haben geſtrebt, uns in einen ideatiſchen Zuſtand der Menſchheit wenigſtens auf Augenblicke zu verſetzen. Er ſtellt den Menſchen in ſeinem tiefen Verfall, dieſe all ſein Thun und Laſſen, ſein Denken und Streben durchdringende Zerrüttung mit einer oft herben Deutlichkeit dar. Dabei ſchimmert die Erinnerung an die urſprüngliche Hoheit des Menſchen, von der jene Gemeinheit nur ein Abfall iſt, überall hindurch. Aber ſelbſt die jugendliche Liebesgluth erſcheint nur als eine Begeiſterung des Todes. So iſt dieſer Dichter, der im Aeußern durchaus gemäßigt und beſonnen, klar und heiter erſcheint, bei dem der Verſtand herrſchend iſt, der überall mit Abſicht, ja man möchte ſagen mit Kälte verfährt und darſtellt, ſeinem innerſten Gefühl nach der am meiſten tief ſchmerzliche und herb tragiſche unter allen Dichtern der alten und der neuen Zeit."

**) „Ich werde," ſchreibt Voß, der ſich im Sommer auch in Berlin aufgehalten, 24. Sept an Gleim, „mich herzlich freuen, wenn Griechenlands Geiſt uns Deutſchen ein vollendetes Kunſtwerk gewährt, und nicht engherzig nach meiner Luiſe mich umſehn.

und Dorothea," schreibt A. W. Schlegel (L. Z. Dec. 1797) „seinem Inhalt nach in der uns umgebenden Welt zu Hause ist, und, unsern Sitten und Ansichten befreundet, höchst faßlich, ja vertraulich die allgemeine Theilnahme anspricht, so muß es doch, was seine dichterische Gestalt betrifft, den Nichtkenner des Alterthums als eine ganz eigene, mit nichts zu vergleichende Erscheinung auffallen, und der Freund der Griechen wird sogleich an die Erzählungsweise des alten Homer denken." Schon Goethe hatte in der Widmung die Gesundheit des Mannes ausgebracht, „der endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn!*) Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen? Doch Homeride zu sein, auch noch als letzter, ist schön." Gleichzeitig (Nov. 1796) hatten sich die beiden Schlegel öffentlich zu Wolf bekannt; A. W. Schlegel führt den Gedanken nun weiter durch. Nur eine falsche Kunstansicht beschuldige Wolf, das Poetische im Homer zerstört zu haben; das Poetische liege in den einzelnen Rhapsodien, die sich zwanglos aneinander schließen. „Die epische Einheit bezieht sich nicht auf die Vernunft, die im homerischen Zeitalter noch lange nicht genug geübt war, um solch' eine Forderung an ein dichterisches Werk zu machen; sondern sie gilt nur der Phantasie, d. h. sie ist nichts weiter als Umriß, sichtbare Begrenzung." „Die Willigkeit des epischen Sängers, zu Episoden überzugehen, wo sie sich irgend gefällig anschlingen lassen, liegt darin, daß die Gegenstände sich seiner nie bemeistern: er kann sich selbst in dem entscheidendsten Augenblick leicht abmüßigen, um der Phantasie etwas Entfernteres nahe zu rücken... Wie ein blos beschauendes Wesen steht der Dichter über seinen Helden und Göttern; wie unter dem heitern umgebenden Himmel findet in dem Umfang seines Geistes jedes Ding eine schickliche Stelle, und erscheint in seinem wahren Licht... Schon in der homerischen Wortstellung und Wortfügung, der faßlichsten, losesten, aber gefälligsten, die sich denken läßt, erkennt man die Verknüpfungsweise der Rhapsodie." — Erst durch Virgil sei die falsche Kunstansicht erregt worden, die z. B. das Wunderbare zu einer unerlaßlichen Bedingung des Epos macht. „Der Mythus kann nur dann für die Poesie begünstigend sein, wenn er lebt, d. h. wenn er als die unwillkürliche Dichtung der kindlichen Menschheit, wodurch sie die Natur zu vermenschlichen strebt, entstanden und noch bestehender Volksglaube ist. Er kann nicht die willkürliche Erfindung eines Einzelnen sein. Aus diesem Grunde gewährt die Sage des Mittelalters, die nichts anders war, als der abenteuer-

---

Aber ebenso ehrlich denke ich für mich und sage es Ihnen: die Dorothea gefalle, wem sie wolle; Luise ist sie nicht!"

*) „Klopstock," schreibt Voß an Wolf, „hat die lauteste Freude bezeugt, daß Homer nicht Homer sei, er selbst aber, was ihm keiner ausreden wird, Klopstock."

liche Geiſt der Zeit in Bilder gekleidet, dem romantiſchen Heldengedicht den Vorzug der Lebendigkeit und volksmäßigen Wahrheit, den das künſtlich erſonnene Wunderbare der modernen Epopöen durchaus nicht haben kann. Schon Virgil hätte als Beiſpiel warnen ſollen, wie wenig mit der Dazwiſchenkunft der Götter ausgerichtet wird, wenn ſie nicht mehr Volksglaube iſt, und alſo nicht zu dem Bilde des Weltganzen gehört, welches die Phantaſie des Dichters aus der Wirklichkeit auffaßt. Die neueren Epopöendichter haben das Uebernatürliche geſucht; ſie haben das Außernatürliche gefunden; es fehlt nur noch an einer gänzlich extramundanen Epopöe. Ihre Werke ſind daher auch blos gelehrt und haben nie von den Lippen des Volks getönt, da Homer der populärſte aller Sänger war, weil ſeine Dichtung vom Leben ausging und darauf zurückführte." „Es iſt alſo offenbar, daß man ſein Epos auf eine ganz entgegengeſetzte Art nachbilden muß, wenn es überhaupt geſchehen ſoll."

„Ein Dichter, dem es nicht darum zu thun iſt, ein Studium nach der Antike zu verfertigen, ſondern mit urſprünglicher Kraft, national und volksmäßig zu wirken, wird ſeinen Stoff nicht im claſſiſchen Alterthum ſuchen, noch weniger aus der Luft greifen dürfen. Damit die lebendige Wahrheit nicht vermißt werde, muß ſeine Dichtung feſten Boden der Wirklichkeit unter ſich haben, welches nur durch die Beglaubigung der Sitte oder der Sage möglich iſt. Beides kommt eigentlich auf eins heraus: denn eine Sage aus fernen Zeitaltern wird nur dadurch zu ſolch' einer Behandlung tauglich, daß ſich mit ihr ein anſchauliches Bild von der damaligen Sitte und Lebensweiſe unter dem Volk fortgepflanzt hat. So könnte vielleicht ein ſchweizeriſcher Dichter Geſchichten aus den Zeiten der Befreiung mit Vortheil epiſch behandeln, weil ihr Andenken durch Verfaſſung, Volksfeſte und wenig veränderte Sitten immer noch neu erhalten wird. Wenn der Dichter aber keine Sagen vorfände, ſo müßte er nothwendig in ſeinem Zeitalter, unter ſeinem Volk daheim bleiben." — Weder die höhern Stände, noch die niedern Stände eignen ſich dazu: dort iſt Convenienz und leere Geſelligkeit; hier Verkümmerung und Rohheit. Der Träger der deutſchen Bildung iſt der Mittelſtand. „Man bemerke die Kunſt des Dichters, wie er uns in dem Prediger einen Mann zeigt, der in der feinſten Geſellſchaft ſich ganz an ſeiner Stelle finden würde, der aber alle äußerliche Ueberlegenheit abzulegen und ſeine Mittheilungen zu vereinfachen weiß; wie er dem Gemälde ſeiner Bildung die ſchlichteſte, beſcheidenſte Farbe giebt." „Durch die zugleich erſchütternde und erhebende Ausſicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrund iſt alles um eine Stufe höher gehoben und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geſchieden; die individuellen Vorfälle knüpfen ſich dadurch an das Allgemeine und Wichtigſte an und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es iſt das

Wunderbare des Gedichts, ein ſolches Wunderbare, wie es in einem Epos aus unſrer Zeit einzig ſtattfinden darf."

„So einfach wie die Geſchichte, iſt auch die Zeichnung der Charaktere. Alle ſtarken Contraſte ſind vermieden, und nur durch ganz milde Schatten iſt das Licht auf dem Gemälde geſchloſſen, das eben dadurch harmoniſche Haltung hat. Herzlichkeit, Geradſinn und geſunder Verſtand kann man den allgemeinen Charakter der handelnden Perſonen nennen. Wie ſchön gedacht iſt es, beim Hermann die kraftvolle Gediegenheit ſeines ganzen Weſens mit einem gewiſſen äußern Ungeſchick zu paaren, damit ihn die Liebe deſto ſichtbarer umſchaffen könne! Er iſt eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichthum wiſſen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühſam ihren ganzen Werth ablockt. — Dorothea, ein wunderbar großes Weſen, unerſchütterlich feſt in ſich beſtimmt, handelt immer nur liebevoll, und liebt nur handelnd. Ihre geſunde Kraft könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rücken, miſchte ſich nicht, dem Jüngling gegenüber, das leiſe Spiel ſorgloſer, ſelbſtbewußter Liebenswürdigkeit mit ein, und entriß ihr nicht ein überwältigtes Gefühl noch zuletzt die holdeſten Geſtändniſſe. Eine romanhafte Leidenſchaft würde zu dem großen Stil der Sitten nicht gepaßt haben: biedre, herzlichſte Neigung, auf Vertrauen und Achtung gegründet, führt jene einfachen aber ſtarken Seelen zu einander." — „Es iſt ein in hohem Grade ſittliches Gedicht, nicht wegen eines moraliſchen Zwecks, ſondern inſofern Sittlichkeit das Element ſchöner Darſtellung iſt. In dem Dargeſtellten überwiegt ſittliche Eigenthümlichkeit bei weitem die Leidenſchaft, und dieſe iſt ſo viel als möglich aus ſittlichen Quellen abgeleitet. Es iſt ein vollendetes Kunſtwerk im großen Stil und zugleich faßlich, herzlich, vaterländiſch, volksmäßig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend."

Nicht minder iſt die Feinheit zu bewundern, mit der es dem Dichter gelungen iſt, „den Ausdruck durch die unmerklichſten Mittel, durch würdige Einfalt, die leichteſte und klarſte Folge und Verbindung der Sätze von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs zu entfernen. Die Abweichungen von der proſaiſchen Wortfolge ſind meiſt ſo leicht und leiſe, daß ſie einer nicht ſehr wachen Aufmerkſamkeit entſchlüpfen, und doch wirken was ſie ſollen. Daß ein ſo beſcheidener, ſchmuckloſer und doch an Farbe und Geſtalt durchhin epiſcher Ausdruck in unſerer Sprache möglich war, beweiſt die hohe Bildung, welche ſie ſchon erlangt hat; denn nur durch dieſe wird ſie der Mäßigung, Entäußerung und Rückkehr zur urſprünglichen Einfalt fähig." — Hermann und Dorothea iſt das einzige größere Gedicht, in welchem das leitende Streben unſerer Dioskuren, den griechiſchen Geiſt mit dem deutſchen zu verſöhnen, bis

zur Vollendung gelungen iſt. Wer da behauptet, das deutſche Leben überhaupt oder wenigſtens in Goethe's Zeit habe ſich der poetiſchen Bearbeitung entzogen; oder wer Goethe den Sinn für das deutſche Leben abſpricht, der muß vor dieſem leuchtenden Zeugniß verſtummen.

Die Reinheit der Empfindung, die das Gedicht erregt, entſpringt aus der vollkommenen Wahrhaftigkeit und Einfalt der dargeſtellten Empfindungen. „Bewundernswürdig iſt, wie der Dichter die Menſchen immer durch ihre Umgebungen kenntlich zu machen, und die äußern Gegenſtände auf ſittliche Eigenthümlichkeit zu beziehen weiß. Die ländliche Natur z. B. wird ganz aus dem Geſichtspunkt ihrer Bewohner, eifriger Landwirthe, geſchildert; denn die, welche am rüſtigſten in der Natur wirken und ſchaffen, ſehen ſie am wenigſten mit dem Auge des empfindenden Naturliebhabers an." „Ich fürchte," ſchreibt ein Kritiker im „Berl. Archiv" (Tieck), „daß das Gedicht für den größten Theil unſres Publicums noch zu früh erſchienen iſt; zu wenige ſind mit dem Geiſt der echten griechiſchen Simplicität ſo vertraut, daß ſie nicht in dieſer Einfalt Armuth finden ſollten. Noch andere finden ſich dadurch gekränkt, daß die Scene in einer kleinen Stadt liegt: ſie hatten Landleben und ländliche Freuden erwartet, ſie finden zu wenig rauſchende Bäume und viel zu wenig Liebe. Den Reiz des Werks macht die lebendige Beweglichkeit des Hintergrundes, dieſe fliehenden Figuren, die Gruppen, die dem Gemälde des Dichters dieſe rührende Wahrheit geben, dadurch, daß ſie an unſere Zeit erinnern und das Epos über die bloße poetiſche Erfindung hinaufheben, es adeln und zugleich für uns als Menſchen wichtig und anziehend machen." —

Es iſt ſonderbar, daß „Hermann und Dorothea" auf die deutſche Literatur faſt gar keine Wirkung ausübte, man müßte denn „Hannchen und die Küchlein" u. ſ. w. anführen wollen, während der „Meiſter" ſie mehr als ein halbes Jahrhundert beherrſchte. Zunächſt ging die Richtung des deutſchen Geiſtes auf Ausbreitung des Horizonts; die Enge und Nähe zu ſuchen, war dem Unbehagen einer ſpätern Zeit vorbehalten, die in der Ausbreitung allen Kern verloren hatte. Für die Dauer möchten die beiden Geſtalten des Gedichts dem deutſchen Leben größere Frucht tragen als die bunte Bilderreihe im Roman.

Kaum hätte man glauben ſollen, daß ſich nach A. W. Schlegel über „Hermann und Dorothea" noch etwas ſagen ließe; W. v. Humboldt brachte ein ganzes Buch zu Stande. „Wenn es je einen Mann gab, dem die Natur ein offnes Auge verliehen hatte, alles was ihn umgiebt rein und klar und gleichſam mit dem Blick des Naturforſchers aufzunehmen, der in allen Gegenſtänden des Nachdenkens und der Empfindung nur Wahrheit und gediegenen Gehalt ſchätzt; wenn dieſer Mann durch ſein ganzes Weſen zum

Dichter bestimmt und sein ganzer Charakter so durchaus mit dieser Bestimmung eins geworden ist, daß seine Dichtung selbst überall das Gepräge jener Grundsätze und Gesinnungen an der Stirn trägt, wenn derselbe endlich eine Reihe von Jahren durchlebt hat, wenn er, mit dem classischen Geist der Alten vertraut, zugleich so individuell gebildet ist, daß er nur unter seiner Nation und in seiner Zeit emporkommen konnte, daß alles Fremde, was er sich aneignet, danach sich umgestaltet, und er sich nur in seiner vaterländischen Sprache darzustellen vermag; wenn es ihm nun so gelingt, die Resultate seiner Erfahrungen über Menschenleben und Menschenglück in eine dichterische Idee zusammenzufassen, und diese Idee vollkommen auszuführen — dann mußte und nur so konnte ein Gedicht wie das gegenwärtige entstehn." Der Verehrer Schiller's hatte jetzt ein neues Ideal: „der Dichter von Hermann und Dorethea ist in einem höhern Grade als irgend ein andrer wahrhaft menschlich zu nennen, weil kein andrer noch zugleich in so mannigfaltigen hohen und ungewöhnlichen und doch so einfachen Tönen zu unserm Herzen sprach; in keinem alten Dichter wird man diese hohe und idealische Sentimentalität, in keinem neuern, verbunden mit diesen Vorzügen diese schlichte Natur, diese einfache Wahrheit, diese herzliche Innigkeit antreffen." Von Schiller war in dem Buch gar nicht die Rede, und doch war es Schiller, dem die Abhandlung zuerst zugeschickt wurde und der sie vollständig billigte. Auch für ihn war Hermann und Dorothea ein Ideal; freilich konnte er neidlos zu demselben emporblicken, da er sich eben wieder seinem eigentlichen Gebiet, dem Dramatischen zugewandt hatte. Humboldt's Buch nahm er mit bewunderndem Erstaunen auf, er hatte so etwas seinem Freunde nicht zugetraut; aber Interesse hatte diese Metaphysik für ihn nicht mehr. Er hätte die tiefsinnigsten Untersuchungen über das Wesen des Schönen jetzt für die Auffindung eines praktisch anwendbaren technischen Handgriffs gegeben.*)

„Sie gewöhnen mir," schreibt Schiller 18. Juni 1797 an Goethe, „immer mehr die Tendenz ab, die in allem Praktischen und besonders Poetischen eine Unart ist, vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort. Der Punkt ist immer klein und eng, von dem Sie ausgehn, aber er führt mich ins Weite und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anstatt daß ich auf dem an-

*) „Es fehlt Humboldt an einer gewissen nothwendigen Kühnheit des Ausdrucks für seine Ideen und an der Kunst der Massen, die auch im lehrenden Vortrag so nothwendig sind als in irgend einer Kunstdarstellung. Weil es ihm daran fehlt, so faßt der Verstand seine Resultate nicht leicht und noch weniger drücken sie sich der Imagination ein. Man muß sie zerstreut zusammenfassen, ein Satz verdrängt den andern, man wird auf vielerlei zugleich geheftet und nichts fesselt die Aufmerksamkeit vollkommen."

dern Weg, dem ich, mir ſelbſt überlaſſen, ſo gern folge, immer vom Weiten ins Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu ſehn als am Anfang." — Goethe erwidert: „Das günſtige Zuſammentreffen unſerer beiden Naturen hat uns ſchon manchen Vortheil verſchafft. Wenn ich Ihnen zum Repräſentanten mancher Objecte diente, ſo haben Sie mich von der allzuſtrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältniſſe auf mich ſelbſt zurückgeführt. Sie haben mich die Vielſeitigkeit des innern Menſchen mit mehr Billigkeit anſchauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verſchafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu ſein ich ſo gut wie aufgehört hatte."

Goethe's Gedicht machte auch für Schiller's Arbeiten Epoche. „Da Sie," ſchreibt er Oct. 1797 an Goethe, „auf einem Punkt ſtehn, wo Sie das Höchſte von ſich fordern müſſen, ſo iſt durchaus nöthig, dafür zu ſorgen, daß dasjenige, was Ihr Geiſt in ein Werk legen kann immer auch die reinſte Form ergreife, und nichts darin in einem unreinen Medium verloren gehe. Wer fühlt nicht alles das im Meiſter, was den Hermann ſo bezaubernd macht? Jenem fehlt nichts von Ihrem Geiſt, er ergreift das Herz mit allen Kräften der Dichtkunſt und gewährt einen immer ſich erneuernden Genuß: und doch führt mich der Hermann durch ſeine rein poetiſche Form in eine göttliche Dichterwelt, da mich der Meiſter aus einer wirklichen Welt nicht ganz herausläßt." „Es iſt nun entſchieden (20. Nov.), daß ich den Wallenſtein in Jamben mache: ich begreife kaum, wie ich es je anders habe wollen können; es iſt unmöglich, ein Gedicht in Proſa zu ſchreiben. — Ich habe noch nie ſo augenſcheinlich mich überzeugt, wie genau in der Poeſie Stoff und Form, ſelbſt äußere, zuſammenhängen. Seitdem ich meine proſaiſche Sprache in eine poetiſch-rhythmiſche verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher, ſelbſt viele Motive, die in der proſaiſchen Ausführung recht gut am Platz zu ſtehen ſchienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen; der Vers fordert ſchlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und ſo mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetiſcher werden. Man ſollte wirklich alles, was ſich über das Gemeine erhebrn muß, in Verſen, wenigſtens anfänglich, concipiren, denn das Platte kommt nirgend ſo ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgeſprochen wird. — Der Rhythmus leiſtet bei einer dramatiſchen Production noch dieſes Große, daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach einem Geſetz behandelt, und ſie, trotz ihres inneren Unterſchiedes, in einer Form ausführt, dadurch den Dichter und ſeinen Leſer nöthigt, von allem noch ſo charakteriſtiſch Verſchiedenen etwas Reinmenſchliches zu verlangen. Alles ſoll ſich in dem Geſchlechtsbegriff des Poetiſchen vereinigen, und dieſem Geſetz dient der Rhythmus

ſowohl zum Repräſentanten als zum Werkzeug, da er alles unter ſeinem Geſetze begreift. Er bildet auf dieſe Weiſe die Atmoſphäre für die poetiſche Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, nur das Geiſtige kann von dieſem dünnen Element getragen werden." — „Alles Poetiſche," antwortet Goethe, „ſollte rhythmiſch behandelt werden, das iſt meine Ueberzeugung; und daß man nach und nach eine poetiſche Proſa einführen konnte, zeigt nur, daß man den Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie gänzlich aus den Augen verlor. Dieſe Mittelgeſchlechter ſind nur für Liebhaber und Pfuſcher. Alle dramatiſchen Arbeiten — und vielleicht Luſtſpiel und Farce zuerſt — ſollten rhythmiſch ſein, man würde alsdann eher ſehen, wer was machen kann." Die Jamben trieben den Wallenſtein immer mehr in die Breite. „Es kommt mir vor," ſchreibt Schiller 1. Dec. an Goethe, „als ob mich ein gewiſſer epiſcher Geiſt angewandelt habe, der aus der Macht Ihrer unmittelbaren Einwirkungen zu erklären ſein mag; doch glaube ich nicht, daß er dem Dramatiſchen ſchadet, weil er vielleicht das einzige Mittel war, dieſem proſaiſchen Stoff eine poetiſche Natur zu geben. — Das pathologiſche Intereſſe der Natur an einer ſolchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicherweiſe alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber ſie macht, daß ein lebhafter Antheil mich ſchneller erſchöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder ſechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen. — Ich werde es mir geſagt ſein laſſen, keine andern als hiſtoriſche Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe ſein. Es iſt eine ganz andere Operation, das Realiſtiſche zu idealiſiren, als das Ideale zu realiſiren, und Letzteres iſt der eigentliche Fall bei freien Fictionen. Es ſteht in meinem Vermögen, eine gegebene, beſtimmte und beſchränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichſam aufquellen zu machen, während die objective Beſtimmtheit eines ſolchen Stoffs meine Phantaſie zügelt und meiner Willkür widerſteht."

Kaum ſollte man bei ſo klarer Einſicht ein Schwanken in den Ueberzeugungen für möglich halten; und doch wurde Schiller beſtändig durch die Griechen verwirrt. Der Oedipus trieb ihn, den Stoff zu einer reinen Schickſalstragödie zu ſuchen; neben dem Wallenſtein dachte er an die Malteſer. „Es iſt etwas ſehr Anziehendes für mich in ſolchen Stoffen, welche ſich von ſelbſt iſoliren und eine Welt für ſich ausmachen. Dieſes Stück wird ebenſo einfach behandelt werden müſſen, als der Wallenſtein complicirt iſt, und ich freue mich im voraus, in dem einfachen Stoff alles zu finden, was ich brauche, und alles zu brauchen, was ich Bedeutendes finde. Ich kann ihn ganz in der griechiſchen Form und nach des Ariſtoteles Schema, mit Chören und ohne Acteneintheilung ausführen, und werde es auch thun." — „Wenn das Drama

durch einen ſo ſchlechten Hang des Zeitalters (den moraliſchen) in Schutz genommen wird, ſo müßte man die Reform beim Drama anfangen, und durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung der Kunſt Luft und Licht verſchaffen. Und dies möchte am beſten durch Einführung ſymboliſcher Behelfe geſchehn, die in allem dem, was nicht zu der wahren Kunſtwelt des Poeten gehört, nnd alſo nicht dargeſtellt, ſondern blos bedeutet werden ſoll, die Stelle des Gegenſtandes verträten. — Ich hatte immer ein gewiſſes Vertrauen zur Oper, daß aus ihr wie aus den Chören des alten Bacchusfeſtes das Trauerſpiel in einer edlern Geſtalt ſich loswickelu ſollte. In der Oper erläßt man wirklich jene ſervile Naturnachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz könnte ſich auf dieſem Wege das Ideale auf das Theater ſtehlen. Die Oper ſtimmt durch die Macht der Muſik und durch eine freiere harmoniſche Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einer ſchönern Empfängniß; hier iſt wirklich auch im Pathos ein freieres Spiel, weil die Muſik es begleitet, und das Wunderbare, welches hier einmal geduldet wird, müßte nothwendig gegen den Stoff gleichgiltiger machen."

Bei Goethe bemerken wir ein ähnliches Schwanken zwiſchen der antikiſirenden Kunſtform und den natürlichen Stoffen; von Hermann wandte er ſich zu dem ganz verfehlten Verſuch der Achilleis. Uebertrieben, aber nicht unbedingt unwahr iſt, wenn Jean Paul 31. Juli an Herder ſchreibt, Goethe „quäle ſich mit ausgetrockneten Weiſen à la Grecque". „Wir vermengen das Maximum in der bildenden Kunſt, das erreichbar iſt ſogar von einem Volk, mit dem Maximum der Dichtkunſt, das die Kenntniſſe und die Jahrhunderte erhöhen und erſchweren müſſen. Eine Apollogeſtalt iſt für die Erde vollendet, aber kein Gedicht kann es ſein, da unſere mit den Jahrhunderten wachſende Receptivität wenigſtens an den Stoff höhere Forderungen macht: unſre Augen bleiben für die Statuen, aber unſre Geiſter wachſen höhern Gedichten entgegen. Nur den reinen ungebrochnen Umriß und die Humanität und die Verhältniſſe haben wir den Griechen abzulernen, aber des dürftigen Stoffs ſollte ſich das reiche Jahrhundert ſchämen."

Was Goethe von den alten Verſuchen ſeiner Jugend zurückſchreckte, war die immer mehr hervortretende Abneigung gegen alles Tragiſche. „Daß Goethe die Welt luſtig anſieht," ſchreibt Fr. v. Stein an Lottchen, „macht, weil dieſe Seite ſeines Verſtandes die klarſte iſt; er hat begriffen, daß ihre Natur von der Beſchaffenheit ſei, daß ſie keine Philoſophen je verlaſſen werden; und da er ſich ſelbſt wie billig auch zur Welt rechnet, weiß er wohl, daß auch er nicht anders ſein kann, und je mehr ihn dieſe Dinge ſonſt gequält und er ſie durchdacht, hat er ſich gemüthlich darüber zur Ruhe geſetzt. Dabei hat er jetzt eine gnte Geſundheit und mehr Fleiſch im Topf als der arme Rouſſeau,

um ſich gute Bouillons kochen zu laſſen." — Und er ſelbſt an Schiller: „Ohne ein lebhaftes pathologiſches Intereſſe iſt es mir niemals gelungen, irgend eine tragiſche Situation zu bearbeiten, und ich habe ſie daher lieber vermieden als geſucht. Ich kenne mich zwar nicht ſelbſt genug, um zu wiſſen, ob ich eine wahre Tragödie ſchreiben könnte; ich erſchrecke aber vor dem Unternehmen, und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Verſuch zerſtören könnte."

Gleichwohl dachte er, unmittelbar nach Vollendung des Hermann, an die Wiederaufnahme eines hochtragiſchen Stoffes. Es war der Fauſt, deſſen weiteren Plan der Dichter 1795 dem Freunde auseinandergeſetzt hatte. Schiller trieb ihn lebhaft dazu, und machte ihm Vorſchläge, das Ganze möglichſt zu idealiſiren; aber Goethe konnte ſich in dieſen „Nebelpoſſen", in dieſem „Spuk der Romantik" nicht mehr zurechtfinden: ſein Pantheismus gab den Eindruck nicht mehr wieder, den ehemals der aufgeſchlagene Makrokosmus auf den einſamen Grübler gemacht („welch Schauſpiel! aber ach, ein Schauſpiel nur!"), und die Helena, die ſchon früher aufgetreten war, wollte ſich nicht mehr recht zu einem Blendwerk des Mephiſtopheles hergeben, ſeitdem der Dichter die antike Gewandung gründlicher ſtudirt und ſich den antiken Rhythmus angeeignet hatte.

Dagegen brachte ihm der mittelalterliche Stoff die Weiſen ſeiner Jugend, und die Ballade, die doch eigentlich das idealiſirte Volkslied iſt, wieder in Erinnerung. „Junggeſell und Mühlbach", „Blümchen Wunderſchön", fließen in der friſcheſten und deutſchen Melodie dahin; „Zauberlehrling" und „Schatzgräber" machen durch ihre ſeltſam zierliche Kunſtform den Eindruck eines anmuthigen Maskenſpiels, mit dem ſich ſinnig ein leichter Gedanke verwebt; im höchſten Stil ſind die „Braut von Korinth" und „der Gott und die Bajadere" (Juni 1797); das erſte Bürger's ſchönſten Geiſterballaden an die Seite zu ſtellen, das zweite die reinſte Verklärung der Stimmungen, welche in den venetianiſchen Epigrammen herrſchen. Herder war über beide ſehr aufgebracht, er nannte ſie priapiſch; in der That lehnen ſich beide hart genug auf gegen den Glauben und die ſittlichen Geſetze der Zeit: die alten heidniſchen Naturmächte empören ſich gegen Chriſtus und ſeinen „neuen Glauben", durch den Lieb' und Treu' „wie ein böſes Unkraut ausgerauft" wurde; ja die ſchöne Sünderin, einmal durch das Gefühl reiner Liebe beſeligt, ſchwebt gar als Göttin in die Lüfte. Aber wer widerſtände dieſem gewaltigen Zauber!

Schiller wurde von der neuen Kunſtform, die ſo nahe an ſeine „Götter Griechenlands" ſtreifte, lebhaft angeregt; Goethe trat ihm den Stoff zu den „Kranichen des Ibykus" förmlich ab, und neben dieſer Ballade folgten nun raſch hinter einander Taucher, Ritter Toggenburg, Eiſenhammer, Handſchuh;

dann 1798 der Kampf mit dem Drachen, der Ring des Polykrates u. ſ. w. — Durch ſeine Balladen iſt Schiller noch populärer geworden als durch ſeine Dramen; ſie enthalten keinen Verſtoß gegen die Decenz, ſie geben prächtige Schilderungen und in der Regel eine haltbare Moral. Jeder Quartaner lernt ſie auswendig, und es ſcheint gewagt, etwas gegen ſie einzuwenden. Doch muß geſagt werden, daß ſie gegen Bürger ein ganz entſchiedener Rückſchritt ſind. Durch Bürger's Balladen geht in langem Athem ein gewaltiger Zug der Leidenſchaft, die alle einzelnen Gemälde in brauſendem Fluß fortreißt; jede Schilderung iſt dieſem Geiſt des Gedichts dienſtbar. Bei Schiller ſtehen die Schilderungen, glänzend wie ſie ſind, ganz für ſich; wie ſie mit dem Ganzen zuſammenhängen, weiß man nicht; die Farbe kommt nicht von Innen. Im Kampf mit dem Drachen iſt die Moral vortrefflich, und ebenſo die Schilderung, aber beide haben nichts mit einander zu ſchaffen; ebenſowenig im Grafen von Habsburg die prachtvolle Stelle über die Macht des Geſanges mit der Anekdote: überall zwei Elemente, die an einander geſchweißt, nicht organiſch aus einander hervorgegangen ſind. Wo ein einheitlicher lyriſcher Ton iſt, wie im Ritter Toggenburg oder im Polykrates, wird man durch den ſonderbaren Stoff betroffen: die ganz fremde Vorſtellung vom Neid der Götter drängt ſich der Phantaſie unvermittelt und unvorbereitet auf, und der ſentimentale Ritter, der immer nach dem Fenſter der Geliebten ſieht, iſt vollends ein Bild, das Schiller's Seele ganz fremd iſt. Den Preis verdienen die Kraniche, wobei freilich der ſchöne Eumenidenchor dem Aeſchylus angehört, und bei dem Dichter mehr das Geſchick als das Geſicht zu bewundern iſt. — Die Uebertragung der Balladenform auf griechiſche Stoffe war im Ganzen keine glückliche Wendung. Wenn man eine beliebige deutſche Sage behandelt, ſo entſpringt Ton und Farbe von ſelbſt aus dem Gegenſtand; bei den Sagen aus dem Alterthum dagegen, die durchweg auf eine epigrammatiſche Wendung ausgehn, muß man beides aus eigner Kraft hinzufügen, und daraus entſpringt niemals ein organiſches Ganze. — Auch Schiller hat in den Balladen, deren Stoff er dem Mittelalter entlehnte, trotz ſeiner Vorliebe für das Alterthum die Natur mehr begünſtigt. Stellen wir z. B. den Gang nach dem Eiſenhammer neben den Ring des Polykrates: das Gottesurtheil widerſtebt unſern Begriffen nicht weniger als der Neid der Götter, aber das Mittelalter bietet doch der Dichtung eine beſtimmtere Farbe. Da ſich Schiller überall bemühte, die Schilderungen dem Stoff anzupaſſen, ſo iſt man oft über ſeine Sympathien im Unklaren geweſen. Die ausführliche Schilderung des katholiſchen Rituals im Gang nach dem Eiſenhammer hat nicht weniger als die Communionsſcene in der Maria Stuart manchen verführt, dem Dichter katholiſche Neigungen unterzuſchieben; betrachten wir aber aufmerkſam dieſe Beſchreibung der Meſſe, wo Fridolin

dem Prieſter die Stola und das Cingulum umgiebt, bald rechts und bald links kniet und genau aufmerkt, um immer zu rechter Zeit zu klingeln, ſo wird uns ein ironiſcher Zug nicht entgehen. Freilich paßt dieſer ironiſche Zug wieder nicht zur Tendenz des Ganzen. Nach mittelalterlichen Begriffen handelte der Graf von Savern weiſe, als er durch den verhängnißvollen Tod Robert's ſich von deſſen Schuld überzeugen ließ, und in einem alten Volkslied, das die Geſchichte unbefangen erzählt, würden wir ſie uns gefallen laſſen; aber bei dieſer ausführlichen Beſchreibung können wir das Gefühl der Abſurdität nicht unterdrücken. Das Gelungenſte iſt die Beſchreibung des Eiſenhammers. In ſolchen Schilderungen iſt Schiller von Niemand übertroffen Seine Naturanſchauung war ſehr gering, er mußte ſie ſich erſt durch andere vermitteln laſſen, aber dann war ſeine Phantaſie ſofort geſchäftig, ein ſchönes Ganze daraus zu bilden. — Am reinſten hat Schiller ſpäter in der „Kaſſandra“ (1802) und im „Siegesfeſt“ den Romanzenton getroffen: die Tiefe der Empfindung und der Gehalt der Gedanken erſetzt, wie früher in der Ceres, den mangelnden Fluß, und die griechiſche Sage tritt mit der wirklichen Gemüthswelt des Dichters in einen organiſchen Zuſammenhang.

Die Balladen gewannen ſchon damals großes Anſehn. So wird (von Tieck) im „Berl. Archiv“ von Schiller's und Goethe's Gedichten gerühmt, daß ſie alle „eine freie Natur und edle Individualität ausſprechen, unſer ſchönſtes Gefühl wecken, ohne uns einzuſchränken, ſich in jedem Moment ihrer verklärtern Exiſtenz ſo ganz hingeben, mit ihrer Muſik unſere innerſten Gedanken und dunkelſten Empfindungen anſprechen und begrüßen, die das Ferne mit dem Naheliegenden, das Seltne und Hohe mit dem Gewöhnlichen verbinden u. ſ. w.“

Reichliche Beiträge zum Muſenalmanach lieferte A. W. Schlegel, deſſen Balladen „Sibylle“ und „Ariadne“ ſchon 1787 und 1790 fallen, deſſen „Pygmalion“ den „Kranichen“ vorausging. Daß die Poeſie die höchſte, ja im Grund die einzig würdige Thätigkeit des Menſchen ſei, galt in Weimar für ausgemacht. Nun war die Dichtkunſt in der Lage, ſich mühſam eine Form ſuchen zu müſſen, und ſelbſt Goethe's und Schiller's Gedichte ſahen zuweilen wie Experimente zu dieſem Behuf aus. Hier thätig einzugreifen, mußte ſich Schlegel mit ſeinem überwiegend formalen Talent um ſo mehr verſucht fühlen, da er den Vortheil der ſtrengern Methode voraushatte und da er ſeinen warmen Antheil und ſein eindringendes Verſtändniß für innern Beruf hielt. Aber ſeine Einbildungskraft war arm, er konnte nie aus dem Vollen ſchöpfen, und es iſt merkwürdig, wie ihm, der in ſeinen Ueberſetzungen ſo meiſterhaft über die Form gebot, wenn er eine eigne Empfindung poetiſch ausdrücken wollte, die Zunge gelähmt war. In den reflectirenden Gedichten, die

ſich unmittelbar an die „Kraniche“ anſchloſſen: „Prometheus“ (in Terzinen) „Lebensmelodien“, „die entführten Götter“, „Stanzen auf Romeo“, (ſämmtlich Herbſt 1797) wird man wenigſtens durch bedeutende Gedanken entſchädigt, obgleich man auch hier verſucht iſt, die blütenreiche Sprache in die Proſa zurückzuüberſetzen, in der ſie eigentlich gedacht ſind; die gleichzeitigen Balladen ſind noch trockner. „Arion“ empfiehlt ſich aus denſelben Gründen wie „Ibykus“ den Schulen; „Kampaspe“ weniger, weil ſie ſinnlich iſt; doch ſteht ſie poetiſch höher, obgleich ſich weder in den Bildern noch in den Empfindungen ein rechter Fluß iſt zeigt. Alexander's Großmuth oder Phlegma tritt auch etwas aus dem Rahmen heraus. Wichtig waren all dieſe Balladen, weil die Vertiefung in griechiſche Vorſtellungen und die Verherrlichung der Kunſt und des Künſtlers im Gegenſatz gegen alle ſonſtigen Weltgeſetze in der herrſchenden Richtung gingen. Bald wurde der gräciſirende Ton ſchulmäßig, und in jeder Anthologie wird man durch verſificirten Plutarch überſchüttet: blaſſe Schemen des Alterthums, die für unſere Einbildungskraft gar keinen Inhalt haben.

Ganz in der Manier A. W. Schlegel's war der „Phaeton“, welche Ballade jener Aug. 1797 Schiller für die Aufnahme in den Muſenalmanach empfahl. Der Dichter, Gries, geb. 7. Febr. 1775 zu Hamburg, Kaufmannsſohn, ſollte in die Handlung eintreten; ein dilettantiſcher Trieb machte es ihm unerträglich, und der Vater willigte endlich ein, daß er zum Studium der Rechte Oct. 1795 nach Jena ging. Seine Gutmüthigkeit, ſein ſtark ausgebildetes Organ der Verehrung und ſein muſikaliſches Talent brachte ihn in die beſten Geſellſchaften; er wurde Goethe und Herder vorgeſtellt, mit Woltmann und Sophie Mereau ſehr intim, durch ſeinen alten Freund Riſt in die „Geſellſchaft freier Männer“ eingeführt, deren Mitglieder, — v. Berger, Hülſen — u. ſ. w., auch wenn ſie die Univerſität ſchon verlaſſen, immer noch von Zeit zu Zeit nach Jena zurückkehrten. Bei Herbart's Abgang auf eine Hauslehrerſtelle in Bern verſammelte ſich 22. März 1797 die Geſellſchaft zum letzten Mal bei Fichte, Nachts, zu kaltem Punſch und trocknen Geſprächen; Gries begleitete Herbart nach Göttingen und Hamburg, wo er ſich Jacobi vorſtellte. An Schlegel und ſeine Frau, die ſein formales Talent ehrten und pflegten, hatte er ſich ganz ergeben; durch ihn wurde er bei Reichardt eingeführt, deſſen Tochter Louiſe er anſchwärmte, wie er denn überhaupt den Frauen gern huldigte; Lottchen's Vermittlung brachte ihn zu Schiller (Aug. 1797). Zwiſchen dieſem und den Brüdern Schlegel war indeß der Bruch unheilbar geworden.

Im „Lyceum“, einer Zeitſchrift, die Reichardt nach dem Eingehn von „Deutſchland“ anonym herausgab, trat Fr. Schlegel (April 1797) für

Forſter's Andenken in die Schranken, mit unverkennbarer Beziehung auf das Urtheil in den Xenien; es folgte eine ausführliche Kritik Leſſing's. — Eine ſo reiche und umfaſſende Natur könne nicht vielſeitig genug betrachtet werden und ſei durchaus unerſchöpflich; er ſei einer von den revolutionären Geiſtern geweſen, die, wohin ſie ſich auch im Gebiet der Meinungen wenden, gleich einem ſcharfen Scheidungsmittel die heftigſten Gährungen verbreiten. Ueber eine ſolche Erſcheinung irre das allgemeine Urtheil nur zu leicht. Leſſing ſelbſt würde, wenn er wiederkehrte, erſtaunen, daß gerade die literariſchen Moderantiſten und Anbeter der Halbheit, welche er nie aufhörte zu haſſen und zu verfolgen, es haben wagen dürfen, ihn als einen Virtuoſen der goldenen Mittelmäßigkeit ſich ausſchließend gleichſam zuzueignen; daß man ſeine äſthetiſchen Fragmente und Fermente zu heiligen Schriften und ſymboliſchen Büchern der Kunſtlehre fixirt habe. — Es ſei vielmehr daran zu zweifeln, ob er überhaupt ein Dichter geweſen ſei, ja ob er poetiſchen Sinn und Kunſtgefühl gehabt habe. „Was iſt die bewunderte Emilia? Ein großes Exempel der dramatiſchen Algebra. Man muß es bewundern, dies in Schweiß und Pein producirte Stück des reinen Verſtandes; man muß es frierend bewundern und bewundernd frieren; denn ins Gemüth dringt's nicht und kann's nicht bringen, weil es nicht aus dem Gemüth gekommen iſt. Es iſt in der That unendlich viel Verſtand darin, nämlich proſaiſcher; es fehlt an jenem poetiſchen Verſtand, der ſich in einem Guarini, Gozzi, Shakeſpeare ſo groß zeigt. Gräbt man tiefer, ſo zerreißt und ſtreitet alles, was auf der Oberfläche ſo vernünftig zuſammenzuhängen ſchien; aber wer mag ins Einzelne gehn, wenn er dem Ganzen allen Werth abſprechen muß?" Dagegen ſei der Nathan vom ſchwebenden Geiſt Gottes unverkennbar durchglüht und überhaucht; wer den Nathan dies „vom Enthuſiasmus der reinen Vernunft erzeugte und beſeelte Gedicht" recht verſtehe, der kenne Leſſing. Die dramatiſche Form ſei freilich mit einer liberalen Nachläſſigkeit hingeworfen, „daher treten die natürlichen Fehler der Leſſing'ſchen Dramen ſtärker hervor. Wenn die Charaktere auch lebendiger gezeichnet und wärmer colorirt ſind, ſo haben ſie dagegen mehr von der manierirten Darſtellung. Die dramatiſche Form iſt nur Vehikel, Recha, Sitta, Daja eigentlich nur Staffelei: denn wie *ungalant* Leſſing dachte, das überſteigt alle Begriffe. Der durchgängig cyniſirende Ausdruck hat ſehr wenig vom orientaliſchen Ton. Nathan iſt ein dramatiſirtes Elementarbuch des höhern Cynismus." Später ſetzte er hinzu, Leſſing ſei eigentlich auch kein Kunſtrichter geweſen, da es ihm an hiſtoriſchem Sinn und an hiſtoriſcher Kenntniß der Poeſie fehlte: „und wie iſt Einſicht auch bei kritiſchem Geiſt auf dieſem Gebiet möglich, wenn es ſo ganz an Gefühl und Anſchauung gebricht? — Hört doch endlich auf, an Leſſing nur das zu rühmen, was er nicht hatte und

nicht konnte, und immer wieder ſeine falſche Tendenz zur Poeſie und Kritik der Poeſie, ſtatt ſie mit Schonung zu erklären, von neuem in das grellſte Licht zu ſtellen! und wenn ihr denn einmal bei dem ſtehn bleiben wollt, was wirklich in ihm zur Reife gekommen und ganz ſichtbar geworden iſt, ſo laßt ihn doch nur wie er iſt, und nehmt ſie, wie ihr ſie findet, dieſe Miſchung von Literatur, Polemik, Witz und Philoſophie." Schlegel wollte „den Namen des verehrten Mannes von der Schmach retten, daß er allen ſchlechten Subjecten zum Symbol ihrer Plattheit diente, ihn wegrücken von der Stelle, wohin ihn Unverſtand geſtellt, ihn hinüberführen in jene Sphäre, wohin ihn ſelbſt die Tendenz ſeines Geiſtes immer gezogen habe, in die Philoſophie." Er ehrt ihn „wegen der großen Tendenz ſeines Geiſtes und wegen der ſymboliſchen Form ſeiner Werke": wegen jener findet er ihn genial, wegen dieſer weiſt er ſeinen Werken ihre Stelle im Gebiet der höhern Kunſt an. Leſſing habe ſich im Grund der ältern orientaliſchen ſchwärmeriſchen Philoſophie zugeneigt. „Es wird im Nathan eine, wenn auch nicht förmliche, doch ganz beſtimmte Religionsart, die freilich von Adel, Einfalt und Freiheit iſt, als Ideal ganz entſchieden und poſitiv aufgeſtellt, was immer eine rhetoriſche Einſeitigkeit bleibt, ſobald es mit Anſprüchen auf Allgemeingiltigkeit verbunden iſt, und ich weiß nicht, ob man Leſſing von dem Vorurtheil einer objectiven und herrſchenden Religion ganz freiſprechen kann, und ob er den großen Satz ſeiner Philoſophie des Chriſtianismus, daß für jede Bildungsſtufe der ganzen Menſchheit eine eigne Religion gehöre, auch auf Individuen angewendet und die Nothwendigkeit unendlich vieler Religionen eingeſehn hat."

Wenn Fr. Schlegel ſo in der alten Poeſie aufräumte, ſo hielt er ſich zugleich für verpflichtet, den Weg zur neuen vorzuſtecken. „Die ganze Geſchichte der modernen Poeſie iſt ein fortlaufender Commentar zu dem kurzen Text der Philoſophie: alle Kunſt ſoll Wiſſenſchaft, und alle Wiſſenſchaft ſoll Kunſt werden; Poeſie und Wiſſenſchaft ſollen vereinigt ſein." „Wer Goethe's Meiſter gehörig charakteriſirte, der hätte damit wohl eigentlich geſagt, was es jetzt an der Zeit iſt in der Poeſie." „Die franzöſiſche Revolution, Fichte's Wiſſenſchaftslehre und Wilhelm Meiſter ſind die größten Tendenzen des Jahrhunderts." So lautet es in den Fragmenten, die ſich im „Lyceum" unmittelbar an die Abhandlung über Leſſing anſchloſſen. In dieſen Fragmenten beginnt die Verherrlichung der abſoluten Ironie, die Schlegel's ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit überhaupt kennzeichnet. Gleich das erſte giebt den Schlüſſel zur Löſung ſeines Geheimniſſes: „Ironie iſt die Form des Paradoxen. Paradox iſt alles, was zugleich groß und gut iſt." Die Paradoxie dieſes Fragments liegt lediglich in der Verwechſelung des Subjects mit dem Prädicat: hätte er geſagt: „alles, was zugleich groß und gut iſt, iſt

paradox, d. h. ſetzt die blinde Menge in Staunen", ſo würde Niemand Anſtoß daran genommen haben.

„Die Philoſophie," heißt es weiter, „iſt die eigentliche Heimath der Ironie; überall, wo in mündlichen oder geſchriebenen Geſprächen philoſophirt wird, ſoll man Ironie leiſten und fordern; und ſogar die Stoiker hielten die Urbanität für eine Tugend. . . . Es giebt alte und moderne Gedichte, die durchgängig im Ganzen und überall den göttlichen Hauch der Ironie athmen. Es lebt in ihnen eine wirklich transcendentale Buffonerie. Im Innern die Stimmung, welche alles überſieht und ſich über alles Bedingte unendlich erhebt, auch über eigne Kunſt, Tugend oder Genialität; im Aeußern die mimiſche Manier eines guten italieniſchen Buffo." — „Die ſokratiſche Ironie iſt die einzige durchaus unwillkürliche und durchaus beſonnene Vorſtellung. Es iſt gleich unmöglich, ſie zu erkünſteln und ſie zu verrathen. Wer ſie nicht hat, dem bleibt ſie auch nach dem offenſten Geſtändniß ein Räthſel. Sie ſoll Niemand täuſchen als die, welche ſie für Täuſchung halten, und entweder ihre Freude haben an der herrlichen Schalkheit, alle Welt zum Beſten zu haben, oder böſe werden, wenn ſie ahnden, ſie wären auch wohl mitgemeint. In ihr ſoll alles Scherz und alles Ernſt ſein, alles treuherzig offen und alles tief verſteckt. Sie entſpringt aus der Vereinigung von Lebenskunſtſinn und wiſſenſchaftlichem Geiſt, aus dem Zuſammentreffen vollendeter Naturphiloſophie und vollendeter Kunſtphiloſophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerſtreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Nothwendigkeit einer vollſtändigen Mittheilung. Sie iſt die freiſte aller Licenzen, denn durch ſie ſetzt man ſich über ſich ſelbſt weg; und doch iſt ſie die geſetzlichſte denn ſie iſt unbedingt nothwendig. Es iſt ein ſehr gutes Zeichen, wenn die harmoniſch Platten gar nicht wiſſen, wie ſie dieſe ſtete Selbſtparodie zu nehmen haben, den Scherz gerade für Ernſt und den Ernſt für Scherz halten."

In dieſem fragmentariſchen Denken fand er eine verwandte Natur in einem jungen Manne, den wir als einen begeiſterten Verehrer Schiller's bereits kennen gelernt haben. Fr. v. Hardenberg, geb. 2. Mai 1772 auf einem Familiengut im Mansfeldiſchen, herrnhutiſch erzogen, aber in glücklichen patriarchaliſchen Verhältniſſen, früh kränklich und zu Träumereien geneigt, war ſeit Oct. 1790 in Jena durch Schiller und Reinhold gebildet. Es war die Zeit, in welcher im Stillen ſein idealer Lebensinhalt ſich beſtimmte. Von der Idee einer blos ſchriftſtelleriſchen Exiſtenz brachte ihn Schiller ſelbſt mit Leichtigkeit zurück; er ging nach Leipzig, wo er neben der Jurisprudenz auch Mathematik und Chemie ſtudirte. Nachdem er in Wittenberg 14. Juni 1794 ſeine Prüfung beſtanden, ging er, um ſich in der Praxis zu üben, nach Tennſtedt in Thüringen; ſein Vorgeſetzter, Kreishauptmann Juſt, giebt ihm das

Zeugniß, daß er es mit ſeinen Amtspflichten wie mit ſeinen Studien ſehr genau nahm. In der Nähe lernte er ein dreizehnjähriges Mädchen kennen, Sophie v. Kühn (geb. 17. März 1782), zu der er ſofort eine ſchwärmeriſche Liebe faßte. Schon 1795 war er mit ihr verlobt. In ſeinem Tagebuche charakteriſirt er ſie: „Sie macht ſich nicht viel aus Poeſie. — Sie ſcheint noch nicht zu eigentlichem Reflectiren gekommen zu ſein — Ihr Schreck vor der Ehe — Ihr Tabakrauchen — Ihre Geſpenſterfurcht — Ihr Hang gebildet zu ſein — Ihr Abſcheu vor dem Vexiren — Ihre Sorgfalt und Paſſion für das Schickliche— Sie will ſich nicht durchmeine Liebe geniren laſſen — Meine Liebe drückt ſie oft — Sie iſt kalt durchgehends — Ungeheure Verſtellungsgabe — Sie glaubt an kein künftiges Leben, aber an die Seelenwanderung.“ U. ſ. w. Später idealiſirte er ſie in der Erinnerung zu einer Madonna, wodurch ihr Bild an Lebhaftigkeit nicht gerade gewann.

In dem Wunſch, ſobald als möglich zu heirathen, trat er Febr. 1796 in Weißenfels ſein Noviciat bei den kurſächſiſchen Salinen an. Bald darauf erkrankte Sophie ſchwer; ſie kam nach Jena, wo ſie ſich einer ſchwierigen Operation unterziehen ſollte; dort unterhielt ſich auch Goethe mit ihr. Hardenberg kam oft herüber; mit Fr. Schlegel war er ſchon früher befreundet, Fichte hatte durch ſeinen Vater in frühern Zeiten Unterſtützungen erhalten. Mit beſonderer Sorgfalt nahm ſich Woltmann Sophiens an. — 8. Febr. 1797 ſchreibt Hardenberg an ſeine Tante: „daß wir endlich aufhören dürften, für Sophiens Tage zu zittern, daß ich nicht mehr wie ein verzweifelter Spieler lebe, deſſen ganzes Wohl und Wehe davon abhängt, ob ein Blüthenblatt in dieſe oder jene Welt fällt.“

19. März ſtarb Sophie, erſt 15 Jahr alt; gleich darauf ſein Lieblingsbruder Erasmus in ſeinen Armen. „Das Blüthenblatt iſt nun in die andere Welt hinübergeweht. Der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand und lächelt, wie aus einem Traum erwacht, dem letzten Ruf des Wächters entgegen. — Ich ſehe ſie, den Engel meines Lebens, bald, ſehr bald wieder. — Meine ganze Freude, mein Leben, meine Liebe liegen hier begraben.“ „Jetzt weiß es Sophie, daß der Wunſch nach ihrem Beſitz der zweite in meinem Gebet für ſie war; denn ihre Vervollkommnung lag mir am meiſten am Herzen. — Eine plötzliche Umänderung thut ſehr weh. Es iſt gewiß, ich muß meine ganze vorige Exiſtenz vergeſſen! Die Erde hatte ich ſo lieb! — Das iſt nun freilich ſchwer zu verwinden. — Es wird mir ſchwer werden, mich ganz von dieſer Welt zu trennen, die ich ſo mit Liebe ſtudirte. — Ich leugne nicht, daß ich mich vor dieſer entſetzlichen Verknöcherung des Herzens, vor dieſer Seelenauszehrung fürchte! Die Anlage iſt unter den Anlagen meiner Natur. Weich geboren, hat mein Verſtand ſich nach und nach ausgedehnt

und unvermerkt das Herz aus ſeinen Beſitzungen verdrängt. Wie leicht könnte Sophiens Tod dem Uſurpator die Herrſchaft wiedergeben, die dann gewiß rächend das Herz vertilgen würde. Seine Kälte habe ich ſchon ſehr empfunden — aber vielleicht rettet mich die unſichtbare Welt und ihre Kraft, die bisher in mir geſchlummert."

Er führte um dieſe Zeit ein Tagebuch, das ſtark an Haller erinnert; er controlirt beſtändig ſeine Empfindungen, ob ſie tief und gerührt genug ſeien; er iſt überzeugt (wie Emanuel im Hesperus), an einem beſtimmten Tage ihr nachzuſterben, und bezeichnet dieſe Ueberzeugung myſtiſch als einen „Entſchluß". Ob er den Hesperus geleſen, ſteht dahin; die Aehnlichkeit mit Emanuel iſt ſchlagend. Gleich ihm führte er ein Phantaſieleben im Jenſeits, gleich ihm verlor er das Tageslicht der wirklichen Welt aus den Augen. Doch ging es nicht ohne Kämpfe: zuweilen erwachte die Luſt am Leben. „Jetzt ſcheine ich kalt und zu ſehr in der Stimmung des Alltagslebens zu ſein. Strebe nur nach der höhern permanenten Reflexion und ihrer Stimmung. O daß ich ſo wenig in der Höhe bleiben kann!" ... „Ich muß nur immer mehr um Ihretwillen leben, für Sie bin ich nur, für mich und keinen andern nicht. Sie iſt das Höchſte, das Einzige. Meine Hauptaufgabe ſollte ſein, alles in Beziehung auf Ihre Idee zu bringen ..." „Ich fühle mich unausſprechlich einſam in gewiſſen Momenten, ſo entſetzlichen Jammer in dem, was mir begegnet iſt. Beim Grabe fiel mir ein, daß ich durch meinen Tod der Menſchheit eine ſolche Treue bis in den Tod verſichere. Ich mache ihr gleichſam eine ſolche Liebe möglich ..." „Je mehr der ſinnliche Schmerz nachläßt, deſto mehr wächſt die geiſtige Trauer deſto höher ſteigt eine Art von ruhiger Verzweiflung. Die Welt wird immer fremder, die Dinge um mich her immer gleichgiltiger. Deſto heller wird es jetzt um mich und in mir. Bei meinem Entſchluß darf ich nur nicht zu vernünfteln anfangen. Jeder Vernunftgrund, jede Vorſpiegelung des Herzens iſt ſchon Zweifel, Schwanken und Untreue ..." (1. Juni) „Ich habe meinen Entſchluß noch einmal beſchworen ... Im Ganzen hab' ich die frohe Hoffnung in meiner Seele, daß ich leichter abkommen werde als ich denke. Die Menſchen ſcheinen einander unentbehrlicher, als ſie ſind. Mein Verſchwinden wird keinen ſolchen Eindruck machen, als ich befürchtete...." „Wer den Schmerz flieht, will nicht mehr lieben. Der Liebende muß die Lücke ewig fühlen, die Wunde ſtets offen erhalten. Gott erhalte mir immer dieſen unbeſchreiblich lieben Schmerz!.." (12. Juni) „Sie iſt geſtorben, ſo ſterb' auch ich, die Welt iſt öde. Selbſt meine philoſophiſchen Studien ſollen mich nicht mehr ſtören. In tiefer, heitrer Ruhe will ich den Augenblick erwarten, der mich ruft. Das Engagement war nicht für dieſe Welt ..." „Gott im Himmel! wie kann ich nur oft ſo lau und kalt ſein!.." (27. Juni). „Mein Entſchluß ſteht ganz

unwandelbar. Es muß aber immer beſſer werden. Uebernimm dich nicht, ſei mäßig und überlaß dich nicht zu ſehr deinem Hang zu vexiren und zu beluſtigen. Jetzt ſchickt es ſich doch nicht mehr recht für dich ..." „Ich habe zu Sophie Religion, nicht Liebe. Abſolute Liebe, vom Herzen unabhängig, auf Glauben gegründet, iſt Religion ..." „O daß ich Märtyrerſinn hätte!"

Dazwiſchen Stimmungen, die ſich in Philoſopheme umſetzen: „Wer das Leben anders als eine ſich ſelbſt vernichtende Illuſion anſieht, der iſt noch ſelbſt im Leben befangen." — „Leben iſt eine Krankheit des Geiſtes." — „Die Seele iſt unter allen Giften das ſtärkſte." — Zur Paradoxie war er von früh auf geneigt; gern vertheidigte er Robespierre wie den Abſolutismus und das Papſtthum. — Auch die „Hymnen an die Nacht" wurden in dieſer Zeit gedichtet. Eine phantaſievolle, melodiſche Sprache, die uns mit ihrem fremdartigen Duft berauſcht; eine unausſprechlich tiefe Sehnſucht nach Ruhe, nach dem Ende, wo das Licht nicht mehr die Wünſche begrenzt, nicht mehr die Körper zeigt, die rohen Schranken der freien Phantaſie. Ganz neu iſt das Bild keineswegs. Schon Mephiſtopheles hatte die Zeit verkündigt, wo mit den Körpern auch das Licht zu Grunde gehen würde; Schiller hatte die Flucht in das Reich der Schatten empfohlen, wo der Sturm der Wünſche und Begierden ſchweigt; Emanuel im Hesperus hatte von dem Ende aller Dinge durch den Kuß der Liebe geträumt, wo alle Perſönlichkeit in eine Thräne ſchmolz, bis der Engel weinend das Wölkchen der Zeit zerdrückte. Aber das Gedicht iſt mit den Ahnungen einer tiefpoetiſchen Seele zauberiſch durchdrungen, man ſucht ſich der ſeltſamen Klage zu entziehn, und wird doch gefeſſelt. — Wenig ahnte der Dichter das raſche Aufkeimen einer neuen Liebe.

Der Schluß der Hymnen gehört einer ſpätern Richtung an. Zwiſchen dieſe poetiſchen Arbeiten und ſeine Amtsgeſchäfte fällt das Studium Shakeſpeare's und und des W. Meiſter, der ihm damals als Kanon der romantiſchen Poeſie galt. Mit Fr. Schlegel und Schelling in Leipzig war er öfter zuſammen, und Fichte's Wiſſenſchaftslehre lag beſtändig neben dem Goethe'ſchen Roman. Selbſt die vor kurzem herausgegebenen „Grundlinien des Naturrechts nach Principien der Wiſſenſchaftslehre" ſuchte er ſich anzueignen, obgleich er ſelbſt geſteht: „Ich bin ein ganz unjuriſtiſcher Menſch, ohne Sinn und Bedürfniß für Recht."

Das letztere Werk Fichte's erſchien ungefähr gleichzeitig mit Kant's „metaphyſiſchen Anfangsgründen der Rechtslehre" und „der Tugendlehre", in denen ſich doch ſchon einige Spuren des Alters zeigen. Der innere Gegenſatz der beiden Denker trat immer ſchärfer hervor; die Facultäten eigneten ſich, meiſt die Kantiſche Terminologie an, die jüngern Philoſophen, Schelling; Hülſen, v. Berger, — er war Oct. 1797 bis April 1798 wieder in

Jena — hielten entſchieden zu Fichte. 14. Febr. 1797 bekannte ſich Reinhold zu Jacobi's großem Verdruß als Anhänger der „Wiſſenſchaftslehre". „Sie ſteht als ein vollendetes Ganze auf ſich ſelbſt gegründet — die reine Darſtellung der ſich ſelbſt erkennenden reinen Vernunft, der Spiegel für unſer aller beſſeres Selbſt — vor dem Auge meines Geiſtes da; iſt mir noch in einzelnen Stellen dunkel, die mir die Anſicht des Ganzen ſchon lange nicht mehr rauben können und ſich mit jedem Tage verlieren. Daneben liegen die Trümmer des Lehrgebäudes, in welchem ich ſo ſicher und ſo bequem zu wohnen glaubte ... Die Schwierigkeit, die Wiſſenſchaftslehre zu verſtehn, liegt auch darin, daß ſie reine Wahrheit iſt, die man ſo lange für unmöglich halten muß, bis man ſie wirklich gefunden hat. Ich wette, daß ſelbſt Kant ſie nimmermehr verſtehn lernen wird."

Fichte, der eben eine neue Darſtellung ſeiner Lehre herausgab, war durch dieſe Erklärung um ſo mehr erfreut, je weniger er ſie erwartet hatte, und je verdrießlicher ihm die Streitigkeiten mit den alten Kantianern wurden. „Es erfüllt mich," ſchreibt er 21. März, „mit Nichtachtung, die ich nicht beſchreiben kann, wenn ich den Verluſt des Wahrheitsſinns, die tiefe Verfinſterung und Verkehrtheit, die jetzt herrſchend ſind, mit anſehn muß. Die Literatur iſt das ſchändlichſte Gewerbe geworden; der Buchhandel eine nürnberger Bude. Ein toller Luxus entnervt ſelbſt unſere beſſeren Schriftſteller und macht ſie abhängig."

Nicht ohne Wirkung war eine ausführliche Kritik des Phil. Journals, welche Fr. Schlegel für die L. Z. lieferte. Dieſer hatte im Schlußheft von „Deutſchland" (März 1797) die Horen ziemlich ſpöttiſch beſprochen, die Uebermaſſe der Ueberſetzungen getadelt und über Agnes von Lilien ein ungünſtiges Urtheil gefällt. Schiller ſcheint es anfangs nicht beachtet zu haben, bis eine heftige Erklärung Woltmann's, der gleichfalls angegriffen war, in der L. Z. 10. Mai ihn aufmerkſam machte: er nannte Fr. Schlegel in Briefen an Goethe einen unverſchämten Laffen. Die Frauen miſchten ſich in die Sache, es hieß, Caroline Schlegel habe an der Recenſion Antheil, und Schiller, der nun alle Haltung verlor, beeilte ſich, an A. W. Schlegel, 31. Mai, folgenden Brief zu ſchreiben: „Es hat mir Vergnügen gemacht, Ihnen durch Einrückung Ihrer Ueberſetzungen aus Dante und Shakeſpeare in die Horen zu einer Einnahme Gelegenheit zu geben, wie man ſie nicht immer haben kann; da ich aber vernehmen muß, daß mich Herr Fr. Schlegel zu der nämlichen Zeit, wo ich Ihnen dieſen Vortheil verſchaffe, öffentlich deswegen ſchilt und der Ueberſetzungen zu viele in den Horen findet, ſo werden Sie mich für die Zukunft entſchuldigen. Und um Sie ein für allemal von einem Verhältniß frei zu machen, das für eine offene Denkungsart und eine zarte Geſinnung noth-

wendig läſtig ſein muß, ſo laſſen Sie mich überhaupt eine Verbindung abbrechen, die unter ſo bewandten Umſtänden gar zu ſonderbar iſt, und mein Vertrauen gar zu oft ſchon compromittirte." — Umſonſt bat A. W. Schlegel um Erlaubniß, ſich zu rechtfertigen; „in meinem engen Bekanntſchaftkreiſe," erwidert Schiller 3. Juli, „muß eine volle Sicherheit und ein unbegrenztes Vertrauen ſein, und das kann nach dem, was geſchehen, in unſerm Verhältniß nicht ſtattfinden. Beſſer alſo, wir heben es auf. Es iſt eine unangenehme Nothwendigkeit, der wir, beide unſchuldig, wie ich hoffe, nachgeben müſſen; dies bin ich mir ſchuldig, da Niemand begreifen kann, wie ich zugleich der Freund Ihres Hauſes und der Gegenſtand von den Inſulten Ihres Bruders ſein kann."

A. W. Schlegel kam wirklich durch die Etourderien ſeines Bruders in eine zweideutige Lage. Wenn er ſich gegen Schiller von allem Antheil an denſelben förmlich losſagte, ſo galt er doch dem Publicum gegenüber als zur Partei gehörig, und ſein öffentliches Auftreten ſchien mit ſeinen Privatäußerungen in Widerſpruch. Goethe vermittelte wenigſtens ſoweit, daß Schiller weitere Beiträge für den Muſ. Alm. annahm. Während jenes Briefwechſels waren die beiden Schlegel in Dresden, mit den beiden Humboldt's, Burgsdorf und dem Bildhauer Tieck aus Berlin; Mitte Juli kehrte A. W. Schlegel nach Jena zurück, Fr. Schlegel, nach einem Beſuche bei Hardenberg (3. Juli), ſiedelte nach Berlin über.

Die Humboldt's, Männer und Frauen, nahmen in dem Streit entſchieden für Schiller Partei, wie auch Körner. Alexander hatte ſein erſtes größeres Werk veröffentlicht: „über die gereizte Muskel- und Nervenfaſer nebſt Vermuthungen über den elementaren Proceß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt"; während eines dreimonatlichen Aufenthalts in Jena hatte er mit Goethe über dieſe Dinge ſehr bedeutende Geſpräche geführt; mit der aufblühenden Nichte der Fr. v. Stein, Amalie von Imhof, hatte er ein zartes Verhältniß. Schiller wußte nichts Rechtes aus ihm zu machen. „Ich kann ihm," ſchreibt er 6. Aug. an Körner, „keinen Funken eines reinen, objectiven Intereſſe abmerken, und wie ſonderbar es klingen mag, ſo finde ich bei ihm, bei dem ungeheuren Reichthum des Stoffs, eine gewiſſe Dürftigkeit des Sinns. Es iſt der nackte, ſchneidende Verſtand, der die Natur, die immer unfaßlich und in all ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich iſt, ſchamlos ausgemeſſen haben will, und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, ſeine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe ſind, zu ihrem Maßſtab macht. Kurz, mir ſcheint er für ſeinen Gegenſtand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beſchränkter Verſtandesmenſch zu ſein."

Deſto günſtiger ſprach ſich Schiller über Wilhelm aus. „Zum Um-

gang iſt er recht eigentlich qualificirt: er hat ein ſeltnes reines Intereſſe an der Sache, weckt jede ſchlummernde Idee, nöthigt einen zur ſchärfſten Beſtimmtheit, verwahrt dabei vor jeder Einſeitigkeit, und regelt die Mühe, die man anwendet ſich deutlich zu machen, durch die ſeltne Geſchicklichkeit, die Gedanken des Andern aufzufaſſen und zu prüfen. So wohlthätig er aber für jeden iſt, der einen gewiſſen Gedankenreichthum mitzutheilen hat, ſo nothwendig iſt es für ihn, von Außen in's Spiel geſetzt zu werden, und zu der ſcharfen Schneide ſeiner intellectuellen Kräfte einen Stoff zu bekommen; denn er kann nie bilden, immer nur ſcheiden und combiniren. Ich fürchte, die Anſtalten, die er macht, um ſich der neuen Weltmaſſe, die ihn in Italien erwartet, zu bemächtigen, werden ihn um die höchſte Wirkung bringen, die Italien auf ihn machen ſollte. Er verſieht ſich ſchon im voraus mit Zwecken, die er dort verfolgen, mit Sehorganen, durch die er jene Welt betrachten will: und ſo wird er nur finden, was er mitbringt. Italien könnte ihm ſehr nützlich werden, wenn es ſeiner Einbildungskraft, die vom Verſtand wie gefangen gehalten wird, einen gewiſſen Schwung geben könnte. Dazu gehörte aber, daß er nicht hineinzöge wie ein Eroberer, mit ſo vielen Maſchinen, um es für ſeinen Verſtand in Beſitz zu nehmen. Es fehlt ihm zu ſehr an einer ruhigen und anſpruchsloſen Empfänglichkeit, die ſich dem Gegenſtand hingiebt; er iſt gleich zu activ und dringt zu unruhig auf beſtimmte Reſultate." — Das Buch über „Hermann" war für Humboldt der Abſchluß ſeiner äſthetiſchen Bildung, die er feſthielt, als durch die romantiſche Schule die Phantaſie von der Zucht des Verſtandes und des Gewiſſens emancipirt wurde. Der Umfang ſeines Geſichtskreiſes iſt ganz ſo ins Unendliche gegangen, wie es die Romantik für die Bildung in Anſpruch nahm; aber die Form ſeines Geiſtes iſt ſtets die claſſiſche geblieben. Er hat die hiſtoriſchen Wandlungen des menſchlichen Geiſtes tief durchforſcht, aber er hat ihnen gegenüber die Unerſchütterlichkeit des Gewiſſens behauptet. Die unvergängliche Form der Humanität ſtand in ſeinem Geiſt dem Wechſel der charakteriſtiſchen Erſcheinungen gegenüber: vielleicht das Hauptmerkmal, welches einen claſſiſchen Geiſt von einem romantiſchen unterſcheidet.

„Was iſt heilig? Das iſt's, was viele Seelen zuſammenbindet, bänd' es auch nur leicht, wie die Binſe den Kranz. Was iſt das Heiligſte? Das, was heut und ewig die Geiſter, tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht." — Dieſen entſcheidenden Ausſpruch Goethe's beachteten die jüngern Helleniſten nicht, als ſie das Traumbild der griechiſchen Götter, das Schiller gegen den Pietismus heraufbeſchworen, in pietiſtiſcher Weiſe mißbrauchten, die Menſchen in ſich ſelbſt zu entzweien. Die helleniſtiſche Muſe erzog nur Treibhausblüten. Trotz der fremden Vegetation athmet man doch nicht

griechiſche Luft; nur der Gelehrte kann ſich in dieſen fremdartigen Beziehungen zurechtfinden. Phyſiognomie, Haltung, Gewandung; Denkweiſe, Sitte und Empfindung. Geſchichte und Sage, alles iſt ſtudirt; ja ſelbſt die höhern Gebote der Sittlichkeit ſollen dem Maß des Sophokles folgen. Dieſer Horizont umſchloß nur ein romantiſch reflectirtes Griechenthum. Der Dichter ſoll von dem ausgehn, was er erlebt, empfunden, erlitten, gehofft. Er kann aber nur das wahrhaft erleben und empfinden, was mit der allgemeinen ſittlichen Subſtanz, auf der er wurzelt, in Verbindung ſteht. Mit Recht legt man auf unſern Schulen die griechiſch-römiſche Literatur zu Grunde, denn nur in ihr lernt der noch Unentwickelte Klarheit, Maß, Plaſtik der Anſchauung und Folgerichtigkeit des Denkens. Wer der Nation als Lehrer und Dichter vorleuchten will, ſoll in der Schule der Griechen ſein Auge ſchärfen, ſeine Hand üben, aber das Herz muß in den Sitten, den Ueberlieferungen, Wünſchen und Hoffnungen des Vaterlandes ſeine Nahrung, das Gewiſſen in dem Gemeingefühl der Nation ſeine Richtſchnur ſuchen. —

Humboldt's nahmen ihren Weg nach Italien über Wien, wo ſie Aug. 1797 ankamen; in Salzburg trennte ſich Alexander (mit ihm Tieck und Burgsdorf) von ſeinem Bruder und ſeiner Schwägerin, die über München nach Baſel gingen, und von dort, durch die italieniſchen Kriegsunruhen abgeſchreckt, ſich (Nov. 1797) nach Paris wandten, wohin ihnen Alexander im nächſten Frühling folgte. Auch Goethe hatte beſchloſſen, ſeine alte Sehnſucht nach Italien zu ſtillen; er kam 3. Aug. in Frankfurt an, wo er ſeiner Mutter Chriſtiane und ſeinen Sohn vorſtellte, die ſie auch freundlich aufnahm. Schiller hatte ihm zwei junge Dichter ſeiner Schule empfohlen, Siegfr. Schmid und Hölderlin, die ſich beide in Frankfurt aufhielten.

Hölderlin hatte Jan. 1796 eine Hauslehrerſtelle bei dem Kaufmann Gontard in Frankfurt erhalten; durch ſeine Vermittelung war ihm ein Jahr ſpäter ſein alter Schulfreund Hegel — geb. 2. Aug. 1770 — in ähnlicher Stelle dahin gefolgt. „Ich liebe," ſchreibt er über ihn, „die ruhigen Verſtandesmenſchen, weil man ſich ſo gut bei ihnen orientiren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit ſich und der Welt begriffen iſt." Der ruhige Verſtandesmenſch hatte ihn in einem — ziemlich Schiller'ſchen — Gedicht „Eleuſis" aufgefordert, „der freien Wahrheit nur zu leben, Frieden mit der Satzung, die Meinung und Empfindung regelt, nie, nie einzugehn!"

Mit unabläſſiger Anſtrengung hatte Hölderlin an ſeinem „Hyperion" gearbeitet, der dem geſpaltenen und verwirrten Zeitalter das ſehnſuchtsvolle Bild echtgriechiſchen Lebens vorhalten ſollte. Agathon und namentlich Ardinghello hatten ihm vorgeſchwebt, aber er verlegte ſeinen Roman in die Gegenwart, d. h. in die Zeit von 1770, wo durch den ruſſiſch-türkiſchen Krieg die Griechen

zum Aufſtand veranlaßt wurden. Nicht das alte Griechenland, ſondern der Verluſt des alten Griechenland in der Empfindung echtgriechiſcher Seelen, mitten unter den Ruinen altgriechiſcher Kunſt, in den leuchtenden Farben ewig griechiſcher Natur ſollte ſich zeigen: der weiſe Adamas, der kühne Alabanda, der weiche Hyperion, die göttergleiche Diotima, ſie alle drücken eine Stimmung aus. In dem ſeltſamen Buch werden wir durch die edelſten Gedanken und Empfindungen überraſcht, zarte Bilder, wenn auch etwas oscillirend in den Formen, gaukeln vor unſerer Einbildungskraft, aber es gelingt nicht, ein Ganzes feſtzuhalten. Was hier gedacht, empfunden, erlebt wird, iſt nur ein Niederſchlag der idealiſtiſchen Stimmungen von Jena, die Farbe, auf die es bei einem hiſtoriſchen Roman denn doch ankommt, iſt ganz vergriffen: der ahnungsvolle Pantheismus, die Seele des Buchs und ſeiner Helden, iſt den wirklichen Neugriechen fremd: ſie ſind verſchmitzte Kaufleute, waghalſige Schiffer und Banditen, daneben aber orthodoxe Chriſten. Nicht ein Schatten von ihrem realen Leben macht ſich in der Phantaſiewelt des Romans bemerklich.

Hölderlin's innere Entwickelung iſt ſelbſt in ihrer Kränklichkeit ſehr bedeutend. „Der Trieb," ſchreibt er 2. Juni 1796 an ſeinen Bruder, „aus unſerm Weſen etwas hervorzubringen, was zurückbleibt, wenn wir ſcheiden, hält uns doch eigentlich ans Leben feſt. — Freilich ſehnen wir uns oft auch, aus dieſem Mittelzuſtand von Leben und Tod überzugehn ins unendliche Sein der ſchönen Welt, in die Arme der ewig jugendlichen Natur, wovon wir ausgingen. Aber es geht ja alles ſeine ſtete Bahn, warum ſollten wir uns zu früh dahin ſtürzen, wohin wir verlangen. Die Sonne ſoll uns doch nicht beſchämen. Sie geht auf über Böſen und Guten; ſo können ja auch wir eine Weile unter Menſchen und ihrem Thun und in unſrer eignen Schranke und Schwachheit verweilen."

Wenige Tage darauf ändert ſich der Ton. Ihn erfaßt eine plötzliche Leidenſchaft für die Herrin des Hauſes, Suſette Gontard.*) „Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte wohl ſonſt glauben, ich wiſſe, was ſchön und gut ſei, aber ſeit ich's ſehe, möcht' ich lachen über all mein Wiſſen. Es giebt ein Weſen auf der Welt, worin mein Geiſt Jahrtauſende verweilen kann und wird, auch dann noch ſehn, wie ſchülerhaft all unſer Denken und Verſtehen der Natur ſich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh' und Leben, und Geiſt und Gemüth und Geſtalt iſt ein ſeliges Eins in dieſem

*) Er hatte in dieſer Zeit in einem Badeaufenthalt in Driburg den Dichter des Ardinghello kennen gelernt, der eben die Hildegard veröffentlichte. „Er iſt ein herrlicher alter Mann; ich habe noch nie ſo eine grenzenloſe Geiſtesbildung bei ſo viel Kindereinfalt gefunden." Heinſe war aber erſt 47 J. alt.

Weſen. Du kannſt mir glauben, daß ſelten ſo etwas geahndet, und ſchwerlich wieder gefunden wird in dieſer Welt. — Es iſt wirklich unmöglich, vor ihr an etwas Sterbliches zu denken, und eben deswegen läßt ſich ſo wenig von ihr ſagen."

Ein Gedicht auf Sie („an Diotima") wurde Schiller überſandt, der ihm (24. Nov.) den Rath gab: „Nehmen Sie Ihre ganze Kraft zuſammen, wählen Sie einen glücklichen poetiſchen Stoff, tragen ihn liebend und ſorgfältig pflegend im Herzen, und laſſen ihn in den ſchönſten Momenten des Daſeins ruhig der Vollendung zureifen; fliehen Sie womöglich die philoſophiſchen Stoffe: ſie ſind die undankbarſten, und in fruchtloſem Ringen mit ihnen verzehrt ſich oft die beſte Kraft; bleiben Sie der Sinnenwelt näher, ſo werden Sie weniger in Gefahr ſein, die Nüchternheit in der Begeiſterung zu verlieren oder in einen gekünſtelten Ausdruck zu verirren." — „Ich betrachte," erwidert Hölderlin, „die metaphyſiſche Stimmung wie eine gewiſſe Jungfräulichkeit des Geiſtes, und glaube, daß die Scheu vor dem Stoff, ſo unnatürlich ſie an ſich iſt, doch als Lebensperiode ſehr natürlich und auf eine Zeit ſo zuträglich iſt, wie alle Flucht beſtimmter Verhältniſſe, weil ſie das verſchwenderiſche jugendliche Leben ſparſam macht."

20. Juni 1797 ſchickte er Schiller den 1. Bd. ſeines Romans. „Sie haben Sich des Büchleins angenommen, da es durch den Einfluß einer widrigen Gemüthsſtimmung und faſt unverdienter Kränkungen gänzlich entſtellt, und ſo dürr und ärmlich war, daß ich nicht daran denken mag. Ich hab' es mit freierer Ueberlegung und glücklicherem Gemüth von neuem angefangen." Es iſt keine Spur, daß Schiller den Hyperion geleſen; dagegen empfiehlt er Hölderlin's Gedichte an Goethe: „Ich fand in ihnen viel von meiner eignen ſonſtigen Geſtalt, und es iſt nicht das erſte Mal, daß mich der Verfaſſer an mich erinnert. Er hat eine heftige Subjectivität und verbindet damit einen gewiſſen philoſophiſchen Geiſt und Tiefſinn. Sein Zuſtand iſt gefährlich, da ſolchen Naturen ſo gar ſchwer beizukommen iſt. ... Ich würde ihn aber nicht aufgeben, wenn ich nur eine Möglichkeit wüßte, ihn aus ſeiner eignen Geſellſchaft zu bringen und einem wohlthätigen und fortdauernden Einfluß von Außen zu öffnen." Wie gefährlich ihm der Aufenthalt in andrer Weiſe war, davon hatte Schiller keine Ahnung.

„Ich habe," ſchreibt Hölderlin 16. Febr. an ſeinen Bruder, „eine Welt von Freude umſchifft ... Die Woge trieb mich fort, mein ganzes Weſen war immer zu ſehr im Leben, um über ſich nachzudenken. — Und noch iſt es ſo! — Es iſt eine ewige, fröhliche, heilige Freundſchaft mit einem Weſen, das ſich recht in dies arme geiſt- und ordnungsloſe Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitsſinn iſt nun vor Störung ſicher; er orientirt ſich

ewig in dieſem Madonnenkopf. Mein Verſtand geht in die Schule bei ihr, und mein launig Gemüth beſänftigt, erheitert ſich täglich bei ihrem genügſamen Frieden. ... Ich dichte wenig und philoſophire beinahe gar nicht mehr: aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantaſie iſt williger, die Geſtalten der Welt in ſich aufzunehmen, mein Herz iſt voll von Luſt; und wenn das heilige Schickſal mir mein glücklich Leben erhält, ſo hoff' ich künftig mehr zu thun als bisher. — Sie iſt ſchön wie Engel. Ein zartes, geiſtiges, himmliſch-reizendes Geſicht. Ach ich könnte ein Jahrtauſend lang in ſeliger Betrachtung mich und alles vergeſſen bei ihr, ſo unerſchöpflich reich iſt dieſe anſpruchsloſe Seele in dieſem Bilde! Majeſtät und Zärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernſt, und ſüßes Spiel und hohe Trauer und Leben und Geiſt, alles iſt in und an ihr zu einem göttlichen Ganzen vereint. Wen die Götter lieben, dem wird große Freude, großes Leid zu Theil."

10. Juli. „Das Schickſal treibt uns vorwärts und im Kreis herum ... O Freund! Ich ſchweige und ſchweige, und ſo häuft ſich eine Laſt auf mir, die mich am Ende faſt erdrücken, die wenigſtens den Sinn unwiderſtehlich mir verfinſtern muß. Und das eben iſt mein Unheil, daß mein Auge nimmer klar iſt wie ſonſt. Ich glaube, ich bin beſonnener geweſen als jetzt, habe richtiger geurtheilt. — O gieb mir meine Jugend wieder! Ich bin zerriſſen von Liebe und Haß. — Aber ich kann Dir nicht gefallen mit derlei unbeſtimmten Aeußerungen, deswegen bin ich lieber ſtille."

So war ſeine Stimmung, als er ſich 22. Aug. ein Herz faßte, Goethe aufzuſuchen. „Er ſieht," ſchreibt dieſer an Schiller, „etwas gedrückt und kränklich aus, aber er iſt wirklich liebenswürdig, und mit Beſcheidenheit, ja mit Aengſtlichkeit offen. Er ging auf verſchiedene Materien ein, die Ihre Schule verrieth; manche Hauptideen hatte er ſich recht gut zu eigen gemacht, ſo daß er manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm beſonders gerathen, kleine Gedichte zu machen, und ſich zu jedem einen menſchlich intereſſanten Gegenſtand zu wählen."

Wenn ſolche Rathſchläge dem erregten Dichter ziemlich nüchtern erſcheinen mußten, ſo hätte er Goethe um ſo heißer ans Herz geſchloſſen, wenn er den „Amyntas" gekannt, den Goethe gerade in jenen Tagen dichtete. Man will von einem Baum den Epheu abſchneiden, der ſein Wachsthum verhindert, da klagt der Baum: „O verletze mich nicht! Du reißeſt mit dieſem Geflechte, das du gewaltig zerſtörſt, grauſam das Leben mir aus. Hab' ich nicht ſelbſt, ſie genährt, und ſanft ſie herauf mir erzogen? iſt wie mein eigenes Laub nicht mir das ihre verwandt? Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig, ſtill mit begieriger Kraft mir um die Seite ſich ſchlingt? Tauſend Ranken wurzelten an, mit tauſend und tauſend Faſern ſenket ſie feſt mir in

das Leben ſich ein. Nahrung nimmt ſie von mir; was ich bedurfte, genießt ſie, und ſo ſaugt ſie das Mark, ſauget die Seele mir aus; nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel ſendet lebendigen Safts ach nur die Hälfte hinauf. Denn der gefährliche Gaſt, der geliebteſte, maßet behende unterweges die Kraft herbſtlicher Früchte ſich an; nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußerſten Wipfel dorren, es dorret der Aſt über dem Bache ſchon hin. Ja die Verrätherin iſt's! ſie ſchmeichelt mir Leben und Güter, ſchmeichelt die ſtrebende Kraft, ſchmeichelt die Hoffnung mir ab; ſie nur fühl' ich, nur ſie, die umſchlingende, freue der Feſſeln, freue des tödtenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur. — Halte das Meſſer zurück, o Nikias! ſchone den Armen, der ſich in liebender Luſt, willig gezwungen, verzehrt! Süß iſt jede Verſchwendung; o laß mich der ſchönſten genießen! Wer ſich der Liebe vertraut, hält er ſein Leben zu Rath?" —

Wir überblicken noch raſch das nächſte Schickſal Hölderlin's. 1797, 2. Nov.: „Es iſt ein ſo ſchönes Gedeihen in allem, was wir treiben, wenn es mit gehaltner Seele geſchieht, und uns das ſtille, ſtete Feuer belebt, das ich beſonders in den Meiſterwerken der Alten immer mehr zu finden glaube. Aber wer hält ſich in ſchöner Stellung, wenn er ſich durch ein Gedränge durcharbeitet, wo ihn alles hin und herſtößt? Und wer vermag ſein Herz in einer ſchönen Grenze zu halten, wenn die Welt auf ihn mit Fäuſten einſchlägt? Je angefochtener wir ſind vom Nichts, das wie ein Abgrund um uns her uns angähnt, oder auch vom tauſendfachen Etwas der Geſellſchaft und der Thätigkeit der Menſchen, das geſtaltlos, ſeel- und lieblos uns verfolgt, zerſtreut, um ſo leidenſchaftlicher muß der Widerſtand von unſerer Seite werden. — Oder muß er nicht? — Die Noth und Dürftigkeit von Außen macht den Ueberfluß des Herzens zur Dürftigkeit und Noth. Du weißt nicht, wo Du hin mit Deiner Liebe ſollſt, und mußt um Deines Reichthums willen betteln gehn. Wird ſo nicht unſer Reinſtes uns verunreinigt durch das Schickſal, und müſſen wir nicht in aller Unſchuld verderben?"

1798, 14. März. „Es iſt oft wünſchenswerth, blos mit der Oberfläche unſres Weſens beſchäftigt zu ſein, als immer ſeine ganze Seele, ſei es in Liebe oder in Arbeit, der zerſtörenden Wirklichkeit auszuſetzen. Aber davon überzeugt man ſich nicht gern in den Stunden des jugendlichen Erwachens, wo alle Kräfte hinausſtreben nach Thaten und Freuden. — Aber zu eilig müſſen wir nicht ſein, wir müſſen zu früh nicht unſere ſchöne, lebendige Natur, die heimathliche Wonne unſers Herzens gegen Kampf und Eifer und Sorge vertauſchen. — Ich ſpreche wie einer, der Schiffbruch gelitten hat. — Ich habe zu früh hinausgeſtrebt, zu früh nach etwas Großem getrachtet, und muß es wohl, ſo lang ich lebe, büßen; ſchwerlich wird mir etwas ganz

gelingen, weil ich meine Natur nicht in Ruhe und anſpruchsloſer Sorgloſigkeit ausreifen ließ. — Weißt Du die Wurzel alles meines Uebels? Ich möchte der Kunſt leben, an der mein Herz hängt, und muß mich herumarbeiten unter den Menſchen, daß ich oft ſo herzlich lebensmüde bin. Und warum das? Weil die Kunſt wohl ihre Meiſter, aber den Schüler nicht nährt. — Laß es gut ſein! Iſt doch ſchon mancher untergegangen, der zum Dichter gemacht war. Wir leben in dem Dichterklima nicht, darum gedeiht auch unter zehn ſolchen Pflanzen kaum eine."

„Das Lebendige in der Poeſie iſt jetzt dasjenige, was am meiſten meine Gedanken und Sinne beſchäftigt. Ich fühle ſo tief, wie weit ich noch davon bin es zu treffen, und dennoch ringt meine ganze Seele danach, und es ergreift mich oft, daß ich weinen muß wie ein Kind, wenn ich um und um fühle, wie es meinen Darſtellungen an einem und dem andern fehlt, und ich doch aus den poetiſchen Irren, in denen ich herumwandle, mich nicht herauswinden kann. Ach die Welt hat meinen Geiſt von früher Jugend auf in ſich zurückgeſcheucht, und daran leid' ich noch immer. Es giebt zwar ein Hoſpital, wohin ſich jeder auf meine Art verunglückte Poet mit Ehren flüchten kann, die Philoſophie. Aber ich kann von meiner erſten Liebe, von den Hoffnungen meiner Jugend nicht laſſen, und ich will lieber verdienſtlos untergehn, als mich trennen von der ſüßen Heimath der Muſen, aus der mich blos der Zufall verſchlagen hat. — Es fehlt mir weniger an Kraft als an Leichtigkeit, weniger an Ideen als an Nuancen, weniger an einem Hauptton als an mannigfaltig geordneten Tönen, weniger an Licht wie an Schatten; und das alles aus einem Grunde: ich ſcheue das Gemeine und Gewöhnliche im wirklichen Leben zu ſehr. Ich bin ein rechter Pedant, wenn Du willſt. Und doch ſind, wenn ich nicht irre, die Pedanten ſonſt ſo kalt und lieblos, und mein Herz iſt doch ſo voreilig, mit den Menſchen und den Dingen unterm Mond ſich zu verſchwiſtern. Ich glaube faſt, ich bin aus lauter Liebe pedantiſch. Ich bin nicht ſcheu, weil ich mich fürchte, von der Wirklichkeit in meiner Eigenſucht geſtört zu werden, aber ich bin es, weil ich mich fürchte, von der Wirklichkeit in der innigen Theilnahme geſtört zu werden, mit der ich mich gern an etwas anderes ſchließe; ich fürchte, das warme Leben in mir zu erkälten an der eiskalten Geſchichte des Tags. Und dieſe Furcht kommt daher, weil ich alles, was von Jugend auf Zerſtörendes mich traf, empfindlicher als Andere aufnahm, und dieſe Empfindlichkeit ſcheint darin ihren Grund zu haben, daß ich im Verhältniß mit den Erfahrungen, die ich machen mußte, nicht feſt und unzerſtörbar genug organiſirt war. — Das ſehe ich. Kann es mir helfen, daß ich es ſehe? — Ich glaube ſo viel. — Weil ich zerſtörbarer bin als mancher Andere, ſo muß ich um ſo mehr den Dingen, die auf mich zerſtörend wirken, einen Vortheil

abzugewinnen ſuchen: ich muß ſie, wo ich ſie finde, als unentbehrlichen Stoff nehmen, ohne den mein Innigſtes ſich niemals völlig darſtellen wird. Ich muß ſie in mich aufnehmen, um ſie gelegentlich als Schatten zu meinem Licht aufzuſtellen, um ſie als untergeordnete Töne wiederzugeben, unter denen der Ton meiner Seele um ſo lebendiger hervorſpringt. Das Reine kann ſich nur darſtellen im Unreinen, und verſuchſt Du das Edle zu geben ohne Gemeines, ſo wird es als das Unnatürlichſte, Ungereimteſte daſtehn, weil das Edle ſelber, ſowie es zur Aeußerung kommt, die Farbe des Schickſals trägt, unter dem es entſtand, weil das Schöne, ſowie es ſich in der Wirklichkeit darſtellt, von den Umſtänden, unter denen es hervorgeht, nothwendig eine Form annimmt, die ihm nicht natürlich iſt, und die nur dadurch zur natürlichen Form wird, daß man eben die Umſtände, die ihm nothwendig dieſe Form geben, hinzunimmt."

7. Juli. „Ich hab' viel, ſehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgend einem Menſchen jemals ausſprach, weil nicht alles auszuſprechen iſt, und noch, noch leid ich viel und tief, und dennoch mein' ich, das Beſte was an mir iſt, ſei noch nicht untergegangen. Mein Hyperion (2 Bd.) ſagt: Der echte Schmerz begeiſtert. Wer auf ſein Elend tritt, ſteht höher. Und das iſt herrlich, daß wir erſt im Leiden recht der Seele Freiheit fühlen."

Im Sept. überraſchte ihn Suſettens Gatte in einem platoniſchen Geſpräch; er trieb ihn unter Schlägen aus dem Hauſe. — Halb zerſtört kam er bei einem Freunde in Homburg an. „Die Götter," ſchreibt er 28. Nov. an ſeinen Bruder, „wenn ſie ſchon das Opfer nicht bedürfen, fordern es doch der Ehre wegen... Ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie mannigfaltig, ſeit wir gegen einander ſchweigen, mein Gemüth von den Veränderungen meines Lebens iſt erſchüttert worden... Ich verhüllte mein Leiden mir ſelbſt, und ich hätte manchmal mir die Seele ausweinen müſſen, wenn ich es ausſprechen wollte... Glaub' es meiner Liebe: die Welt zerſtört uns bis auf den Grund, wenn wir jede Beleidigung geradezu ins Herz gehn laſſen, und die Beſten müſſen ſchlechterdings auf irgend eine Art zu Grunde gehn, wenn ſie nicht noch zu rechter Zeit dahin kommen, daß ſie alles, was die Menſchen ihnen aus Nothdurft und Geiſtes- und Herzensſchwäche anthun, in den ruhigen Verſtand aufnehmen ſtatt ins gute Gemüth, das, auch wenn es gekränkt iſt, von ſeiner Großmuth nicht laſſen kann, und den armen Beleidigungen der Menſchen die Ehre widerfahren läßt, ſie hoch zu nehmen." — — —

Im 2. Bd. des Romans, der 1799 erſchien, ſchreibt Diotima an Hyperion: „Unglücklicher hoher Geiſt! ich habe nur zu ſehr Dich gefaßt. O es iſt ſo ganz natürlich, daß Du nimmer lieben willſt, weil Deine größern Wünſche verſchmachten. — Ich wußte es bald, ich konnte Dir nicht alles ſein. Konnt'

ich die Bande der Sterblichkeit Dir löſen? Konnt' ich die Flamme der Bruſt Dir ſtillen, für die kein Quell fließt und kein Weinſtock wächſt? Konnt' ich die Freuden einer Welt in einer Schale Dir reichen? — Das willſt Du. Das bedarfſt Du, und Du kannſt nicht anders. — Die grenzenloſe Unmacht Deiner Zeitgenoſſen hat Dich um Dein Leben gebracht. Wem einmal ſo wie Dir die ganze Seele beleidigt war, der ruht nicht mehr in einzelner Freude! wer ſo wie Du das fade Nichts gefühlt, erholt allein ſich unter Göttern! — Glücklich ſind ſie alle, die Dich nicht verſtehn! Wer Dich verſteht, muß Deine Größe theilen und Deine Verzweiflung."

Was Hyperion verlangte, hatte auch Fauſt verlangt, er war, der gewaltige Menſch, dem Mephiſtopheles in die Hände gefallen und hatte, im Taumel von Begierde zum Genuß, viel Unheil angerichtet. Der Schwache verzehrte ſich mit ſeiner Sehnſucht nur in ſich ſelbſt und träumte von „grenzenloſer Unmacht der Zeitgenoſſen" — in der Blüthe Goethe's und Napoleon's! — —

25. Aug. 1797 reiſte Goethe aus Frankfurt ab, über Darmſtadt und Heidelberg nach Stuttgart, wo er Schiller's alte Freunde, den Bildhauer Dannecker, den Maler Hetſch und den Muſiker Zumſteeg kennen lernte. In Zürich traf er 19. Sept. mit Meyer zuſammen. Lavater, der in Predigt und Schriften gegen den verderblichen Einfluß der Revolution auf die Schweiz wirkte, ſuchte er nicht auf. 3. Oct. war er mit Meyer auf dem Gipfel des St. Gotthardt; die Kriegsunruhen in Italien beſtimmten ihn umzukehren; der Weg ging über den Vierwaldſtädterſee. „Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthard bis zu den herrlichen Kunſtwerken, welche Meyer mitgebracht, führt uns ein labyrinthiſcher Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von intereſſanten Gegenſtänden, welche dies ſonderbare Land enthält." „Dieſe Gegenden, mit freiem, offnem Auge beſchaut, nöthigten meine Einbildungskraft, ſie als eine ungeheure Landſchaft mit Perſonen zu bevölkern, und welche ſtellten ſich ſchneller dar als Tell und ſeine wackern Zeitgenoſſen? Ich erſann hier an Ort und Stelle ein epiſches Gedicht, dem ich um ſo lieber nachhing, als ich wünſchte, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen. Ich bildete Tell als einen koloſſal kräftigen Laſtträger, rohe Thierfelle und ſonſtige Waaren durchs Gebirg herüber und hinüber zu tragen ſein Lebenlang beſchäftigt, und ohne ſich weiter um Herrſchaft noch Knechtſchaft zu kümmern, ſein Gewerbe treibend und die unmittelbarſten perſönlichen Uebel abzuwehren fähig und entſchloſſen. In dieſem Sinn war er den reichern und höhern Landsleuten bekannt, harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Mein Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rückſichtslos auf ihre Zwecke hindrängen, übrigens aber ſich gern bequem finden, deshalb auch leben und leben laſſen, dabei auch humoriſtiſch gelegentlich dies

oder jenes verüben, was entweder gleichgiltig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Man ſieht, daß die Anlage meines Gedichts von beiden Seiten etwas Läßliches hatte und einen gemeſſenen Gang erlaubte, welcher dem epiſchen Gedicht ſo wohl anſteht. Die ältern Schweizer, an Beſitzung, Ehre, Leib und Anſehn verletzt, ſollten das ſittlich Leidenſchaftliche zur innern Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren perſönlich gegen einander zu ſtehn und unmittelbar auf einander zu wirken hatten." — Welch Elend, daß wir um dieſes Gedicht gekommen ſind! Ein mißverſtandener Hellenismus trieb Goethe in die unglückſelige Achilleis.

Noch mitten im Gebirg traf ihn die ſchmerzliche Kunde vom Tod einer geliebten Schülerin, der jungen Schauſpielerin Chriſtiane Neumann-Becker, mit der er, da ſie noch Kind war, den Arthur im König Johann einſtudirt: „liebreiches, ehrenvolles Andenken iſt alles, was wir den Todten zu geben vermögen." So entſtand die wundervolle Viſion „Euphroſyne", an Innigkeit, Gemüthstiefe und zartem poetiſchem Schmelz ſeinen ſchönſten Liedern an die Seite zu ſtellen: ſchade, daß auch hier die helleniſtiſche Gelehrſamkeit zu ſehr in den Vordergrund tritt.

Auch die Nachricht vom Frieden, der 17. Oct. zu Campo Formio abgeſchloſſen wurde, beſtimmten ihn nicht zur Umkehr. In Nürnberg traf er 6. Nov. Knebel, der ſeit längerer Zeit ſich dort aufhielt, in engerem Verkehr mit Ehrhard, den weimarer Verhältniſſen ſehr entfremdet.*) Es hatte auch einen äußern Grund: ſeit einiger Zeit lebte er mit einer Kammerſängerin, Luiſe v. Rudorf, und beſchloß jetzt, ſie zu heirathen. Mit ſeiner Schweſter zerfiel er darüber auf lange Jahre völlig, auch der Herzog war ungehalten,**) doch gab er endlich ſeine Einwilligung und Geld zur Einrichtung, und zu Anfang des nächſten Jahrs ſiedelte ſich das neuvermählte Paar in Ilmenau an. Knebel hatte den Properz überſetzt, zu Herder's Zufriedenheit. A. W. Schlegel zeigte die Ueberſetzung wie auch Herder's „Terpſichore" mit großem Lob

*) „Kant hat geſagt," ſchreibt er 12. Oct. an Böttiger, „es iſt kein abſcheulicher Leben, als unter bloßen Gelehrten. Wir haben dies Dictum in Weimar faſt wahr gemacht, und ob uns gleich die Eitelkeit, bei Hofe was zu gelten, hie und da gefälliger gemacht hat, ſo konnte doch, da dieſer Eitelkeit die Nahrung nach und nach ziemlich benommen wurde, die Sache nicht beſtehn. Nun ſind wir krank, ohne Hilfe und Verein, weder von Oben noch Unten. Mein einziger Wunſch und Bitte zum Himmel iſt, mich unter dieſen Umſtänden nicht in Weimar fortleben zu laſſen."

**) Ein Anderer aus dem Kreiſe, Graf Geßler, brachte aus Italien ein Mädchen mit, die er aber in der Schweiz ließ. Der Herzog ſelbſt begann ſeine Gunſt der Schauſpielerin Jagemann zu ſchenken, die Goethe vor Kurzem in Leipzig geworben hatte.

in der L. Z. an: wegen der letzteren hätte er ſich beinahe ſchon damals (10. Dec.) mit Schütz, dem Herausgeber derſelben, überworfen.

20. Nov. 1797 kam Goethe mit Meyer wieder in Weimar an; ſie hatten die Herausgabe einer Zeitſchrift „Propyläen" verabredet, beſtimmt, Kunſt und Alterthum im Geiſt Winckelmann's zu vertreten; ſie erſchien auch im folgenden Jahre, fand aber wenig Anklang.

Herder ſchloß ſich mit Knebel immer mehr ab: „er iſt," ſchreibt ſeine Frau an Jean Paul, „nun völlig auf ſich ſelbſt reducirt. Er betäubt manche unangenehme Gefühle durch ununterbrochene Arbeit." Jean Paul's verehrende Briefe tröſteten ihn ſehr; auch Jacobi ließ es an guten Zuſprüchen nicht fehlen. Als ihm Herder einen neuen religionsphiloſophiſchen Verſuch „vom Gottes Sohn, der Welt Heiland, nach dem Johannes" überſandt, antwortete er ihm aus Eutin, 4. Oct.: „Manchem hier im Lande war dieſer „Erlöſer" nicht Erlöſer genug ... Bei einigen habe ich es damit gezwungen, daß ich erklärte, in dieſem Buch ſtände mein ganzes Chriſtenthum; ich glaubte von dem A. und N. T. nicht mehr, als darin geſagt wäre ... Den ſtärkſten Eindruck habe ich mit dieſer Erklärung auf die Fürſtin Galizin gemacht ... Sie und einige Andere begreifen nicht, was hindert, daß ich mich taufen laſſe; ich hinwieder begreife nicht ihre Liebhaberei am Untertauchen, wo ſie nicht mehr, weder den Himmel ſelbſt noch ſeine Abſpiegelung erblicken können. Niemand hat einen Gott, ſagte ich zur Fürſtin, und kann einen haben, als der ihn in ſich ſelbſt geboren hat, in deſſen Bruſt Gott erſt Menſch wurde. Das ſchrieb ſie in ihr Taſchenbuch, gewiß um in Ueberlegung zu nehmen, wie ſich dieſer Satz, den ich antikatholiſch geſtellt, auch katholiſch ſtellen ließe. Ich habe die Fürſtin immer ſehr lieb gehabt, aber ich war ihr beinahme fremd geworden wegen des Samens, den ſie vor vier Jahren in Holſtein ausgeſtreut hatte, und den ich bei meiner Ankunft das Jahr darauf in voller Blüthe fand.*) Manches hat ſich ſeitdem gegeben und im Ganzen iſt es leidlicher geworden." — „Das Jahrhundert," erwidert Herder 1. Dec., „iſt in der Kantiſchen Wortgrübelei ertrunken; ein neuer Menſch wird emporkommen und jene Sündfluth wieder verlaufen. — Das iſt ein böſer, böſer Traum geweſen ſeit 1789!"

*) „Wie ich Sie je geliebt habe," ſchreibt er ihr um dieſe Zeit, „liebe ich Sie noch; aber es iſt eine Verwirrung in unſere Sprache gekommen, die meine Zunge bindet." „Les vapeurs sont une chose bien fâcheuse, car elles font voir les choses comme elles sont!"

Herder war 53 J. alt. Der hypochondriſche Mann, der als Jüngling der jungen ahnungsvollen deutſchen Bildung eine Welt halb dämmernder halb funkelnder Ausſichten geöffnet, war in der Form ſeines Geiſtes derſelbe geblieben, und verkannte das Recht ſeiner Zeitgenoſſen, mit dem wachſenden Alter die verbrauchten Schalen ihrer Bildung abzuſtreifen. Die geiſtigen Bedürfniſſe hatten ſich ſeit 27 J. weſentlich geändert. Damals, einer leeren und nüchternen Periode entwachſen, hatte man gleich Kindern nach allem Bunten, Neuen und Glänzenden gehaſcht, in beſtändigem Staunen hatte man ſich in die Fülle der ſchönen Welt vertieft, athemlos jedem fremden Klange gelauſcht, und ſich an der Herrlichkeit geweidet, gleichgültig, ob eins mit dem andern zuſammenhänge. Das war nun anders geworden. Den Reichthum des Daſeins hatte man empfunden, nun begehrte man nach Ordnung und Einheit; wenn ſonſt der Satz des Widerſpruchs alles ausgelöſcht hatte, was über die ganz gemeine Erfahrung hinausging, ſo ſollte er nun der Faden ſein in dem wunderbaren Labyrinth der Stadt Gottes.

Das war der große Sinn der Kantiſchen Philoſophie, das der Sinn von Goethe's Naturſtudien, von den Forſchungen der Philologen und Hiſtoriker.

Der erſte Schritt zum Orientiren iſt Beſchränkung; und trotz des großen Horizonts, den die neue Bildung umfaßte, nimmt man bei ſtrengerer Aufmerkſamkeit, im Verhältniß zu den erſten Verſuchen Herder's, eine gewiſſe Einengung wahr. Herder hatte die Menſchheit als Ganzes zu faſſen geſucht, von den fremdeſten Ahnungen und Träumen des Orients an: das claſſiſche Zeitalter, wie wir es wohl in mehr als einem Sinn nennen dürfen, ſchränkte ſich auf die moderne europäiſche Bildung ein, genauer ausgedrückt, auf die germaniſch-proteſtantiſche Bildung, wie ſie im 16 J. angebahnt war. Was damals in Anregung kam: Urchriſtenthum, Griechenland und Naturwiſſenſchaft, ſpäter durch traurige theologiſche Eintönigkeit verkümmert, wurde nun mit höherem Ernſt wieder in Angriff genommen. Die romaniſch-katholiſche Welt, mehr noch den Orient, ſah man nur jenſeit der Grenze. Jedes der Elemente mühte man ſich zu ergründen, dann aber die Formel zu entdecken, in der ſie zu echter Bildung zuſammenfielen.

Was will das Chriſtenthum? was heißt Glaube? was Sünde? was Erlöſung? — Mit ehrlicherem Eifer hatte ſich noch kein Zeitalter dieſe Fragen vorgelegt. Von dieſer höhern Warte erkennt man die Berechtigung von Männern wie Lavater, Jacobi, Claudius, Hamann; auch die leidenſchaftlichen Angriffe von Goethe und Schiller finden ſo ihren Sinn: ſie wollen nicht zerſtören, ſie wollen begreifen, ihr Groll beginnt, wo die alte Form dem Begriff, dem gebildeten Gefühl ſich entzieht. Kant fand für das Bedürfniß des Zeitalters die rechte Formel: er nahm den vollen Inhalt des proteſtantiſchen

Christenthums in das Reich der Ideen auf, und verwies alle Grübeleien, die dieses Reich überschritten, unter die Chimären. Die alte Wolffische Formel deckte längst den Stoff nicht mehr: in Kant's System, anscheinend von Syllogismus beherrscht, waltet in der That der Geierblick, der tief und unmittelbar in die Sachen sieht.

Auch die Naturwissenschaft ging über den Satz des Widerspruchs hinaus. Der Kampf gegen die supranaturalistischen Wunder dauerte fort, wie ihn denn die Wissenschaft nie aufgeben wird: aber nur um die umwölkten Augen zu öffnen für die Wunder der Nähe, für „die tausend Quellen neben dem Dürstenden in der Wüste". Was Kant 1755 unternommen, kam zu früh, nun tauchten sich alle Denker und Dichter in diesen Ocean, mit Lust und Einsicht sich von ihm tragen zu lassen. Zur Kunst wollte man durch die Natur, zur freien Nachschöpfung durch das Gesetz der wahren Schöpfung. Die Natur ist nicht um eines anderen willen, sondern für sich selbst, und so die Kunst, der reinste Ausdruck der Freiheit. Wenn Kant in den „metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft" die Forschung zu vertiefen, aber zugleich einzudämmen strebt, so hielt dieser Damm nur für eine gewisse Zeit; aber mit dem echten Blick des Genius gab er in der „Kritik der Urtheilskraft" die Formel für die tiefere Einheit von Natur und Kunst. Durch dies Buch wurde nun auch Spinoza in den Hintergrund gedrängt, es wurde das Evangelium der classischen Schule. Die Kunst ist die Blüthe zugleich der Natur und der Gemüthswelt, in ihr finden die beiden scheinbar gespaltenen Sphären ihre Einheit; so lehrten seine begeisterten Jünger.

Für diese Blüthe der Menschheit sollte nun die ideale Form gefunden werden. Wie Luther in halber Selbsttäuschung zum Urchristenthum zurückzukehren glaubte, so die poetischen Neuerer von den verschiedensten Anfängen aus zum reinen Hellenismus. Jetzt erst wirkte Winckelmann als Prophet: Ardinghello 1787, Schiller's Götter Griechenlands 1788, seine Künstler 1789, Goethe's römische Elegien 1790, Urtheilskraft 1790, Anmuth und Würde 1793, Prolegomena 1795, ästhetische Erziehung 1795, Schiller's und Schlegel's hellenistische Studien und Kunstgedichte, bis zu Hermann und Dorothea und Hyperion: die Reihe sagt alles. Es war eine Trunkenheit, aber eine schöne, die besten Hoffnungen der Menschheit wurden wach.

Es war eine schöne, lebensvolle Zeit, diese kurze Blüte des Idealismus. Im Mittelpunkt, die aufstrebende Jugend gewaltsam mit sich fortreißend, zwei große Dichter, deren Geist nur auf das Hohe und Schöne gerichtet war; an sie sich anschließend ein auserwählter Kreis, der jede allgemeine Idee in individuelle Empfindung verwandelte, so daß Goethe mit Recht von seinen Gestalten sagen konnte: „es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte, ich weiß

es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind". Die willkürlichen Schranken verſöhnten ſich in freiem, ſelbſtgeſetztem Maß; der Adel der Empfindung verklärte ſelbſt die Zufälligkeiten der Geſellſchaft. Ganz in griechiſchem Geiſt hatte die ſtarre Sonderung der Wiſſenſchaften aufgehört; ſie erhoben ſich zu individuellem Leben und ſchmiegten ſich der Dichtkunſt an. Die Welt der Erſcheinung wurde überall mit den höchſten Ideen in Verbindung geſetzt, das Zufällige nur angewendet, um die Geſinnung zu veredeln, das Gemüth zu vertiefen, das Reich der Bildung zu erweitern. Die Ideen des Guten und Schönen, durch eine unnatürliche Abſtraction getrennt, fanden ſich wieder; neben dem Ideal wurde der Sinnlichkeit ihr Recht. Was in unaufgelöſten Widerſprüchen zurückblieb, war doch nur die unendliche Sehnſucht nach der verlornen Einheit der menſchlichen Natur. Die Kunſt lernte aus den Alten ſchauen und empfinden, wie man nur in der Jugend der Welt geſchaut und empfunden hatte; mehr an ihnen als an unſern chriſtlichen Vorfahren haben wir unſre Sprache, unſre Empfindung, unſre Wiſſenſchaft, unſre Kunſt aufgerichtet. Wer heute noch die Griechen ſchmähen wollte, ſtriche aus unſerm eignen Leben die ſchönere Hälfte aus.

Dies goldne Zeitalter iſt nur ſcheinbar ein vergangenes. Man iſt zuweilen daran irre geworden: in unſerem Dichten und Trachten nimmt das politiſche und ökonomiſche Intereſſe einen breitern Raum ein, in der Religion hat man andere Pfade geſucht. Zerlegen wir aber die Ideen, die den Kern unſers Glaubens bilden, ſo erkennen wir mit Ueberraſchung, daß ſie mit tauſend Fäden an jenen Idealismus geknüpft ſind, den wir doch zugleich als einen Gegenſatz gegen unſer wirkliches Leben empfinden.

Was war der wahre Inhalt des goldnen Zeitalters? — Es war der Begriff der Humanität, der Glaube an die Wirklichkeit und an die Einheit des Guten und Schönen, die Ueberzeugung, daß die Erde eine Wahrheit iſt, daß die Ideale auf ihr wachſen wie die Blumen des Frühlings, daß der Himmel über ihr ſteht, aber nicht außer ihr; daß die Menſchen, nach Gottes Ebenbild geſchaffen, das Recht und die Fähigkeit haben, das Göttliche aus der eignen Bruſt zu ſchöpfen. Dies war der Glaube, dem unſre Dichter und Denker ein reiches und ſchönes Leben weihten, der ihnen Kraft gab, immer neu zu ſchaffen, der ihr Leben beſeligte und ihre Werke verklärte.

Dieſen Glauben hat man uns zu verkümmern geſucht, man hat, um den Himmel zu bereichern, die Erde wieder arm machen wollen, man hat das Göttliche dem Menſchlichen entgegengeſetzt, den unbekannten Gott in ein unheimliches Dunkel verbannt, und die höchſten, ja die heiligſten Erregungen des Herzens gebrandmarkt. Gegen dieſe Anmaßungen einer lichtſcheuen Zunft iſt ein Rückblick auf die Geſchichte der Goethe'ſchen Zeit die beſte Wehr.

Die ſchöne Literatur des vorigen Jahrhunderts hat unter allen geiſtigen Bewegungen, welche unſer Selbſtgefühl geſteigert haben, den ungeheuern Vorzug, daß ſie vereinigt, ſtatt zu trennen. Und gerade in ihrer Ferne liegt jetzt ihre verſöhnende Kraft. Als Schiller und Goethe noch lebten, gab es im Lager der Heiligen Hader und Zwieſpalt genug; jetzt ſteht uns das ganze Zeitalter wie ein wundervoll einheitliches Gemälde in glänzenden Farben gegenüber. Erſt bei näherem Zuſehn entdeckt man, wie in Griechenland ſelbſt, ſo in dem griechiſchen Nachſommer in Deutſchland den innern Keim des Verderbens.

Um recht ſich anſchaulich zu machen, was Goethe, Schiller und ihren dichteriſchen Zeitgenoſſen bei ihrem griechiſchen Ideal vorſchwebte, nehme man Lehrs' Aufſätze aus dem Alterthum zur Hand. Mit unvollkommner Kenntniß, aber einer glücklichen Divination ausgeſtattet, vertieften jene ſich in einzelne Schöpfungen des Alterthums und lauſchten ihnen Geheimniſſe ab, die manchem wirklichen Gelehrten entgingen. Hier tritt nun ein Gelehrter im ſtrengen Sinn des Worts auf, der aus einer unermeßlichen, ihm ſelbſt freilich noch immer nicht genügenden Fülle des Wiſſens ſchöpft. Was wir am meiſten bei ihm bewundern, iſt nicht ſeine Gelehrſamkeit, ſondern eben jene Kraft der Divination, die unſre claſſiſchen Dichter auszeichnet. Indem er ſich mit einer Andacht, die man wohl fromm nennen darf, in den griechiſchen Vorſtellungskreis vertieft, findet in ſeinem Innern derſelbe Proceß ſtatt, den er ſo ſchön bei den Alten nachweiſt: die Begriffe verwandeln ſich ihm in Anſchauungen, die Anſchauungen in plaſtiſch ausgeführte Geſtalten, man ſieht, wie in dieſem Proceß ſeine ganze Seele thätig iſt, und was bei einem wiſſenſchaftlichen Buch wohl ſelten der Fall ſein mag, man kann ſeine Schrift nicht ohne Rührung aus der Hand legen. Bei dieſer nervöſen Empfänglichkeit, in welcher das griechiſche Leben mit leidenſchaftlicher Erregung nachzittert, kann man die Abneigung gegen eine andere Schule der Philologie, die im Alterthum hauptſächlich das geſchichtliche Leben aufſucht und hiſtoriſch den Untergang jener wundervollen Zauberwelt begreift und rechtfertigt, wohl erklären. Es geht dem geiſtvollen Philologen wie ſeinen Vorgängern, den Dichtern: ihrer vorwiegend äſthetiſchen Empfindungsweiſe iſt das geſchichtliche Leben nicht blos fremd, es iſt ihnen, ohne daß ſie ſich völlig darüber klar werden, verhaßt.

Dieſe Scheu vor dem geſchichtlichen Leben, das freilich in argen Wellen an die friedliche Inſel der reinen Kunſt brandete, war die eine ſchwache Seite des goldnen Zeitalters. Gern ſchlugen ſich die Dichter in ihrem Zaubergarten die verhaßte Wirklichkeit aus dem Sinn, in eine fremde Sphäre wollten ſie ſich zurückziehen, um der Barbarei zu entgehn. Sie iſolirten ſich, und ſchmä-

lerten dadurch nicht blos ihre Wirkung aufs Volk, ſondern ſie entzogen ihrer eignen Poeſie allmälig den Nahrungsſtoff. Fauſt, Iphigenie, Taſſo, Meiſter, das Höchſte, was dieſe Periode erzeugt, faſt ebenbürtig dem Höchſten, was überhaupt geſchaffen worden, war nicht aus dem Herzen des Volks geſtrömt, es waren Werke für eine kleine Zahl Begeiſterter und für die Zukunft. Viel ſchlimmer war es mit jener transcendentalen Dichtung, die ſtatt Begeiſterung zu erregen, die Begeiſterung für die Kunſt zum Gegenſtand nahm, die, um verſtanden zu werden, die Zuhörer in der That hätte in Griechen verwandeln müſſen. Mehr und mehr wurde die freie Kunſt zur bloßen Form, der Stoff ſchien gleichgiltig. Mehr und mehr wandelte ſich die Begeiſterung in unfruchtbare Sehnſucht, in einen neuen Pietismus um.

Das künſtleriſche Ideal war ein ruhendes, gleichſam fertiges; und da nun die Kunſt alle Bildung vertreten ſollte, die Bildung aber im unaufhörlichen Fluß und Fortſchreiten begriffen war, ſo reichten die alten Formen bald nicht mehr aus. Es war natürlich, daß der Horizont ſich wiederum erweiterte, nach den romaniſchen Völkern, dem Orient, dem Mittelalter hin; dieſe Fülle wollte ſich aber weder in die griechiſchen Formen der Dichtkunſt noch in die auf einen andern Stoff berechneten Syſteme des Idealismus fügen, in die ſie gezwängt werden ſollte. Es gab ein Mißverhältniß zwiſchen Form und Inhalt, eine neue Barbarei; und es war ein Glück, daß eine freiere Art gefunden war, deren auch das Werdende ſich bedienen konnte. Der Bildungsroman, in welchem Ironie und Reflexion die künſtleriſche Begeiſterung ergänzte, wurde die leitende Form der neuen, ſentimentalen oder romantiſchen Poeſie.

Der Boden, auf dem unſere Dichter ſtanden, entſprach nicht ihrem großen Wollen und ihrem weiten Horizont. Sie gehörten einem Kleinſtaat an, und nahmen, auch geiſtig, an den kleinen, doch immer ſpießbürgerlichen Verhältniſſen deſſelben theil. Die franzöſiſche Revolution hatte man, wenn auch bange, doch mit dem Behagen des ſichern Kamins aus der Ferne beſchauen können; als nun aber die geſchichtlichen Mächte auch Deutſchland überflutheten, wurde die künſtleriſche Umfriedung zerriſſen, und die Kunſt mußte die Leitung des geiſtigen Lebens der Nation andern Kräften anvertrauen.

16 LUG 1870

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Schmidt, Julian,

Schiller

und seine Zeitgenossen.

2 Thlr.

Geschichte der Romantik.

2 Bände. 3 Thlr.

Weimar und Jena

in den Jahren 1794 — 1806.

1 Thlr. 15 Ngr.

In demſelben Verlage erſchien:

Schmidt, Julian,

Geſchichte

des

geiſtigen Lebens in Deutſchland

von Leibnitz bis auf Leſſing's Tod.

1681 – 1781.

2 Bände oder 8 Lieferungen.

7 Thlr. 20 Ngr.

Geſchichte

der

franzöſiſchen Literatur

ſeit der Revolution.

2 Bände.

5 Thlr. 18 Ngr.

Druck von C. C. Albert in Leipzig.

Digitized by Google